

Frank Kauwertz

Die drei Eisheiligen



Geschichten und Dokumente
wider das Vergessen

„Siegfried, Eugen und Paul
waren immer zusammen,
ein unzertrennliches Kleeblatt.“

Unspektakulär und selbstverständlich ist die Freundschaft der drei jungen Männer. Sie teilen miteinander die täglichen Sorgen um Familie, Arbeit und Existenz ebenso wie die Vergnügungen in ihrer freien Zeit. Eugen ist katholisch, Paul evangelisch und Siegfried jüdisch. Die unterschiedliche Religion trennt sie nicht, sondern ist akzeptierter Teil ihrer Persönlichkeit. Gemeinsam ist ihnen die Hoffnung auf eine positive, selbstbestimmte Zukunft.

Das Leben in Kaldenkirchen verläuft in ruhigen Bahnen und vermittelt ein Gefühl von Frieden und Zusammengehörigkeit. Ein trügerischer Schein, den der aufkommende Schrecken des Nationalsozialismus als brüchig und verräterisch entlarvt. Am Ende steht der Zerfall der Gemeinschaft und eine „judenfreie Stadt“.

Kein Roman, keine wissenschaftliche Forschung – ein Buch des Erinnerns und ein dringender Appell wider das Vergessen. Wie ein Mosaik fügen sich die Lebensgeschichten, Interviews, Fotos und Dokumente ineinander. Sie geben den Blick frei auf das alltägliche Leben in einer ländlichen Kleinstadt bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, offenbaren die schreckliche Spaltung in Parteigänger, Gleichgültige, Täter und Opfer während der NS-Zeit und zeigen die Versäumnisse des Aufarbeitens bis zum heutigen Tag. Das Buch ist aber auch ein Dokument der Menschlichkeit und der hoffnungsvollen Erinnerung an Zivilcourage, Gottvertrauen und wahre Freundschaft.



Frank Kauwertz

Die drei Eisheiligen

Geschichten und Dokumente wider das Vergessen



Schicksale von Bürgern
der israelitischen Gemeinden in
Kaldenkirchen und
Nachbarorten

Umschlagabbildungen

**„Die drei Eiseiligen“, von links Paul Kauwertz, Eugen Küppers
und Siegfried Sanders, am Hariksee 1928.**

„Die drei Eiseiligen“ beim Karneval in Mönchengladbach.

Die drei Eiseiligen: *Geschichten und Dokumente wider das Vergessen ;
Leben und Schicksal von Bürgern der israelitischen Gemeinden in Kaldenkirchen
und Nachbarorten / Frank Kauwertz (HG.).
Erstausgabe 1999, Alano Herodot Verlag Aachen, 3. überarbeitete Auflage 2020.*

© Frank Kauwertz, Nettetal
Redaktion: Daniele Fettweis, Alano Publikationsservice Aachen
Gestaltung: Angelika Ludwig, Scala Design / Ruth Schöpke, Pepperscreen, Aachen
Fotostudio: Faahsen, Nettetal-Hinsbeck
Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Vorwort	
Unsere Bürger aus dem Volk Israel	7
Einleitung	
Wie kann Gott das zulassen?	9
Siegfried Sanders	
Von Kaldenkirchen zum „Golden Gate“	13
Hannchen Küppers	
In den Mühlen des Staatsterrors	99
Roza Zendijk	
Ons achterhuis in Amsterdam	103
Die „verspätete Hochzeitsreise“ von Friedel und Julius Sanders ins Paradies	121
Eric Cohen	
Rettung durch den Kindertransport nach England	129
Else Heymann	
Ich denke jeden Tag an Max und Hedi	141
Ein Kaldenkirchener SS-Mann in Riga	177
Die Familien Gustav Sanders und Simon Harf	183
Die Familien Jacob und Philipp Sanders, Hinsbeck	187
Walter Sanders	
„Facharbeiter“ Nr. 175530 in Buna und Dora	193
Rolf Grunewald	
Zusammenarbeiten für eine bessere Welt	209

Die Familie Alex Bonn	239
Eva Noach, Beer Sheva / Israel	
Mein kurzes Glück mit Hans Bonn	243
Die Familie Jacques Keizer	263
Etty Keizer Dolin, San Francisco / California	
Das Wunder von Theresienstadt	264
Familien der israelitischen Gemeinde in Breyell	289
Kaldenkirchener Bürger erzählen	
„Schön, daß das mal jemand macht“	303
Loyalität im schwarzen Rock	355
Die perfekten Handlanger des Systems	365
Das „Politische Gutachten“	379
Weihnachtsfrieden in der Evakuierung	389
Rückkehr eines „Alten Kämpfers des Nationalsozialismus“ in die Politik	393
Kollektivscham der Christen	399
Siegfried Sanders	
Eine Wunde, die nie verheilt	403
Anhang	409
„Der Stürmer, Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit“	410
Gestapo-Akten Eugen Küppers, Paul Keizer, Ernst Grunewald	420
Akte über die Abberufung des Bürgermeisters von Kaldenkirchen 1944	463
Entnazifizierungs-Akten Dr. Bernhard Pauw, Karl Otten, Peter Heußen, Richard Schmidt, Helmut Faig	468
Liste der NS-Opfer aus unseren jüdischen Gemeinden	509
Übersichtskarte Konzentrations- und Arbeitslager	514
Bild- und Dokumentennachweis	515
Personen- und Sachindex	516
SHALOM – FRIEDEN, Dank des Herausgebers	519

Vorwort

Unsere Bürger aus dem Volk Israel

Diese Dokumentation ist „den drei Eisheiligen“, den Bürgern unserer ehemaligen israelitischen Gemeinden im Raum Nettetal sowie denjenigen gewidmet, für die christliche Nächstenliebe und Menschlichkeit zur Zeit des Nationalsozialismus keine leeren Phrasen bedeuteten. Sie richtet sich gegen das Verschweigen, Vertuschen, Verharmlosen und die Gleichgültigkeit in dieser Stadt.

Was waren das für Menschen in unserer Mitte mit ihrer biblischen Tradition, darunter Kaldenkirchener Originale, die unter den Augen der Christen geächtet und anschließend in Ghettos und Vernichtungslager verschleppt worden sind, um sie in barbarischer Weise zu ermorden?

Siegfried Sanders, Else Heymann, Roza Zendijk, Walter Sanders, Rolf Grunewald, Eric Cohen und Eva Hilde Noach als Überlebende des Massenmordes haben uns ein kostbares Geschenk zur Aufklärung hinterlassen: Geschichten und Schicksale unserer Bürger. Hinzu kommen Berichte weiterer Zeitzeugen, Fotos und Dokumente.

Ich danke an dieser Stelle allen, die zu dieser Dokumentation beigetragen haben.

Die Fotos und Beiträge geben uns einen Einblick in eine andere Welt, die wir für immer verloren haben. Sie vermitteln uns den Hauch der Jahrtausende alten Kultur des Volkes Israel, das Gott zu seinem Volk erkor, des Alten Testaments, der Wurzel unseres christlichen Glaubens.

Begleiten Sie unsere Bürger in die Emigration, die Ghettos und auf ihrem Weg in die Konzentrationslager und erfahren Sie einen Bruchteil des Traumas, von dem die Welt noch in tausend Jahren sprechen wird.

Alles, was unsere Bürger erlebt haben, hat hier vor Ort seinen Anfang genommen. Riga, Theresienstadt und Auschwitz waren der logische Schlußpunkt.

Siegfried Sanders sagte mal in Kalifornien zum Abschied zu mir: „Grüße mir alle, die es wert sind!“ Da hätte ich viel zu tun gehabt, hätte durch die gan-

ze Stadt laufen und, bis auf wenige Ausnahmen, viele Hände schütteln müssen.

Statt dessen lade ich Sie ein, schenken Sie unseren ehemaligen Bürgern Ihr Vertrauen, reichen Sie ihnen selbst die Hand! Erweisen Sie unserem Herrn die Ehre, machen Sie unsere verfolgten und ermordeten Bürger zu Menschen Ihres Herzens!

Januar 2018

Frank Kauwertz

Einleitung

Wie kann Gott das zulassen?

Kaldenkirchen, 30. Januar 1933. Der Bürgermeister und der „SA“-Führer hissen die Hakenkreuzfahne am Rathaus zur großen Feier: Hitler ist neuer Reichskanzler, Kaldenkirchen wird nationalsozialistisch.

Die kleine Stadt an der niederländischen Grenze lebt bis zu diesem Zeitpunkt friedlich dahin. Allmählich ändert sich alles, nicht auf einmal, ganz langsam und langsam, wie mit einer Zange, die immer weiter zugeedrückt und zugeedrückt wird.

In der St. Clemenskirche versammeln sich die Gläubigen Tag für Tag zur Heiligen Messe. Der ehrwürdige Pfarrer scheidet durch seinen Tod Anfang 1938 aus dem Amt. In den Jahren zuvor fährt er noch demonstrativ mit einem sehr guten Bekannten der israelitischen Gemeinde zum Wallfahrtsort Kevelaer. Mit dessen Bruder gibt er das Geld für die Kommunionanzüge bedürftiger Familien.

Das ist so sicher wie das Amen in seiner Kirche: Dieser Seelsorger hat das Herz auf dem richtigen Fleck, er kann die Nazis nicht riechen, aber wer kommt danach?

Draußen, vor den Portalen der beiden Kirchen, macht sich der braune Hakenkreuz-Messias breit. Dieser „unvergleichliche Führer gibt endlich uralter Sehnsucht nach deutscher Einigkeit und Größe Erfüllung“. Er erobert die Herzen vieler im Sturm, „die auch in der Zeit deutschen Niederbruchs über alle Stände, Parteien und Konfessionen hinweg den göttlichen Funken nationaler Begeisterung bewahrten und in einem machtvollen Bekenntnis freudig zu den stürmenden Fahnen des Nationalsozialismus stoßen.“¹

Der „Führer“ beginnt sogleich in tiefer Liebe zu seinem Volk den Kampf für die Wahrheit mit allen Feinden des Volkes. „Der Stürmer“ läßt keinen Zweifel daran, wie er denkt und wo es zukünftig

langgeht. Die passenden Gesetze liefert er aus Nürnberg gleich dazu, schließlich muß alles nach Recht und Ordnung ablaufen.

Viele Bürger sind verwirrt, verunsichert oder geradezu entsetzt: Wem gebührt denn nun das „Heil“? Dem echten Heiland oder diesem neuen Propheten? Wem soll man mehr gehorchen, Gott oder diesen Menschen? Vielleicht verträgt sich ja beides. Eins ist allerdings auffallend: Wer von nun an diesem irdischen Abgott seinen „Deutschen Gruß“ verweigert, läuft Gefahr, von seinen verlängerten Armen auf offener Straße geohrfeigt zu werden.

Unsere Bürger der israelitischen Gemeinde sind freie und gleichberechtigte Bewohner der Stadt. Seit Jahrzehnten sind die Familien mit ihrer Heimat verwachsen, sind allseits geachtet und geschätzt. Jeder kennt jeden, das Verhältnis ist geradezu herzlich. Die Nachbarn, Freunde und Kunden stehen ihnen zur Seite, wo sie können, respektieren ihre Sitten und Bräuche. Besonders die Älteren haben das immer so erlebt, kennen das nicht anders.

Die nationale Saat geht auf, die Geister, die vielen riefen, sind gekommen. Die Angehörigen der neuen „Herrenrasse“ übernehmen endgültig das Regiment: „In Kaldenkirchen grüßt man nur mit Heil Hitler!“

Sie lassen nicht länger mit sich und dem „Führer“ spaßen, wer so naiv ist, das zu glauben, dem wird bald das Lachen vergehen: „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!“

Untermenschen, Volksfeinde, unwertes Leben passen nicht mehr in diese Zeit. Der Volkszorn gegen bestimmte „Parasiten“ der Gesellschaft bricht sich endlich Bahn. Die Synagogengemeinde ist manchen Christen schon lange ein Dorn im Auge: Wer so mit unserem Erlöser umgesprungen ist, hat kein weiteres Recht auf eine Existenz.

In den beiden Kirchen sind die Christen immer noch fromm und inbrünstig in ihr Gebet vertieft. Ab und zu verirrt sich ein Hakenkreuzwimpel in die geheiligten Räume, na ja!

Der pausbäckige, mollige Weihnachtsmann mit dem Rauschebart und der roten Zipfelmütze, der Heiland, der so teilnahmslos am Kreuz hängt, die Jünger und die Heiligen, voll und ganz auf das Leiden unseres Herrn konzentriert, das „Auge Gottes“ über der evangelischen Kanzel, die Madonna mit dem Jesuskind in der Krippe im Stall von Bethlehem: Sie alle merken anscheinend nicht, was da außerhalb dieser Oasen des Friedens vor sich geht. Alles schläft und träumt dahin in himmlischer Ruh'!

Täglich kommt der höchste Repräsentant der Stadt mit Kind und Kegel in die Messe. Er ist ein streng gläubiger, äußerst frommer und praktizierender Katholik. Seine Anwesenheit in der Kirche wirkt beruhigend, schließlich hat er nicht nur das Bürgermeisteramt unter sich, sondern auch die Ortspolizei, da muß ja alles in bester Ordnung sein.

„Christus König?“ Hat die Bibel doch nicht recht? Ist die Botschaft, verglichen mit der Realität, inzwischen ein einziges, großes Mißverständnis? Was muß noch alles passieren, damit die Männer im „schwarzen Rock“, die ihr ganzes Leben ausschließlich diesem Gekreuzigten verschrieben haben, langsam aufwachen und durch SEIN Wort Farbe bekennen?

Draußen ist ein gnadenloser Kampf gegen wehrlose, unschuldige Männer, Frauen und Kinder entbrannt. Unbescholtene Bürger werden bis ins Grab verfolgt, und auch Grabschändungen stören nicht das Bild dieses „göttlichen Funkens nationaler Begeisterung“. Eines Tages wird sogar ein Gotteshaus gestürmt: Gott sei Dank! Wir sind ja nicht betrof-

fen. Es ist nur die Stätte dieser überflüssigen Minderheit.

Was ist das für eine Kraft, das Schweigen der Christen? Ist es wirklich die Angst vor dem neuen System oder der mittelalterliche Geist der Kreuzritter, der Ketzer- und Hexenverbrennung, der katholischen Inquisition oder eine andere abergläubische Schutzmaßnahme zur Abwehr des Leibhaftigen persönlich?

Die Buschhoff-Affäre in Xanten 1893/94 über einen angeblich „jüdischen Ritualmord“ an einem Kind förderte einen bösartigen Antisemitismus am Niederrhein zutage. Brechen nunmehr Jahrhunderte alte Vorurteile, blinder Haß und Fanatismus mit unverminderter Heftigkeit wieder hervor? Sind einige von denen heilfroh, daß diese verhaßten Juden jetzt endlich für immer aus dem Feld geschlagen werden? Bisher waren die ja nicht kaputtzukriegen!

Gott selbst hat dieses Volk für sich erkoren. SEIN Wort, das Alte Testament, ist unsere Wurzel. Aus diesem Volk stammen die Propheten, die Apostel, unser Erlöser und Maria, die von vielen am Niederrhein besonders verehrte Mutter Gottes. Was ist das für eine entsetzliche Verblendung, eine Perversion religiösen Denkens, diese Judenfeindschaft der Kirchen? Was sind das für erbärmliche Scharlatane, die SEINE wunderbare Lehre in jeder Weise so extrem mit Füßen treten?

Da hat ER das Kreuz nach Golgatha getragen, SEIN Blut für uns vergossen, unsere Schuld auf sich genommen, sitzt nun zur Rechten Gottes. Und zum Dank dafür bringen wir SEIN Volk um die Ecke? Wie reimt sich das zusammen? Wer bis heute so skrupellos mit dem Schicksal anderer Ebenbilder Gottes umgeht, dem steht offenbar noch eine der größten Reformationen aller Zeiten ins Haus.

1941/42 endet die „Gastfreundschaft“ der Christen gegenüber ihren „asiatischen Gästen“. Mit Hilfe Gottes hat Moses sie einst aus Ägypten durch das Rote Meer geführt, diesmal bleiben sie bis zum Hals in der „braunen Scheiße“ stecken.²

Die geliebte Heimat ist für sie kein guter Hort mehr. Einer unserer Bürger verabschiedet sich von seinem Nachbarn auf der Steylerstraße: „Wenn es einen Herrgott gibt, dann kommen wir zurück!“

Wer sich nicht aus Gram und Entsetzen noch schnell freiwillig in heimatliche Erde zur ewigen Ruhe bettet, wird abtransportiert, hauptsächlich Frauen, Kinder, ältere Menschen, Kranke. Hinter

ihnen liegt ein Schrecken ohne Ende. Im Osten wartet bereits das „Otterngezücht“ des „Führers“ mit der Devise: „Meine Ehre heißt Treue“. Auf ihren Uniformen und Fahnen tragen sie den Totenkopf, internationales Symbol für Piraterie, Morden, Sengen und Brennen. Das verheißt nichts Gutes für unsere Bürger. Von nun an lauert der Tod auf Schritt und Tritt.

Wie kann Gott das zulassen? Wieso Gott? ER kann nicht sehr begeistert darüber sein, was er da von einem Volk erlebt, das so viele Genies und Weltkulturgüter hervorgebracht hat.

In Riga macht ein Kaldenkirchener von sich reden, der nichts mit den im Ghetto eingesperrten Bürgern aus seiner Heimatstadt am Hut hat. Er steht auf der anderen Seite, bezeichnet sich schlicht als Fahrer, gehört aber in Wirklichkeit zum Sicherheitsdienst der „SS“ und ist ein enger Vertrauter der Lagerkommandanten. Wie klein die Welt doch schon damals war.

In Kaldenkirchen hat er bereits zwei der „drei Eiseiligen“ im Dienste der „Gestapo“ abgeführt. Ein Zeitzeuge erinnert sich: „Das war an und für sich ein ganz netter, ruhiger ‚Vertreter‘, der hat mir das Autofahren beigebracht. Der konnte keiner Fliege was zuleide tun.“

Die Armeen des „Gröfaz“ (größter Feldherr aller Zeiten) fallen ein in viele Länder und holen die Völker „heim ins Reich“. Sie hinterlassen „eine Spur rot von Blut“. Auf den Koppelschlössern der Kampfanzüge steht: „Gott mit uns.“

Wie es scheint, steht ER immer auf der richtigen Seite, denn so lautet SEINE Mission: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Jedenfalls übertreffen die militärischen Erfolge die kühnsten Erwartungen, schon in Frankreich fühlen sich die frisch gebackenen Herrenmenschen wie Gott persönlich.

Im Osten ist die Situation komplizierter. „Hier beginnt der Arsch der Welt.“³ Der „Führer“ plant auf Sicht, dort weiteren Lebensraum für „Arier“ zu schaffen. Aber was passiert mit den minderwertigen Rassen, dem unwerten Leben sowie den unzähligen Volksfeinden aus Deutschland und ganz Europa, die inzwischen durch „Umsiedlungsaktionen“ laufend mit vollgestopften Viehwaggons in den Osten transferiert werden?

Pioniergeist ist gefragt, denn Millionen Menschen bringt man nicht so einfach um die Ecke. Neue Strategien und Techniken müssen her, um die Menschenmassen im Rahmen der „Endlösung“ schnell

und unauffällig ins Jenseits zu befördern.

Ghettos und Konzentrationslager schießen in Osteuropa wie Pilze aus dem Boden, darunter die Ghettos Riga, Warschau, Theresienstadt, Lodz, Izbica sowie die Vernichtungslager Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Belzec, Chelmno, Majdanek, Stutthof, Buchenwald und viele andere mehr.

In Auschwitz sind die ersten Versuche überwältigend. Lagerkommandant Rudolf Höß experimentiert mit Zyklon B, dem Giftgas eines deutschen Unternehmens. Zu den ersten Versuchskaninchen in den Gaskammern gehören russische Kriegsgefangene. Von nun an rauchen die Krematorien der Lager Tag und Nacht, und ein unverkennbarer Gestank steigt zum Himmel: Die industrielle Mordmaschinerie des 20. Jahrhunderts unter deutscher Regie hat begonnen.⁴

Auch für unsere Bürger steht in Auschwitz-Birkenau auf der berüchtigten „Rampe“ und dahinter alles bereit. Deutsche Schäferhunde mit ihren menschlichen Bestien bereiten den Ankömmlingen in den Waggons einen kurzen aber diabolischen Empfang.

1943 kommt Josef Mengele als Lagerarzt nach Auschwitz und spezialisiert sich auf Experimente mit Zwillingen. Lobbericher Zwillinge kommen bereits im Oktober 1942 an, marschieren direkt „ins Gas“ und fallen dem „Todesengel“ nicht mehr in die Finger. Glück gehabt.

Auch eine „verspätete Hochzeitsreise“ von Amsterdam über Westerbork/Holland endet hier. Der Bräutigam hat in Kaldenkirchen noch regelmäßig den katholischen Pfarrer in seinem Auto mit nach Kavelaer genommen. Jetzt verläßt er mit seiner Frau in Auschwitz nach tagelanger Fahrt den Waggon: „Bis hierher hat mich Gott gebracht in seiner großen Güte?“

Einzelne unserer Bürger bleiben verschont, fahren durch das Tor „Arbeit macht frei“. Sie werden nummeriert, präpariert, kahlgeschoren, in Zuchthauskleider gesteckt und erkennen sich Stunden später kaum noch wieder: Ihr Menschsein ist bis auf wenige Ausnahmen für immer beendet.

„Selig sind die Friedfertigen, die Sanftmütigen, die reines Herzens sind, die Leid tragen, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr.“

Unsere Bürger müssen erst durch die Hölle, um in das Paradies einzuziehen.

Die Handlanger des „Führers“ kennen kein Pardon. Jahrelang wurden sie in Deutschland scharf gemacht und über bestimmte Landsleute aufgeklärt: „Das sind keine Menschen!“ Viele von ihnen sind „Persönlichkeiten, denen jede verbrecherische Neigung fernliegt und die nicht aus Lust an Gewalttätigkeiten, sondern nur im Glauben an die verpflichtende Kraft des Befehls handeln“.⁵ Auf diese Weise fällt es leichter, seinen Patriotismus zu beweisen und mit gläubigem Herzen treu zu dienen: „Führer befehl, wir folgen dir!“

Vieles erledigt sich ohnehin von selbst. Ausgemergelte und halb verhungerte wandelnde Leichen in den Lagern lassen erahnen, daß die Rechnung des Systems, „Vernichtung durch Arbeit“, in den meisten Fällen frühzeitig aufgeht.

Einige wenige, darunter auch Bürger unserer Stadt, torkeln den Befreiern der Sowjetischen Armee später entgegen. Sie sind nur noch Haut und Knochen und springen dem Tod kaum noch von der Schippe.

Wo dieses System der siechenden Versklavung nicht greift, herrschen eiserne Gesetze. Ganze Städte und Dörfer werden in Osteuropa durchkämmt, die dabei „aufgebrachten Subjekte“ in Koffergezeugen durch Motorengase erstickt oder an Ort und Stelle, in Reih und Glied, vom Säugling bis zum Greis, per MG oder Genickschuß erledigt. Penibel genau führen die deutschen Helden Buch über jede einzelne Exekution, um der Nachwelt zu beweisen, welche rassistischen Aufräumaktionen hier zum Wohle einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit vollbracht worden sind. Sogar in Kaldenkirchen wird später davon erzählt.

Heute gelangt das alles mehr und mehr ans Licht, wollen uns viele Zeitgenossen die Beteiligung an den gigantischsten Verbrechen aller Zeiten immer noch als „Tapferkeit, Ritterlichkeit und Pflichterfüllung fürs Vaterland“ verkaufen.

Während Kaldenkirchen längst „judenfrei“ ist, verläßt der Käpten das sinkende Schiff. Die Nazis sind kaum an der Macht, da erstattet er Anzeige gegen einen jungen Mann wegen „heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung“, die eine mehrwöchige Gefängnisstrafe und eine „Gestapo-Akte“ für Kaldenkirchen nach sich zieht.

Gegen Ende seiner Amtszeit hat er mit seiner Bürgermeistergattin trotz einer 50-prozentigen Behinderung aus dem Ersten Weltkrieg einen stolzen neunköpfigen, arischen Nachwuchs auf die Beine

gebracht und damit die Wünsche seiner Obrigkeit in idealer Weise erfüllt: „Schenk dem Führer zum Geburtstag ein Kind!“ Jahrelang hat er „fleißig und tüchtig“ mitgespielt. Auch „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“: Einige aus seinem Nachwuchs haben schnell begriffen, was sie den Volksfeinden schuldig sind.

Mit „Dschingderassa Bum“ beim Festzug durch den Ort empfängt er noch 1944 einen Kriegshelden und Ritterkreuzträger der Stadt. Auf einmal kann er die Verantwortung nicht mehr tragen. Schlau wie er ist, hat er inzwischen die Zeichen der Zeit erkannt: Die Alliierten stehen vor der Tür, das Spiel ist aus, rette sich, wer kann.

Kaum haben die amerikanischen und britischen Befreier die Waffen niedergelegt, tritt Erstaunliches zutage: Zur katholischen Beichte hat er sich von 1933 bis 1944 regelmäßig in das „Königreich der Niederlande“ begeben. „Oh Gott, wie kann ich dich vernöken!“

Das verschafft Pluspunkte bei den nun folgenden „Persilschein“-Aktionen im Rahmen der Entnazifizierungs-Reinwäsche des neuen Deutschlands.

Unsere „Anne Frank“ aus Kaldenkirchen ist kein junges Mädchen und hinterläßt auch keine Tagebücher, sie ist eine weise und ehrwürdige alte Dame. Zufällig ist sie durch ihre Schwägerin mit der Mutter von Anne weitläufig verwandt. In Amsterdam ist sie mit ihren Verwandten versteckt, nur wenige Meter von den Franks entfernt.

Ihre „christlichen“ Beschützer, wildfremde Menschen in einer tollen, liberalen Stadt, praktizieren eine andere Auffassung von Nächstenliebe und Dienst am Menschen, als sie das von Kaldenkirchen her gewohnt ist: „Ihr seid uns in der Not auf unserem Lebensweg begegnet, dann muß man das tun. So einfach ist das!“

Vor ihrer Flucht nach Amsterdam werden alle in Deventer gezwungen, den „Judenstern“ zu tragen. Am ersten Schultag gibt sie der Enkelin ihrer verstorbenen Schwester mit auf den Weg: „Sei stolz darauf, Jude zu sein! Du bist ein Kind des auserwählten Volkes!“ Diese wunderbare Frau ist nicht zu beugen in ihrem Stolz, ihrer Würde und ihrem Glauben durch irgendwelche Schergen. Trotz ihres gesegneten Alters gehört sie keineswegs zum „alten Eisen“, spielt eine wichtige Rolle im Psychokampf ums nackte Überleben.

Kurz hinter der Grenze, in Velden und Well, fin-

den 1942 auch Mutter und Sohn aus Kaldenkirchen Unterstützung und Unterschlupf bei holländischen Familien. Der Vater, Zigarrenfabrikant, Sohn einer alten und angesehenen Familie, hat gerade das Zeitliche gesegnet, stand schon mit einem Bein im KZ, war den Strapazen und dem Terror der Verfolgung nicht mehr gewachsen.

Die deutschen Landsleute sind ihnen dicht auf den Fersen, trachten nicht nur nach ihrem letzten Hab und Gut, sondern setzen alles daran, damit auch sie nicht durch die engen Maschen der „Endlösung“ schlüpfen.

Der Aufenthalt in der kleinen Dachkammer nimmt kein Ende, es sind verzweifelte Wochen und Monate. Ein kleines Wunder geschieht: Obwohl eine Rettung unmöglich erscheint, wächst ihr Gottvertrauen durch die täglichen Gebete in dem schwierigsten und kritischsten Kapitel ihres Lebens.

Im Frühjahr 1945 erreicht eine junge Frau Pölitz bei Stettin an der Oder. So weit die Füße tragen, hat sie alles mitgemacht, was mitzumachen geht und ist nach dem Krieg unsere einzige Überlebende von Riga.

Sie stammt aus Aachen und war früher eine adrette, hübsche Dame aus gutem Hause. In den dreißiger Jahren ist sie glücklich verheiratet in Kaldenkirchen und stolze Mutter einer Tochter mit hellblondem, lockigem Haar. Seit 1941 vegetiert sie in verschiedenen deutschen Lagern dahin, fühlt sich wie ein Hund, der Befehle auszuführen hat und noch dazu ständig getreten wird. Im Ghetto sammelt sie ein bißchen altes, trockenes Brot, über das sich ihr Mann bei seiner letzten Visite hermacht.

Gegen Ende des Krieges keimt allmählich so etwas wie Hoffnung und Freude in ihr auf. Sie befindet sich zwar noch dicht bei der Front, aber der Osten Deutschlands wird furchtbar bombardiert, Klaviere und Betten hängen in den Bäumen. Die endlosen Trecks der Flüchtlinge auf dem Weg in den Westen zeigen ihr, die Befreier sind nicht mehr fern.

„Jetzt sollen sie spüren, was ‚Rassenschande‘ ist“, erklärt ihr Retter von der „Roten Armee“. Sie dagegen wird von ihm auf Händen getragen, der Tisch ist reichlich gedeckt: Kaffee und Kuchen, Erdbeeren mit Schlagsahne, gespickter Rehbraten, usw. Manches kommt sofort wieder raus, denn sie ist nichts Gutes mehr gewöhnt, bei ihren Landsleuten gab es nur Wassersuppen und vergammelten Dreck.

Die Zeit bei den Russen wird sie nie vergessen: „Das war für mich wie ein Märchen, das sage ich

immer wieder.“ Sie ist ein „Vorbild für die Menschheit“ und besitzt, wie auch unsere anderen überlebenden Bürger, ein sicheres Gespür für Aufrichtigkeit oder Falschheit, denn eins hat sie gelernt: „Ich liebe Blumen, ich liebe Tiere, aber bei den Menschen bin ich vorsichtig!“

Einmarsch in ein KZ in Thüringen Ende Januar 1945. Die Szene gleicht mehr einem Kannibaldorf aus längst vergangener Zeit oder einem Tanzplatz von Vampiren, als der Produktionsstätte einer zivilisierten Gesellschaft. Nicht umsonst wird das Lager später von überlebenden Zwangsarbeitern „la mangeuse d’hommes“ (die Menschenfresserin) genannt. Ist „Auschwitz“, wo der 19-jährige junge Mann aus Lobberich gerade herkommt, noch steigerungsfähig?

In den unterirdischen Stollen werden die neuen Wunderwaffen hergestellt, auf die viele im Deutschen Volk so sehnsüchtig warten, um das Ruder doch noch für den Endsieg heranzureißen. Damit die Motivation der Zwangsarbeiter nicht unter den Nullpunkt sinkt, hängt unter der Decke ein Galgen, an dem laufend acht abschreckende Beispiele gleichzeitig demonstriert werden. „Die Menschenfresserin saugt das Blut ihrer Opfer bis zum letzten Tropfen aus“, das Krematorium kann die Verbren-

nung der Toten nicht mehr bewältigen.⁶

Einer der ehrgeizigen Wissenschaftler, Angehöriger der „SS“, sein Name paßt gut zu den „Braunen“, macht nach dem Krieg ungebrochene Karriere: Die Amerikaner feiern ihn und fliegen mit ihm zum Mond.

Der junge Mann dagegen kehrt still und leise nach Lobberich zurück, ist bis heute in dieser Stadt der einzige Bürger unserer früheren israelitischen Gemeinden und trägt als einziger den Namen einer ehemals angesehenen und verzweigten Familie. Er arbeitet mit Freuden, lebt weiter mit den Bürgern zusammen, empfindet keinen Haß, fast könnte man meinen, als sei nichts geschehen. Seine Einstellung ist „christlicher“ als die der Christen, die seinem Schicksal im Grunde mit Gleichgültigkeit begegnen. Was für ein Mensch!

„Die drei Eiseiligen“ geraten schon früh ins Fadenkreuz des nationalsozialistischen Pöbels. Sie haben ein anderes Verständnis von Deutschtum, Patriotismus und Menschlichkeit als viele ihrer Mitbürger. Ihre Freundschaft wird auf eine harte Bewährungsprobe gestellt, jedoch ist sie trotz unterschiedlicher Religionszugehörigkeit alles andere als auf Sand gebaut.

Siegfried entkommt 1939 in die Karibik, Paul

schlägt sich so durch, Eugen macht Bekanntschaft mit der „Gestapo“ und landet an der Front in Rußland und Ungarn. Im Frühjahr 1944 scheint das Kriegsende für Eugen greifbar nahe. Er schickt eine Reihe von Briefen aus dem Osten nach Kaldenkirchen. Sie geben Zeugnis von Sorge, Hoffnung und Vertrauen, seiner großen Sehnsucht nach Frieden, der Familie und einem Neuaufbau der Existenz. Im Geiste ziehen in der Fremde die Bilder seiner Frau Hanne und der beiden kleinen Töchter Ursula und Gisela an ihm vorüber, Gedichte vor dem Tannenbaum Weihnachten 1943, Eiersuchen Ostern 1944.

„Du weißt doch, daß ich so sehr an den Kindern hänge ... vergeß Euren Herrgott nicht, der stets treu für uns gesorgt hat ... sag der lieben Ulla, Papa hört immer, wenn sie so lieb betet. Du glaubst nicht, wie gut mir das tut. Wenn ich wieder zu Hause bin, will ich mit ihr beten, denn nur das kann uns noch retten.“

Gott blickt in sein Herz und erkennt einen liebevollen und gottesfürchtigen Gerechten. Einen solchen Mann kann er in seinem Reich gebrauchen.

1. Auszug aus der Ansprache des Kaldenkirchener Bürgermeisters im Juli 1935 zur Einweihung der Jahnkampfbahn (Seite 366).

2. Aus Zitaten von Siegfried Sanders, Else Heymann und Walter Sanders.

3. Das Foto aus einem Familienalbum zeigt die Überquerung eines Grabens durch zwei Fahrzeuge der Wehrmacht auf der Strecke Leningrad-Moskau, genannt „Rollbahn“, während des Krieges. Rechts von der Brücke steht ein Schild mit der Aufschrift: Hier beginnt der Arsch der Welt.

4. Der langjährige Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz, Rudolf Höß, wurde am 16. April 1947 durch Tod am Strang in Auschwitz hingerichtet. Sechs Tage zuvor war er wieder in die katholische Kirche eingetreten. Ein polnischer Jesuitenpater nahm ihm die Beichte ab. „Das war ein schweres Ringen. Doch ich habe meinen Glauben an den Herrgott wiedergefunden“, schreibt er am 11. April im Abschiedsbrief an seine Frau. (21. Februar 1999, WaS, Hans-Jochen Jaschke).

5. Strafsenat Oberlandesgericht Düsseldorf vom 18. November 1948 bezüglich diverser Revisionen Kaldenkirchener Angeklagter im Zusammenhang mit der Zerstörung der Synagoge und Teilnahme an „Judenaktionen“ (siehe Seite 341).

6. KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, 99734 Nordhausen.

Siegfried Sanders, Oakland/California

Von Kaldenkirchen zum „Golden Gate“

Ich möchte einiges aus meinem Leben erzählen, besonders von der Jugendzeit, meiner Familie, unserer israelitischen Gemeinde und der ganzen Freundschaft zwischen Paul Kauwertz, Eugen Küppers und mir aus dem alten Kaldenkirchen.

ten. (Heute Bahnhofstraße 76). Bis zum Bau der Synagoge 1873 war hier das Gebetshaus der israelitischen Gemeinde. Später hat mein Onkel das Haus umgebaut, die neue Front machen und den Kuhkopf oben anbringen lassen, der heute noch zu

Devries und Sanders, zwei ehrenwerte Familien

Meine Brüder Albert (1896), Julius (1898), Jakob (1900) und ich (1903) wurden in den ersten Häusern auf der um 1900 bezeichneten Bahn- oder Bahnhofstraße/Ecke Rathausgasse geboren. Beide Häuser zusammen waren mütterlicherseits das Großelternhaus Devries, in dem auch mein Onkel Simon Devries mit seiner Frau Johanna und Jahre später Abraham Cohen mit seiner Familie wohn-

sehen ist. Die rechte Seite war eine Zeitlang an Jacques Keizer vermietet, der dort ein Schuhgeschäft führte.

Ich entsinne mich noch gut, gegenüber auf dem Kirchplatz stand eine Pumpe. Linker Hand war das Haus von Klempner Ernst Briese. Zu der Zeit fuhren noch keine Motorfahrzeuge, war alles frei. Ich wohnte bei Devries, und vor dem Haus haben Rütten



Siegfried Sanders, 1987. (1)

Franz, Opdenplatz Konrad und ich als kleine „Knöpp“ von drei Jahren uns in die Arme genommen, geschunkelt und gesungen: „Trinke wer noch en Dröppke, drinke wer noch en Dröppke, uut dat kleene Henkelstöppke. Oh, Susanna, wie is dat Leeeben doch so schön.“ Oder: „Alle Kinder schreien, alle Kinder schreien, nur die von Devries und Anstötz nicht.“ Die hatten nämlich keine Kinder.

Die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Sanders und Devries waren auf den ersten Blick etwas verwirrend. Meine Mutter hat mir das oft erklärt, warum die Verwandtschaft so eng war. Ahnen unserer Familie waren Benjamin Sanders aus Breyell und sein Sohn Samuel (1730-1813) mit seiner Frau Gertrud Isaac. Ihr Sohn Salomon, geboren 1768 in Kaldenkirchen, heiratete Rachel Lion aus Vierlingsbeek bei Boxmeer/Holland. Er starb am 18. Juli 1822 im Alter von 54 Jahren und hinterließ fünf oder sechs Kinder, von denen die Linien Sanders abstammen in Kaldenkirchen, Lobberich, Bracht, Hinsbeck, Straelen, Dülken, darunter auch mein Großvater Benjamin Isaac und mein Vater Simon. Mein Großvater mütterlicherseits, Abraham Devries (1800-1885), kam als Geselle von Uedem nach



Ecke links, das Doppelhaus Devries (Defries), in dem auch Abraham Cohen wohnte, rechts Anstötz und Briese, im Eingang der Metzgerei stehen möglicherweise Simon und Johanna Devries, nach 1905. (2)

Kaldenkirchen und heiratete in erster Ehe Rachel, die Witwe von Salomon Sanders, die erheblich älter war als er. Ihre Kinder aus erster Ehe waren dadurch seine Stiefkinder und nicht mit ihm blutsverwandt. Nach 25 Jahren starb seine erste Frau, und er heiratete in zweiter Ehe die Nichte seiner Frau, Rebekka Lion, ebenfalls aus Vierlingsbeek. Diese Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, die Jüngste war meine Mutter.

Abraham Devries hatte schon im vergangenen Jahrhundert die beste Rinds-Metzgerei in der ganzen Gegend. Früher lieh er Anfang der Woche Geld bei Kauwertz, um Vieh zu kaufen, hat dann geschlachtet, das Fleisch verkauft und die Schulden sofort zurückbezahlt. Die verkauften kein Schweinefleisch, sondern nur Rind-, Kalb- oder Hammelfleisch. Dagegen haben die anderen Metzger meistens Schweine gehabt, mit einer Ausnahme, Siemes, die beste Metzgerei für Schweinefleisch auf der Hochstraße. Devries lieferten Fleisch überall in die Umgebung, obwohl sie keine Pferdekutsche besaßen. Zu der Zeit war es üblich, große Hunde vor eine Karre zu spannen, und so zog dann Tante Billa (Sybilla), die älteste Schwester meiner Mutter, in jungen Jahren mit einem Knecht und einer Hundekarre zu Fuß überallhin zu den Bauern, bis nach Lobberich, um das Fleisch zu liefern.

Es gab viele arme jüdische Leute, die gingen von Ort zu Ort und verkauften Gebetbücher, Kerzen für die Feiertage oder andere Kleinigkeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wie der alte Jakob Hoffstadt später auch. Jede Woche, erzählte meine Mutter, kamen mindestens zwei oder drei

Die waren alle klein und unbedeutend, hatten meist viele Kinder, wie das früher häufig war, sonst hatten sie neben ihrem Brassel wohl nichts anderes zu tun. Meine Großeltern haben sie beköstigt, sie haben da gewohnt, und sonntags zogen sie weiter, zum Teil bis nach Holland. Einer bestellte meiner Mutter immer Grüße aus Beugen bei Boxmeer, nachdem Tante Billa dort verheiratet war, aber dann kam sie dahinter, daß er in Wirklichkeit nie da gewesen war. Hat aber immer Grüße bestellt.

Dann erzählte die Mutter: Ihre Mutter Rebekka hatte ein wunderbares Essen gekocht mit grünen und weißen Bohnen. Und da war mal ein anderer, der war unersättlich und sagte zu ihr: „Das schmeckt so gut, so gut, was geben Sie mir, dann ess' ich alles auf?“ Die Großmutter war entrüstet: „Bist du meschugge (verrückt), du ‚Schaute‘ (Verrückter), das muß für uns alle reichen!“ Wenn ihr das manchmal zuviel wurde, war sie böse und machte ihrem Mann Vorwürfe: „Du versündigst dich an deinen eigenen Kindern, die haben gar nichts, und alles geht weg.“ Daraufhin antwortete mein Großvater: „Ich kenne keinen Unterschied, ob die essen mit mir, oder ich esse mit ihnen.“

Der alte Devries hat für alle Kinder gesorgt, für die eigenen wie für die Kinder Sanders, er hat keinen im Stich gelassen. Auch als deren Nachkommen später verheiratet waren und zum Teil auswärts wohnten, zum Beispiel in der Aachener Gegend, kamen die immer wieder zu Besuch nach Kaldenkirchen und Lobberich und auch zu uns. Er hat alles abgegeben und war im Grunde immer für andere da. Als Onkel Simon und meine Mutter das

Geschäft übernommen hatten, sagte er eines Tages zu meiner Mutter: „Jetzt kann ich Geld zählen, jetzt muß ich sterben.“

Meine Mutter Wilhelmina, Tochter von Abraham und Rebekka Devries, die jeder Minchen oder Mina nannte, war eine echte Kaldenkirchenerin. Sie war über Jahrzehnte voll mit der Stadt verwachsen, kannte jeden und wußte über alles genau Bescheid mit allen Einzelheiten und Namen. Am 9. Mai 1866 wurde sie hier geboren, im gleichen Jahr, in dem die Preussisch-Niederländische Verbindungsbahn zum ersten Mal die Strecke Gladbach – Venlo und den neuen Bahnhof in Betrieb nahm. Als Kind hatte sie 1873 die Feier zur Einweihung der neuen Kaldenkirchener Synagoge miterlebt. Ein großer Festzug bewegte sich damals vom bisherigen Gebetshaus am Kirchplatz zum neuen Gotteshaus in der Synagogenstraße.

In der Schule war sie eine erstklassige Schülerin. Sie kannte viele Gedichte, und wenn diese bei Feierlichkeiten aufgesagt werden mußten, wurde meine Mutter dafür auserwählt. Etwa 1883, als junges Mädels im Alter von 17 Jahren, kam sie regelmäßig zur neunzigjährigen Frau von der Kühlen in der Nachbarschaft, die meist oben am Fenster saß (später Gaststätte Boussellot). Sie besuchte die alte Frau insofern, als es früher in Kaldenkirchen üblich war, sich Anfang der Woche bei den einzelnen Kunden Aufträge zu holen, um planen zu können, was geschlachtet werden mußte.

Eines Tages sagte Frau von der Kühlen zu ihr: „Minchen, der alte Rennefeld hat ein Schild im Fenster, geh mal rüber und sag mir, was da drauf steht.“ Meine Mutter hat das treu ausgeführt, ist zu dem Schreibwarengeschäft im Kirchendreieck gegenüber gegangen, hat das Plakat im Fenster gelesen und von da ab nie mehr vergessen: „Die Alten ehre stets, du bleibst nicht ewig Kind, sie waren wie du bist, und du wirst, wie sie sind.“

Die alte Frau kannte den Text ganz genau. Sie wollte meiner Mutter sagen: „Du bist jetzt jung und hübsch, aber du wirst mal so sein wie ich! Also denk dran!“

In unserer Metzgerei und dem Haushalt mit der großen Wäsche war sie früher ständig voll beschäftigt, dazu besorgte sie die Abrechnungen, führte die Bücher und machte vieles andere mehr. Sie war die Seele der Familie, und trotz ihres Fleißes und ihrer Intelligenz blieb sie einfach und bescheiden, schnitt nie auf und protzte nie. Eigentlich war sie das Ge-



Das Doppelhaus nach dem Umbau, auf dem Schaufenster steht „Simon Defries“, über dem Fenster rechts „Jac. Keizer“. (3)



Wilhelmina (Mina) Sanders, geb. Devries, 1866-1959,
Aufnahme um 1884 im Alter von 18 Jahren. (4)



Charlotte Sanders, geb. Neumann aus Roermond, 1823-1918,
Ehefrau von Benjamin Isaac Sanders, 1811-1913. (5)

geheil von meinem Vater. Geriet dieser manchmal außer sich vor Zorn und wurde ausfallend, sagte sie: „Und was er denkt, ist Schrecken, und was er spricht, ist Wut.“ Ich glaube, das ist von Schiller. Das sagte sie dann ganz ruhig und sachlich.

Meine Eltern hatten ein sehr gutes Verhältnis zueinander und in Wirklichkeit keinen echten Streit, auch wenn es mal Meinungsverschiedenheiten gab und sie sich dann etwas „kabelten“. Die Mutter sagte nie etwas Schlechtes über andere Leute, im Gegensatz zu meinem Vater und uns Kindern. Wir tratschten schon mal dies und jenes, und wenn ihr das nicht gefiel, unterbrach sie uns mit den Worten: „Ach, man kann nie wissen, ob das tatsächlich so stimmt!“ Meine Mutter war wirklich eine seltene Frau in ihrer Art, sie freute sich immer, wenn es anderen gutging. Sie hatte so viel natürliche Lebensweisheit, die sie in vielen Sprüchen auszudrücken pflegte. Bestimmt stammten die meisten Sachen nicht von ihr selbst, aber sie hatte sie im Kopf und lebte damit. Sie sprach bildhaft, aber kurz und bündig. Zu jeder Sache hatte sie irgend etwas, was wirklich zutraf, immer das richtige Wort am rechten Platz.

Meine Großeltern Sanders, Benjamin und Charlotte, wohnten früher auf der Kehrstraße/Ecke Friedrichstraße, und zwar in der Nähe der früheren Schmiede und Schlosserei Leven. Da müssen sie ein kleines Häuschen gehabt haben. Der Großvater hatte auch eigenes Vieh, aber er handelte mehr damit.

Mein Vater Simon Sanders wurde 1862 in Kaldenkirchen geboren und war zu Lebzeiten ein stolzer und ehrenwerter Mann, unheimlich stark und hart wie Eisen. Die waren so patriotisch früher, so „bekloppt“, mein Vater auch, das kann ich gar nicht sagen. Dabei gab es schon zur Kaiserzeit so viel Antisemitismus, das glaubt man kaum. Mein Vater ist nicht mehr im Ersten Weltkrieg einberufen worden, dazu war er zu alt. Aber vor der Jahrhundertwende diente er drei Jahre in Jüllich bei der Feldartillerie.

Er ist mit Robert, dem Bruder von Elias Grunewald, der zur gleichen Zeit Soldat war wie er, vom Militär zurückgekommen. Sie saßen in der Wirtschaft, es wurde gebechert, und einige zogen auch über die „Juden“ her. Die beiden hörten sich das an, bis es meinem Vater auf einmal zu bunt wurde und er seinem Freund das Kommando gab: „Ich zähle jetzt bis drei, dann nimmst du einen von den

Ständern, ich nehme den anderen, und dann schlagen wir den ganzen Laden kurz und klein.“ Früher gab es in den Wirtschaften hohe Ständer, auf die die großen Streichholzdosen gelegt wurden. Und plötzlich sind sie aufgesprungen, haben alle Leute rausgeschlagen und die ganze Kneipe in Stücke gehauen, das war so schlimm in Kaldenkirchen

Jedenfalls erzählte mein Vater noch Jahre später: „Nachdem uns bewußt geworden war, was wir angerichtet hatten, haben wir uns schnurstracks über die Grenze nach Holland abgesetzt. Wir wußten gar nicht mehr, was wir tun sollten. Auf jeden Fall hatten wir doch nachher überhaupt kein Geld mehr, und schließlich mußten wir irgendwann auch wieder nach Haus.“

Die alten Grunewalds, Salomon und Frederike, wohnten im vorigen Jahrhundert auf der Stey-

lerstraße, ein Haus hinter Edling. Abends spät machten sich mein Vater und Robert auf, zurück über die Grenze und schlichen hinten herum ins Haus. Der alte Grunewald war zwar kein richtiger Anwalt, aber er war kolossal gescheit und hatte das Gesetz im Kopf.

Na, kurz und gut, nun waren sie wieder da, und der Alte sagte zu den Jungen: „Erzählt mir mal genau, was vorgefallen ist.“ Daraufhin schilderten sie ihm den Hergang: Daß sie beide provoziert und von einigen in der Wirtschaft abfällig als „schlappe Jüdde“ und anderes mehr bezeichnet worden waren.

Salomon Grunewald sagte: „Bleibt ruhig hier, ich werde euch schon vertreten. Unser Kaiser Wilhelm kann keine schlappen Soldaten gebrauchen. Schließlich seid ihr drei Jahre Soldat gewesen.“ Es



Simon Sanders im Garten des Geschäfts Hochstraße 5, um 1929. (6)

hat dann einen Prozeß gegeben, in dem sie beide freigekommen sind.

Mein Vater wurde schon mal öfter beleidigt und hat sich sehr oft mit den Leuten herumgeschlagen und nicht zu knapp. Der Sattler Schmitz hat ihn mal bis aufs Blut gereizt: Er wäre kein richtiger Soldat gewesen, sondern hätte nur Küchendienst geschoben, mit solchen Sachen hat er ihn runtergemacht. Daraufhin hat mein Vater ihn dreimal so furchtbar geschlagen und ich glaube sogar durchs Fenster geschmissen. Der hat lange gelegen. Das Ende vom Lied war, als es ihm wieder besser ging und alles gut und vorbei war, kam er eines Tages zu meinem Vater und sagte, er habe gehört, daß mein Vater ein neues Pferdegeschirr haben müsse, er würde ihm eins fertigen zum halben Preis. Das weiß ich noch ganz genau.

Der Vater war ein tüchtiger Viehhändler und Metzger, sehr geschickt, aber als Kaufmann hatte er absolut keine Schulung. Früher fuhr er mit der Bahn immer in der 4. Klasse, wo es nur Sitzplätze an den Seiten gab und die Leute in der Mitte während der ganzen Fahrt stehen mußten. Eines Tages fragte ich ihn: „Das kann ich aber nicht verstehen, warum fährst du eigentlich immer nur 4. Klasse?“ Da hat er mir zur Antwort gegeben: „Weil es keine 5. Klasse gibt.“

Die Metzgerei Devries wurde nach dem Tod des Großvaters hauptsächlich von meiner Mutter und ihrem Bruder Simon weitergeführt, als dieser noch nicht verheiratet war. Nach der Hochzeit meiner Eltern 1894 zog auch mein Vater in das Haus. Meine Mutter hatte aus dem Geschäft schon etwa 2.000 Taler gespart, dagegen kam mein Vater vom Militär und hatte gar nichts. Er betrieb mit meinem Onkel ein bißchen Viehhandel, bis sie eines Tages Krach kriegten.

Mein Vater hatte weiter auf Leuth zu ein Stück Land gekauft, und als Nelessen kurz darauf auf dem Gelände an der Landstraße einen Ringofen bauen wollte, verkaufte er das Stück sogleich wieder. Er war ein junger Kerl, und durch den Handel verdiente er sofort über 7.000 Mark, damals ein Heiden-geld. Als sein Schwager die Hälfte von dem Betrag einforderte, obwohl er erst nicht mitmachen wollte, konnten sie sich nicht einigen und gingen auseinander. Danach beschloß mein Vater: „Ich mache mich selbständig.“

Beginn einer langen Freundschaft

Im Jahre 1906 baute mein Vater das Haus Nr. 53 auf der Bahnhofstraße mit einem separaten Schlachthaus hinter dem Hof zum Festpreis von 10.000 Mark durch Baumeister Jakob Schmitz. Et- was später hat dann Sanitätsrat Dr. Hermann Lueb sein Haus links daneben gebaut.

Der Garten hinter dem Kauwertz-Haus war in drei Ziergärten mit einzelnen Obstbäumen geteilt: Das erste Stück gehörte Johanna, das zweite Hedwig und das dritte Paul. Es war fabelhaft.

Das große Haus schräg gegenüber von uns gehörte Weber, die alte Post haben sie immer gesagt.



Links Metzgerei Simon Sanders, Raggendorf, de Gans, Schlieker, Küppers. Rechts Thelen, Weber, Dr. Hild, I.L. Terstappen. (7)

Nach unserem Umzug in das neue Haus lernte ich Paul kennen, wir waren damals etwa drei Jahre alt. Von da an sind wir eben Freunde geblieben, unsere Freundschaft wurde mit den Jahren immer fester. Wir waren Spielgefährten, gingen zusammen zur Schule, und es war eigentlich eine herrliche Zeit.

Pauls Mutter Ida war eine wunderbare Dame, ich seh' sie noch vor mir, war das eine gute Frau. Die wußte gar nicht, wie sie uns verwöhnen sollte. Es gab kein Spielzeug zur damaligen Zeit, das Paul nicht hatte. Auch mit Hedwig und Johanna, seinen Geschwistern, hab' ich mich gut verstanden. Hanna hat als Kind Daumen gelutscht und Hedwig war ein bißchen „Harke“.

Die Treppe im Haus Kauwertz, Bahnhofstraße 45, diente uns als Rutschbahn. Wie oft sind wir auf dem Geländer runtergerutscht. Bei Pauls Mutter konnten wir alles machen. Wir wollten auch mal Fallschirm springen, wie in dem Film „Das fliegende Klassenzimmer“. Ich seh' uns noch oben mit einem Regenschirm am offenen Fenster stehen. Das muß man sich mal vorstellen.

Oben auf dem Dach, ganz hoch, war eine Laufstiege, und eines Tages sind Paul und ich bei Weber über die Treppe nach oben geschlichen, durch eine Luke auf das Dach geklettert und haben uns dann in luftiger Höhe auf das Laufbrett gesetzt.

Unsere Väter haben von diesen gefährlichen Burschenstreichen nie was erfahren, aber wir fanden da nichts bei und haben uns da oft niedergelassen auf dem hohen Haus, wo ansonsten nur die Dohlen in den Schornsteinen nisteten.

Es gab in meiner Kindheit noch keine Elektrizität. In unserem neuen Haus hatten wir einen Gasanschluß vom Gaswerk. Die Strümpfe für die Gaslampen bekamen wir bei Wolters oder Briese. Vor der Zeit gab es nur Petroleumlampen. Bald darauf wurde die erste Telefonleitung nach Kaldenkirchen verlegt. Auch wir bekamen ein Telefon mit der Nummer 94 und gehörten damit zu den ersten.

Die Großmutter Charlotte Sanders wohnte zu der Zeit bei meinem Onkel Samuel in Straelen und war mal zu Besuch, was selten vorkam. Da kam ein Telefongespräch von Dr. med. Schrömbgens, der



Paul, Siegfried (huckepack), Willi Lueb, Konrad Opdenplatz, Karl Dahmen, Heyer. (8)



Eugen und Günther (vermutlich Montel), um 1908, „Herrn Eugen Küppers Kaldenkirchen Friedrichstr. 19, 1000 herzliche Grüße aus der Ferne !!!“. (9)

V.I. Willi Lueb, Paul, Siegfried, Kälberweide um 1913, das Foto wurde aufgenommen und entwickelt von Hedwig Kauwertz. (10)





„Herzliche Grüße von der Grenzstation Kaldenkirchen“, Stempel 13. Januar 1919, Marselle Vital, armee Belge d'occupation 4e Zone (belgische Besatzungszone). (11)

sich in Berlin aufhielt und meiner Mutter eine Bestellung durchgab. Denen ging es gut, die haben doch „Lestomac“ hergestellt, einen Magenbitter, Konkurrenz zum „Underberg“. Ich glaube, die hatten eine Drogerie in Berlin, und scheinbar war ein Sohn da. Schrömbgens war ein Witzbold. Oft bestellte er das Rauchfleisch schriftlich und schrieb dann: „An den Hoflieferanten in Kaldenkirchen.“ Damit war meine Mutter gemeint.

Jedenfalls, nachdem das Gespräch beendet war, sagte meine Mutter zu ihrer Schwiegermutter: „Ich habe gerade mit Berlin gesprochen.“ Meine Großmutter war eine stolze Person, sie konnte das mit dem Telefon überhaupt nicht begreifen und hat nur geantwortet: „Du meinst wohl, ich wäre verkintscht?“

Simon de Wijze, ein Vetter aus Boxmeer, wohnte 1907 bis 1909 etwa zwei Jahre bei uns in Kaldenkirchen und ging in Venlo zur Schule. So brauchte er nicht täglich von Boxmeer mit dem Zug zu fahren. Zu der Zeit war der „Hauptmann von Köpenick“ aus Berlin die Geschichte. Der Schuster Wilhelm Voigt hatte im Oktober 1907, als Hauptmann verkleidet, den Bürgermeister von Köpenick verhaftet und die Stadtkasse „beschlagnahmt“. Nachdem man Voigt schließlich in Holland festgenommen hatte, kam er per Bahn nach Kaldenkirchen und wurde von hier weiter abgeführt. Alle Züge mußten damals in Kaldenkirchen wegen der Grenze halten.

An dem Tag war alles abgesperrt. Bürgermeister Moritz Peters und die Beamten waren am Bahn-

hof, und keiner durfte vorbei. Der Zug von Venlo lief ein, und keiner durfte raus. Mein Vetter „Simke“ war klein, aber er kam sich stark vor. Er störte sich nicht daran und ging trotzdem durch. Daraufhin verpaßte Peters ihm eine schallende Ohrfeige und war so böse auf den kleinen Knirps, der sich seinen Anordnungen widersetzt hatte.

Unsere Schulzeit in Kaldenkirchen, Dülken und Viersen

1909 wurden Paul und ich zusammen eingeschult. Mein ältester Bruder Albert, der schon aus der Schule war, brachte uns am ersten Schultag hin. Zu unserer Zeit hatte jeder seinen Tornister und eine Schiefertafel mit Schwamm und Griffel. Paul und ich gingen beide zur evangelischen Volksschule, wo ich auch am christlichen Religionsunterricht teilnahm. „Das schadet dir nichts“, hatte die Mutter längst erkannt.

Mittwochs nachmittags war keine Schule, und ein jüdischer Lehrer kam aus Dülken, der uns Unterricht in unserer Religion und hebräischer Sprache und Schrift erteilte. So lernte ich das eine wie das andere kennen.

Auf der Straße sangen wir Kinder: „Adelheid hätt Supp jekoak, de janze weak van eene Knoak.“ Adelheid Sanders war die Frau von Salomon Sanders, und beide waren die Eltern von Julchen (Hoffstadt), Bernhard, Gustav, Bertha (Lion), den Hinsbeckern

Jacob und Philipp und den übrigen fünf Geschwistern.

In der Mittagszeit, auf dem Weg zur Schule, brachte ich das Fleisch zu den Kunden, darunter auch Zillessen und Kaftan. Gott, haben die Leute alle sparsam gelebt, schließlich hatten sie so viele Kinder. Die alte Frau Kaftan war eine Freundin von Tante Billa, sie besuchte meine Tante später schon mal in Beugen/Holland, als sie dort verheiratet war.

Wie meine Mutter mir erzählte, hat mein Urgroßvater Sanders Geschäfte gemacht mit dem Grafen von Schaesberg auf Schloß Krickenbeck. Zu der Zeit, Ende 1700 oder Anfang 1800, wurden hier und da die ersten Schulen gegründet, das war noch nicht überall verbreitet. Daraufhin hat der Graf sich ihm gegenüber geäußert: „Ja, das ist aber ein Schaden, das ist schlimm, jetzt werden die Kinder gebildet und aufgeklärt!“ Die Bauern hatten doch alle gepachtet von ihm. Alles gehörte dem Grafen, das ganze Land.

Der „Alte Fritz“, der alte König, wollte die Kinder von der Straße haben und hat dafür gesorgt, daß sie zur Schule gingen. Später hieß es bei uns: „Der Alte Fritz will König sein und weiß noch nicht zu dieser Frist, daß mittwochs keine Schule ist.“

Das Königshaus wurde immer hochgehalten, war immer die Hauptsache und spielte eine große Rolle. Der „Alte Fritz“ und die späteren Kaiser entstammten alle derselben Linie aus dem Hause Hohenzollern. Sehr beliebt war Kaiser Friedrich, also der Vater von Kaiser Wilhelm, aber der war nur 99 Tage im Amt, wurde schwer krank und ist früh gestorben. Auch Kaiser Wilhelm, sein Sohn, war sehr beliebt. Unter Bismarck ist er Kaiser geworden, und 1870 hatten sie doch den großen Krieg gegen Frankreich.

Also, so war das damals. Wir hatten vaterländischen Unterricht, wo man uns all diese Geschichten beibrachte. An Kaiser Wilhelms Geburtstag war immer eine große Feier, auf der wir sangen: „Der Kaiser ist ein lieber Mann, der wohnt in Berlin, und wär' es nicht so weit von hier, so ging' ich heut' noch hin.“ Wir haben im Leben nie gewußt, daß Kaiser Wilhelm II. einen kürzeren Arm hatte. Das



2. Reihe kniend, v.l. 5. Paul, 6. Siegfried, 2. Reihe von oben, v.l. 5. Eugen, vorne liegend r. Karl Edling,
 2. Reihe v.l. Rektor Kremer, Konrektor Fenneker, Rektor Klein-Schmeink, unbekannt, Lehrer Welters
 Hans Zahren, Brühl, Walter Dahmen, Willi Lueb, Krambrökers, Stickelbroek, Münter, Heinz Hinssen, Jupp Delissen,
 Hermann Abelen, Ferdinand Nothen, Theodor Kaftan, Willi Wienen, Willi Küppers, Willi Maaßen, Günther Zillessen,
 Bernhard Dahmen, Wilhelm Kaftan, Otto Beck. (12)

durfte keiner sagen, so was gehörte nicht unters gemeine Volk.

Wir hatten mal in Kaldenkirchen einen Zigarrenmacher, ein kleines Kerlchen, Küppers hat er geheißten, der kleine Küppers. Jedenfalls, Kaiser Wilhelm war dauernd auf Reisen, man wunderte oder belustigte sich über seine Reisewut. In der Wirtschaft sprachen sie mal über den Kaiser, da machte Küppers nur die Bemerkung: „Wo fahren wir morgen hin?“ Daraufhin haben sie ihn sogleich wegen Majestätsbeleidigung verhaftet und eingelocht!

Ich erinnere mich noch gut, daß meine Mutter von einem spektakulären Kriminalfall gegen Ende des 19. Jahrhunderts erzählte, der seinerzeit enormes Aufsehen erregte. Wilhelm Kauwertz junior, der älteste Bruder von Hermann und Paul senior, hatte

1892 als Schöffe an einem Prozeß in Kleve gegen einen Angeklagten Adolf Buschhoff und seine Familie teilgenommen, nachdem in Xanten ein Kind mit durchschnittener Kehle aufgefunden worden war.

Buschhoff, bis dahin geachteter und geschätzter Bürger Xantens, wurde über Nacht des „jüdischen Ritualmordes“ an dem Nachbarjungen beschuldigt und in einer landesweiten, beispiellosen Hetzkampagne als Täter abgestempelt. Die antijüdische Stimmungsmache der Kirche, Presse und konservativer Kreise bis ins Abgeordnetenhaus des preußischen Landtags löste eine verheerende Welle von Antisemitismus aus, so daß mein Onkel Devries in Weeze sein Geschäft bis zum Prozeßende kaum noch aufrechterhalten konnte. Buschhoff wurde

durch Anwalt Fleischhauer vertreten. Über den Prozeß ist viel geschrieben worden.

Nach der Urteilsverkündung kam Wilhelm Kauwertz sofort zu meinen Eltern und berichtete: „Buschhoff ist nicht freigesprochen worden wegen Mangels an Beweisen, sondern wegen erwiesener Unschuld!“ Als der katholische Bischof kurz darauf nach Kaldenkirchen kam, hieß es in unserer Gemeinde: Die Katholiken haben Bischofsfeiern, wir haben Buschhoff-Feier!

Schöffe konnte nur sein, wer der höchsten Klasse angehörte. Besonders bei der Wahl gab es drei Klassen, die erste hatte mehr Stimmen als die anderen. Dadurch hatten gewisse Kreise in der Kaiserzeit größeren Einfluß bei der Verabschiedung von Gesetzen. Die konnten durchdrücken, was sie woll-



Siegfried mit Schülmütze der Rektorschule während der Ferien in Boxmeer/Holland, um 1916/17 nach der „Barmitzwe“, der Anzug Marke „Kübler“ ist von Dahmen, die Schuhe stammen aus Holland. (13)



„Herzlichen Glückwunsch zu Deiner Konfirmation 1. Januar 1916“, Geschenk von Bernhard Dahmen zur „Barmitzwe“, Ölbild von Frau Dahmen, Bauernhaus am Bruch auf dem Wege vom Königsbach zum Allenhof. (14)

ten. Das wurde abgeschafft durch die Einführung der Republik.

Ein andermal ist meine Mutter zu Wilhelm Kauwertz gegangen, um einen Streit mit meinem Vater aus der Welt zu schaffen. Er war Schiedsmann, und mein Vater konnte sich nicht dazu durchringen, selbst zu gehen, dazu war ihm die Sache zu peinlich. Schließlich faßte die Mutter sich ein Herz und nahm das in die Hand. Wilhelm Kauwertz war natürlich sehr überrascht und hat ihr dann zur Antwort gegeben: „Schlimm genug, wenn die Frauen sich für ihre Männer entschuldigen müssen.“

1913 kamen wir zur Rektoratschule, Sexta, Quinta und Quarta. Dort gab es den Rektor Klein-Schmeink und Konrektor Fenneker. Zum Mathematikunterricht kam der Rektor der katholischen Volksschule Kremer rüber. Wegen seiner schwarzen Haare haben wir ihn den „Schwarzen“ genannt. Kurz und gut, in der Regel war alles in bester Ordnung. Wir mußten von fünf bis sieben Uhr zu Hause bleiben und unsere Studien machen. Die Lehrer patrouillierten durch die Stadt, um aufzupassen, daß die Kinder nicht auf der Straße spielten. Wie es denn so kommen mußte: Paul und ich waren mal etwas nach fünf Uhr draußen und Konrektor Fenneker, in meinen Augen ein Sadist, entdeckte uns. Am nächsten Tag wurden wir gleich vorgenommen, ob wir unsere Schularbeiten auch gründlich gemacht und gelernt hatten. Vor lauter Aufregung

konnten wir selbstverständlich nicht die richtigen Antworten geben, und so wurden wir von jedem Lehrer bestraft und mit Stöcken auf die Hände geschlagen. Es war furchtbar, so daß wir nachher Blasen und Striemen an den Händen hatten.

Querelen mit anderen, meist katholischen Schülern, kamen immer wieder vor, wir jüdischen Kinder gingen doch zur evangelischen Volksschule. Die Katholiken haben die Evangelischen „Moeppe“ genannt. Umgekehrt sagten die Evangelischen: „Wenn das Geld im Kasten klingelt, die Seele in den Himmel springt.“ Das hat Pauls Vater oft gesagt, das war so gang und gäbe. Das sollte bedeuten: Mit Geld kannst du alles machen. „Jüd“ haben sie schon mal öfter gerufen, ja doch. Aber da hat man nichts drum gegeben. Manchmal haben wir uns gegenseitig ein bißchen „gekloppt“, und dann war wieder Schluß und Freundschaft.

War ein Mitglied unserer Gemeinde gestorben, hieß es schon mal: „Wenn der Jude stirbt, dann wird er die Treppe runtergeschmissen.“ Oder Kinder sangen auf der Straße: „Eins, zwei, drei, ne Jüd kapott, steck'em e'ne joldene Penning in de Fott.“ Ich meine, so dreckige Ausdrücke kamen nur davon, daß den Kinder solche Sachen zu Hause beigebracht wurden.

Sonst, im allgemeinen, war alles wunderbar, Differenzen gab es kaum, wir hatten eine verhältnismäßig gute Zeit. So ging es weiter, an jedem Tag

war im Grunde genommen immer dasselbe. Kaldenkirchen lebte im größten Einvernehmen. Es gab kein Hassen und kein Brassel, alle Leute waren freundlich. Jeder hat sich gefreut mit dem anderen, keine Gehässigkeiten.

Der Erste Weltkrieg brach im August 1914 aus, und kurz darauf wurde der Schulunterricht in Kaldenkirchen schon brenzlich. Der Lehrer der Rektoratschule wurde eingezogen, und wir hatten meistens keine Schule. Die Lehrer kamen teils von auswärts, ein Professor sogar aus Düsseldorf, aber die Züge kamen nie pünktlich an, und wir saßen da alleine. Bis wir dann 1916 zur Schule nach Dülken bzw. Viersen gingen. Paul entschied sich für die Realschule in Dülken, was viel gescheiter war, denn er wollte vom Latein nichts wissen, sondern nur Englisch und Französisch lernen. Ich kam in die Untertertia zum Viersener Gymnasium, und das Latein hat mir sehr viel Schwierigkeiten gemacht.

Jedenfalls blieb unsere Freundschaft bestehen, und wir fuhren jeden Morgen um sieben Uhr mit dem Zug zur Schule. Während des Krieges war es nicht mehr so einfach. Durch die Kohleknappheit hatten die Lokomotiven nicht genug Dampf, die überfüllten Züge Verspätung, und wir kamen zu spät zur Schule. Am Lernen hatten wir ohnehin kein großes Interesse, und wie wir Jungs damals waren, blieben wir erst im Wartesaal sitzen, und wenn wir zur Schule kamen, war der Unterricht schon bald

vorbei, konnten wir wieder nach Hause fahren.

In der Schule wurden wir mit Suppen verpflegt. Die Schüler, die ihre Löffel zur Schule mitbrachten, nannten wir „Löffelkompanie“. Die Klassen waren zum Teil mit 60 Schülern überfüllt. Ernst Levy aus Breyell, ein Bruder von Hermann in New York, war ein sehr guter Schüler, dagegen kam ich überhaupt nicht zurecht. Von denen, die nach Viersen gingen und dort das Examen machen sollten, fielen die meisten durch. Die Zeugnisse waren allgemein sehr schlecht, nur wenige schafften es.

So ging das Tag für Tag, mittags wurde dann zu Hause Fußball gespielt, ich trug meinen Gebetschal unter der Jacke. Da waren die Zeiten anders, da gab es noch keine Fußballschuhe. Wir spielten mit einfachen Holzklumpen, wo nur ein Riemen drüber war, und wenn wir richtig unter den Ball bolzten, flogen die Klumpen weg.

Gespielt wurde auf der Wallstraße. Wir hatten natürlich keinen richtigen Fußball, sondern waren froh, wenn wir mit einem Tennisball spielen konnten, der am Tennisplatz über den Zaun geflogen war. Das war schon was Besonderes. Es gab so viele Kinder in der Nachbarschaft. Alle „Blagen“ kamen dahin, rannten hinter dem kleinen Ball her und machten natürlich einen Heidenlärm.

Zeitweilig fuhr ich sonntags noch mit dem Zug nach Dülken zum Religionsunterricht in der dortigen, viel größeren Synagoge an der Bahnhofstraße.

Die „Barmitzwe“ (Bar Mizwa – Sohn der Pflicht) bekommt jedes Kind in der Regel ein bis zwei Wochen nach seinem 13. Geburtstag. Sie ist vergleichbar mit der Kommunion oder Konfirmation und bedeutet nach unserer Religion: Du gehörst zu den Alten, hast von nun an Rechte und Pflichten in der Gemeinde und bist als volljähriges Mitglied selbst verantwortlich für dein Leben, deine Gebete und deine Sünden. Bei meiner „Barmitzwe“ am 1. Januar 1916 wurde ich in der Synagoge zum Altar geführt, wo ich einen Abschnitt aus der „Thora“ vorlas, was wegen der hebräischen Schrift keine leichte Prozedur war. Elias Grunewald, der damalige Vorsteher, hatte die Gewohnheit, sich daneben zu stellen und mitzulesen. Nachdem er das auch bei mir versuchte, habe ich solange gewartet, bis er aufhörte. Da hatte ich schon meinen dicken Kopf. Anschließend habe ich vor der Gemeinde gesagt: „Jetzt gehör' ich zu euch.“

Wegen des Krieges waren die Grenzen besetzt und

alles gesperrt. Die Züge verkehrten nicht mehr mit Holland, und unsere holländischen Verwandten konnten uns nicht besuchen, worüber ich damals sehr traurig war. Meine Tante Johanna Devries schenkte mir damals Serviettenhalter mit meinen Insignien S.S., die ich heute noch besitze. Zu der Zeit hat noch keiner im Traum an die andere „SS“ gedacht.

„Soldatenleben, das heißt lustig sein!“

Als der Krieg ausbrach, waren viele Leute froh darüber, schon die Mobilmachung war wie eine Siegesfeier. „Viel Feind, viel Ehr“, hieß es, als die Kriegserklärungen der anderen Länder eintrafen. Die Männer meldeten sich freiwillig und zogen mit Begeisterung in den Kampf: War das ein Hallodria. Pauls Vetter Wilhelm, Sohn von Hermann Kauwertz, und mein Vetter Isidor Sanders, welche auch Freunde waren, wurden eingezogen, ins Feld geschickt und zwar nach Belgien in die Ypern-Gegend. Wilhelm Kauwertz ist sofort gefallen, und mein Vetter Isidor wurde schwer verwundet.

Direkt nach der Mobilmachung, kann ich mich noch entsinnen, haben sie die Steylerstraße am Hauptzollamt mit Karren von den Landwirten verbarradiert, als stünde der Feind schon vor den Toren der Stadt.

In Kaldenkirchen hat eine Kompanie vom „Landsturm“ gelegen, die Soldaten kamen bei Privatleuten oder in einer Fabrik unter. Bei uns war ein Leutnant Sträffing einquartiert und ein Hirsch aus Kempen, Mitglied der israelitischen Gemeinde. Hirsch hatte in Kempen eine Metzgerei und war in Kaldenkirchen bei der Grenzwaache. Weil der nur „koscher“ aß, besorgte meine Mutter extra ein Töpfchen, und ich brachte das Essen zur Grenze, wenn er Wache stand. Entweder ging ich zu Fuß oder nahm das Rad, die Vennstraße runter, weit durch den Wald, wo er postiert war. Als die Kompanie größer wurde, haben sie selbst geschlachtet.

Meine Brüder waren alle Soldat im Ersten Weltkrieg, auch Emil Simon, Ernst und Sigmund Grunewald. Abraham Cohen hat den ganzen Krieg mitgemacht und war bis zum Schluß in Frankreich. Nur Paul und ich waren noch zu jung.

Julius war gerade zur Ausbildung bei unseren Verwandten in Holland, als seine Einberufung bei uns

eintraf. Die Mutter informierte ihn sofort und hatte nicht eher Ruhe, bis daß er nach Deutschland zurückgekehrt war, um bei der Infanterie zu dienen. Auch Albert war bei der Infanterie, und zwar mit Matthias Thelen, die waren immer zusammen. Beide waren mit der Truppe auf dem Balkan und Albert schrieb regelmäßig Feldpostkarten nach Hause: „Schickt Geld“, daran kann ich mich noch

gut entsinnen. Der war immer knapp bei Kasse.

Jakob war bei der Fußartillerie, die auf der Festung Koblenz-Ehrenbreitstein stationiert war, Leutnant Sträffing hat ihn noch dort besucht. Die Stiefel, die er trug, waren schwerer als der ganze Kerl. Er war doch ein „Schnösel“ von 18 Jahren, muß man bedenken, als sie ihn einzogen. Kurz vor Kriegsende 1918 kam er auf einmal vom Militär in Koblenz nach Hause, die Mutter war ganz erstaunt. Er hatte einen Urlaubsschein, auf dem stand: Wegen Heirat seiner Schwester. Das mußte er sich auf dem Bürgermeisteramt bescheinigen lassen, ich weiß nicht, wer das dann gemacht hat. Sicher hat Jakob gedacht, der Krieg sei bald zu Ende. Jedenfalls, die Mutter war so aufgeregt und befürchtete, er könne noch im Gefängnis landen. Sie war immer ängstlich in der Beziehung, daß ja keiner von uns mit dem Gesetz in Konflikt geriet.

Übrigens, vor dem Ersten Weltkrieg gab es keine Grenzausweise, da konntest du über die Grenze gehen, wie du wolltest, so wie das jetzt auch wieder ist, das war alles frei. Erst durch den Krieg wurden die Grenzen vollständig gesperrt und später, nach dem Krieg, gab es Grenzkarten, spezielle Ausweise für 15 Kilometer Entfernung auf jeder Seite der Grenze. Oder du mußtest einen Reisepaß haben, wie auch die Ausländer. Also hatten wir eine Grenzkarte und den Paß, um nach Holland zu gehen. Ansonsten war alles gesperrt, lief nichts mehr.

Wider Erwarten zog sich der Krieg hin. Ich weiß wohl, daß wir oft auf der Erde gelegen haben, um zu hören, ob wir Kanonenschüsse wahrnehmen konnten, primitiv! Auf einmal hörte man von angeblichen Siegen, das ging von Ohr zu Ohr. Wir haben dann lauter Siege gemacht und Siege gefeiert, und wenn die Siegesmeldungen kamen, sind wir alle zusammen in die St. Clemens-Kirche ge-



„Alles lauscht den Kriegsgeschichten, Die Held Krause kann berichten, Lauscht voll Spannung und verwundert, Wie mit wen'gen Mann fast hundert, Tommies er 'mal überraschte, Als die Band' grad' Pudding naschte. Ja, der Pudding war vorzüglich! Krause schnalzt und lacht vergnüglich; Alle lachen mit ergötzt, Nur das Fräulein ist entsetzt.“ Feldpost-Stempel 10.2.1918, Grüße aus dem Ersten Weltkrieg an Frau Ww. Peter Fonk, Hochstraße 13. (15)



„Im Felde d. 2.8.1916“, Grußkarte nach glücklicher Ankunft in Frankreich. (16)

rannt und haben die Glocken geläutet und geläutet. Die Kirche war doch auf, und dann hingen wir an den Glocken. Die kleine Glocke haben sie genannt „de Klimp“, und bei den schweren Glocken wurden wir von den Seilen mit hochgezogen.

Genau wie ich gesagt habe, das waren wir Jungen. Da haben wir nicht lange gefragt: „Dürfen wir das?“ Da sind wir reingelaufen, das war wie selbstverständlich.

Dann kamen all die Nachrichten von den Gefallenen und Verwundeten, die Hungertage, der Krieg dauerte so lange, und die Zeiten wurden immer schlechter. Viele Leute wußten nicht mehr, was sie kochen sollten, es gab so gut wie nichts zu essen, nicht mal Kartoffeln oder Steckrüben, höchstens

mal Brennesselgemüse, und alles fiel bald um vor Hunger. Bekleidung konnte man nicht kaufen, alles ging auf Bezugsscheine, die man am Bürgermeisteramt holen mußte. Später stand alles in der Reihe, um überhaupt irgend etwas auf „Bonds“, wie man hier in Amerika sagt, zu bekommen, Fleisch, etwas Butter oder Kunstthonig. Wir mußten nach der Schule im Garten helfen oder Papiersammeln und ähnliche Sachen verrichten. Es war furchtbar.

Da wir aber an der Grenze wohnten, wurde viel geschmuggelt, alle haben sich daran beteiligt in Kaldenkirchen, wenn es irgendwie möglich war, schließlich war jede normale Regel außer Kraft. Sollten sie die Kinder verhungern lassen? Holland

hatte doch alles, und so war in Kaldenkirchen immer etwas mehr zu haben. Die Leute wußten nicht mehr, wo sie dran waren, aber sie waren sich wenigstens alle einig, daß man durchhalten mußte.

Im Karnevalsverein hielt Otten Karl mal eine Büttenrede, in der ging es um einen Zöllner Strauß, ein ganz kleines Kerlchen, der lief immer so stolz herum. In dem Refrain hieß es: „Er hatte eine Kanone im Futteral, das war Strauß, der kleine General.“

Der Zollbeamte Strauß war damals einer der höchsten Beamten beim Zoll. Eines Tages erstattete er Anzeige gegen meinen Vater wegen „Konterbande“. Zunächst ist mein Vater bestraft worden mit 20.000 Mark, er habe Kühe geschmuggelt aus Holland. Das war zu der Zeit unheimlich viel Geld.

Im Krieg hatte man meinen Vater als Vertrauensmann der Regierung eingesetzt, er mußte alles Vieh beschlagnahmen und abliefern, das von Holland über die Grenze reingeschmuggelt wurde. Es gab ja nichts in Deutschland damals. „Konterbande“ war die Bezeichnung dafür, daß das Vieh nicht illegal ins Land kommen durfte.

Strauß behauptete in seiner Anzeige, mein Vater habe das Vieh hinter dem Rücken der Einkaufsgesellschaft weiterverkauft, folglich veruntreut. Jedenfalls war das eine große Geschichte. Darüber war eine Berufungsverhandlung in Krefeld, und mein Vater hatte einen Justizrat, der dann in seinem Plädoyer zu dem Ergebnis kam: „Und wenn es Konterbande gewesen wäre, dann hätte Sanders noch das Recht gehabt, das Vieh abzunehmen, weil er Vertrauensmann war von der Regierung.“ Bürgermeister Peters war noch als Zeuge geladen worden. Mein Vater wurde anschließend vollständig freigesprochen.

Bürgermeister Moritz Peters war in Kaldenkirchen sehr beliebt. In der schweren Kriegszeit, als es so wenig gab, kam er mal zu uns und stand in der Küche, die wir hinten in den Hof neben die Waschküche verlegt hatten.

Zu der Zeit bekam jeder an Zuteilung nur ein Viertelpfund Fleisch die Woche. Wir hatten selbstverständlich mehr, mein Vater hat schon mal öfter mit einem Metzger vom Landsturm „schwarz“ geschlachtet, in einem Schuppen auf unseren Weiden gegenüber dem Gaswerk.

Peters kam, schaute sich um und meinte: „Na, hier riecht es aber nach mehr, als einem Viertelpfund Fleisch!“ Seit der Zeit hat er immer Fleisch



**Der frühere Bürgermeister der Stadt Kaldenkirchen
Moritz Peters
wird am 1. Februar siebzig Jahre alt**

Nachdem Bürgermeister i. R. Peters-Lobberich seit 1890 mit Energie und Latkraft die beiden Landgemeinden Amern St. Anton und Amern St. Georg geleitet hatte, wurde er am 8. Mai 1899 als Bürgermeister der Stadt Kaldenkirchen (RhL) eingeführt. 24 Jahre lang hat er in Frieden, Krieg und Besatzungszeit an der Spitze der Stadt Kaldenkirchen gestanden, bis er am 31. Januar 1923, also vor genau 10 Jahren, in den wohlverdienten Ruhestand trat. Seine Werke tragen noch heute reichlich Segen.

Er schuf schon in der Vorkriegszeit vorbildliche Schulgebäude, eine Badeanstalt, eine Stadt Sparkasse, ein Kriegerdenkmal, sorgte für den Rathausumbau, für gute Straßen und Chaussees, für die für die „Tonwareindustrie so unentbehrliche Kleinbahn Kaldenkirchen-Bracht-Brüggen, Erweiterung des Gaswerkes, Bau eines Wasserwerkes mit Turm. Durch seine dauernde Fürsorge für den Ausbau des Verkehrsnetzes förderte er die aufstrebende Tonwaren- und Zigarrenindustrie. Trotz aller dieser Maßnahmen war keine sparsame Finanzwirtschaft für die weitere Umgebung vorbildlich.

Seit Jahrzehnten war Bürgermeister M. Peters ein eifriger Förderer des Feuerlöschwesens. Seit 1912 ist

Peters ununterbrochen Kreisbrandmeister und 1. Vorsitzender des Kreisfeuerwehrverbandes des Kreises Kempen-Krefeld. Seit 1901 war er Oberbrandmeister der Stadt. Freiw. Feuerwehr Kaldenkirchen, zuletzt deren Branddirektor.

Ehrenamtlich war er bis zu seiner Pensionierung Königl. Grenzkommissar, in dessen Eigenschaft er sich besonders während des Krieges für den Staat verdient gemacht hat.

Mehrere Orden und Ehrenzeichen, u. a. das Verdienstkreuz für Kriegshilfe sind Peters verliehen worden. —

Erwähnenswert ist noch, daß Bürgermeister i. R. Peters das einzige noch lebende Kind des Komponisten der beiden volkstümlichen Lieder

„Strömt herbei, ihr Völkercharen“
„Ihr mögt den Rhein, den stolzen preisen“
..... o grüß dich Gott, Westfalenland“.

des im Jahre 1820 in Breyell geborenen und 1870 in Köln verstorbenen Musikdirektors Johann Peters ist.



*An der Grenze von Deutsch-Niederland
Hält **Bernhard***) treu die Wacht fürs Vaterland;*

*Schmaggler und Einkäufer hält er fern,
Hübsche Mädchen sieht er gern.*

**) Bernhard hat unter drei Kaiser gedient, besitzt viele Orden und Ehrenzeichen und lebt als Generalissimus nach der Pensionierung in seiner Vaterstadt Kaldenkirchen a. d. holl. Grenze.*

Bernhard Sanders, genannt „Pinnes“.

„Die Jungs, die ihm nachliefen, haben immer gesungen: Oh, Bernhard trek die Kaar, die rappelt so wunderbar, do bruks net te deue, se löp von alleen, över die harte Steen.“ (Elisabeth Backes, Fritz Müller, Lydia Ginditzki) (18)

nebenbei gekriegt und hat von da an nichts mehr gerochen. Für Essen hat man damals alles gegeben.

Auch Bernhard Sanders, ein Vetter meines Vaters, hatten sie noch drei Jahre zum Soldaten gemacht. Der war bei der Infanterie in Köln und hat angeblich dort zu einem Unteroffizier gesagt, er solle mal sein Gewehr festhalten, er müsse mal austreten. Der hat ihn daraufhin so gepeinigt, an den Ohren gezogen und ihm bald ein Ohr abgerissen. Bernhard hatte einen Onkel in Mülheim, der war ziemlich einflußreich und hat dann „Palaver“ gemacht. Er hat viel „Jedöns“ gehabt beim Militär.

Die Verwandten von Bernhard waren furchtbar böse auf Giskes, als der später die Fotografie ge-

macht hat. Bernhard war doch nicht „ganz dabei“, und da haben sie ihn aufgemacht als „Pinnes“, mit Kindergewehr und Klumpen an. Er wohnte bei seiner Schwester Frieda Simon. Das war zu der Zeit, als nach dem Krieg all die Aufkäufer nach Kaldenkirchen kamen, über die Grenze gingen, einkauften oder schmuggelten und wieder zurückführten.

Eigentlich hat er sich nichts weiter daraus gemacht, daß die Leute „Pinnes“ zu ihm sagten. Peters hat ihn mal auf der Straße getroffen und begrüßt: „Hallo Pinnes, wie geht es dir?“ Darauf war Bernhard entrüstet: „Das will ich Ihnen sagen, Herr Bürgermeister, von Ihnen hätt' ich das nicht erwar-

tet.“ Bernhard wäre in Ordnung gewesen, aber nun war er doch eingeschneppelt wegen „Pinnes“. Peters hat das nicht böse gemeint, aber er hat ihm das so gesagt.

Sally Sanders aus Lobberich, der Vater von Walter, war ebenfalls im Ersten Weltkrieg Soldat. Eines Tages hieß es: „Sally ist gefallen!“ Offenbar hatten sie ihn irrtümlich für tot erklärt und eine entsprechende Nachricht an seine Angehörigen geschickt. Als er unversehrt wieder nach Hause kam, ahnte er wohl kaum, was er mit seiner Familie in der Hitlerzeit bis zu ihrer Ermordung in Konzentrationslagern würde durchmachen müssen: „Der Dank des Vaterlands ist dir gewiß!“

Unsere Verwandten in Weeze und Boxmeer

Ich weiß noch, als kleine Burschen sind wir oft nach Weeze in Ferien gegangen. Am liebsten gingen wir zu meinem Onkel Jakob Devries, dem Bruder meiner Mutter und Tante Henriette, da konnten wir tun und lassen, was wir wollten. Meine drei Vettern Albert, Ludwig, Max und die Cousinen Frieda und Helene waren schon groß, und wir waren die Kleinen. Das war ein sehr enges Verhältnis mit den Verwandten.

Gegenüber wohnte der evangelische Pastor, der hatte immer Mädels im Haus, die da kochen lernten, wie in einer Pension. Max war ein hübscher Kerl, der flirtete mit ihnen, und wenn er sich mit einem Mädchen verabreden wollte, schickte er uns eben rüber, ihr das auszurichten. Das kann ich gar nicht beschreiben, das war ein Herz und eine Seele.

Ansonsten verbrachte ich die Ferien während des Krieges des öfteren in Boxmeer bei meiner Tante Sybilla und den holländischen Verwandten. Die Grenze war geschlossen und wurde auf deutscher Seite vom „Landsturm“ bewacht, der in Sichtweite

postiert war. Auf holländischer Seite stand die „Marechaussee“ in Zivil. Um über die Grenze zu kommen, mußte man sich am Schwanenhaus in Höhe der ersten Häuser in einem günstigen Augenblick an den Posten vorbeischieben und dann versuchen, ungesehen nach Venlo zu kommen. Das Gelände war natürlich viel unübersichtlicher als heute, bewachsen mit Büschen und Bäumen.

Ich spielte in Boxmeer gerne Klavier und sang dazu: „Argonner Wald, Argonner Wald, zum stillen Friedhof wirst du bald, in deiner tiefen Erde ruht, so manches tapfere Soldatenblut.“

Tante Billa war die älteste der Geschwister Devries und hatte sehr viel Ähnlichkeit mit meiner Mutter. Sie war so gut und so beliebt, in Boxmeer wurde sie von allen „Mama“ genannt. Als junge Frau in Kaldenkirchen hatte sie noch mit einem Knecht und einer Hundekarre das Fleisch von Devries rundgebracht, und später war sie die Frau vom Besitzer einer der größten Schlachtereien Hollands. Sie war das genaue Ebenbild meiner Mutter und ist geblie-

ben, wie sie war. Eine herzensgute Frau, die es immer mit den kleineren Leuten hatte. Ob das Christen oder Juden waren, spielte überhaupt keine Rolle, sie war einfach menschlich. Das war Tante Billa.

Die Besuche meiner Mutter bei ihrer Schwester waren immer sehr kurz. Sie hatte zu wenig Zeit und gönnte sich vielleicht mal einen Tag. Dabei trug sie zwei- oder dreimal dasselbe Kleid, was ihre Schwester zu der Bemerkung veranlaßte: „Wenn du jetzt noch mal kommst und hast dasselbe Kleid an, laß' ich dir von meiner Näherin die Ärmel rausnehmen, dann kannst du so nicht mehr kommen.“ Dabei ging es meinen Eltern sehr gut. So war meine Mutter, sie hat sich nichts daraus gemacht.

Dann sagte Tante Billa in meinem Beisein mal zu ihr: „Mina, da hab' ich mein Brillenetui liegen. Guck mal, was ich da drin hab!“ Daraufhin bin ich neugierig hingegangen und fand folgenden Spruch: „Besuch und Fisch bleibt nicht lange frisch!“ Daraufhin meinte Mama: „Dann muß ich mich mal aufmachen und nach Hause fahren ...“ „Nein, nein, nein!“ So spaßten die beiden Schwestern miteinander.

Tante Billa ist etwa 1936/37 gestorben, nachdem sie vorher zu ihrer Tochter nach Deventer gezogen



Samuel (Sam) und Sybilla (Billa) de Wijze, geb. Devries aus Kaldenkirchen, Boxmeer, 4.8.1921. (19)



Mina Sanders, um 1900. (20)

ist. Ich war noch mit meinem Vater zu ihrer Beerdigung auf dem jüdischen Friedhof in Vierlingsbeek.

Onkel Sam (Samuel de Wijze) stammte aus Beugen bei Boxmeer und war eigentlich das Gegenteil von Tante Billa, immer ein bißchen griesgrämig.

Wenn ich unerwartet kam im Krieg, hieß es: „Bist du schon wieder da?“ Das war seine Art, war aber nicht so gemeint.

Er ist zu seiner Zeit als junger Mann schon zum Gymnasium gegangen, war sehr gut ausgebildet und beherrschte mehrere Sprachen, er war sehr ge-

scheit. Und dann hat er immer Kautabak gekaut und mich gefragt: „Willst du mal probieren?“ Ein richtiger Holländer, rote Haare hat er auch gehabt, Onkel Sam.

Man kannte jeden Hund in der Stadt

Als der Krieg ausbrach, kamen die ersten Soldaten für den Grenzschutz nach Kaldenkirchen. Eine Verordnung kam raus, jeder mußte für sein Fahrrad einen Radfahrchein haben. In unserer Familie hatte nur mein Vater ein Fahrrad, zur damaligen Zeit.

Die Eltern waren für einen Tag nach Boxmeer zu Besuch gefahren, und wir waren mit einem Dienstmädchen allein zu Hause. Mein Bruder Jakob war auf der Straße, sah einen Offizier in Uniform auf einem Fahrrad und sprach ihn an: „Haben Sie einen Fahrradschein?“ Das war natürlich „Majestätsbeleidigung“. Der hat Jakob trotz seiner 14 Jahre sogleich verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Das ging wie ein Lauffeuer durch Kaldenkirchen: Jakob sitzt im „Kittchen“! Onkel Josef Sanders hat dafür gesorgt, daß er wieder rausgekommen ist. Das war von dem Jung' ein furchtbares Verbrechen, er hatte die Uniform beleidigt.

Jakob wußte genau, wenn er was verbochen hatte, mußte er ohne Essen ins Bett, aber der ging schon von selbst und zwar öfter ohne als mit. Wir Brüder waren alle verschieden.

Man kannte jeden Hund in der Stadt und wußte genau, was und zu welcher Zeit in den Gärten reif war. Am „Jom Kippur“- Tag (Versöhnungsfest) haben Jakob und ich mal Pfirsiche geklaut, aber diese nicht am gleichen Tag verzehrt, um unser Gewissen nicht unnötig an solch einem Feiertag zu belasten.

Julius hat immer „gebrummt“: Das war nicht gut, und das war nicht gut. Da hat die Mama zu ihm gesagt: „Es war einmal ein Kater, der brummete täglich sehr, da sagte ihm der Vater, komm Söhnchen einmal her. Der Vater einen Maulkorb nahm und steckte Kopf und Mund hinein, damit er lernte, freundlich sein.“

Nörgelte Julius am Essen rum, hieß es oft genug: „Ich ess' das nicht, ich mag das nicht, so nur ein Leckermäulchen spricht, manch armes Kind wär' froh, hätt' es für den ganzen Tag, was jetzt dein Leckermaul nicht mag.“

Oft sagte sie: „Andere Mütter rühmen sich immer, daß ihre Kinder so kolossal gescheit, tüchtig und nett sind.“ Dann guckte sie uns so nachdenklich an: „Wo kommen eigentlich all die ‚Schlemihls‘ (Dummköpfe) her?“

Wenn Kirmes war, gab der Vater uns morgens 15 Pfennige, damit gingen wir zum Markt. Kamen wir mittags nach Hause, fragte er uns: „Laßt mal sehen, wieviel ihr noch habt.“ Konnten wir nichts mehr vorweisen, hat er uns nichts mehr gegeben: „So wird nicht das Geld ausgegeben!“

Die Mutter hielt sich korrekt, aber nicht fanatisch an die Gebote, Feiertage und religiösen Regeln und sprach die Gebete mittags und abends. Sie ging zwar auch nicht oft zur Synagoge, war aber sehr religiös, während mein Vater sich weniger daraus machte. Beim Kochen und Essen führte sie einen „streng koscheren“ Haushalt.

Im Jüdischen ist das folgendermaßen: Wenn du wirklich „koscher“ bist, dann mußt du Milch- und Fleischspeisen separat halten, beides darfst du nicht

zusammen essen. Du mußt alles, was aus Milchprodukten besteht, für sich halten. Das gleiche gilt für das Geschirr, Töpfe und Pfannen. Das muß ebenfalls getrennt sein, und das haben wir zu Hause gehabt. Du konntest nicht mal ein Spültuch gebrauchen für das eine wie für das andere. Auch die Mädels, die bei uns im Haushalt arbeiteten, wußten das ganz genau, haben das übernommen, umgesetzt und besser eingehalten als wir.

Oft beklagte die Mutter sich bitter, wenn wir Söhne nicht zeitig oder überhaupt nicht nach Hause kamen: „Sie glauben nicht an Gott und die Gebote!“ Wie so Mütter sind, dann schimpfte sie, und damit war die Sache erledigt. Dabei war sie schon nicht so strikt mit unserer Religion wie ihr Vater Abraham Devries, meine Eltern haben doch samstags schon Fleisch verkauft. Der Wandel kam durch die Notlage im Ersten Weltkrieg, als alles knapper und später noch viel schlimmer wurde, da haben die



Wilhelmina und Simon Sanders, 6. April 1930. (21)



Familie Simon Sanders, Bahnhofstr. 53, „Ostern, den 6. April 1930“, v.l. Julius, Albert, Simon, Wilhelmina, Schwiegertochter Mia, die Frau von Jakob. (22)

Leute gegessen, was sie kriegen konnten. Auch wurde die Konkurrenz größer, da paßte man sich an.

Früher, bei meinen Großeltern Devries am Kirchplatz, war der Laden immer Freitag abends zu, und Samstag abends wurde wieder geöffnet. Wenn es dunkel wurde und man schon die Sterne sehen konnte, sagte Mama: „Devries, wir können ruhig aufmachen, es stehen schon Sterne am Himmel.“ Die wußte das ganz genau. Während der Dämmerung kamen oft die ersten Kunden, die respektierten unsere Sitten und Bräuche als Selbstverständlichkeit und haben Rücksicht genommen, in jeder Beziehung. Man muß bedenken, alle Bürger der Stadt, besonders die Älteren, haben das immer so erlebt, die kannten das nicht anders. Also, wenn du nachher die Hitlerzeit hast mitgemacht, ist das unverständlich, was da passierte.

Ich seh' meine Mutter noch immer in der Metzgerei das Fleisch zurechtmachen. Mein Vater hat kein Stück geschnitten, sie machte ihm das vor: „So mußst du das schneiden!“ Sie arbeitete so fachmännisch, das kann ich nur sagen. Erstklassig! Wir sind mal bei den Verwandten in Deventer gewesen, in der großen Halle der Schlachtereier mit all den Wür-

sten und allem Fleisch, das da hing. Mit Aron Zendijk, dem Onkel von Roza ist sie da durchgegangen und hat ihm genau gezeigt, von welchen Fleischsorten die einzelnen Stücke geschnitten waren. Sie wußte genau Bescheid!

Sie war tatsächlich eine Fachfrau, der konnte man nichts unter die Weste jubeln. Gott, was hat die Frau geschafft! Unwahrscheinlich! Das kannst du ruhig sagen. Nun, sie war auch überall beliebt, wo sie hinkam. Das Verhältnis war direkt herzlich, bei den Kunden, im Geschäft, auch mit den Beamtinnen und den anderen Bürgern der Stadt.

Auf der Straße standen die Nachbarn zusammen und erzählten. Meine Mutter konnte übersehen, wenn einer in ihren Laden ging. Da klingelte nicht jeden Moment das Telefon, das wurde wenig gebraucht. Alles war richtig ländlich und gemütlich, kann man sagen. Meistens hatten wir selber Kühe, die weiterverkauft wurden. Die standen im Stall und wurden von Albert und meinem Vater gemolken. Hatten wir keine Milch, sagte Mama: „Geh mal eben rüber nach Thelen und hol einen Liter.“ Ich seh' noch vor mir, wie das auf dem Bauernhof war: Hinter dem Wohnhaus waren Stallungen mit Schwei-

nen und Kühen. An der Seite stand ein Tisch mit Milchkanne, darüber ein Tuch, damit kein Schmutz reinkam. Oder die Milch wurde durch ein Tuch geschüttet, damit sie sauber war. Das war so gang und gäbe.

Wenn die Bauern auf dem Feld arbeiteten und nicht nach Hause kamen, brachte ich schon mal öfter um vier Uhr Brote und Kaffee zum Feld. Frau Thelen kam dann rüber: „Kann Siegfried mal eben die Sachen zum Feld bringen?“ „Ja, sicher.“ Mama sagte: „Geh' mal schnell.“ Und dann bin ich mit einem „Bölderwagen“ losgezogen, beladen mit Verpflegung und hab' auch schon mal ein Butterbrot mitgekriegt. Das war ein Vergnügen, war so üblich. Da war nichts Besonderes bei, da wurde nicht gefragt: Was krieg' ich dafür. Das war selbstverständlich, da hat man sich nichts bei gedacht.

Eine Zeitlang gehörte ich zur Bande von Karl Edling. Karl wurde am 25. Januar 1903, also wenige Stunden nach mir geboren. Die Hebamme Krambröckers, die mich damals holte, mußte anschließend zu Edling, und so kam Karl fast gleichzeitig zur Welt. Während der Schulzeit lief er immer mit einem weiten Umhang, unter dem er gut

Sachen verbergen konnte, die er „organisiert“ hatte. Das Versteck war in der Nähe vom Altenhof. Ich war zwar kein direktes Mitglied, jedoch oft Mitwisser von einigen Streifzügen der Bande.

Eines Tages stand mein Vater mit Heinrich Krambröckers zusammen. Sie unterhielten sich über einige Vorkommnisse, und da hörte ich meinen Vater sagen: „Wenn ich wüßte, daß mein Sohn da mitmacht, würde ich ihm die Knochen kaputthauen.“ Zum Glück ist es soweit nie gekommen.

evangelischen Pastoren von Kaldenkirchen und Lobberich kam ich nach Kleve in die Lehre bei A. Weyl, dem einzigen großen Kaufhaus in der ganzen Umgebung. Ich wohnte bei meinem Onkel Levi Cohen und meiner Tante Jetta (Henrietta), einer Schwester meiner Mutter. Die Verwandten hatten mir die Lehrstelle besorgt, zu der Zeit wurde nicht groß gefragt, ob ich da Lust zu hatte.

Die Mutter brachte mich nach Kleve und nachdem sie sich von mir verabschiedet hatte, fühlte ich

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

Es war eine furchtbare Zeit, bis ich dann 1917 das Viersener Gymnasium verließ. Meine Mutter hat noch alles versucht, mich dort zu lassen, aber es war zwecklos. Die Eltern wollten mich unbedingt weiter studieren lassen und mich in Euskirchen in einem jüdischen Konvikt, die private Pension eines Professors, unterbringen. Wir sind zusammen hingefahren und nachdem alles besprochen war, habe ich so fürchterlich geheult, daß mein Vater schließlich nachgab: „Wir nehmen den Jung wieder mit nach Haus.“ Da hat ihm das doch wehgetan. Aber dann hat er sich anders besonnen: „Das will ich dir sagen, zu Haus bleibst du trotzdem nicht!“

Nach einigen Wochen Privatunterricht bei den

mich einsam und verlassen. Zum ersten Mal war ich allein von zu Hause weg. Meine Cousine Eva kümmerte sich gleich um mich, zeigte mir die schönen Seiten der Stadt, die Klever Gärten, die Grünanlagen am Kermisdahl, die Schwanenburg, den Teich mit den Ruderbooten, und sofort ging es mir besser. Sie machte in Kleve den Haushalt der Eltern und war eine herzensgute Frau.

Nach ein paar Anfangsschwierigkeiten bei Weyl hat mir das auf einmal gut gefallen. Zuerst hat man mich in die Baumwollabteilung gesetzt zu einer Dame, die nicht so angenehm war. Ich mußte Baumwollware aufwickeln, und zwar Stoffe für Oberhemden. Die hat mich wickeln lassen und wickeln, das mußte genau sein, kam aber nie richtig aus, war scheinbar falsch gerollt und erst nicht so einfach. Anschließend kam ich in die Abteilung für Herrenkonfektion, das gefiel mir schon besser. Die Männer waren alle eingezogen im Krieg, kamen aber dann zurück, darunter auch Max Herz, dem ich noch viele Jahre verbunden bleiben sollte.

In Kleve bin ich zur kaufmännischen Schule gegangen, auch das gefiel mir gut, was sich sofort in erstklassigen Zeugnissen auszahlte, die sogar Herrn Weyl, meinen Lehrherrn beeindruckten: „Die können Sie sich einrahmen lassen.“ Ich kam nach Hause, und meine Mutter war entrüstet: „Ja, das ist ja kolossal interessant. Wie ist das denn möglich? Das müssen doch Antisemiten gewesen sein, die dich vorher unterrichtet haben.“ Mama war immer direkt und enorm couragiert. Scheinbar hat sie gedacht: „Der Junge war immer schon zu Höherem berufen.“ Anschließend fuhr sie nach Viersen, zu meinem früheren Klassenlehrer, um ihm das unter die Nase zu reiben. Dieser reagierte gelassen: „Sie brau-



Jakob in Köln. (23)

chen sich nicht zu wundern, Frau Sanders, es hat sich jetzt bewiesen, daß auch Schüler tüchtig sein können, die nicht das Einjährige haben.“

Meinen ersten neuen Anzug bekam ich bei Weyl. Durch den Krieg hatten wir doch nichts. Die Jacke, die ich trug, war ein umgedrehter Überzieher von meinem Vater, den er schon in seiner Militärzeit getragen hatte. Auch die Hose stammte von einem alten Anzug. Alles alte Klamotten, die wieder umgedreht und neu aufgemacht worden waren.

Bevor ich in Kleve anfang, hatte ich keine Ahnung von der Tätigkeit in einem Kaufhaus, hatte überhaupt nie darüber nachgedacht, einen solchen Beruf zu ergreifen, zumal alle in der Familie im Viehhandel oder als Metzger arbeiteten. Früher war ich viel in Boxmeer bei den Verwandten de Wijze gewesen, und ich kann mich noch entsinnen, als kleiner Junge, daß mein Vetter Louis selbst die Schweine schlachtete. Zu der Zeit hat man, wie auch in Kaldenkirchen, die Tiere mit einem schweren Hammer vor den Kopf geschlagen.

In der Zeit, wo es nichts zu kaufen gab, war in Holland mal eine große Überschwemmung. Ich selbst habe erlebt, daß das Wasser der Maas im Zentrum von Venlo gestanden hat bis zur Post. Den Vertrieb des „Überschwemmungsviehs“ hatten die „Boxmeerer“ in Händen. Ein großer Teil der Rinder und Pferde kam nach Kaldenkirchen, adressiert an meinen Vater. Die Transporte hielten sich dran, vom Bahnhof zu unserem Schlachthaus war



Siegfried in Kleve nach der Lehre bei A. Weyl am 26. Juni 1921. (24)

ein ständiger Strom, viele Kühe mußten geschlachtet werden, das war ein wahnsinniger Betrieb. Die Pferde kamen auf die Weide, und nachdem meine Eltern in der Fleischerzeitung annonciert hatten, kamen die Leute aus allen Richtungen, auch von Sachsen, um zu kaufen. Wir haben damals sogar Pferde an Niedieck geliefert. Der Tierarzt Seifert arbeitete für die Lobbericher und sah sich die Tiere persönlich an.

Auch meine Brüder Julius und Jakob waren in Kaldenkirchen als Metzger oder Viehhändler tätig. Jakob ging nach Querelen mit dem Vater nach Köln und übernahm die Geschäftsführung von Lion-Löwenberg. Später arbeitete er selbständig am Schlachthof und hatte große Verbindungen nach Holland und in die Eifel. Jakob hat immer groß getan, was er anpackte, gelang. Zeitweilig ließ er sich von einem Chauffeur nach Kaldenkirchen fahren. Er hat noch Grütters Jupp mit übergenommen nach Köln, wo sie lange zusammen waren, bevor Jupp nach Berlin ging. Der Jupp war übrigens ein ganz schlauer Kerl, die Grütters waren alle nicht dumm.

1918 war der Krieg zu Ende, und alles lag am Boden. Während ich mich in Kleve befand, wechselte Paul von Dülken nach Mönchengladbach und besuchte ab 1919 die Unterprima des Realgymnasiums. Aber schon bald darauf mußte auch er die Schule verlassen und wurde am 15. November 1920 in die Lehre zum Speditionsgehilfen bei der Firma F. Lausberg & Co, Frankfurt a.M. geschickt. Es war eine schlimme Zeit.

Um die Jahrhundertwende bis etwa 1909 befand sich das Büro von Kauwertz & Co noch im Zentrum der Stadt zu Devries hin. Das Haus gehörte Hermann Kauwertz, Bruder und Teilhaber von Paul Senior, der früher mit Goldmünzen zum Hauptzollamt ging, um Zollabgaben zu entrichten. Später wurde das Büro, soweit ich mich entsinne, zeitweilig in einem kleinen Nebengebäude hinter der von einer holländischen Firma betriebenen Schokoladenfabrik (später Tabakfabrik Kreykamp) an der Poststraße geführt. Inzwischen hatten sich die Geschäfte bei Kauwertz & Co enorm verschlechtert. Paul kam im April 1923 von Frankfurt zurück, trat ins Geschäft ein, und ein Geschäftsführer und Prokurist namens Küppers, der schon viele Jahre da war, wurde sofort von ihm entlassen. Dem ging es sehr gut, sein Sohn hatte studiert und war Zahnarzt, und wie schon gesagt, bei Kauwertz ging alles



Große Filiale der international bedeutenden Handelsfirma Lion-Löwenberg in Köln, am Eigelsteintor. Im Eingang links Sanders Jakob, rechts Grütters Jupp, um 1920/21. (25)

drunter und drüber. Zum Beispiel hatte er die Abfertigung von untersuchungspflichtigen Fleischtransporten verloren. Später wurde erzählt, daß er zeitweise täglich zu Fuß von Kaldenkirchen nach Venlo und zurück spazierte, um dort Papiere abzugeben.

Übrigens, Johanna hatte wunderbar gearbeitet. Nach dem frühen Tod des Vaters Paul Kauwertz sen. am 15. März 1914 war sie von Mai 1916 bis April 1917 als „Volontärin“ bei der Gladbacher Gewerbebank in der Lehre. Anschließend mußte sie mit 19 Jahren die Firma übernehmen, und es ist kaum zu glauben, wie sie das als junges Mädels alles geschafft hat. Jedenfalls war das Geschäft vollständig am

Boden und ist erst langsam wieder durch die gemeinsame Arbeit von Johanna und Paul zur Blüte gekommen, nachdem die Zügel wieder in ihren Händen lagen. Es hat selbstverständlich viel, viel Arbeit gekostet und lange Zeit gedauert.

Nach dem Ersten Weltkrieg verwalteten die Belgier als Besatzer die Bahn und den Zoll, und alsbald zeigte sich, daß sie überhaupt keine Kontrolle hatten. Paul hat abgefertigt und abgefertigt und manchmal „vergessen“, den Zoll abzuführen, weil keiner merkte, wenn Papiere verschwanden. Ach, was waren das für „oselige Zeiten“, die Zustände damals.

Eugen, der dritte im Bunde

Ich blieb bis 1920 in Kleve und zog dann mit siebzehn Jahren nach Düsseldorf, um eine Stelle bei Carsch & Company anzutreten (Carsch Haus). Während bei Weyl die ganze Korrespondenz für den Einkauf vom Abteilungsleiter gemacht wurde, hatte Carsch schon eine Einkaufsabteilung. Nachdem ich eingearbeitet war, erkannten sie sehr schnell, daß ich inzwischen Ahnung vom Textilgeschäft hatte und riefen mich dazu, wenn die Vertreter der Fabrikanten zum Einkauf kamen oder Kaufentscheidungen anstanden. Ich bin zwar kein überragender Schüler gewesen, hatte aber das Geschäft im Kopf.

Zu gleicher Zeit lernte Bartholomei Pitter (Peter) in Düsseldorf in einer Autoreparaturwerkstatt. Die Eltern hatten viele Kinder, und der Pitter wurde in einer Zeit nach Düsseldorf geschickt, wo alles sehr schwer war. Durch Beziehungen meiner Verwandten Paul und Bertha Frank gingen wir mittags zusammen zu Fuß zum Essen nach Bilk, das war eine prima Sache, da wurde allerhand aufgetischt. Auf dem Weg dorthin stand ein wunderbares Apartmenthaus. Sagte Pitter: „Was meinst du, wenn wir so 'n Mietshaus hätten?“ Um sofort hinzuzufügen: „Und wenn du denn nicht kacken könntest, was hättest du dann noch?“ Hat Recht gehabt, das kam aber so schlagfertig.

Der alte Bartholomei betrieb die Mühle an der Breyellerstraße und machte damals große Geschäfte, fuhr zur Börse nach Krefeld, wo er mit Getreide handelte. Zeitweilig ließen er, Lankes Martin und mein Vater Waggons mit Schokolade von Holland kommen, um diese zu verkaufen.

Nachdem ich bei Carsch angefangen hatte, hätte ich auch eine Stelle bei Bamberg & Herz in Frankfurt antreten können, was mir anfangs selbstverständlich sehr leid tat, weil Paul damals noch dort war. Aber schon bald kam er ja nach Kaldenkirchen zurück, und so waren wir wieder zusammen. Alles hat sich dann weiter in bestem Einvernehmen gezeigt und ist auch so geblieben. Die Freundschaft blieb wie sie war, da waren keine Zwistigkeiten, da waren keine Differenzen. Es ist kaum zu beschreiben, es war so bis zu seinem Tod 1976.

Eugen kannten wir aus der Schulzeit, er war ein Jahr älter als ich und ging immer in eine höhere Klasse. Er kam hinzu, da kam eins nach dem an-

deren, und bald waren wir drei unzertrennlich. Sonntags kam ich meistens von Düsseldorf nach Kaldenkirchen, und dann nahmen Paul, Eugen und ich mittags unser Rad und fuhren zum Breyeller See, wo es Tanz gab und dann auch zum Schänzchen in Boisheim. Damals war überall Hochbetrieb, die Holländer waren in Hülle und Fülle da, weil sie ja mit ihren Gulden alles für „'en Appel und 'en Ei“ kaufen konnten, und so war überall viel los.

Damit sich jeder einen Begriff von der blühenden Inflation machen kann: Zur damaligen Zeit kostete ein Brot 1.000.000.000 (eine Milliarde)

Mark. Es gab Kaldenkirchener Notgeld in der riesigen Geldentwertung mit der Aufschrift: „Et' is 'ne Osel in de Welt, vüül Papier un winnich Jeld.“ Auf einem anderen gedruckten Geldschein stand: „Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß niemand in die Bache kackt, denn morgen wird jebraut!“ Das war scheinbar mal in Kaldenkirchen eine „Bekanntmachung“ gewesen, wurde vielleicht in früheren Jahren verkündet. Die Wirtschaft Küppers hatte zu der Zeit eine Brauerei, und mit „Bache“ war wohl das „Königsbäckske“ oder der Wallgraben gemeint. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, ob der früher bei Küppers vorbeiging, das war nicht mehr zu meiner Zeit, aber da muß wohl Wasser geflossen sein. Jedenfalls wurde das Wasser nicht



„Die drei Eisheiligen“, v.l. Siegfried, Paul, Eugen.
Grenze Schwanenhaus, im Hintergrund Holländisches Zollamt. (26)

Inflations- und Besatzungszeit

überall aus der Pumpe genommen, von wegen. Wenn die meisten Leute wüßten, wie die Leute früher gelebt haben, wie einfach das noch bei uns war, die würden sich wundern. Da war bei vielen das „Plumpsklo“ noch im Hof, und dahin mußte auch der „hohe Besuch“ bei Wind und Wetter.

Auf der anderen Seite vom Brauhaus Küppers war die große Mauer vom Pastorat, „de länger Mürkes“. Die Männer waren in der Kirche, und wenn sie rauskamen, konnten es einige nicht mehr aushalten und stellten sich da hin. „Von den Gendarmen, all den Gendarmen“, die da waren, haben sie einen dahin gepflanzt, der mußte da für Ordnung sorgen.

Ich muß ehrlich sagen, bei all dem „Osel“, den es damals gab, wurden so viele Witze gemacht, wurde noch so „je ‘uzt“ früher, haben sie nichts als Blödsinn im „Kopp“ gehabt, das ist kaum zu glauben. Alles war einfach und schön, viel Spaß mit gar nichts!

Am 6. Dezember 1922 eröffnete ich mit einem Kompagnon mein erstes Bekleidungsgeschäft auf der Bahnhofstraße 47 (jetzt Flotte Theke), direkt rechts neben dem ehemaligen Wohn- und Bürohaus von Kauwertz. Am Eingang war ein kleines Schild angebracht: Hirsch & Sanders. Unser Geschäftskapital betrug 600 Mark. Hirsch blieb bis zu unserer späteren Trennung bei Carsch in Düsseldorf weiter beschäftigt, weil unser Geschäft zu klein für zwei Verkäufer war. Zu der Zeit war die Inflation am schlimmsten, und ich habe überlegt, wenn du jetzt nicht anfängst, kannst du im Leben nichts mehr beginnen. Das Geld rann einem durch die Finger.

Die Kunst war die Warenbeschaffung, denn Ware war fast nicht zu bekommen. Nur wer Ware anbot, konnte verkaufen, alles andere spielte gar keine Rolle, und nach Preisen wurde auch nicht gefragt. Hauptsache, wenn du was kriegen konntest. Nach dem Ersten Krieg nutzten viele „brave und ehrliche“ Geschäftsleute diese Situation aus, versteckten Ware oder hielten einen Teil zurück. Auf diese Weise sind viele zu Geld gekommen. Die Leute haben geborgt und geborgt, und nachher mußten sie den Gläubigern ihr Eigentum überschreiben. So war das damals, ich habe das doch selbst erlebt. Darum sage ich heute oft: „Solange sie dir noch was für dein Geld geben, sei froh!“ Damals konntest du für Geld nichts mehr kaufen. Das kann sich keiner vorstellen, der das nicht miterlebt hat.

Mein Kompagnon konnte gut zeichnen, und so hatten wir viele Plakate und wenig anzubieten, darunter immerhin ein Bügeleisen. Ich entsinne mich noch genau, daß eine von Eugens Schwestern ins Geschäft kam und einen Büstenhalter kaufen wollte. Wir führten nur einen einzigen, aber der paßte leider nicht. Ich kann nur sagen, wir waren so sparsam zu der Zeit, da wurde nicht alles gleich weggeschmissen wie heute. Wenn du Pech hattest, sind die Dekorationsnadeln gleich gebrochen, aber es gab andere, die waren mehr aus Draht und biegsam, die konntest du wie Nadeln gebrauchen, und wenn die krumm waren, habe ich die wieder geradegebogen. Alles Papier hast du wieder verwendet und damit die Anzüge aufgestopft, um nur einige Beispiele zu nennen.

Glücklicherweise hatte ich eine fast väterliche Hilfe durch gute Beziehungen zu meinem frühe-

ren Chef Max Herz, dem tüchtigen Einkäufer der Herrenabteilung bei A. Weyl in Kleve. Dieser war nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Feld zurückgekommen und seit der Zeit Mitinhaber des Spezialgeschäfts für Herren- und Knabenbekleidung Weyl & Co in Mönchengladbach, wo der Bruder von Hermann Levy später als Verkäufer beschäftigt war. Hettlage waren die größten, und dann folgte Weyl & Co an zweiter Stelle.

Herz war sehr beliebt und nahm mich sozusagen unter seine Fittiche, wovon ich kolossal profitierte. Ich fuhr mit ihm nach Berlin, Breslau, Aschaffenburg usw. und hatte mir so erstklassige Einkaufsquellen geschaffen. Er besorgte mir auch einen sechswöchigen Kredit bei den Fabrikanten. Man muß bedenken, daß ich damals noch keine zwanzig Jahre alt war.

Da die Mark sich durch die unheimliche Inflation von Tag zu Tag abwertete, und ich die Ware schon zu festen Preisen gekauft hatte, habe ich zweimal täglich die eingenommenen Mark in Venlo gegen Gulden gewechselt und dann, wenn die Rechnungen fällig waren, erst die Gulden wieder verkauft und mit entwerteten Mark bezahlt. Der Kursgewinn war selbstverständlich ein riesiger. Aber auch dieses Geschäft war nach zwei Monaten zu Ende, und jeder verlangte sofort „cash“.

In der Zeit, wo alles drunter und drüber ging, gingen viele der großen Geschäfte kaputt. Die meisten hatten Wechsel ausgestellt, die nach drei Monaten fällig waren. Solange die Inflation weiterging, konnten sie das aus der Westentasche bezahlen. Aber kaum war die Inflation auf einmal vorbei, lief nichts mehr, machten viele Pleite. Holland stand gut, England wunderbar, nur Deutschland hatte die große Krise. Zu der Zeit kamen diese Witze raus. Stinnes war damals riesig groß, aber auch der ging bankrott. Daraufhin sagte Herz, und wir haben es später auch gesungen: „Wer es noch nicht hinter sich hat, der hat es noch vor sich.“ Ein Geschäft in Düsseldorf hatte inseriert: „Wir gehen mit der Zeit.“ Auf einmal war der Inhaber bankrott. Herz war immer schlagfertig: „Der ist mit der Zeit gegangen.“

Den ersten Einbruch hatte ich in meinem Geschäft im Februar 1924. Morgens gegen acht Uhr kam ich von der Synagoge zurück, da war der Laden ausgeräumt, alles fast leer. Lommes und Ebus

wohnten im gleichen Haus, und keiner hat was gemerkt. Das war zur Zeit der großen Schmuggerei an der Grenze, als so viele Fremde von auswärts kamen. Um von der Gewerbesteuer befreit zu werden, schrieb ich am 14. Februar 1924 einen Brief an das Bürgermeisteramt, der zeigt, wie mir damals zumute war: „Als Anfänger war ich nicht in der Lage, der kolossalen Geldentwertung entgegenzutreten. Nachdem wir eine Festmark haben, kauft der größte Teil meiner Kunden in Holland ein u. sind Tage ohne Einnahme bei mir nicht selten. Die sehr erheblichen Werte, die bei dem Einbruch gestohlen wurden, stellen mein ganzes Vermögen dar. Ein Teil der Ware ist überhaupt noch nicht bezahlt. Ich bin dadurch gänzlich mittellos geworden. Aus diesem Grund ist es mir auch nicht möglich, Steuern zu zahlen. Ich muß befürchten, daß mir eventuell mein Warenlager bei Nichtzahlung gepfändet werden könnte.“ Glücklicherweise habe ich kurz darauf doch noch alles zurückbekommen. Der Gendarm Rupp, ein tüchtiger Mann, nahm sich der Sache an und machte die „Kadetten“ dingfest. Sie stammten aus Duisburg und hatten die Sachen erst einmal in den Breyeller Peschen versteckt. Der Rupp war denen gleich auf den Fersen.

Paul und ich sind in der belgischen Besatzungszeit mit dem Fahrrad nach Mönchengladbach gefahren, um Ware für mein Geschäft abzuholen, so war die Freundschaft. Die Pakete mit den Hosen waren aufgestapelt auf unseren Gepäckständern, vorne und hinten am Rad. Und wie wir da in Mönchengladbach auf den Neumarkt kamen, war auf einmal „Revolution“, Aufmarsch der „Kap-Putsch“, Anhänger der Kommunisten. Die kamen da gezogen mit unheimlichem Spektakel, wir hatten noch den ganzen Weg nach Hause vor uns und saßen auf einmal mittendrin.

Kahn in Mönchengladbach, ein guter Bekannter, war Verkäufer und Reisender für Cohen & Schlecht, eine der ältesten Kleiderfabriken der Stadt, wo ich in der ganz großen Inflation die Hosen bezog: „Gemacht mit amerikanischer Geschwindigkeit und deutscher Gründlichkeit.“ Meistens war ich zum Essen eingeladen, wenn ich dort war. Der Schwager von Kahn, Rotschild, hatte eine Schürzenfabrik, ist später ausgewandert und wohnte in Venlo. Mit Kahn und Herz hatte ich immer zu tun.

Die Belgier sind schon 1918 nach Kriegsende in Deutschland einmarschiert, als ich noch in Kleve war. Sie haben sich dann aber scheinbar wieder



Ausflug des Kegelklubs zum Niederwald-Denkmal (Germania, Wacht am Rhein) bei Rudesheim. V.l. Paul, Esters, Martin Boussellot, Martin Grüters, Albert und Siegfried. (27)

zurückgezogen, denn das Rheinland war weitgehend befreit. In Kaldenkirchen war die Kommandantur in der Villa Zillissen auf der Bahnhofstraße. Zu der Zeit wollte man nicht mit der Bahn fahren, die die Belgier als Besatzer betrieben: Die Regie hat man das genannt. Denen wollte man kein Geld in den Rachen schmeißen, also hat man sie boykottiert. Man war ja so patriotisch eingestellt. Daher habe ich das Rad meistens in Dülken gelassen und

die Straßenbahn über Viersen und Helenabrunn nach Mönchengladbach genommen.

Außer dem passiven Widerstand muß plötzlich irgendwas passiert sein. Ich kann mich nicht mehr genau entsinnen, ob da ein politischer Vorfall oder ein Anschlag war und wo die Belgier gestanden haben. Jedenfalls war ich gerade in Berlin zum Einkaufen, da war auf einmal im Rheinland alles besetzt und gesperrt, und ich saß da: Wie komm' ich

jetzt nach Hause und in mein Geschäft? Herz wäre natürlich froh gewesen, wenn ich in Berlin geblieben wäre, um weiter Ware für ihn einzukaufen. Verschicken konnte man doch auf irgendeine Art und Weise. Ich hätte mich auch von meinem Partner auszahlen lassen können. Aber als junger Mann habe ich nur gedacht: „Ich will zurück.“ Das kann sich kein Mensch vorstellen, was das für eine Zeit war! Ich dachte, nun geht das Geschäft endgültig kaputt.

Schließlich fuhr ich mit dem Zug nach Wuppertal. Von da ab gingen die Züge nicht mehr weiter, war Schluß. Ich nahm die Schwebebahn bis zur Endstation Vohwinkel und übernachtete dort. Am nächsten Tag habe ich mich dann mit einigen anderen Leuten zu Fuß aufgemacht, von Wuppertal Richtung Düsseldorf-Gerresheim, um da wieder die Straßenbahn zu nehmen. Auf einmal standen da belgische Posten auf der Landstraße, die uns den Weg versperrten. Die anderen sind alle zurückgeblieben, nur ich bin durchgegangen. Wenn mir auch mulmig zumute war, ich dachte mir, die schießen mich schon nicht über den Haufen. Ich hatte Glück, die Soldaten ließen mich unbehelligt passieren und dachten sicher, dann kämen die anderen nach. Ich habe mich dann nicht mehr lange umgeschaut, sondern schnell aus dem Staub gemacht. Das war kurz hinter Wuppertal, und von Düsseldorf kam ich gut nach Hause. Oh, was für eine schlimme Zeit!



„Herzliche Grüße von der Deutsch=Niederländischen Grenzstation“, Zollamt Schwanenhaus. (28)

Das Schmuggel-Paradies

So ungefähr ab 1924 ging es wieder bergauf, und das damalige Wirtschaftswunder begann. So langsam erwachte alles wieder zum Leben und erholte sich sehr schnell, wie bei dem wundersamen Aufschwung nach dem Zweiten Krieg. Da wurde wieder verdient und organisiert, alle Geschäfte gingen nach kurzer Zeit sehr gut, alles war in voller Blüte. Keiner kann sich vorstellen, was auch bei meinen Eltern für ein Geschäft war. Wir hatten alles volliegen in unserer Metzgerei, voll Wurst, voll Aufschnitt, voll Fleisch.

Ganz früher war unser Hauptgeschäft nur der Verkauf von Rind-, Kalb- und Hammelfleisch. Nach dem Ersten Weltkrieg war die Konkurrenz groß, von da ab verkauften wir auch Schweinefleisch, Wurst und kleine Gurken. Mein Vater hat zusammen mit Dückers Karl geschlachtet, und der hat uns dann mit Sachen beliefert, die wir selbst nicht herstellten. Wir haben auch extra Rauchfleisch und die „Koscher-Salami“ hergestellt, die war fabelhaft. Das hat alles die Mutter gemacht, das war prima. Ich weiß, sie hat immer etwas Cognac drin getan, das gab so einen besonderen Geschmack.

Und dann die Schmuggelgeschichten, da wurde unheimlich geschmuggelt, die Leute kamen aus allen Himmelsrichtungen herbei. Gatsches hat sich später die Hände gerieben und mal zu mir gesagt: „Wer hier kein Jeld macht, wer hier nix verdient, ist selbst schuld!“ Er war ein tüchtiger Kerl, in den

dreißiger Jahren Antinazi bis auf die Knochen. Jeden Tag hat man zeitweilig gerechnet, daß vier- bis fünftausend Menschen durch Kaldenkirchen kamen, darunter allerlei „Gesocks“ aus dem ganzen Ruhrgebiet und den Großstädten. Die strömten zur Grenze zum Einkaufen, wo die Holländer ihre Verkaufsstände eingerichtet hatten und alles anboten. Bei Peter Breit konnte man Postkarten kaufen, die nämlich exakt die Situation darstellten, wie sie war. Was da an Karikaturen zu sehen ist und drauf geschrieben steht, ist heute noch interessant zu lesen. Die Karten mit Straßen- und Luftfahrzeugen geben einen Eindruck davon, wie die Leute damals schon phantasiert haben. Jedenfalls kann sich keiner vorstellen, was da für ein Volk nach Kaldenkirchen kam. Durch die belgische Besatzung herrschte an der Grenze ein heilloses Chaos, das war schrecklich! Tote hat es gegeben, und bei mir haben sie den ganzen Laden ausgeräubert.

Vor dem Krieg wurde auch schon allerhand geschmuggelt, aber im Vergleich zu später waren das ruhige Zeiten. Manche Leute sind dadurch schon zu der Zeit reich geworden.

Mein Vater erzählte von vielen alten Kaldenkirchenern, wie die nicht zuletzt durch Schmuggeln das Geld gemacht hatten. Zum Teil haben die Leute Gott weiß was unverzollt über die Grenze gebracht, das glaubt man kaum. Wir haben diejeni-

gen später nur gekannt als große Leute. Ganz Kaldenkirchen war daran beteiligt. Die Grenzen waren vor 1914 im Grunde offen, aber Zollstellen gab es immer. Man brauchte keinen Paß, um nach Venlo zu gehen, man konnte auch mit dem Zug fahren, aber jeder mußte durch die Zollsperrre in Kaldenkirchen, darum hielten alle Züge auch hier. Zigaretten, Kaffee, Käse, Lebensmittel und solche Sachen waren viel, viel billiger in Holland. Zum Teil waren es auch nur Kleinigkeiten wie Spielkarten, hier mußten die versteuert werden, und in Holland kosteten die fast gar nichts. Jeder brachte was mit. Mein Vater kam mal von Holland und hatte Streichhölzer unter dem Hut versteckt. Als er nun im Wartesaal stand, wollte er grüßen, zog den Hut und die ganzen Streichhölzer fielen runter. Viele Geschäftsleute gingen nach Venlo, deckten sich ein und kauften en gros. An der Grenze haben sie dann sehr wahrscheinlich den Zoll bezahlt, jedenfalls wußten sie schon, wie sie am günstigsten durch die Kontrollen kamen.

Ebenso wie die Familie, die früher auch Lebensmittel und solche Sachen verkaufte wie ich glaube. Die hatten doch zur damaligen Zeit eine sehr schöne, kleine Villa auf der Bahnhofstraße. An diesem Haus hatte ich immer schon viel Spaß, das steht ja heute noch und ist wunderbar. Wovon konnten sie sich das damals alles leisten? Aber so war das. Mein Vater hatte immer einen guten Ausdruck, wenn wir über Ehrlichkeit sprachen. „Ehrlich? Ehrlich hat die Kuh gestohlen!“ Das hat er mir oft gesagt. Er kannte doch alle Leute und wußte, wie die zu Geld gekommen waren. Selbstverständlich hatten die alle klein angefangen, vor 100 bis 150 Jahren. „Sind alle nicht reich geworden von gar nichts. Können sich alle an die Nase fassen.“

Als das in den zwanziger Jahren so waggonweise in Massen kam, nicht nur große Rollen Käse, vor allen Dingen Speck usw., hat auch mein Vater sehr viel Ware direkt aus Holland importiert. Diese wurde in unserem geräumten und gesäuberten Pferdestall gelagert und wie bei einem Spediteur abgefertigt. Da auch vieles untersucht werden mußte, hatten wir Verbindung zu den Trichinenbeschauern. Einige von denen, die zur Grenze kamen, wußten nach kurzer Zeit, daß wir soviel Ware hatten und kauften auch bei uns. Das ging rein und raus, das kann sich keiner vorstellen.

Ich kann mich noch gut erinnern an Hans, den jüngsten von Sauels, der war damals Lehrling bei



Unten Mitte und rechts: Deutsches und Holländisches Zollhaus Heidenend. (29)

Stein & Haus, einer der größten Zigarrenfabriken der Stadt. Meine Mutter erzählte mir später, als all die Leute reinkamen zum Einkaufen, da stand er als junger Bursche eines Tages vorne im Laden und sagte zu ihr: „Frau Sanders, Sie können ruhig nach hinten gehen mit den Leuten, ich pass' hier schon auf, daß keiner was wegnimmt!“ So war das früher. Nachher war sein Schwager, Schmidt Richard, der größte Nazi, der mich und Anfang 1940 auch Eugen als Chauffeur und Handlanger der „Gestapo“ weggeführt hat, nachdem wir verhaftet worden waren. Schmidt, auch Kunde von mir, hat eine Gertrud Sauels geheiratet, ein hübsches Mädchel.

Kauwertz hatten 100.000 Mark Kriegsanleihe gezeichnet, davon bekamen sie später 25 Prozent ausgezahlt. Bei Paul wurde es immer besser, bei mir

war es sehr gut, und ebenso bei Eugen besserte es sich. Nachdem Eugen in die Färberei eingetreten war, bekam er in Wirklichkeit schwer zu krabbeln. Die alte Strangfärberei oder Indigo-Blaufärberei lief nicht mehr so gut und war schon nach dem Ersten Krieg überholt. Zu der Zeit war Indanthren groß aufgekommen, und die Gebrüder Josef und August Küppers hatten eine englische Maschine zum Färben gekauft, die nicht richtig lief. Eugen hat lange versucht, die Maschine in Schwung zu bringen, das klappte aber nicht. Mal hatte er soundsoviel Teile gefärbt, da kam die Farbe nicht gut raus, was zur Folge hatte, daß die Sachen nur zum Teil verkauft werden konnten. Trotzdem haben sie mühsam weiter gefärbt, sich kolossal bemüht und geschuftet, worauf sich das Geschäft erholte. Mit seinem ersten



Ausflug nach Ahrweiler, Pfingsten 1927. (30)

Wagen, der eine Sperrholzkarosserie und einen sehr guten Motor hatte, fuhr er die gefärbten Garne zu den Kunden. Später kaufte er den „Wanderer“, also ging es ihm schon besser.

der Bahnhofstraße ein prima Geschäft. Ich verfügte inzwischen über so viel Ware, daß der Laden zu klein geworden war und ich einen Teil bei uns zu Hause auf dem Speicher unterbringen mußte.

haben da gestanden und sich das angesehen. Ich hatte die Blumenkörbe im Fenster und im Geschäft verteilt, das war toll! Die Fenster waren übermodern dekoriert, die Konfektion war ausgestellt mit Büsten und Schaufensterpuppen, das kannte man hier gar nicht. Die normalen Geschäfte waren damals alle so rückständig, „old-fashioned“, ich war denen mit allem fünfzig Jahre voraus. Ich hatte extra einen Dekorateur, der war bei Herz fest angestellt, und den schickte er mir von Mönchengladbach rüber. Der Dekorateur zeichnete die Motive, und dann hat Ferdinand Franke, den ich als Buchhalter eingestellt hatte, die Dekorationen aus Pappe und Karton ausgeschnitten, bemalt und beschriftet. Das kann sich keiner vorstellen. Bei mir war das in der gleichen Art gemacht, wie es sonst nur in Großstädten wie Düsseldorf zu sehen war. Das hatte ich alles von Herz.

Die Taufe „der drei Eisheiligen“

Das Leben war eigentlich ein wunderbares in Kaldenkirchen. Kauwertz und Küppers waren hoch angesehen, und ich war sehr beliebt, wie überhaupt die Sanders Familie. Geld stand auch zur Verfügung. So hatten wir nach den schrecklichen Kriegs- und Inflationsjahren eine fabelhafte Zeit, die man sich besser gar nicht wünschen konnte.

Viele in Kaldenkirchen hatten einen Spitznamen, und so blieb es denn nicht aus, daß man uns drei Freunde eines Tages „die drei Eisheiligen“ nannte. Das sollte auf jeden Fall bedeuten: Die gehören zusammen, die sind unzertrennlich. Da hat man sich weiter nichts bei gedacht, auch wir nicht. Da wurde kein „Jedöns“ gemacht, wir hielten eben immer zusammen.

Nach den schlechten Jahren hatte ich zuletzt auf

1927 verlegte ich mein Geschäft zur Hochstraße 5, direkt gegenüber der katholischen Kirche und eröffnete ein neues Spezialgeschäft für Herren- und Knabenbekleidung. Das Haus kaufte mein Vater für 27.000 Mark von Hermann Symons. Damit hatte ich in der ganzen Gegend etwas Neues gegründet. Das für die damalige Zeit einzige, modernste und größte Geschäft dieser Art bis Viersen, war eine Sensation. Über den Fenstern und dem Eingang stand in goldenen Lettern: SIEGFRIED SANDERS. In der „Kaldenkirchener Volkszeitung“ erschien ein schmeichelhafter Artikel über den jungen, unternehmungslustigen Sanders. Innen ein Blumenmeer der Fabrikanten von Berlin und überall her zu meiner Eröffnung, so etwas hatte Kaldenkirchen noch nie gesehen, also fabelhaft! Die ganzen Leute

Der Verkauf von Bekleidung hat mir immer sehr viel Freude gemacht. Ich habe meine Kunden gut bedient und nie übervorteilt. Schon frühzeitig habe ich für mein Geschäft geworben mit extra von Düsseldorfer Fachleuten gestalteten Annoncen in der Kaldenkirchener, Lobbericher und Breyeller Volks-



Neueröffnung des Spezialgeschäfts für Herren- und Knabenbekleidung gegenüber der katholischen Kirche 1927. (31)

zeitung, die wöchentlich erschienen. Für die Werbung hatte ich Kalender mit Eieruhren aus Holz, Kleiderbürsten, Spiegel mit echtem Leder und Streichholzetuis. Des weiteren hatte ich bedruckte Kartons für die Verpackung, Stoffetiketten in Anzügen und Mänteln und meinen Namen eingestanz in Hüte. Die Kleiderbügel mit meinem Namen sind heute noch in Kaldenkirchen bekannt und hängen noch in manchem Schrank. Also, die Qualität meiner Ware war so gut, vor einigen Jahren haben mir noch Leute bestätigt: „Wir haben noch Anzüge, die wir von Ihnen gekauft haben.“

Ich bezog unter anderem Anzüge von der renommierten Firma Herrmann Hoffmann, Berlin, Königlich-Kaiserlicher Hoflieferant, nachdem mich Herz dort eingeführt hatte. Diese Ware führte ich zwar nicht im Laden, ich hatte aber Muster von diesen Stoffen der Extraklasse und nahm hierfür Bestellungen einzelner Kunden entgegen. Die Kunden, die diese Sachen trugen, waren die beste Reklame für mich, und so blieb es nicht aus, daß bei mir fast alle namhaften Kaldenkirchener Herren ein- und ausgingen. Meine Position als „Trendsetter“ war so stark, daß die anderen Wettbewerber kaum noch herkömmliche Konfektion führen konnten. Als ich richtig dran war, haben sie das bleiben lassen, langsam aber sicher. Nachher konnten sie wieder damit anfangen. Ich verkaufte Bekleidung von der Stange und lieferte auch maßgeschneiderte Anzüge. Hierzu hatte ich einen prima Schneider, Beiertz in Viersen, der war erstklassig. Mit dem fuhr ich zum Beispiel nach Noelken, Niederdorf, und der kriegte die Sachen dann von mir gemacht.

Da ich keinen Unterschied kannte, dekorierte ich

im Dezember genauso weihnachtlich wie die übrigen Geschäfte. 1927 hatte ich einen Weihnachtsmann im Fenster mit einem Sack auf dem Rücken, voll von Paketen und Geschenken. Übrigens habe ich noch die Zeit erlebt, in der die Katholiken, im Gegensatz zu den Reformierten, nicht Weihnachten feierten, sondern Sankt Nikolaus. Bei sehr starkem Regenwetter verkaufte ich mal an einem Tag 27 Regenmäntel. Mit einem großen Transparent quer über die Schaufenster machte ich 1928, im Alter von 25 Jahren, einen Totalausverkauf meines Geschäfts. Daraufhin wurde ich von Ernst Grunewald, Inhaber des Warenhauses Elias Grunewald, angezeigt und mußte meinen Ausverkauf, der etwa eine Woche dauerte, vorzeitig abbrechen.

1928/29 habe ich mein Geschäft zum ersten Mal umgebaut, zu der Zeit wurden die Geschäfte nach den guten Jahren wieder schlechter. Das Gebäude war ein altes Patrizierhaus von den Verwandten Edlings. Jedenfalls, ich weiß noch genau, in den vorderen Räumen waren wunderbare, alte Tapeten, Goldfliesen und rechts eine schöne, alte Treppe. Die Fenster im Obergeschoß hatten Butzenscheiben. Mein Vater wollte die alten Sachen unbedingt erhalten, und im Grunde hatte er auch Recht, das war alles antik. Aber ich brauchte mehr Platz und setzte mich durch: „Bis auf die Treppe muß alles raus, das muß modern sein!“ Ich habe damals überall neue Fenster einbauen und eine Wand herausbrechen lassen. Innen nahm das Treppenhaus viel Platz weg. Um das Aussehen optisch zu vergrößern, ließ ich die ganze Seite mit einem großen Spiegel versehen, was kolossal wirkte, denn nun spiegelte sich rechts der ganze Raum. Eigentlich

wollte ich das Geschäft nach hinten erweitern und auch das Treppenhaus dahin verlegen, wo es später war, aber soweit bin ich nicht mehr gekommen. Die ganze Inneneinrichtung war hypermodern, wie in den Großstädten, da gab es nichts auszusetzen. Ich hatte Tisch und Stühle und schon einen dreiteiligen Spiegel, in dem sich die Kunden von allen Seiten betrachten konnten. Kleiderständer gab es damals noch nicht. Wenn man hereinkam, hingen die Anzüge, Mäntel und Jacken in holzgetäfelten Regalen genau in der Reihe. Alles war tipptopp! Draußen ließ ich zusätzlich ein großes Transparent anbringen, so daß man mein Geschäft schon von weitem erkennen konnte. Auf jeden Fall, so entwickelte sich das weiter.

Als der Umbau fertig war, hatten wir am Abend der Neueröffnung ein großes Essen. Herz war da mit einem Fabrikanten, und beim Tischgespräch entwickelte er für mich besondere Pläne und Ratschläge für die Zukunft: „Das müssen Sie so machen und so machen.“ Mein Vater hörte sich das alles gut an und sagte dann plötzlich zu ihm: „Hören Sie mal, von anderer Leuts Leder ist gut Riemen schneiden!“ Den Umbau meines Geschäfts hat übrigens Baumeister Jakob Schmitz gemacht, Inhaber eines alteingesessenen Bauunternehmens. Mein Vater verstand sich sehr gut mit Schmitz und hat durch ihn auch verschiedene Hypotheken gegeben. Wenn man so bedenkt, meine Eltern hatten sich vor dem Ersten Weltkrieg schon so gut emporgearbeitet und so viel verdient, sie wären in der Lage gewesen, von den Zinsen des Eigentums zu leben. Das hat mir die Mutter erzählt.



Heute noch im Gebrauch: Kleiderbügel von Siegfried Sanders. (32)

Zu allen Zeiten durch dick und dünn



V.l. Siegfried, Eugen, Paul. „Brötchentour“ 1925 mit dem Zug. Die drei Freunde setzen bei Rüdesheim mit einem Boot über den Rhein. Hinter dem Vorderrad steht auf dem Boden ein Karton mit Brötchen, die Eugen als Proviant für mehrere Tage besorgt hat. (33)

Eigentlich spielte sich unser Leben täglich fast immer gleich ab. Die ganze Woche waren wir am Ort, jeder machte seine Geschäfte. Abends nach sechs Uhr trafen wir uns in meinem Laden. Der Paul kam, etwas später kam Eugen, das war eine Selbstverständlichkeit. Um sieben Uhr habe ich geschlossen, gegen acht Uhr wurde zu Hause gegessen, und nach dem Essen trafen wir uns wieder und machten einen Spaziergang fast um die ganze Stadt. Kaldenkirchen war damals mit 4.500 Einwohnern recht klein, und es gab noch so gut wie keinen Auto-

betrieb. Meistens sind wir über die Landstraße oder durch die Felder nach Leuth runterspaziert oder Richtung Grenze, Bracht oder zum Bruch hin, und dabei erzählten wir uns alles von den jungen Mädchen, die wir hier und da kennengelernt hatten, und was sonst täglich passierte. Der eine wußte natürlich genau von den geschäftlichen Dingen des anderen.

Abends haben wir bei Eugen draußen gesessen oder waren bei Boussellot und haben ein Bier getrunken. Oder wir gingen schon mal zu uns und

spielten Skat mit meinem Vater, der gerne Karten spielte. Das war jeden Tag so und immer sehr gemütlich. Ab und zu standen wir auch nach Geschäftsschluß an der Hecke gegenüber Kauwertz auf der Bahnhofstraße und plauderten. Paul hielt ein Fenster offen, um das Telefon hören zu können. Dort spielte sich vieles ab, Mädels kamen vorbei: Maria Kremers, Söphchen Knecht, ihre Schwester und andere, später auch Hannchen Schuckmann. Wir haben die Freundschaft mit den Mädels aber nie zu intim werden lassen.

Paul mußte oft noch abends zur Grenze, um Lastwagen abzufertigen, dann fuhren wir zusammen mit dem Rad, nicht nur zum Schwanenhaus, auch am Heidenend sind wir sehr viel gewesen. Paul hat die Papiere ausgestellt, verzollt, und wir haben solange gewartet, uns den Grenzbetrieb angeschaut oder uns gemütlich in die Wirtschaft gesetzt. Also, das war wirklich einmalig, das findet man selten, so ist das immer geblieben. Wie gesagt, zu allen Zeiten, durch dick und dünn sind wir gegangen.

Zwei Episoden möchte ich erzählen: Auf unseren Spaziergängen landeten wir eines abends in Bracht. Es war Kirmes, wir gingen in ein Tanzlokal, wo es sehr gemütlich war und haben offenbar etwas zuviel getrunken. Es wurde schon spät, und wir spazierten dann zurück. Weil es recht kühl war, hatten wir unsere Mäntel an. So marschierten wir froh und munter Arm in Arm nach Hause. Ich hatte mich bei Eugen eingehängt und meine Hände in der Manteltasche. Plötzlich machte Eugen einen Ruck, mein Mantel riß von der Tasche bis unten auf, und Eugen landete im Chausseeegraben. Wir sind aber dennoch gut zu Hause angekommen, nur eine Weile haben wir Eugen nicht mehr gesehen.

Als er endlich wieder auftauchte, waren wir gespannt, was in der Zwischenzeit passiert war. Er erzählte uns, daß er am nächsten Tag um sieben Uhr die Fabrik geöffnet und sodann den Arbeitern geholfen hatte, die Garnstränge aufzuhängen. Dabei war er mit den Strängen runtergefallen. Um neun Uhr mußte sein Vater zu einer Beerdigung, und sobald dieser außer Sichtweite war, hatte er sich im Büro in seines Vaters Sessel gesetzt und das Hauptbuch aufgeschlagen, so als wäre er am Arbeiten. „Ich bin dann eingeschlafen“, sagte er uns, „und habe mit meinem Speichel das ganze Hauptbuch verschlabbert. Als mein Vater von der Beerdigung zurückkam, schlief ich noch, und so fand er mich



Siegfried mit Freundin aus Krefeld. (34)

vor. Er weckte mich, warf mir einen verständnisvollen Blick zu und sagte: „Geh mal sofort ins Bett. Der Verstorbene, den wir gerade beerdigt haben, sah besser aus als du.“

Ein anderes Mal waren wir in Venlo, hatten „koffie en gebakjes“ zu uns genommen und befanden uns auf der Heimfahrt nach Kaldenkirchen. Wir waren ungefähr den halben „Venloer Berg“ raufgetrippelt, da sprang die Kette ab von Pauls Rad. Eugen und ich sind aber durchgefahren, weil das ja im allgemeinen nur eine Momentsache ist, die Kette wieder draufzutun. Aber es dauerte etwas länger diesmal, wir guckten zurück, sahen Paul, aber er kam nicht. Auf einmal drehten wir uns noch mal um und sahen, daß er wieder nach Venlo zurückrollte. Ich sagte zu Eugen: „Da muß was passiert sein!“ Wir sofort zurück, den Berg runter, dann holten wir ihn ein und fragten: „Paul, was ist denn los?“ Da sagte er nur: „Könnt ihr denn nicht warten?“ Man stelle sich unseren Freund vor! So war er immer, kurz und bündig und zur Sache. Aber wir haben uns da weiter nichts draus gemacht, wir waren ein Herz und eine Seele, sind wieder zurückgefahren nach Kaldenkirchen, und alles hat geklappt und war in bester Ordnung.

So um 1926 kaufte ich meinen ersten Wagen, einen grünen Chevrolet, und zwar zusammen mit meinem Bruder Julius. Dann hatten wir den ersten Citroen und später einen gebrauchten NASH, den Hans Schmitz uns in Köln auf einer Auktion besorgte. Dieser große Wagen lief immer heiß und war

ein Reifall. Danach habe ich den BMW gekauft und zum Schluß wieder einen Citroen, ein erstklassiges Modell. Auch mit dem ersten Citroen hatten wir Pech, der hatte Frontantrieb, und das hat nicht richtig geklappt, aber der zweite war prima.

Ich hatte mit meinem Bruder eine Vereinbarung, daß er den Wagen wochentags fahren konnte, aber sonntags wollte ich ihn haben. So trafen Paul, Eugen und ich uns am Wochenende gegen zwei Uhr, und dann gingen wir auf Tour. Wir verlegten unsere Ausflüge zu der Zeit schon mehr nach Viersen und Helenabrunn, Mönchengladbach und vor allen Dingen Düsseldorf, und haben viel, viel, viel Spaß gehabt. In Düsseldorf haben wir einen wunderbaren, guten Kaffee getrunken in einem erstklassigen Café. Paul aß gerne Kuchen und wir auch. Um fünf Uhr gingen wir zum Tanztee. Nachdem wir anschließend ein gutes Abendessen hatten, begaben wir uns zum Cabaret. Durch meine Zeit in Düsseldorf kannte ich mich aus. Ich hatte überall freien Eintritt durch eine besondere Eintrittskarte. Bald waren wir ständige Gäste, wir drei kamen fast jeden Sonntag. Wir gingen zur „Jungmühle“ und zum „Kristallpalast“. Außerdem gab es verschiedene sehr schöne kleine Tanzlokale oder Cabarets, dazu sehr gute Cafés und Restaurants, auch in der Altstadt, überall war viel los. Gegen Mitternacht waren wir meistens wieder in Kaldenkirchen. Was zwischendurch so alles passierte, davon spricht man nicht.

Leider hatten wir auch mal einen ziemlich großen Unfall, als das Auto fast neu war, und zwar in

Viersen. Man hat das in Kaldenkirchen nie erfahren. Wir kamen gerade von der „Kaisermühle“ und hatten sehr nette Mädels im Auto, eine war die Schönheitskönigin von Mönchengladbach. Bei der Überfahrt von der „Kaisermühle“ auf die Hauptstraße von Viersen nach Dülken sind wir von der Straßenbahn angefahren worden. Der Wagen war kaputt, und ich mußte ihn da lassen, was nicht so einfach war. Die Hauptsache war, weiter war nichts passiert, und niemand war verletzt. Wir kamen mit dem Schrecken davon, und ich war auch versichert. Es hat sich dann alles in Wohlgefallen aufgelöst. Damals war Ferdinand Franke schon bei mir beschäftigt. Er war technisch sehr versiert und stand mir bei meinem Auto stets mit Rat und Tat zur Seite. Ich schickte ihn nach Viersen, und er kümmerte sich um die ganze Sache, bis der Wagen wieder in Ordnung war.

Die Fotos am Meer mit dem Wasserball haben wir in Blankenberge/Belgien gemacht. Paul meinte damals: „Wir müssen uns einen Ball besorgen, dann haben wir sofort Anschluß. Den schmeißen wir dann so ...“ Das hat auch bestens geklappt. In Blankenberge waren wir bald eine Woche. Wir fuhren mit dem Auto hin und hatten eine wunderbare Zeit. In der ersten Nacht konnten wir kein Zimmer bekommen, alles war belegt, und wir mußten im Wagen übernachten. Am nächsten Tag hatten wir mehr Glück. Wir wohnten im „La Paix“, und Paul konnte dort eine Nacht mit einer sehr attraktiven Französin verbringen. Das mit den Mädchen und Freundinnen hat schon mal öfter gewechselt, viele



Karneval in der Bismarckhalle, Mönchengladbach. „Die drei Eiseiligen“ im Smoking, Eugen trägt eine Hose von seinem Vater, um 1928. Stehend v.l. Siegfried, Söphchen Knecht, Mutter Knecht, sitzend v.l. Paul, Mövken aus Rheydt, die jüngere Schwester Knecht, Eugen. (35)



Paul und Siegfried in Blankenberge/Belgien, um 1929. „Wir müssen uns einen Ball besorgen, dann haben wir sofort Anschluß. Den schmeißen wir dann so ...“ (36)

haben wir kennengelernt! Wir waren aber nie zu lang mit einem Mädels zusammen, das durfte nicht zu heiß werden. So waren unsere Erlebnisse. Da haben wir noch nicht an Hitler gedacht.

Auch nach Deventer zu unseren Verwandten sind wir gerne gegangen. Um die Weihnachtszeit war da ein großer Ball von der jüdischen Gemeinde, dazu war ich eingeladen, und Paul ist meistens mitgefahren. Moos Zendijk, der Vater von Roza hielt die Reden, der konnte gut sprechen. Das war immer so kalt in Deventer, nach zwei Tagen fuhren wir dann wieder nach Hause.

Neujahr feierten wir meistens bei Noelken in Niederdorf, zur damaligen Zeit das feinste Tanzlokal und Restaurant in der ganzen Gegend. Vor dem Ersten Weltkrieg wurden da im Sommer Gartenkonzerte gegeben, sehr oft von der Militärkapelle Geldern, und sonntags war Tanz. Wenn so ein besonderes Konzert stattfand, fuhr Paul Kauwertz Sen. mit seiner Frau Ida und den drei Kindern nach Noelken. Die „Emma“ wurde vor den Landauer gespannt, der nur noch für Ausflüge benutzt wurde. Ebenso fuhren meine Eltern mit Pferd und einem schönen Sportwagen, und wir Kinder wurden mitgenommen. Ich habe das nie vergessen, eine Bowle wurde gemacht, das war was ganz Besonderes. Auch der Graf von Schaesberg kam dahin.

Die Noelken waren immer sehr bekannte Leute und gute Kunden von uns, nicht nur, daß wir Fleisch dahin lieferten, sie handelten mit meinem Vater und kauften auch Kühe bei uns. Später bauten sie die

Wirtschaft mit einem guten Architekten aus Kaldenkirchen um und hatten wunderbare Räumlichkeiten. Wie gesagt, das war immer ein fabelhaftes Speiserestaurant und Tanzlokal.

In der Nähe von Noelken war noch ein großer Bauernhof von Jählings. Das waren kolossal reiche Leute, damals schon. Der Alte hatte immer eine blaue Schürze um und lieferte uns karrenweise rote Kartoffeln, die wir bei uns im Keller einlagerten. Als ich noch kleiner war, kam er zu uns nach Kaldenkirchen und plauderte mit meinen Eltern.



... Das hat auch bestens geklappt! (37)

Ich sehe ihn noch immer vor mir. Er erzählte dann von einem Seidenfabrikanten in Krefeld, dem er alles an Lebensmitteln wie Eier, Butter, Käse, Gemüse usw. lieferte. Zu den hohen jüdischen Feiertagen bestellte dieser mal eine Gans, die er ihm auch brachte. Eines Tages kam er wieder nach Krefeld, und nebenbei fragte ihn der Fabrikant, ob er auch Kohlen verkaufen würde. Natürlich war er sehr überrascht: „Kohlen, was wollen Sie denn damit?“ „Ich kann die Gans nicht gar kriegen!“ Hatte er ihm ein altes Tier verkauft.

Außer bei Noelken feierten wir in der „Erholung“ in Mönchengladbach, wo Pauls Tante Milly Mitglied war. Der nahm als Eliteclub zwar schon zur damaligen Zeit keine „Juden“ mehr auf, aber Paul nahm mich trotzdem mit, und wir haben uns sehr gut amüsiert und immer sehr viel Freud' gehabt. Außerdem besuchten wir dann die Tante, eine Schwester seiner Mutter.

Alles andere war wie gewöhnlich. Zu Hause wurde gearbeitet, und in der Stadt gab es keine Differenzen. Jeder hatte seine Sorgen, alle haben zusammen gelebt und sich vor allen Dingen mal vertragen. Immer hat sich alles tadellos abgespielt. Da hat man selbstverständlich von der Nazizeit noch nichts gewußt. Es wurde kein Unterschied gemacht zwischen katholisch, evangelisch oder israelitisch. Man hat nichts gehört und gesehen. Alles war ein Herz und eine Seele. Was wünschte man sich mehr!



Eugen, Siegfried und Paul. (38)

Unsere israelitische Gemeinde

In unserer kleinen und einfachen Synagoge beteten Frauen und Männer getrennt. Während die Männer unten im Hauptraum in den Bänken Platz nahmen, saßen die Frauen in zwei Bankreihen oben auf dem Balkon an der Rückseite, zu dem eine Treppe links am Eingang hinaufführte. Als Kind ging ich mit meinen Geschwistern jeden Freitag und Samstag abend zum Gottesdienst. Ich seh' noch immer vor mir, wie meine Mutter sich vorbeugte und von oben herunter schaute, ob wir Kinder auch da waren und uns anständig benahmen.

Vorne auf dem Ziegeldach war ein Türmchen aus Metall. Die Fenster aus einfachem Glas befanden

sich nur an der Straßenseite und über dem Eingang. Der Fußboden war aus Holz. Im Inneren standen unten auf jeder Seite fünf graue Bänke. An der Decke hing ein großer Kronleuchter, der den Raum erst mit Gas und später elektrisch beleuchtete. An der vorderen Wand befand sich der Altar, ohne Säulen, dafür aber mit Kerzenständern. Hinter einem Vorhang wurde unsere Heilige Schrift, die „Thora“, das Gesetz Gottes, in Pergamentrollen mit handgeschriebenen Bibeltexten, den fünf Büchern Moses aufbewahrt. Auf die weiß gestrichene Wand war ein Bienenkorb mit Bienen gemalt. Hinter dem Balkon linkerhand stand folgender Spruch ge-

schrieben: „Höre Israel, der Ewige, Dein Gott ist ein einziges ewiges Wesen.“

Im Jüdischen haben wir alle einen eigenen Namen, an dem man erkennen kann, von welchem Stamm unsere Herkunft ist. Ich bin vom Stamm „Levy“, und dieser Stamm verkörpert die Lehrer. Abraham war vom Stamm „Cohen“, dem höchsten Stamm der Priester. Er war der einzige „Cohen“ in der ganzen Gemeinde und konnte nicht schwänzen, sondern mußte nach Möglichkeit immer anwesend sein. In der Synagoge wurden acht männliche Gemeindemitglieder in genauer Reihenfolge aufgerufen, um aus der „Thora“ zu lesen. Abraham wurde zuerst genannt. „Levy“, zu denen ich zählte, kamen an zweiter Stelle, dann folgten die anderen, die Israelis. So war das ganz genau geregelt. Eric (Erich Bernd), Abrahams einziger Sohn, ist dieser Tradition zufolge ebenfalls ein Nachkomme des „Priesterstamms“. Die Beschneidung der Knaben erfolgte durch einen ausgebildeten Beschneider. Anschließend beging die Gemeinde ein großes Fest. In größeren jüdischen Gemeinden nahmen die Frauen vor der Hochzeit ein Reinheitsbad im „Mikwe“. Das „Kaddisch“ (Sterbegebet) dient nur der Verherrlichung Gottes. Um dieses Gebet zu sprechen, müssen mindestens zehn Mitglieder der Gemeinde zusammen sein. Waren nicht genug Leute in der Synagoge erschienen, hat man die zusammengetrommelt, auch frühmorgens schon. Die gingen doch früh aus dem Haus zur Arbeit, da hat man uns um sechs Uhr rausgeholt, damit zehn Mann im Gottesdienst waren. Man muß nur nicht glauben, daß das alles so einfach war.

Am „Schabbes“ (Sabbat), in der Zeit von freitags bis samstags abends, wurden Gottesdienste abgehalten, und es wurde gebetet. Das gleiche galt auch für unsere Hohen Feiertage im Jahr „Rosh Haschana“ (jüdisches Neujahrsfest), „Jom Kippur“ (Versöhnungsfest), „Pesach“ (jüdisches Osterfest).

In unserer Bibel ist das Alte Testament in hebräischer Sprache geschrieben, die Schrift mit völlig anderen Zeichen wird von rechts nach links gelesen, genau umgekehrt, als bei der lateinischen Schrift. Es war schwierig, die hebräische Sprache zu lernen. Damals wurde in Kaldenkirchen nur hebräisch, das heißt in semitischer Sprache gebetet und kein Wort in deutsch, das hatten wir alles im Religionsunterricht gelernt. Dadurch konnten wir die Gebete auch übersetzen und verstehen. Man



Synagogenstraße, rechts mit dem Türmchen die Synagoge,
Paul Heimen, Heimatmaler (1898-1978), Öl, 28 x 36 cm, 1920. (39)



Alter israelitischer Friedhof nach der Höherlegung, Jahn-/Ecke Frankstraße nach 1924. (40)

wußte genau die einzelnen Texte, aber hat doch nicht alles so verstanden und beherrscht wie in der eigenen Sprache. So ähnlich ist das in der katholischen Kirche mit Latein.

Zu unserer Zeit sind wir sehr schlecht im Religiösen unterrichtet worden. Meine Mutter, Onkel Sam, Onkel Simon Devries und die Lion wußten viel mehr als wir. Im Laufe der Zeit erfolgte die „Assimilierung“ (Anpassung). Auch die Mutter hat später viel in deutsch gebetet und meinte, dann könne sie mehr verstehen. Heute ist die Ausbildung viel besser, und man kennt überhaupt keinen sprachlichen Unterschied mehr, entweder ist das meiste in deutsch oder wie hier in Amerika in englisch.

In der jüdischen Religion gibt es ein „Mincha“- und ein „Marev“-Gebet, die wurden mittags und abends immer vor dem Essen gebetet, längere Texte. Vor dem Gebet spreche ich ein paar Einführungsworte in hebräisch: „Gelobt sei der Ewige, unser Gott.“ Ganz früher wußte die Mutter selbstverständlich alles genau und war immer dahinter her. Wir waren verpflichtet, das zu tun, was sie uns beigebracht hatte, auch abends vor dem Schlafengehen. Später konnte sie nicht mehr so viel mit uns großen Söhnen anfangen und sich auch nicht mehr so durchsetzen. Als Erwachsener bin ich nicht wie früher regelmäßig in die Synagoge gegangen, das war vorbei. Ich ging dann nur an Feiertagen und oft genug zwischendurch bei besonderen Anlässen.

Nach dem Tod meines Vaters machte die Mutter zum Gedenken an seinen Todestag immer eine Öllampe an. Sie verglich den Lebensweg des Menschen mit dem Docht, der unaufhaltsam im Öl verbrennt bis die Flamme erlischt und erinnerte an einen Psalm aus dem Alten Testament: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie eine Blume auf dem Feld, wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da.“ Wenn die Rede war von Ruhm und Reichtum und dies und jenem, dann sagte sie oft: „Sechs Bretter und ein Leichenkleid muß man scheiden von aller seiner Herrlichkeit.“

Alle Juden in der Stadt waren fromme Leute und hielten sich an die Regeln. Dabei haben sie all die Jahre mit den Nachbarn und anderen Bürgern zusammengelebt und immer alles zusammen gemacht. Die meisten haben heute überhaupt keine Ahnung, wie die Verhältnisse waren. Bevor der „Sabbat“ anfang, konnte man die Kerzen anzünden, kochen und alle sonstigen Tätigkeiten verrichten. Aber war der „Sabbat“ da, konntest du nichts mehr anrühren. So steht das für uns in der Bibel, das ist nämlich der Haken.

Früher gab es noch Petroleumlampen, und an Feiertagen durften die Juden Licht weder an- noch ausmachen. Darum baten sie christliche Nachbarn oder Bekannte, Ihnen zu helfen, zum Beispiel Feuer zu machen oder die Lampen und den Ofen anzuzünden. Gekocht für die Feiertage wurde schon

freitags, und am „Sabbat“ mußte das Essen wieder aufgewärmt werden. Die Nachbarn sind gekommen, haben alles vorbereitet und sie in jeder Weise unterstützt. Das machten sie gerne, da haben sie nichts für bezahlt gekriegt. Heute würde man sagen: Das ist Wahnsinn! Genau wie bei den Juden waren die kleineren Leute unter den christlichen Bürgern alle religiös.

Die Metzger unserer Gemeinde haben früher alle „koscher“ geschlachtet, auch „schächten“ genannt. Es gibt Leute, die sagen, dafür muß ein Schlachter eine besondere Genehmigung haben. Das „Gallef“ (Messer), das dafür gebraucht wird, muß besonders scharf sein und darf überhaupt keine Kerben aufweisen. Das Tier darf nicht leiden, das muß ein Schnitt sein. Nach dem Schlachten kommt es vor allen Dingen darauf an, daß das Blut vollständig aus dem Tier läuft. Außerdem hat der Metzger zu prüfen, ob das Fleisch und die Organe „koscher“ (rein) sind. Sollten diese Regeln nicht erfüllt sein, darfst du nicht davon essen.

Unser alter Friedhof an der Jahnstraße wurde in den zwanziger Jahren höher gelegt zum Ausgleich mit der Straße. Zu meiner Zeit in Kaldenkirchen haben die Pfeiler mit dem Eingangstor und selbstverständlich noch die Grabsteine auf den Gräbern gestanden. Hier sind beerdigt meine Großeltern Rebekka und Abraham Devries, meine Großeltern von Sanders Seite, Benjamin Isaac und Charlotte,



Vorfahren von Rolf Grunewald. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um den Kaufmann Elias Grunewald und seine Frau Rosalie. (41)

auch meine Schwester Martha, die als Baby gestorben ist und alle übrigen Vorfahren der israelitischen Gemeinde. Noch in den dreißiger Jahren kam ich regelmäßig dort vorbei und ging auch hin und wieder auf den Friedhof. Bei uns ist es Sitte, den Friedhof und die Gräber mindestens einmal jährlich aufzusuchen. Auch darf die Stätte nicht entweiht oder die Totenruhe gestört werden, zum Beispiel durch Bebauung des Geländes.

Die Vermögensverhältnisse der einzelnen Familien unserer Gemeinde waren verschieden, alle waren jedoch Hausbesitzer. Es gab gutsituierte wie die Grunewalds, meinen Onkel Josef Sanders, meinen Vater oder meinen Onkel Simon Devries. Alle anderen waren sehr fleißig, schlugen sich ehrlich durch und fielen keinem zur Last.

Grunewalds waren alte Kaldenkirchener, wohlhabend und angesehen. Elias, der Besitzer des Warenhauses neben dem Bürgermeisteramt, war jahrelang Vorsitzender der jüdischen Gemeinde und ein ganz Gescheiter. Jeden „Sabbat“ erschien er schick rausgestrichen mit Anzug und Zylinder in der Synagoge. Er machte zwar nicht den Gottesdienst, war aber ein guter Redner und hatte alle in Zucht, da wurde nicht gequatscht in seiner Anwe-

senheit. Wurde aus der „Thora“ gelesen, stand er als Vorsitzender der Gemeinde neben dem Kantor und dem aufgerufenen Vorleser und achtete mit darauf, daß alles ordnungsgemäß ablief. Als Houben damals seine Jauche an der Synagoge vorbei abfuhr, ließ er kurzerhand eine Mauer zum Nachbargrundstück errichten. Elias war ein sehr fortschrittlicher Kaufmann und ist damals schon zum Einkaufen nach Berlin gefahren. Ich nehme an, daß er dort Geschäftsverbindungen hatte und sein Sohn Sigmund auf einer der Reisen seine Frau kennengelernt hat, die aus Königs Wusterhausen bei Berlin stammte. Kamen die Kunden an Sonn- oder Feiertagen oder vor Weihnachten aus der Umgebung, hat er groß Kaffee gemacht und sie bewirtet. Auf jeden Fall war er sehr geschäftstüchtig und hat immer groß annonciert: „Grunewald – eine ganze Aussteuer für 100 Mark – und noch ein Brautgeschenk.“ Mein Vater hat sich darüber lustig gemacht: „Und der Grunewald gibt dir noch einen Pisspott dazu.“ Er konnte das so boshaft bringen, die Mutter war dann entsetzt.

Elias Grunewald ist ziemlich alt geworden, ich bin noch im Haus gewesen, als der Sarg zugemacht wurde. Auch an der Beerdigung seiner Frau habe

ich teilgenommen. Sein Bruder Robert wohnte in Krefeld, dem ging es gut. Wie ich mal hörte, hatte seine Frau einen Gemüsestand in der Markthalle, und die Söhne besaßen später eine Ölgroßhandlung. Die kamen zu Thelen bei uns gegenüber und lieferten Öl und Benzin.

Selma, Emma, Ernst und Sigmund, die Kinder von Elias Grunewald, waren viel älter als ich, besonders Selma, die auswärts verheiratet war, und die ich selten zu Gesicht bekam. Sie waren alle schlau, jedenfalls alles andere als Dummköpfe. Ernst war ein starker Mann, der war nicht so einfach und ließ sich nichts gefallen. Er kam viel mit meinem Bruder Julius zusammen. Er besaß auch eine Zigarrenfabrik, die eines Tages abgebrannt ist, wofür er eine gute Entschädigung erhielt. Aus einer Verwundung im Ersten Weltkrieg hatte er eine schwere Beinbehinderung.

Seine Frau hatte eine fabelhafte Figur, ansonsten erschien sie uns nicht sonderlich attraktiv. Vielleicht hatten wir auch nicht den richtigen Geschmack. Auf der Kirmes hatte er mal die „freie Auswahl“, da amüsierten sich die Leute und riefen ihm zu: „Ernst, du hast doch schon zu Hause das große Los gezogen!“

Auch Sigmund war sehr gescheit. Er hielt sich mehr für sich und gab sich früher überhaupt wenig mit den anderen ab. Johanna, Pauls Schwester, war nicht immer gut auf ihn zu sprechen. Der hat immer „je 'uzt“ und sie „je 'nökt“, das konnte Johanna nicht leiden, war nicht ihr Fall. Sigmund machte Geschäfte mit Kauwertz & Co, die ganzen Tabakabfertigungen für die Fabrik. Dadurch kam er mit Johanna zusammen. Das Kaufhaus Grunewald hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg eine Filiale in Grefrath, die von Emma geleitet wurde. Emma war immer schick und elegant, so 'n Püppchen, ich habe mich immer gut mit ihr verstanden. Ich war eingeladen zu Emmas Verlobung mit Max Scheftel im Haus von Sigmund. Ich weiß noch ganz genau, daß er mich dazu überreden wollte, mich in den Stadtrat wählen zu lassen. Das war nichts für mich, kam gar nicht in Frage, ich wollte es auch mit keinem verderben, weder mit dem einen noch mit dem anderen. Ich war so beliebt in Kaldenkirchen, da hat er sich gedacht, schlau wie er war: „Der wird bestimmt gewählt, dann hast du Verbindungen.“

Hat schon jemals einer in Kaldenkirchen über meinen Großvater, den alten Abraham Devries geschrieben oder berichtet, der so vielen Menschen, besonders Frauen geholfen hat? Die kamen zu ihm aus der ganzen Umgebung, mit Geschwüren und Ausschlag behaftet, und er präparierte selbst Salben und half all diesen Leuten umsonst, hat nie einen Pfennig dafür genommen. Er hat da nicht von gesprochen, hat das nie groß rumposaunt, sondern höchstens mal bemerkt: „Wenn ich sie so ungefähr geheilt hatte, sind sie nach Dr. Bönninger gegangen.“ Viele wußten das. Wie meine Mutter mir soundso oft erzählte, hat sich mal eine Beamtenfrau offenbart: „Frau Sanders, daß es Ihnen so gut geht, ist wunderbar, und ich weiß auch warum! Nicht nur Sie helfen, wo sie können, schon Ihr Vater hat so viel Gutes getan. Das meiste davon ist selbst Ihnen nicht mal bekannt!“ Die haben das nicht an die große Glocke gehängt, obwohl die so viel getan haben für andere Leute, und trotzdem hieß es später: Alles, was von denen kommt, ist schlecht.

Mein Großvater hat sich nicht fotografieren lassen. Ich hab' weder ein Bild von ihm, noch von meiner Großmutter Rebekka. Das hatte seinen Grund in der Bibel, und er hat das meiner Mutter immer so erklärt: „Der Mensch ist ein Ebenbild Gottes“, und „in der Heiligen Schrift steht, du sollst keine anderen Götter haben neben Gott, dem Herrn und dir auch kein Bildnis von Gott machen in irgendeiner Gestalt. Wenn ihr an mich denken und mich in Erinnerung behalten wollt, braucht ihr keine Fotografie von mir.“ So war seine Auslegung, der war da haargenau drin. Heute kann man das sehen, wie man will. Heute ist alles anders und eine solche Ansicht geradezu unvorstellbar, aber zur damaligen Zeit ...! Wenn er heute in eine Synagoge ginge, würde er bestimmt sagen: „Das ist keine Synagoge, nicht jüdisch, sondern ähnelt mehr einer christlichen Stätte!“

Das war doch in Kaldenkirchen noch so, wie in der großen Synagoge von Düsseldorf und Köln, wo ich ebenfalls hingekommen bin, die Frauen saßen oben für sich und kamen nicht mit den Männern zusammen. Hier in Amerika gibt es sowohl bei den konservativen als auch reformierten jüdischen Gemeinden Frauen als Rabbiner. Auch werden sie aufgerufen, aus der „Thora“ zu lesen. Alle Funktionen der Männer können sie gleichberechtigt ausüben. Zuerst kam mir das auch komisch vor, weil ich das aus unserer Tradition anders kannte. Aber es wäre Blödsinn, sich nicht umzustellen. Der Fortschritt ist selbstverständlich richtig, die Mutter hatte sich auch stets angepaßt.

Jakob Lion, den ich auf der Fotografie mit Max genau wiedererkenne, war ein Vetter meiner Mutter. Sein Vater und meine Großmutter Rebekka von Devries Seite (genannt Sprintz) waren Geschwister aus Vierlingsbeek/Holland. Mit diesen Lion sind auch die de Wijzes verwandt. Schon sein Vater unterrichtete früher die jüdischen Kinder in der ganzen Umgebung, indem er von Ort zu Ort zog. Jakob war als Laie jahrelang Vorbeter in unserer Gemeinde, als diese zu klein und verhältnismäßig zu arm für einen bezahlten Geistlichen war. Er machte seine Sache gut und kannte alles ganz genau. Nur an höheren Feiertagen nahm er sich einen besonde-

ren Prediger von auswärts. Bei ihm habe ich schon meine „Barmitzwe“ empfangen, zu der Zeit war Elias Grunewald Vorsteher der Gemeinde. Jakob und Bertha Lion wohnten an der Ecke Venloer-/Fährstraße. Vorne waren Küche und Wohnzimmer und dahinter früher eine kleine Metzgerei. Jakob schlachtete meist bei Devries, die halfen sich gegenseitig, denn Devries hatte ein richtiges Schlachthaus hinter seinem Haus und später in einem Garten auf dem Wall (hinter dem Marktplatz), von wo aus ein „Jätzken“ zu „de länger Mürkes“ ging. Kälber, Ziegen und Geflügel schlachtete er in einem Schuppen genau wie Jakob Hoffstadt. Ach, das war alles so primitiv. Später hatte er ein kleines Lebensmittelgeschäft mit Süßigkeiten. Das Kino war schräg gegenüber, von dort kamen die Leute rüber, und er hatte genug zu tun.

Hannchen Lion war die einzige Schwester von Jakob. Sie kam oft zu Besuch aus Ruhrort und der Bruder auch, der war Samtweber in Krefeld. Jakob war immer gut aufgelegt und hat „je 'uzt“. Das kann sich keiner vorstellen, so einfache und gute Leute, herzensgut, die haben keiner Fliege was zuleide getan. Schrecklich, wenn ich an ihr Schicksal denke!

Max Lion, der einzige Sohn von Bertha und Jakob, hat in Kaldenkirchen beim Manufakturwarengeschäft Alex Bonn gelernt und ging dann als Verkäufer nach Aurich/Ostfriesland. Ich bin früher oft hingegangen, als Max noch jünger war, er konnte gut Schach spielen. Später hatte er ein eigenes Geschäft, und wie das so an kleinen Plätzen ist, nachdem wir ein bißchen „Konkurrenz“ hatten, war dann auf einmal alles aus. In der Hitlerzeit, als alles kaputt war, ist er doch wieder zu mir gekommen. Max war ein netter Kerl und guter Mensch, die ganzen Lion waren prima. Und Else, seine Frau, war glücklich in Kaldenkirchen, davon bin ich überzeugt. Max Schwiegermutter war eine kleine, nette Frau aus Aachen, die die Familie Lion öfter hier besuchte. Ich kann sie mir immer noch gut vorstellen und seh' sie noch bei uns auf der Bahnhofstraße vorbeigehen, auf dem Weg von oder zur Bahn.

Der Segen von Salomon Sanders

Walter Sanders hat kurz nach seinem Geburtstag am 7. Oktober 1938 als letzter in unserer Kaldenkirchener Synagoge seine „Barmitzwe“ empfangen. Ich war sowohl mit meinen Eltern im Gottesdienst als auch eingeladen zu der Festlichkeit bei ihnen zu Hause in Lobberich. Sein Großvater Abraham Sanders, ein direkter Vetter meines Vaters, kam früher immer von Lobberich in unsere Synagoge und besuchte auch uns. Ich habe ihn noch vor Augen. Dagegen gingen die anderen jüdischen Bürger Lobberichs in die Synagoge nach Breyell.

Abraham wohnte früher mit seiner Frau in einem kleinen Häuschen mit Hof in der Nähe des Lobbericher Zentrums, wo sie eine kleine Metzgerei und ein angebautes Schlachthaus hatten. Früher ist er oft durch den ganzen Breyeller See geschwommen. Sonst wurde nicht viel geschwommen, aber der war richtig sportlich. Die waren oft so witzig. Als Abraham seine Braut zum ersten Mal nach Lobberich brachte, ging er mit ihr spazieren und sagte zu ihr: „Alles was ich jetzt sehe, gehört mir.“ Dabei hielt er die Augen geschlossen. In Wirklichkeit hat er zu der Zeit nichts gehabt.

Evchen, seine zweite Frau, war eine Schwester meines Vaters. Er hat also in zweiter Ehe eine Cousine geheiratet, das war ja ganz normal. Früher war sie bei der Gerberei Wiener, Venlo, im Haushalt beschäftigt und war eine prima Köchin. Zur Lobbericher Kirmes waren wir alle bei Onkel Abraham und Tante Evchen eingeladen. Und weil das Haus

nicht so groß war, haben wir in ihrem Schlachthaus gegessen, das für den Besuch blitzblank geputzt und hergerichtet war. Das hat sie auch getan, damit wir nur ja nicht alle in die gute Stube kämen, mit all den „Blagen“. Das war Tante Evchen.

Walters Mutter stammte aus Straelen, sie war eine Tochter meines Onkels Samuel Sanders und eine direkte Cousine von mir. Sein Vater Sally kaufte später auf der Süchtelner Straße das Haus, als Onkel Abraham schon gestorben war. Evchen war noch bis zu ihrem gewaltsamen Tod 1938 bei Sally und seiner Frau. Aber die waren ein Herz und eine Seele.

Ein kleines Gebäude vor der Synagoge gehörte ebenfalls der Gemeinde. Hinter der Synagoge, zum Marktplatz hin, befand sich das Haus von Emil und Frieda Simon, in dem auch Bernhard wohnte. Emil war Viehhändler und hatte das Haus umgebaut. Früher wohnten in dem Haus die alten Sanders, Salomon und Adelheid, die Eltern von Samuel, Frieda, Bernhard und den Geschwistern. Auf platt haben sie die ganze Familie mit den elf Kindern „de Sälmkjes“ genannt. Mein Großvater Benjamin, der selbst immerhin sieben Kinder hatte, zog seinen Bruder Salomon ob seines Kinderreichtums oft auf: „Was willst du, du kannst mit den Kindern ‚stucken‘ (kölsche) spielen.“ Salomon hatte einen Schwager in Ruhrort, dem ging es sehr gut. Als ihre goldene Hochzeit war, hat der Schwager Gott weiß was bestellt, die Feier groß aufgezogen und an nichts

gespart. Das Ende vom Lied war, die Rechnungen kamen alle zu „Sälmkjes“.

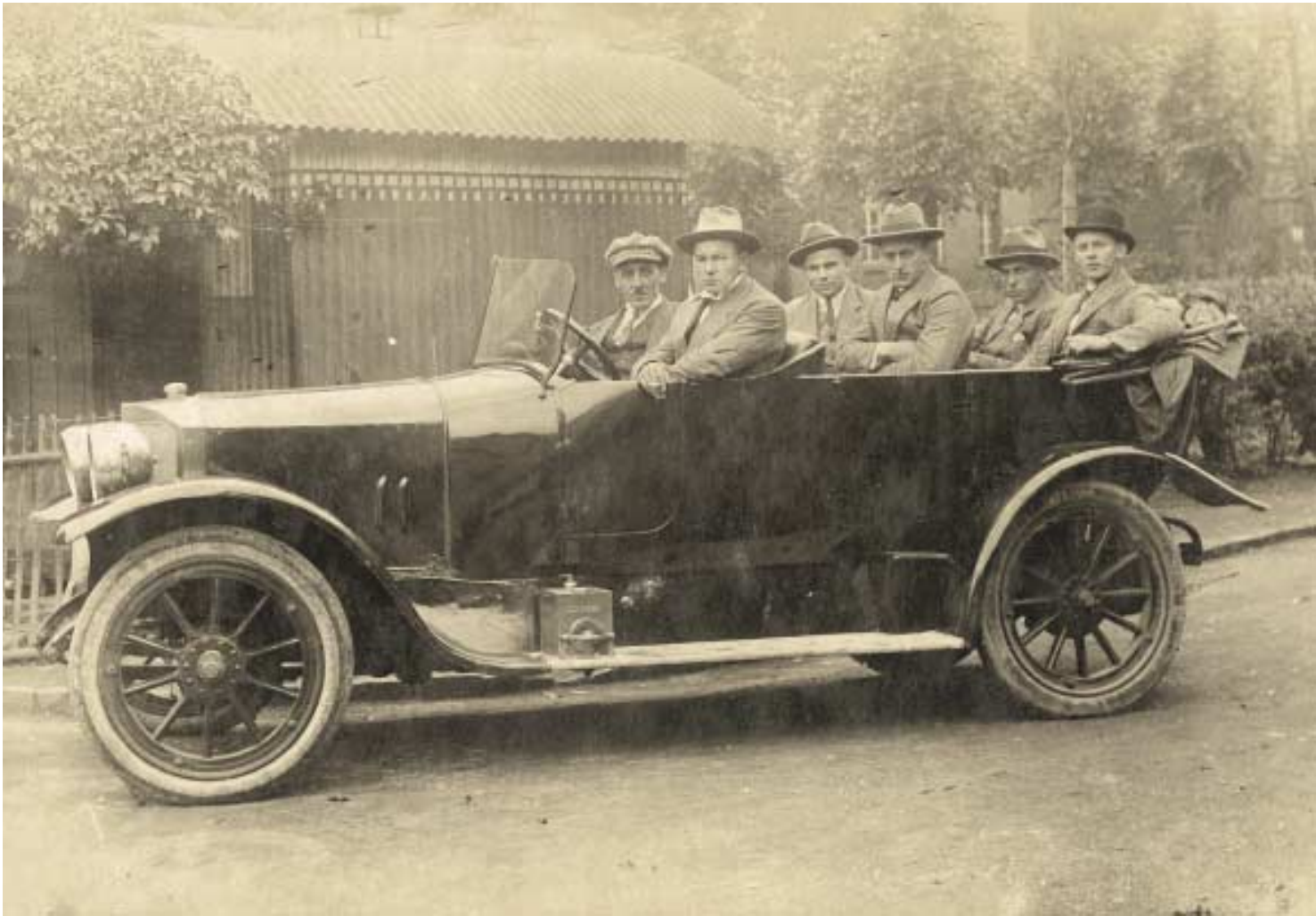
In der Synagogenstraße, in einem kleinen Häuschen mit einem Hinterhof, wohnten die alten Ewalds, auch mit vielen Kinder, die in der Nachbarschaft alle zusammen spielten. Die mußten sich sehr plagen, die Ewalds und die „Sälmkjes“ mit all dem Nachwuchs. Freitags abends fing der „Sabbat“ an, und dann hat der alte Salomon Sanders die Kinder zusammengenommen und gesegnet, da waren auch wir bei. Die waren doch alle so fromm, das war ein Herz und eine Seele. Wir bekamen alle Gottes Segen.

Josef Sanders, der Bruder meines Vaters, wohnte mit Familie auf der Bahnhofstraße 77, direkt gegenüber der „Stadtschenke“. Rechts daneben angebaut war ein kleines Geschäft von Houben, und auf der Ecke Bahnhof-/Synagogenstraße wohnte Samuel Sanders, der älteste der elf „Sälmkjes“. Sein Sohn Hermann lernte bei Montel und war in Grefrath mit einer Levy verheiratet. Die Tochter Rosa heiratete Jakob Cahn und zog später nach Krefeld. Zuerst hatte Onkel Josef sein Haus gegenüber der ersten Metzgerei meiner Eltern an der Ecke Bahnhofstraße/Schöffengasse. Vorne führte er ein prima Zigarrengeschäft mit Pfeifen und allerlei Rauchartikeln, weshalb man ihn „dat Piefejüdsche“ nannte. Hinten machte er mit seiner Frau Rosa Zigarren, die sie verkauften, jedenfalls ging es ihnen immer gut. Onkel Josef war mit einer Cousine verheiratet, obwohl meine Großmutter (Charlotte) gegen eine solche Verbindung war. Zuerst waren sie nur befreundet, und was passierte? Er ging nach Boxmeer und fing bei einer Zigarrenfabrik an. Der Inhaber fragte ihn, ob er auch Zigarren machen könnte ohne Formen. „Ja, komm her, ich werde sie dir machen.“ Als er sich dort eingelebt hatte, folgte Rosa ihm nach und arbeitete als Mädel bei Lion im Haushalt. So waren sie wieder zusammen und haben später geheiratet. Das hat er mir selbst erzählt. Es war zwar nicht üblich, eine so nahe Verwandte zu heiraten, aber die waren doch alle untereinander verwandt, da gab es doch gar nichts. Besser ist, wenn frisches Blut in die Familie kommt, dafür waren die jüdischen Gemeinden jedoch oft zu klein.

Mit Sigmund Grunewald zusammen gründete Onkel Josef die Zigarrenfabrik Sanders, Grunewald & Co. Die waren schon ziemlich groß damals, bevor es ihm zu viel wurde und er austrat. Grunewald



Links das Haus der Familien Josef und Isidor Sanders. (42)



Mercedes-Benz von Lion-Löwenberg, Köln, um 1930, v.l. Chauffeur, Küppers Karl, Grüters Jupp, Sanders Jakob, Grüters Martin, Opdenplatz Willi. (43)

machte anschließend mit Otto und Josef Spelten weiter. Josef Sanders war sehr konservativ und gewohnt, klein anzufangen und nach und nach aufzubauen, wie Johanna, will ich mal sagen. Die haben das fest in der Hand gehalten und vor allen Dingen selbst mit angepackt. Vor dem Einkauf des Tabaks haben verschiedene Fabrikanten ihn oft hinzugezogen, um die Qualität von ihm prüfen zu lassen. Er war ein echter Fachmann und hatte die notwendige Erfahrung. Im allgemeinen war es so, was früher Fachleute waren, die waren von der „Pieke“ auf mit ihrem Geschäft oder Handwerk verwachsen, das ging zum Teil über Generationen von den Eltern auf die Kinder oder vom Vater auf den Sohn.

Sein erstes Haus verkaufte Onkel Josef an Peter Achten und übernahm dann das Haus von Dondit, mit dem Garten, der bis an den Wallplatz reichte (Marktplatz).

Dondits, die keine Kinder hatten, beschäftigten sich früher mit Versicherungen. Sie waren die ein-

zigen Katholiken zur damaligen Zeit, die einen Christbaum hatten, die anderen feierten nur Nikolaus. Christbäume hatten sonst nur die Evangelischen. Bei Dondits haben die Kinder zu Weihnachten gesungen. Er hat sie reinggerufen, und die Kinder sangen Weihnachtslieder vor dem Baum.

Inhaber der „Stadtschenke“ gegenüber war früher Emil Donders. Viktor, der Sohn, war berufsmäßiger Schauspieler in einem großen Schauspielhaus in Düsseldorf, der war sehr bekannt. „Graf Schmätko“ haben sie ihn genannt, weil er mit dieser Rolle groß herausgekommen ist. Der hatte einen Landauer und ist dann mit Pauls Vater oder Küppers losgefahren, die waren alle scheinbar in seinem Alter.

Mein Vetter Isidor Sanders war der einzige Sohn von Onkel Josef und seiner Frau. Er war ja befreundet mit Wilhelm Kauwertz bis zu dessen Tod im Ersten Weltkrieg. Isidor dagegen hatte einen schweren Schuß in den Arm bekommen und war zeitweilig vollständig gelähmt. Nachdem er endlich aus

dem Hospital entlassen werden konnte, war er noch so blöd und nahm keine Staatspension wegen seiner Invalidität, sondern verzichtete darauf: alles fürs Vaterland! „Isidor war 'ne Lustige, 'ne hübsche große Kerl!“ Früher kam er oft mit Fritz Marcus aus Uedem zusammen (Fred Marcus, New York), der auch mit uns sehr gut bekannt war. In Uedem haben sie mal einen Abend schwer gefeiert, und Fritz erzählte später: „Ich war zu Hause, auf einmal klopft es bei uns an die Tür, da standen einige Kumpel, die schleppten Isidor mit großer Schlagseite bei sich: Machen Sie mal auf, wir bringen Ihnen Sanders.“

Bertha Rollmann, seine älteste Schwester, auch eine hübsche Person, hatte mit ihrem Mann ein großes Herrenkonfektionsgeschäft in Castrop-Rauxel. Johanna dagegen war nicht verheiratet und hatte ein Hüftleiden. Lene heiratete einen Metzger und zog nach Bonn, die mußten sich eher durchschlagen.

Kaldenkirchener Originale, arbeitsam und fleißig

Inhaber der Firma Sanders, Cohen & Co waren Isidor, meine Brüder Albert und Julius und Abraham Cohen. Die Firma betrieb hier in der Umgebung sowie in der Kevelaer und Uedemer Gegend, wo sie auch Weiden gepachtet hatte, einen ausgedehnten Viehhandel, der hauptsächlich von Julius getragen wurde. Nachdem die vier aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekommen waren, arbeiteten sie zunächst zusammen auf eigene Rechnung. Ein Buchhalter von Stein & Haus, der bei Josef Sanders ein Zimmer hatte, gab eines Tages den Anstoß: „Warum gründet ihr keine Firma zusammen?“ Das hat dann auch geklappt, und sie haben das geteilt. Jeder der Partner hatte seinen eigenen Kundenkreis, und dadurch entstand ein ziemlich großer Betrieb. Abraham führte nicht nur die Bücher, er hatte auch gute Kundschaft in Leuth. Albert übernahm von meinem Vater die Kunden in Herongen, Wankum, Bracht und Brüggem.

Das Viehgeschäft lief im einzelnen folgendermaßen ab: Julius kaufte vor allen Dingen Kühe als Zuchtvieh, schickte diese nach Kaldenkirchen und verkaufte die Tiere von hier weiter an die Bauern und Metzger. Die Bauern kauften meistens Kühe, die später kalbten und von denen sie Milch bekommen konnten. Waren die Kühe gemästet, hat die Firma die fetten Kühe zurückgekauft und zu den Märkten oder Schlachthöfen geschickt oder geschlachtet, was sie selbst brauchten. Zusätzlich fuhr auch Albert zu den Märkten und handelte mit Zuchtvieh in Friesland, Dortmund, Dinslaken usw. Das wurde ein immer größeres Geschäft, die waren doch überall vertreten. Fritz Marcus, mit dem besonders Julius gut befreundet war, erzählt noch heute, daß mein Bruder Albert oft morgens um sieben Uhr schon bei ihm eintraf, mit dem Fahrrad aus Kaldenkirchen. Als Julius noch kein Auto hatte, fuhr er jeden Morgen um fünf Uhr mit dem Zug nach Kempen und weiter nach Kevelaer, dem Standort des Geschäfts. Von dort aus besuchte er mit dem Rad die Bauern. Er ließ das Vieh immer freitags in Kaldenkirchen anliefern und rechnete am gleichen Tag in Kevelaer ab. Dann waren schon Großeinkäufer aus Krefeld zur Stelle, an die er wieder Schlachtvieh usw. verkaufte. Das ganze interessan-

te Geschäft erledigte er in zwei Wirtschaften, bei Karl Opwies und etwas weiter auf der anderen Seite bei Gräwers. Die hatten auch große Stallungen. Bei Gräwers hat er gewohnt und auch oft übernachtet, er war da wie Kind im Haus.

Ich vergesse nie: Bei Opwies in der Wirtschaft hingen zwei Gemälde. Auf einem war zu sehen, und das hat mir so imponiert, ein stolzer Reitersmann, hoch zu Roß, darunter stand: „Ich hab’ mir vorgenommen, grad’ durch die Welt zu kommen.“ Das andere Bild hing daneben, darauf gemalt war eine große Eiche mit starken, tief herunterhängenden Ästen. Davor stand der Reiter mit seinem Pferd und folgender Text war zu lesen: „Das wollte mir nicht glücken, ich mußte mich öfters bücken.“ Das war so richtig originell, genau wie es im Leben zugeht. Wenn man jung ist, nimmt man sich vor, den geraden Weg zu gehen. Aber so geht das nicht im Leben, da kommen viele Stolpersteine, kann ich nur sagen.

Julius war „ne ganz Clevere“, der war großzügig und vor allen Dingen sehr beliebt, kolossal tüchtig und beliebt. Und das in Kevelaer, streng katholisch! Der war so beliebt, auch bei den Bauern, das kann ich gar nicht sagen, und was der für eine gute Kundschaft hatte. Darum ist Julius auch in der Nazizeit so früh nach Holland gegangen. Der konnte die Hetze und das ständige Drangsalieren gar nicht ertragen und war ja ohnehin schon früher in Holland zur Ausbildung bei den Verwandten gewesen.

Als Julius noch in Deutschland lebte, hatte er mal eine Freundin aus der Klever Gegend. Kaum hatte meine Mutter erfahren, daß er ein Verhältnis mit einem „christlichen“ Mädels hatte, fuhr sie nach Kleve zu den Eltern, um das zu beenden: „Wissen Sie auch, daß Ihre Tochter mit einem Juden verkehrt?“ Es hat aber nichts genützt. Julius war zwar über die Grenze verschwunden, aber sie ist ihm scheinbar noch eine ganze Zeit gefolgt nach Nijmegen, ein hübsches, großes Mädels. Isidor und Julius fuhren jeden Samstag nach Krefeld, und ich hör’ immer noch meinen Vater sagen: „Sieh’s, da karren sie wieder nach Krefeld und lassen sich die Haare schneiden!“

Das Vieh mußte in Kaldenkirchen oft gebracht

und geholt werden, und dazu hatte die Firma einen Knecht. Auch Jakob und ich haben die Kühe getrieben bis nach Niederdorf zu einem großen Bauernhof, der zum Kundenkreis meines Vaters gehörte. Wir durften nicht über die Chaussee laufen, das war schlecht für die Hufe, daher mußten wir durch den Busch, also von Leuth direkt bis hinten zur Grenze, zu Fuß hin und zurück, und immer nur für eine Kuh! Kurz und gut, eines Tages hatten die Partner die Idee, einen Viehwagen zu bestellen, um die Transporte einfacher und schneller abwickeln zu können. Sie haben dann für die damalige Zeit einen ganz modernen Pferdewagen in Krefeld bauen lassen, da paßten zwei Kühe drauf, mehr nicht.

Ich stand zufällig neben meinem Vater, da kam der neue Wagen über die Bahnhofstraße. Mein Vater war so böse, und Ewalds stand an der Tür, da rief mein Vater ihm auf einmal zu: „Franz, guck dir das mal an! Da fahren sie ‚de Dallis‘ mit zusammen!“ „Dallis, bringt alles!“ lautete ein Sprichwort für Pleite, Bankrott, wenn du nichts mehr hast. In Wirklichkeit wollte er sagen: Die sind zu faul, um zu laufen.

Julchen und Moses Hoffstadt besaßen ein kleines Zigarrengeschäft und verkauften Strickwolle, schräg gegenüber dem Bürgermeisteramt. Wenn ich die schönen Fotos mit der Nachbarschaft sehe, Julchen dazwischen, dann war das nun mal selbstverständlich. Da wurde kein Unterschied gemacht, ganz im Gegenteil. Moses war früher Zigarrenmacher gegenüber bei der Zigarrenfabrik Heinrich Holtvoeth, Kehrstraße 43 und stellte in seiner Freizeit selbst Zigarren her, die Julchen mitverkaufte. Eines Tages wollten sie Steuern von ihm haben, die er offenbar nicht richtig bezahlt hatte. Das Finanzamt bestrafte ihn mit 6000 Mark, eine Menge Geld. Er erzählte das später meinem Vater und brüstete sich: „Es gibt keinen Arbeiter, der so viel bezahlt hat wie ich!“

Julchen hat für die ganze Aussteuer, Möbel, Wäsche usw. bei der Hochzeit ihrer Nichte Lina Sanders mit Simon Harf gesorgt. Mein Vater sagte von seiner Cousine: „Auf einem Auge lacht sie, auf dem anderen weint sie. Wenn sie auch viel klagt, die hilft immer!“ Da sie fleißig waren und wenig für sich brauchten, hatten sie immer genug Geld zum Leben. Moses trug einen Anzug, der war bestimmt fünfzig Jahre alt, und trotzdem waren die Sachen immer „clean“. Ich habe das noch genau vor Au-

gen, wie sie fein gemacht in die Synagoge gegangen sind. Besonders Moses war immer da, der hat nie gefehlt. Das waren wirklich originelle Figuren, wenn man so bedenkt, die jeder kannte. Kaldenkirchener Originale, arbeitsam und ganz einfach!

Moses und Jakob Hoffstadt stammten aus einem ganz armen Haus. Der Vater hat mehr hausiert, und sie hatten soundso viele Kinder. Von Paul Kauwertzen sagten die Leute: „Ja Kauwertz, ihr seid doch reiche Leute.“ Hat er mal geantwortet: „Wir sind keine reichen Leute, Hoffstadt sind reich, seht mal, wie viele Kinder die haben.“ Insofern hat er Recht gehabt. Moses Bruder Jakob wohnte in „de Hock“, zusammen mit seiner Schwester Frieda (Friederike), von Beruf Näherin. Auch die Eltern haben schon dort gewohnt, die Mutter hat damals noch gelebt. Später hatte er eine Haushälterin, die sehr gut auf ihn aufpaßte, sehr gut. Und er hat sehr gut auf sie aufgepaßt, er ließ nichts auf sie kommen. Ich weiß noch, daß sie keine Treppe im Haus hatten, sondern über eine Leiter nach oben stiegen.

Bernhard Sanders und Jakob Hoffstadt hatten große Konkurrenz. Sie kauften Kaninchen und junge Ziegen, wenn sie gerade geboren waren für „fuffzig Pfennige“, und später schlachteten sie die Tiere, um die Felle abzuziehen und zu verkaufen. Jakob Hoffstadt hat auch hausiert mit Hemden und allerlei Kurzwaren. Jedenfalls hat er mehr gemacht, als die meisten wissen. Die waren fleißig wie „des Deuvels“ und vor allen Dingen, sie haben so gut wie nichts ausgegeben, weil sie doch nichts verbrauchten. Oft hat er zu Leuten gesagt, wenn sie ihn nicht verstanden, sie sollten zu meiner Mutter gehen: „Spreak met Mina, die verstoat 'et.“

Auch die Hoffstadt in Straelen stammten aus Kaldenkirchen. Alle hatten später so viele Kinder, und trotzdem ging es ihnen sehr gut. Sie haben sich kolossal angestrengt und gut durchgesetzt, waren fleißige und ehrbare Leute. Ihre Kinder haben sich gut gemacht. Einer hatte ein großes Herrenkonfektionsgeschäft bei Frankfurt, einer eine Weinhandlung, und Imanuel Hoffstadt in Straelen war Viehhändler. Der lieferte das Vieh an die Metzgerei Siemes, zu der Zeit das beste und modernste Geschäft auf der Hochstraße, gegenüber der Bäckerei Konrad Maaßen. Der kam jeden Samstag nach Kaldenkirchen und rechnete ab. Er hatte einen Sohn Siegfried, ein hübscher, großer und netter Kerl, der auch immer hierhin kam.

In Straelen wohnte auch mein Onkel Samuel,

der zweitälteste Bruder meines Vaters und Großvater von Walter aus Lobberich mütterlicherseits. Der hatte einen großen Viehhandel, ein Bombengeschäft.

Onkel Sam und Pauls Großvater Wilhelm Kauwertz trafen sich mal auf einem Viehmarkt. Der Großvater wohnte früher in dem großen Haus am Bahnhof, wo es sicher auch Stallungen gab. Die waren doch alle mit dem Land verknüpft und haben Kühe, Hühner und so etwas dabeigehabt. Außerdem besaßen sie einen Bauernhof in der Nähe vom Bruch, den „Kauwertz-Hof“. Auf jeden Fall ist Wilhelm mal selbst zum Markt gefahren, um Kühe einzukaufen, und meine Mutter erzählte mir, was sie gehört hatte: Er stand in seinen Klamotten so unscheinbar und einfach da, daß man auf den Gedanken hätte kommen können, dem müsse man finanziell unbedingt unter die Arme greifen. Nachdem der Handel perfekt war, kam einer der Viehhändler zu Onkel Sam und erkundigte sich bei ihm: „Der hat bei mir gekauft. Glaubst du, er kann bezahlen und nimmt die Tiere ab?“ „Oh nee“, hat Onkel Sam sich lustig gemacht, „am besten läßt du dir sofort das Geld geben.“ Der Händler begab sich wieder zu Wilhelm, der daraufhin ein paar Goldmünzen aus seiner Westentasche zückte, um den Verkäufer nicht mehr länger im Ungewissen zu lassen.

Onkel Sam hat für sich kaum was ausgegeben. Er war beim Militär, wo sie die Uniform kriegten, und die meisten haben sich extra ihre eigenen Hosen dazu gekauft. Nur Onkel Sam, der spielte da nicht mit und meinte: „Bin ich verrückt, sollen die mir die Hosen doch selbst besorgen.“ Dafür hat er keinen Pfennig geopfert, sondern die Militärhose angezogen, die sie ihm verpaßten, die war ihm gut genug. Die Großmutter (Charlotte) wohnte bis zuletzt bei Onkel Samuel. Sie hatte oben ein Zimmer in seinem riesigen Haus und führte den Haushalt. Alle jüngeren Verwandten, wie zum Beispiel Isidor Sanders aus Kaldenkirchen und mein Vetter aus Aachen, kamen bei meinem Onkel in die Lehre und haben da gewohnt und gegessen. Meine Großmutter kochte für alle, und Isidor hat mir erzählt, sie nähme alles so genau und hat des öfteren mal gestöhnt: „Ihr Jungs freßt meinem Sohn noch die Haare vom Kopp.“ Als mein Onkel später zur Beerdigung der Großmutter nach Kaldenkirchen kam, saß er da, hatte den Zylinder auf und sagte zu mir: „Seh' ich nicht aus wie ein Schornsteinfeger?“

Auch Onkel Gustav gehörte zu den elf Geschwistern der „Sälmkes“. Er wohnte auf der Steylerstraße 11 und war ein braver Kerl. So hat er gelebt, so war er, genau wie auf dem schönen Foto. Er war Metzger und Viehhändler, aber mit einem kleinen Geschäft. „Der ist zu brav“, hat mein Vater immer gesagt, „darum hat er nix, der ist einfach zu brav!“ Meistens haben sie zusammen mit anderen geschlachtet, und dann haben sie sich das Fleisch geteilt und in der Metzgerei verkauft, und zwar nur Rind-, Kalb-, Ziegenfleisch oder Lamm, kein Schweinefleisch. Ach, das waren so nette Leute. Gute, fromme Leute, wirklich fromm, ich meine religiös, nicht übertrieben. Die ganze Familie war gläubig, das ist wirklich wahr!

Ich weiß, daß ich zu den Sterbebeteten da war, als er gestorben ist. Es kann sein, daß ich gerade von Dachau zurück war. Der war so gut, das kann ich gar nicht sagen, das waren liebe Leute. Sein Sohn Sally war lange Buchhalter und Reisender für die Zigarrenfabrik Holtvoeth neben dem Bürgermeisteramt. Später stellte er selber Zigarren her, obwohl er von Beruf kein Zigarrenmacher war. Die Tochter Lina und Simon Harf waren noch junge Leute. Simon war von Beruf Viehhändler und hielt sich viel bei seinen Eltern in Rheydt auf, um seinen Geschäften nachzugehen.

Jacques Keizer, holländischer Staatsbürger, hatte früher die rechte Wohnung bei Onkel Sim (Devries) gemietet und führte dort ein Schuhgeschäft. Später wohnte er auf der Steylerstraße, links hinter Edling und reiste für Bönninger. Als Ferdinand Franke in der Nazizeit bei mir aufhören und aus der Wohnung über meinem Geschäft ausziehen mußte, zog Keizer mit seiner Familie dort ein. Anfang 1939 war er mit seiner Frau noch da, im Februar zogen sie über die Grenze nach Venlo.

Frau Keizer war eine Schwester von Alex Bonn. Dieser war Textilkaufmann auf der Hochstraße und hatte damals bis zu seinem Tod ein Bombengeschäft, zeitweilig beschäftigte er 15 Mitarbeiter. Als ich mich in den zwanziger Jahren selbständig machte, äußerte Bonn: „Der ist noch zu jung!“ Ich habe ihm bewiesen, daß das nicht der Fall war. Nach dem Tode von Alex Bonn wurde das Geschäft übernommen.

Auch Abraham Cohen mit seiner Frau Else wohnte bei Devries. Das Foto mit ihrem Sohn zeigt Else genau so, wie ich sie zuletzt in Erinnerung habe. Sie war blond, einzige Tochter von Bernhard und



Die Nachbarn Siemes und Hoffstadt. Im Fenster oben rechts Julchen Hoffstadt mit ihrem Neffen Max Lion, links Christine Siemes. Unten v.l. Johann Siemes, Kutscher Giebelen Pit, Moses Hoffstadt, um 1912. (44)

Rosina Levy aus Breyell und lachte immer in einer für sie typischen Art. Die Levys aus Breyell habe ich selbstverständlich alle gekannt, die wohnten in der Nähe von Bieth. Abrahams Vater Levi Cohen stammte aus Holland und war mit meiner Tante Jetta (Henrietta) geb. Devries verheiratet. Er war bei der Gerberei A.M. Wiener auf der Steylerstraße als Gerbermeister beschäftigt. Sein holländischer Bruder nahm es ihm früher übel, daß er die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatte und meinte ironisch, wenn er nach Deutschland zurückfuhr: „Bestell’ dem Kaiser mal ‘nen schönen Gruß!“

Als Levi und Jetta Cohen nach Sonsbeck und dann nach Kleve zogen, blieb Abraham im Haus von Onkel Simon, der selbst keine Kinder hatte und erst im Alter von etwa 48 Jahren geheiratet hat. Den Eltern ging es nicht so gut, im Gegensatz zu Devries. Meine Mutter war noch im Haus, seine Großmut-

ter Rebekka lebte noch, und da ist der Jung’ bei ihr in Kaldenkirchen geblieben.

Abraham wie auch meine Brüder Julius und Jakob waren sehr mit Matthias und Willi Küppers, Am Leuther Tor befreundet, die gingen da ein und aus und trafen sich auch viel beim Sport. Die Küppers hatten doch auch all die Jungen, auf jeden Fall wollten die Küppers später von den Nazis nichts wissen, gar nichts. Abraham, Eva, Bertha (Frank), Josef, Jakob, und Lenchen (Ermann) waren Geschwister. Abraham, Eva und Josef wurden in Kaldenkirchen geboren, dagegen die Geschwister in Sonsbeck oder Kleve.

Während meiner Lehrzeit in Kleve wohnte ich bei meinen Verwandten und schlief in einem Zimmer mit Josef. Ich höre noch, wie er jeden Abend einmal in englisch und dann in französisch aufzählte, was sich alles im Zimmer befand. Er war zwar

nicht zum Gymnasium gegangen, aber ein sehr gescheiter und strebsamer Kerl, der sich alles selbst erarbeitet hat. Später hatte Josef eine Kartonagenfabrik in Neuss, emigrierte in der Nazizeit nach England, nahm die Maschinen mit und begann wieder neu.

Jakob war auch eine Marke, ein gutaussehender Kerl. Er hatte Geld und schleppte mich überall mit hin, dagegen hatte ich damals doch nichts. Er kannte auch einige Mädels. Eine seiner Bekanntschaften kam mal in die Metzgerei in Kleve, die unseren holländischen Verwandten gehörte, und wollte Jakob besuchen. Zufällig war meine Tante da. Die hat sich so über die Liebschaften ihres Sohnes geärgert, daß sie zu ihr sagte: „Die Maria war auch gerade da!“

Kaldenkirchen wird nationalsozialistisch

Der Antisemitismus in Deutschland war schon weit vor der Nazizeit sehr stark. Nach meiner Ansicht ist dieser in der Welt verbreitete latente Haß gegen die Juden über Jahrhunderte durch die christlichen Kirchen entstanden und geschürt worden. Zu allen Zeiten haben sie es verstanden, das jüdische Volk für die Leidensgeschichten und Kreuzigung von Jesus verantwortlich zu machen. Für die christliche Welt war es ein Dorn im Auge, daß die Juden sich weder haben unterdrücken lassen, noch von der Bildfläche verschwunden sind, trotz grausamster Verfolgungen und Leiden, wie zum Beispiel zur Zeit der Kreuzzüge im Mittelalter oder durch die Inquisition in Spanien: Entweder du liebest dich taufen, oder du wurdest aus dem Weg geräumt. So herrschte schon immer ein großer Antisemitismus, die Juden waren da und blieben da, haben kolossal gelitten und konnten doch nichts dagegen machen. Und ähnlich ging es anderen religiösen Gruppen

in Deutschland, die allerdings aus Gründen der Verfolgung nach Amerika ausgewandert sind.

Die nationalistischen Bestrebungen fingen eigentlich schon frühzeitig an und, nachdem wir alle durch die schweren Kriegs- und Inflationszeiten gekommen waren, entwickelte sich eines Tages diese ganze Hitlergeschichte, und so langsam hat sich alles geändert. Nicht auf einmal, ganz langsam, wie mit einer Zange, die weiter zuge drückt und zuge drückt wird. Zuerst haben die Leute überhaupt keinen Anstoß daran genommen und sich bei uns in der Gegend kaum damit befaßt. Mein Geschäft ging weiter, sie haben darüber gelacht und mir immer Trost zugesprochen: „Siegfried, kümmer dich nicht drum! Alles geht vorbei. Auch der geht wieder dahin, wo er hingehört, und mach dir nix draus!“ Aber was gekommen ist, das weiß heute jeder, davon spricht ja die Geschichte.

Bis dann 1932 die Sache etwas brenzlicher wurde

und auch antisemitischer. So kam es zu verschiedenen Anstößen und ich vergesse nie: Paul, Eugen und ich saßen im Café bei Boussellot hinter der Wirtschaft. Bernhard Büsges kam rein und spielte eine Platte auf dem Grammophon, die hatte so einen nationalistischen Anhauch, und schließlich bin ich aufgestanden, habe die Platte heruntergenommen und auf dem Boden kaputtgeschmissen. Damit war der Fall erledigt. Wir hätten uns mit solchen Leuten herumgeprügelt, aber weiter nichts. Dann kam 1933, und man hat immer noch nicht gemerkt, was eigentlich los war. Nach meiner Ansicht war es im Grunde genommen eine Verschwörung des Generals von Papen, der die ganze Sache gedreht hat, indem er den alten, meiner Meinung nach schon damals „verkintschten“ Hindenburg mit seinen vaterländischen Versprechungen dazu bewog, den Hitler als Reichskanzler einzusetzen. Drei Jahre später, im Frühjahr 1936, machten die Siegermächte des Ersten Weltkriegs den größten Fehler, indem sie zuließen, daß Hitler den ersten Vertragsbruch beging und das laut Versailler Vertrag entmilitarisierte Rheinland besetzte. Hätten sie da zugeschlagen, wäre alles im Keim erstickt worden.

Als nun die große Feier kam, am 30. Januar 1933, mußte die ganze Stadt die Fahnen raushängen, während ich nach Holland ging. Am nächsten Tag kam ich nach Hause, und man erzählte mir: „Alle Häuser waren geflaggt, nur das von Siegfried Sanders nicht.“ Die meisten haben zwar nicht die Hakenkreuzfahnen gezeigt, sondern entweder die schwarz-weiß-rote oder schwarz-rot-goldene oder die katholischen Flaggen gelb-weiß oder rot-weiß usw.

Jedenfalls fing die Hetze erst richtig an. Eines Tages wurde gegen mein Geschäft, gegenüber der katholischen Kirche, und alle anderen „jüdischen“ Geschäfte ein Boykott ausgesprochen und Posten von Kaldenkirchener „SA“-Leuten an die Türen gestellt, so daß keiner hereingehen sollte. Trotzdem kamen die Leute damals noch durch den Haupteingang in meinen Laden, im Gegenteil, es kamen mehr Käufer als zuvor, nur zum Trotz. Ich erinnere mich an den alten Johann Zahren, Leiter der Güterabfertigung, der in dem Haus Bahnhofstraße 28 wohnte. Georg Alfken, seine Frau war eine geborene Laue, sehr anständige Leute, und viele andere gehörten weiter zu meinen treuen Kunden. Wir waren damals jung und nahmen das anfangs nicht ernst, zumal die Maßnahme etwas später aufgehoben



„Kaldenkirchener Volkszeitung“, Dienstag, den 31. Januar (1933), Rückseite:
 „Der frühere Bürgermeister Moritz Peters wird am 1. Februar siebzig Jahre alt.“ (45)

ben wurde. Ich fühlte mich zu der Zeit noch sehr stark und hatte eine große Anzeige in der „Kaldenkirchener Volkszeitung“ mit der Überschrift: „Freudige Botschaft für alle Herren.“ Und dann habe ich in der Annonce mit einem großen Klischee auf der ganzen Seite gebracht, was ich anzubieten hatte. Erst später zeigte sich, wie planmäßig das von den Nazis ausgearbeitet war. Sie führten den Boykott durch, indem sie Posten vor die Tür stellten, um die Käufer abzuhalten. Daraufhin war zunächst eine enorme Unzufriedenheit bei den Bürgern über die Aktion im großen und ganzen. Dann brachen sie die Sache ab, und jeder dachte: „Na bitte, jetzt ist alles wieder vorbei.“ Mit der größten Raffinesse ging das so langsam auf andere Art und Weise weiter. Bis die Leute daran gewöhnt waren, daß sie nicht mehr zum „Juden“ gehen sollten. Und dann haben sie erst recht dem Einzelnen gedroht: „Wenn du weiter beim ‚Juden‘ kaufst, werden wir auch dein Geschäft boykottieren, dann werden wir dies und jenes machen, und dann steht die Existenz deiner ganzen Familie auf dem Spiel.“

Handlanger der Nazis

Der erste Ortsgruppenleiter der „NSDAP“ war Ernst Lappen, Schulstraße 13, der im Haus rechts neben dem „Warenhaus Elias Grunewald“ wohnte. Die „NSDAP“ und „SA“ hatten ihren Sitz im ehemaligen Haus Holtvoeth, Kehrstraße 43. Rechts daneben waren die Sparkasse und das Bürgermeisteramt mit der Polizei. Die „Gestapo“ hatte ihr Büro auf der Kanalstraße.

Bis zu Beginn der Nazizeit haben beispielsweise auch Otten und Pauw bei mir gekauft, die späteren Handlanger des Hitlerregimes und erbitterten Feinde aller jüdischen Bürger und Systemgegner.

Karl Otten, Postmeister, Stadtverordneter und späterer Ortsgruppenleiter der „NSDAP“ wohnte früher in unserer Nachbarschaft, Bahnhofstraße 49, zwei Häuser weiter, oben bei seinem Bruder. Später zog er vorübergehend nach Brügggen und dann in das Postamt, Ecke Bahnhof-/Poststraße. Er war früher immer mein Kunde und bezog etwa von 1927 bis Anfang der dreißiger Jahre seine Jagdzüge bei mir. Ich habe ihn selbst noch beliefert, als er in Brügggen war. Die Otten waren überhaupt Kunden von mir.

Jakob ist früher bei Otten ein- und ausgegangen und war da wie Kind im Haus. Er war so verrückt mit dem Fußball, so „jeck“, das kann sich überhaupt keiner vorstellen. Er spielte in der höchsten deutschen Fußballklasse, der Ligamannschaft beim Spielverein 07, in den zwanziger Jahren, die mit einer Ausnahme nur aus Kaldenkirchener Spielern bestand. Gegner waren FC Mönchengladbach, Preußen Krefeld, Schalke 04, Uerdingen, Moers oder Alemannia Aachen. Zuweilen begleitete er holländische Viehtransporte, bestimmt für Rumänien, und fuhr mit den Waggons bis Frankfurt, um die Tiere mit Futter und Wasser zu versorgen und sicherzustellen, daß die Waggons dort nicht stehenblieben. Wenn dann ein Fußballspiel war, er war ja in der Regel „back“ (Verteidiger), ließ er alles stehen und liegen und kam zurück, um Fußball zu spielen. Natürlich wurde da nichts bezahlt. Er kam nur, um zu spielen und setzte sich dann wieder in den Zug zurück nach Frankfurt. Jakob war stark wie ein Ochse und rauh wie des „Deuvels“. Wenn er seinen Gegner angriff, kam es vor, daß er zuerst den Mann genommen hat und dann den Ball. Kam ihm einer zu nahe, rief er laut „du verdammter Kelef“ (he-

bräisch Hund), die Leute griffen das auf und nannten ihn nachher „Sanders-Kelef“, auch wenn sie gar nicht wußten, was das bedeutete. So ist das gekommen, so hat er den Namen behalten. Jedenfalls hat er das nicht übelgenommen. Die normalen Schuhe waren immer kaputt, sehr zum Ärger meines Vaters. Jakob hat später für 10 Mark bei Russ in Venlo Fußballschuhe gekauft, das weiß ich noch ganz genau, das war was! Damals hat der Verein gesammelt, um die Umzäunung am Sportplatz machen zu können, daraufhin sagte mein Vater zu Otten Karl: „Ich bin gerne bereit, 10 Mark zu spenden, wenn mit der ganzen Sache Schluß gemacht wird.“ Ständig mußte er die Schuhe bezahlen. Das spielte sich alles mit Otten ab, die waren ein Herz und eine Seele.

Zu der Zeit war Karl beliebt, er war ein guter Torwart und Sportsmann, „everybody liked him“. Das ist ja der Witz, das ist das Schlimme dabei und nachher ... Darum kann ich das nie verstehen. Er war älter als Albert und kam auch zu mir. Wir waren zwar nicht befreundet, aber als Nachbarn sehr gut bekannt. Alles war vor der Nazizeit tadellos, im Gegenteil, mit den ganzen Otten haben wir uns sehr gut verstanden. Seine Schwester Mariechen aus Duisburg besuchte meine Mutter immer, wenn sie hier zu Besuch war. Otten waren alte Kaldenkirchener und Karl ist ein Beispiel dafür, wohin der Fanatismus die Menschen trieb, ganz besonders auch bei den Beamten. Sein Bruder Friedrich arbeitete unter anderem für die Holzhandlung Bönninger und hatte auch die Aachener Feuerversicherung unter sich. Als zu Beginn der Nazizeit bei mir weitere Einbrüche waren, hat er sofort dafür gesorgt, daß der Schaden bezahlt wurde. Ich bin eben übergegangen, und der hat reguliert.

Auch Frau Dr. Pauw hat bei mir gekauft, und zwar entsinne ich mich noch genau an Regenmäntel für die Töchter, zwei kleine Mädchen von sechs bis sieben Jahren, vor der NS-Zeit. Ihr Mann, Bürgermeister Dr. Bernhard Pauw ist nie offen politisch aufgetreten, hat aber hinten herum seine Fahne nach dem Wind gedreht und sich den jeweiligen Verhältnissen angepaßt. Er war viel zu raffiniert und fuchsig, um sich später eine Blöße zu geben. Für mich war er der Drahtzieher bei der Stadt für alle Zwangsmaßnahmen gegen uns, zum Bei-



V.l. Gustav Mohr, Hubert Bootz, Adolf Imlintz, Josef Derichs, Wilhelm Kaftan, Jakob Sanders, Jakob Thelen, Josef Hörnschemeyer, Lambert Nieskens, Imlintz (2), Hermann Janssen, Heyer Hannes, Vincenz Schmitz, Peter Frank, Leo Terstappen. (46)

spiel die Enteignung unseres Eigentums und die Durchsetzung des entsetzlichen Staatsterrors, dem alle anständigen Bürger so viele Jahre wehrlos ausgesetzt waren. Er hatte direkte Verbindung zu Otten und der „Partei“, verstand es, seinen Vorteil zu nutzen, seine Stellung dadurch zu sichern, und wir waren die Leidtragenden. Eine gefährliche „creature“, ein gewissenloser „Kadett“, Wolf im Schafspelz, falsch wie die Nacht! Ich seh' ihn noch vor mir, wie er täglich mit seinem Handstock zur Messe in die katholische Kirche ging. Eugen hatte die passenden Worte für solche Heuchler in den vorderen Bänken, die nach außen sehr fromm taten, regelmäßig zur Kirche liefern, den Rosenkranz beteten und beichteten:

„Da sitzen sie vorne in der Kirche und machen sich ein Kreuz:

Wie kann ich Dich vernöken!

(Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen)

„Vernöken“ war typisch Kaldenkirchener Platt im Sinne von etwas vormachen, Theater vorspielen, Quatsch erzählen, „für de jeck“ halten, eher Schwindel. Der Ausdruck war allgemein, das hat man in Kaldenkirchen immer gesagt.

Pauw war auch für die Polizei verantwortlich: „Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde.“ 1938 bestellte er mich mal aufs Amt, und als ich nicht sogleich spurte, drohte er mir mit der Polizei und ließ mich nochmals rufen, um sich über die Umzäunung unserer fünf Morgen Weiden gegenüber dem Gaswerk an der Leutherstraße zu beschweren. Damals beleidigte er mich persönlich und sprach von „Judenstreichen“, obwohl ich mit der Sache im Grunde nichts zu tun hatte. Das Eckgrundstück, Bahnhof-/Karlstraße gegenüber dem „Holländischen Hof“, war früher unser Obst- und Gemüsegarten. Jeden Baum könnte ich heute noch schildern, wo er stand und was er trug. In diesem Garten war mein Vater sehr oft tätig. Etwa an der Stel-

le, wo sich heute die Garage des Wohnhauses befindet, stand früher ein Geräteschuppen, vor dem mein Vater oft saß. Nach der Arbeit trank er sich einen Schnaps gegenüber in der Wirtschaft. Als die Gräben auf der Bahnhofstraße beseitigt, die Straße verbreitert und das Trottoir verlegt wurde, mußten wir mit unserem Gelände zurücktreten. Anstatt sich die Quadratmeter bezahlen zu lassen, verzichtete mein Vater aus Gutmütigkeit auf ein Entgelt. Zum Dank dafür ließ Pauw an der Straße ein riesiges Reklameschild anbringen, das einen großen Schatten auf unser Spargelbeet warf. Der alte Bäcker Küppers meinte: „Das will ich dir sagen, Sim, das würde ich mir nicht gefallen lassen. Das Schild muß weg!“ Später wurde es auch entfernt. So waren die Verhältnisse vor der Nazizeit, da gab es nicht Jud und Christ und dies und jenes, da kannte man sich nur als Nachbarn und Bürger.

„Gottvernöker“

Jan (Johannes) van Nooy war ein erstklassiger katholischer Pastor im wahrsten Sinne des Wortes, ein echter Seelsorger und wunderbarer Mensch, der hatte ein Herz. Leider war er in der NS-Zeit nicht mehr lange im Amt und starb schon am 6. Februar 1938. Noch drei Jahre vorher, 1935, fuhr er regelmäßig und demonstrativ mit meinem Bruder Julius in dessen Auto nach Kevelaer. Traf er Jakob Lion, den damaligen Vorbeter unserer Gemeinde, so rief er ihm zu: „Hallo, mein Kollege.“ Er konnte die Nazis nicht riechen, und die hatten ihn „gefressen“. Zu Beginn der NS-Zeit meinte er in Anspielung auf den Hitlergruß: „Ich war einer der ersten Nazis. Ich habe schon immer alle Leute mit erhobenem Arm begrüßt.“ Es gab zu unserer Zeit arme Familien mit vielen Kindern, die das Geld für die Kommunionanzüge ihrer Knaben nicht aufbringen konnten. Van Nooy kam dann eben rüber zu mir und fand schnell die Lösung: „Sie geben eine Hälfte und ich die andere.“

Ich empfinde keinen Haß, aber den Kirchen neh-

me ich das am meisten übel, was im Nationalsozialismus geschehen ist. Die können von mir aus reden, was sie wollen, das werde ich denen nie verzeihen. Das gilt auch ganz speziell für Kaldenkirchen, mit überwiegend katholischer Bevölkerung, wo es viele gab, die nach außen besonders fromm taten! „Gottvernöker“ hat Eugen solche Leute und Geistliche genannt, die das einfach stillschweigend hingenommen oder sogar mitgemacht haben: „Es sind ja nur Jüdde!“ Vieles spricht dafür, daß einige von denen, die sich gute Christen nannten, immer noch meinten, die „Juden“ kollektiv als „Christ-killer“ (Christus-Mörder) verantwortlich machen zu müssen, wie es Eric Cohen 1988 in seinem Brief schrieb.

Wer die Zeit wie ich erlebt hat, kann überhaupt nicht begreifen, daß die Kirchen nicht von Anfang an energisch, massiv und unmißverständlich gegen das schreiende Unrecht und die Verteufelung anderer Menschen von den Kanzeln gepredigt haben. Alle, die das vor Augen hatten, hätten zur Kir-

che laufen und protestieren müssen! Die Kirchen, großen Verbände und Zeitungen hätten auftreten und zum passiven Widerstand aufrufen müssen, um den Machthabern sofort zu zeigen, das Volk macht nicht mit. Heute sehe ich das so: Das war purer Egoismus der Kirchen, nur für den Eigennutz. Sobald die katholische Kirche gesehen hat, sie konnte ein Konkordat mit Hitler machen, hat sie eingelenkt.¹

Jedenfalls, die meisten Leute waren eigentlich keine Nazis, schon gar nicht bis auf die Knochen, sondern haben vor allen Dingen geschwiegen und sich so ihrer Verantwortung entzogen. Keiner hat öffentlich den Mund aufgetan, hinterrücks wohl, aber öffentlich haben sie nichts gemacht. In Kaldenkirchen hat keiner was gegen mich gehabt, keiner hat mir was getan. Ich müßte lügen, wenn ich sagen würde, die Mehrzahl der Bürger hätte mich direkt angerempelt. Aber sie haben gedacht, na ja, solange es mir nicht selbst an den Kragen geht, ist es mir egal, was dem anderen passiert. Sie haben sich beeinflussen lassen, den Terror geduldet, sich mehr oder weniger aktiv oder passiv beteiligt, anstatt sich zur Wehr zu setzen und den Nazis kompromißlos klar zu machen: „Zur Hölle mit euch.“



Primiz Reiner Boussellot im Juli 1930, links von Reiner der Vater Rudolf, daneben links Pastor Jan van Nooy. Familien Boussellot, Küppers „Hänneske“, Martin Lankes, Hubert Thissen, Gerhard Thelen, Wilhelm Abelen, Claudius Jüssen, Kaplan Janssen, Kaplan Nott, Lehrer Kremers, Rektor Klein-Schmeink, zwei Kinder von Füngerlings. (47)

Es waren nur einzelne, wie Eugen und Paul, die sich nicht beirren ließen, wirklich gegen diese Pest arbeiteten und standhaft geblieben sind. Wenn es nur zwanzig Prozent solcher Leute gegeben hätte, dann hätten die Nazis die „Schnauze“ nicht aufmachen können, das ist nämlich der Witz. Und wenn die Pastöre geschlossen von der Kanzel gesprochen hätten, wäre es auch aus gewesen, wären sie nie drangekommen, nie! Aber die waren bang, daß ihre Kirche eventuell etwas leiden oder Schaden nehmen könnte.

Toni Verhaegh war ein sehr netter Kerl und guter Fußballspieler dazu. Er besuchte mich auch in den siebziger Jahren hier in Oakland und erzählte mir, sein Schwiegervater Heinrich Schmitter habe früher einen ziemlich hohen Posten bei der Genossenschafts-Zigarrenfabrik gehabt und habe dann ein Kolonialwarengeschäft auf der Mühlenstraße geführt. Der sei sehr katholisch gewesen, habe am Gemeindeleben teilgenommen und bei jeder Prozession mit vorgesungen usw. Später sei er nicht

mehr in Kaldenkirchen zur Kirche gegangen, sondern nach „Maria Helferin“ oder Bracht. Da waren noch Unterschiede, die kann man nicht alle über einen Kamm scheren. Van Nooy war selbstverständlich auch auf der richtigen Seite, aber der war in der schlimmsten Zeit schon nicht mehr Pastor.

Je mehr ich in den letzten Jahren darüber nachdenke, um so weniger kann ich das heute verstehen: Egal welcher Glaubensgemeinschaft wir angehörten, schon früher, als wir Kinder waren und zur Schule oder zum Religionsunterricht gingen, haben sie uns nicht über andere Völker und Religionen wie Buddhismus, Islam oder sonstige ferne Weltanschauungen aufgeklärt. Im Gegenteil, man hat sich drüber lustig gemacht. Wir sind zu kurz gekommen, die wollten uns auch keinen reinen Wein einschenken, sondern haben uns richtig für dumm verschlissen und das mit Absicht: Alles Fremdländische war „Kappes“.

Das war ein großer Fehler. Im Ersten Weltkrieg haben wir das am besten verstanden: „Jeder Tritt

ein Britt', jeder Stoß ein Franzos', jeder Schuß ein Russ!' Das war unsere Erziehung. „Wir sind des Kaisers Leut'!“ Eine große Mitschuld daran trägt der deutsche Kommiß. Darum habe ich den Militarismus nie leiden können. Die Russen taugten nichts, und einen Russen totzuschießen oder Franzosen war egal.

Wir haben am eigenen Leib zu spüren bekommen, was das bedeutete. Dasselbe war nachher mit den „Juden“: „Das sind keine Menschen“, haben die Nationalsozialisten gesagt. Vor der Nazizeit haben sich die jüdischen Bürger noch darüber amüsiert. Für Antisemitismus haben sie gesagt „Riches“, es gab nämlich einen Ausdruck: „Riches – die angenehme Gesellschaft.“ Man muß bedenken, die meisten Leute meinten das gar nicht mal so böseartig, aber durch die Jesusgeschichten der Kirchen hatten sie alle etwas „Riches“. Die wurden immer wieder aufgetischt, damit die frommen Gläubigen ja nicht irgendwie mit diesen „Juden“ in Verbindung kommen sollten.



„Wie kann ich Dich vernöken!“

Zum Fest der Liebe in der katholischen Kirche. (48)

Die Wurzeln des Christentums

Ich würde nie etwas ins Lächerliche ziehen im Zusammenhang mit der Religion anderer Menschen, so was ist doch Quatsch, Dummheit und Frechheit. Jeder vernünftige Mensch weiß, daß die Zugehörigkeit zu einer Religion oder Konfession in der Regel auf Abstammung, Tradition und Erziehung im Elternhaus beruht, also jedem einzelnen in die Wiege gelegt wird. Unterschiede zwischen Menschen werden meist von religiösen Eifern gemacht, die sich oft genug durch Intoleranz, Verbohrtheit, Fanatismus und nicht zuletzt Antisemitismus und ähnlichen Eigenschaften den Andersgläubigen gegenüber auszeichnen. Dabei hat im Grunde jede Religion und Kultur auf der Welt ihre eigene Bezo-genheit zu Gott oder einem höheren Wesen, wie wir es nennen, unserem Schöpfer, auch wenn sie anders ist als die israelitische oder christliche. Entweder du bist gläubig oder nicht, das ist die ganze Geschichte, und das gilt gleichermaßen für Menschen anderer Völker. Ihre Religion lehrt in der Regel nicht minder positive Lebenseinstellungen und dient der Verehrung ihrer Götter. Heute werden diese Weltanschauungen wie zum Beispiel der Buddhismus studiert, die haben so viele gute Sachen, da bist du „platt“. Allerdings sind die Menschen vielfach schlecht, nicht ihre Religion als solche, und insofern ist es nicht anders als bei uns. Abraham Cohen hat das in einem Spruch so schön zum Ausdruck gebracht, das waren seine Worte: „Die Menschen sagen immer, die Zeiten werden schlimmer! Aber, die Zeiten werden nicht schlimmer, die Menschen werden schlimmer!“

Mit dem früheren Patriotismus haben wir uns ein Armutzeugnis ausgestellt, und darum sage ich: „Um Prunk und Äußerlichkeiten gebe ich gar nichts, das ist nicht entscheidend. Jeder muß das selbst empfinden, das muß in dir selber stecken, sonst hat das gar keinen Sinn. Nur wer tolerant ist, befindet sich auf dem richtigen Weg.“ Jeder Mensch macht natürlich Fehler, sogar in der Kirche sei das erlaubt, aber das hat mit der Religion direkt nichts zu tun, die ist schon „allright“. Wenn aber Kirchenfürsten, Geistliche und sogenannte Strenggläubige ihre Lehre in extremer Weise mit Füßen treten und nicht bereit sind, die Konsequenzen daraus zu ziehen, bin ich böse. Ich habe nichts gegen Menschen, die sich für eine bestimmte Sache einsetzen, im

Gegenteil! Aber ich verlange von jedem, der sich als religiös bezeichnet, daß er sich an seine Lehre hält, sich nicht umdrehen läßt, nicht fanatisch wird oder verrücktspielt. Darum ist mir die jeweilige Religion egal, jeder kann nach seiner Fassung selig werden. Hauptsache, er ist ein guter Mensch und bleibt human. Wenn er richtig glaubt und tut, was ihm seine Lehre vorschreibt, dann ist das o.k.

Paul war da früher klar drin. Er war selbst auch nicht allzu fromm nach dem Maßstab gewisser Leute. Jedenfalls ist er nicht katholisch geworden, nur um seine Frau Anny heiraten zu können.

Hier in Amerika habe ich oft mit unseren jüdischen Glaubensbrüdern über die Ereignisse in Deutschland gesprochen und ihnen immer gesagt: „Ihr habt überhaupt keine Ahnung, wie das war, das muß man miterlebt haben.“ Die glaubten, wir seien, wie hier zu allen Zeiten, gleichberechtigte Staatsbürger gewesen, hätten uns frei bewegen, unsere Meinung äußern und uns über die Presse zur Wehr setzen können. So war das vor der Hitlerzeit auch. Da gab es gar nichts anderes. Wir haben uns alle verstanden und auf einmal ... Das kann sich hier keiner vorstellen. Ich meine, das ist nämlich der Witz, das war der Unterschied zwischen Amerika und Deutschland. Auch hier hat es schon immer Antisemiten oder Rassisten gegeben, wie leider überall auf der ganzen Welt. Aber das ist nicht das Entscheidende, vielmehr kommt es darauf an, wie das Volk im allgemeinen denkt, ob es sich um eine liberale und humanitäre Gesellschaft mit Sitte, Recht und Ordnung handelt. In Deutschland waren keine „Supermensen“ an der Macht, sondern „Unmensen“, die mit ihren zahlreichen Anhängern und Handlangern eine „Herrenrasse“ züchten wollten, und das konnte jeder einzelne leicht erkennen. Darum greift mich das so an, was heute in anderen Ländern wie im ehemaligen Jugoslawien passiert. Mit einem Wort könnten Amerika und das vereinte Europa die Verbrechen dort beenden, „exactly“. Wir sprechen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit, wo sind die auch in der heutigen Zeit geblieben?

Ich bin hier mal von einem Pastor gefragt worden: „Warum haben Sie sich nicht taufen lassen, dann wär' Ihnen nichts passiert?“ Nein, ich bin heute stolzer denn je auf meine Abstammung von dem

Volk Israel, dem Volk von Abraham, David und Moses, dem Stamm der „Levy“, die als „Lehrer“ heute noch ihre Funktion in unserer Religion erfüllen. Unsere Zeitrechnung geht schon mehr als 5.000 Jahre zurück und gehört damit zu den ältesten der Welt. Andere Kulturen, wie zum Beispiel die chinesische, beginnen noch früher. Das ist enorm. Zu der Zeit haben die Menschen in Europa noch in den Höhlen des Neandertals gegessen.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebst auf Erden, du sollst nicht töten“, das ist alles abzuleiten aus den Zehn Geboten, die Moses auf dem Berg Sinai von Gott empfing. Ohne dieses Alte Testament hätten die Christen überhaupt keine Wurzeln. Alles, was da geschrieben steht, stammt letztlich aus der jüdischen Tradition. Vieles aus der christlichen Lehre stammt von den Propheten, und das wird oft verschwiegen. Keiner darf vergessen: Petrus, Paulus und die Apostel waren Juden, ich würde sagen reformierte Juden, die mit der Zeit gegangen sind. Auch Jesus von Nazareth stammt schließlich aus dem Volk Israel. Im Gegensatz zu den Christen verehren wir in unserer Religion nicht den Sohn Gottes. Wie ich das verstehe, ist Gott nicht eine Person, sondern ein ewiges Wesen, ein Schöpfer, der über allem steht. Auf alle Fälle gibt es so viele übergescheite Theologen und Rabbiner. Jeder übersetzt die Bibel auf seine Art, um die Richtigkeit seiner Thesen zu beweisen und seine Anhänger davon zu überzeugen. Ich habe im Grunde nichts gegen eine solche Vielfalt.

In einer Diskussionsrunde hier im TV stellte ein Teilnehmer sinngemäß die Behauptung auf, die christliche Religion sei allen anderen Religionen überlegen, die Juden beispielsweise könnten nicht vergeben. Typisch für Amerika: Sofort erhob sich Widerspruch und ein christlicher Pastor wies in einem Leserbrief an den „San Francisco Chronicle“ diese Anmaßung entschieden zurück.

„Jom Kippur, der lange Tag“, unser höchster Feiertag, ist der Versöhnungstag, an dem du dich veröhnst mit dir und der Welt, egal was vorgefallen ist, um weiter friedlich zusammenzuleben. Du verzeihst anderen Menschen, bittest selbst um Vergebung und bereust all die Fehler und Sünden, die du begangen hast und hoffentlich nicht mehr begehen wirst. Zum Zeichen dafür sollst du den ganzen Tag fasten, um auf diese Weise zu erfahren, wie es armen Menschen geht, die nichts besitzen. Da-

mals, besonders in der Nazizeit, haben sie das alles weggewischt und in den Dreck gezogen.

In Wirklichkeit wissen Leute, die solche pauschalen Urteile fällen, nicht Bescheid und sind auch gar nicht bereit, sich mit anderen Weltanschauungen positiv auseinanderzusetzen. Keine Religion dieser Welt steht über einer anderen. Menschen sind Menschen, das kannst du nicht ändern, es gibt immer wieder gute und schlechte in jedem Land, das fängt schon in der Familie an. Im Grunde machen alle Kirchen, Sekten oder sonstigen Religionsgemeinschaften dasselbe: Sie propagieren ihre eigene Sache als die einzig wahre der Welt.

In Wirklichkeit geht es ihnen vielfach nur darum, sich ihre Pfründe zu sichern und ihr „riesiges Geschäft“ mit der Frömmigkeit, Gutgläubigkeit und Dummheit der Menschen nicht verderben zu lassen, „let's face it“. Zum Beispiel die katholische Kirche kommt mir vor wie eine religiöse Kooperation, der Papst ist der „Hauptmatador“, und so geht das über die ganze Welt.

Die christliche Lehre sieht doch ausdrücklich Toleranz, ja Nächstenliebe vor. Warum handelten so viele nicht danach? Darum haben wir nie verstanden, daß so was passieren konnte! Wenn die von der Kanzel dagegen gesprochen hätten, wäre das sofort zusammengebrochen. Verschiedene Geistliche haben sich allerdings so verhalten und da nicht mitgemacht oder sich eindeutig dagegen gestellt. Selbstverständlich sind auch viele Priester ins KZ gekommen, wir hatten welche im Lager Dachau. Das ist doch wahr, es gab da so viele Gute, nur die konnten sich nicht durchsetzen oder standen allein auf weiter Flur.

Obwohl für mich die kirchliche Denkweise und Einstellung immer noch die gleiche ist, empfinde ich es als Genugtuung, daß der jetzige Papst wirklich ein Herz hat. Er selbst ist ein sehr anständiger Mensch und möchte zeigen, was für ein Unrecht die ganze Geschichte war, er bemüht sich zumindest. Er fühlt das, er möchte gutmachen, was er eben kann, aber er kann das Versagen seiner Kirche auch nicht ungeschehen machen. Schließlich hat er in Polen als junger Mann die Verfolgungen durch die deutschen Besatzer hautnah miterlebt und sogar in einem Steinbruch arbeiten müssen, weil er nicht weiterstudieren konnte.

„Wo hängt das Schwein?“

Die Wirklichkeit in Kaldenkirchen vor 1933 war, daß alle Bürger in bestem Verhältnis miteinander lebten. Jeder kannte jeden, wir waren eine große Familie in der Stadt, man teilte Freud und Leid, und jeder wurde nach seiner Fassung selig.

Über Religion wurde zwischen Eugen, Paul und mir überhaupt nicht diskutiert, das war für uns selbstverständlich, daß der eine gut katholisch, der andere evangelisch und ich israelitisch war. Jeder hielt sich daran, das war überhaupt kein Thema. Nie im Leben wäre einer von uns auf die Idee ge-

kommen, den anderen von seinem Glauben abzubringen oder anderweitig zu beeinflussen. Eugen ging zur Messe und Beichte, Paul nahm es nicht so genau, und ich ging an den Hohen Feiertagen und bei besonderen Anlässen, wie das Jahrgedächtnis meines Vaters, zur Synagoge. Jeder von uns hatte eine andere Religion oder Konfession, und dennoch war unsere wunderbare Freundschaft beispielhaft. Das Gefühl, kein „Deutscher“ oder „anders“ zu sein, kam nie auf. Man fühlte sich immer als gleichwertiger Mensch.



Versammlung von Nachbarn und Geschäftsleuten zur Vorbereitung der Primiz von Reiner Boussellot im Ratskeller oder in der Gaststätte Boussellot. V.l. Wilhelm Abelen, Hermann Gehlen, Leven, Jakobs Jupp (Ratskeller), Siegfried Sanders, Mathieu und Josef Schumacher, Willi Fonk, Jakob Opendenstein, Josef Moors, Max Terstappen, Rudolf Boussellot, Josef Hoeben, 1930. (49)



Vorne links Siegfried. (50)



Schulklasse FrI. Biermann mit Pastor Dr. Hermann Matthaei, seinen Söhnen und Walter Bonn, 1923/24.
 V.l. Heinz Holtvoeth, Ernst Kaftan, Hans Hermann Matthaei, Anne-Marie und Kurt Timmermann, Erna Kaftan, Walter Bonn, Nelli Thomas, Walter Wende, Erika Arhelger (Kraft), Erika Hertel (Gängel), Irmgard Merle (Kieselbach).
 Vorne v.l. Hans Holtkamp, Wolfgang Matthaei. (51)

Sonntags morgens traf mein Bruder Jakob einen guten Bekannten, der rief ihm zu: „Na Jakob, ich geh’ zur Messe, komm mit!“ „Och, ich war heute morgen schon sehr früh in der Synagoge“, war die Antwort. Also, auf diese Art wurde auch allgemein so leicht darüber hinweggegangen. Der eine hat vom anderen genau von der Religion gewußt, was, wann und wie das lief.

Wir gehörten zu vielen Vereinen wie Turnverein, Spielverein, Kegelclub und besuchten häufig, wie jeder andere auch, die verschiedenen Veranstaltungen. Als ich mit Bernhard Dahmen befreundet war, ging ich mit zum Kolpingverein, in dem Dahmen Theater spielte. Überall, wo was los war oder bei Feierlichkeiten, war ich dabei. Das war gang und gäbe. Wie gesagt, im Ersten Weltkrieg bin ich noch mit in die katholische Kirche gelaufen, hab’ mit geläutet und mir da nichts weiter bei gedacht. Zu den Primizfeiern wurden die nächsten Nachbarn eingeladen, und die haben wiederum alles drumherum erledigt. Ich erinnere an die Primiz von Reiner Boussellot, der ja viele Jahre mit Jakob befreundet war. Für die Feier von Johannes Küppers

haben wir bei Gotzen den Saal geschmückt, ich war bestimmt bei dem Treffen der Nachbarn dabei, wo alles besprochen und in die Wege geleitet wurde.

I.L. Terstappen hatte einen Sohn, der ist Kaplan oder Priester geworden. Der hat die erste Primiz in Kaldenkirchen gemacht. Ich habe mit zu den Gratulanten gehört, als der seine erste Messe gelesen hat. Dabei hatte der Vater selbst seit der Buschhoff-Affäre in Xanten um 1893 kein Fleisch mehr bei uns oder Devries gekauft, solche Kreise hatte die antisemitische Kampagne damals gezogen. Das hat die Mutter mir erzählt. Auch ging ich selbstverständlich mit zu Beerdigungen, wenn es sich bei dem Verstorbenen um einen Nachbarn, guten Bekannten oder Kunden handelte. Zwar habe ich mich nicht bekreuzigt, betete aber zusammen mit der zumeist katholischen Trauergesellschaft für den, der gestorben war und für den, der als nächster dran ist. Wenn dann anschließend ein Kaffee gegeben wurde, war ich selbstverständlich dabei. Früher spielte ich gerne Klavier in dem kleinen Zimmer neben unserem Laden. Sehr gut hat mir „Ave Maria“ gefallen, und so spielte ich eine Zeit dauernd

dieses bekannte Stück. Da hat sich keiner was bei gedacht, das war eine ganz normale Sache.

Wenn ich so daran erinnert werde und darüber nachdenke, sehe ich die ganzen braunen „Kadetten“ noch vor mir. Dabei wurden noch allerlei Witze gemacht über diesen ganzen Schwachsinn. Es mußte doch jeder „Heil Hitler“ sagen. Früher gingen die Metzger zu Privatleuten und Bauern und schlachteten deren Schweine. Bevor das Fleisch zu Wurst, Schinken usw. verarbeitet werden konnte, wurde alles untersucht und die Hälften mit einem Stempel versehen.

Der Trichinenbeschauer kam zackig durch die Tür, hob den Arm zum Deutschen Gruß und brüllte: „Heil Hitler! Wo hängt das Schwein!“

Ein anderer Witz war von „Tünnes und Schäl“ in Köln. Die stritten über Nationalsozialismus und Kommunismus. Und da sie sich nicht einigen konnten, schlug Tünnes dem Schäl vor: „Weißt du was, geh mal nach Berlin und sprich mal mit Hitler. Laß dir das erklären.“ Er fuhr nach Berlin, und der Führer hat ihm das erklärt: „Wenn alle Vögel nur einem gehören, dann ist das Kommunismus.“

Aber wenn jeder einen Vogel hat, dann ist das Nationalsozialismus.“ So haben viele Leute in Wirklichkeit gedacht und gesprochen. Solche Witze gingen damals rund, von Mund zu Mund.

Obschon ich bei dem evangelischen Pastor Dr. Hermann Matthaei während meiner Schuljahre eine Zeitlang Privatunterricht hatte und dauernd bei ihm ins Haus Bahnhofstraße 30 neben unserem Garten gekommen bin, waren seine Söhne Hans Hermann und Wolfgang später große Nazis. Auch wenn es bei dieser Familie nicht zutreffen muß, so ist es doch in der Regel immer dasselbe Lied: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Morgens kam ich hin, da saß die Familie beim Frühstück und betete. Ich setzte mich dazu, hielt den Kopf gesenkt, wie jeder andere auch und hatte Andacht mit ihnen. Das war für mich selbstverständlich. Ich bin sogar zu ihrer Großmutter gegangen, die lag hier im Krankenhaus im Bett und gab mir Unterricht, nur um das Geld zu kriegen. Da waren die „Pfennige vom Jud jut jenuch“! Natürlich war die Familie des Pastors als Nachbarn auch jahrelang Kunde unserer Metzgerei.

Um „rituelles“ Fleisch zu bekommen, mußten wir zum Schlachten der Tiere besonders geschärfte Messer haben, die keine Kerben haben durften. Meine Mutter berichtete mir später, daß beide Jungen des Pastors Dr. Matthaei eines Tages in unserem Laden erschienen und die Herausgabe unserer „Gallef“ (Schlachtermesser) verlangten. Sie erklärten meiner Mutter nur: „Wir müssen die Messer herausholen!“ Man hat damals schon nicht mehr gefragt, wer von den Nazis dahintersteckte! Daran kann man sehen, wie idiotisch das Ganze war. Was sollte das denn schon heißen? Nur um antisemitisch zu sein, nur um zu zeigen, wir sind antisemitisch! Das war der ganze Witz.

Der „Stürmer-Kasten“ in Kaldenkirchen befand sich bei einem der Hauptnazis Otto Beck, der noch mit uns auf der Rektoratschule in eine Klasse gegangen ist. Das Beck'sche Haus mit dem Konsumverein war rechts neben dem Eingang zur evangelischen Kirche in einem Torbogen. Hier waren die unglaublichen Hetzschriften von Julius Streicher ausgehängt, in unmittelbarer Nähe der beiden Kirchen. Und wer hat sich darum gekümmert oder daran gestoßen? Kein Mensch! Haben sich alle schön einlullen lassen und nachher da mitgemacht. (Seite 410)

Wenn ich heute so darüber nachdenke, wie die

„Kadetten“ vom Arbeitsdienst Bracht bei mir vorbeimarschierten. Die hatten keine Gewehre, sondern Schuppen auf der Schulter, und dann stimmten sie ein Marschlied an und sangen, wenn sie bei meinem Geschäft angelangt waren: „...wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut!“ Gegenüber war die katholische, linkerhand die evangelische Kirche! Kein Mensch hat was gesagt! Das haben sie doch gehört, da hätten sie doch von Anfang an gegen predigen müssen. Das geht mir heute so durch den Kopf. Damals habe ich gedacht: „Och, die Quatschköpfe! Die marschieren, und wir arbeiten.“ Da hab' ich noch drüber gelacht: „Die sind am Marschieren, und wir machen hier Geschäfte.“ So was ist gar nicht zu begreifen. „Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.“ Und wie viele sangen es mit und machten es nach, so blöd. Wie blöd kann man nur sein?

Zivilcourage und Widerstand

Pauls Schwester Johanna hat bei einem großen deutschen Turnfest, ich glaube es war in Nürnberg, als eine der wenigen oder vielleicht sogar als einzige nicht den Arm zum „Deutschen Gruß“ gehoben. Die Turner aus ganz Deutschland sind hingefahren, und dann kamen die Aufmärsche der Sportler mit großen Reden im Stadion. Johanna hat beim „Heil“ auf den „Führer“ dagestanden wie 'ne Salzsäule und sich nicht gerührt. Ich habe das Foto, das Johanna in dem Augenblick zeigt, mit eigenen Augen gesehen, und auch mein Bruder Jakob hat später immer noch davon erzählt. Das war typisch Johanna!

Auch Paul und Eugen konnten die Nazis nicht dazu bewegen, die ließen sich nicht beeinflussen durch irgendeine Propaganda mit all dem Drumherum. Die hätten so nicht gesungen und mitgemacht, nicht zum Verrecken. Noch nicht, wenn sie ihr Geschäft dichtgemacht hätten, bist du „jeck“. Paul und Eugen, das waren echte Deutsche, wie ich sie mir vorstelle: charaktervoll, gerade heraus, offen, treu und ehrlich.

Die Leute fabelten von Hitler, was er alles tut, was er alles kann, er verschafft den Menschen Arbeit, er baut Autobahnen, er gibt dem deutschen Volk seine Selbstachtung zurück. Überall wurden seine „Er-

rungenschaften“ auf großen Transparenten und Plakaten für jeden Dreck gepriesen: „Das verdanken wir dem Führer!“

Die Mutter von Abelen Heini meinte zu Johanna Devries: „Ja, laß' sie mal. Mal sehen, was sie können!“ So haben viele von den Nazis gesprochen: „Erst mal sehen, was sie können!“ Paul sagte zu mir: „Der kann noch soviel Gutes tun, scheinbar das Beste, dann sage ich noch, alles ist schlecht. Die ganze Idee ist schlecht.“ Er hat mir auch später ins Ausland geschrieben: „Hoffentlich verlieren die den Krieg! Es wäre ein Unglück, würden die den Krieg gewinnen!“ Und dann schrieb er wieder: „Trotz aller Siege, verlieren tun sie den Krieg doch!“

Max Herz, Paul und ich saßen etwa 1936/37 draußen im Café Dielen in Venlo und aßen Eis. Zu der Zeit wurden die „jüdischen“ Anwälte ausgeschlossen. Die Sache kam zwischen uns zur Sprache, und daraufhin meinte Herz: „Die jungen Leute brauchen nicht alle Anwälte zu werden, das ist ja

gar nicht nötig.“ Paul hat direkt geantwortet: „Warum denn nicht, wer Anwalt werden will, soll Anwalt werden, das seh' ich nicht ein.“ Paul war so „deutsch“, wie nur jeder „deutsch“ sein kann. Keiner muß glauben, daß er „antideutsch“ war. Aber er war „rechtlich“ eingestellt, er hat in erster Linie nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangt. Wenn ihm was zu liberal erschien und er das nicht richtig fand, hat er es auch gesagt. Du konntest ihn nicht umdrehen, wenden, da gab es kein Wenn und Aber, er hatte eine ganz klare Haltung.

Paul saß mit Zollbeamten in der „Stadtschenke“ von Larbalette, sie kannten seine Einstellung zum Nationalsozialismus und haben ihn dann angepöbelt wie er mit den „Juden“ zusammenkommen könne, und dies und jenes, immer wieder, und da hat er geantwortet: „Wenn Sie mir was Schlechtes über meinen Freund Siegfried Sanders sagen können, dann müssen Sie das bringen, dann werde ich mir die Sache überlegen und nicht mehr mit ihm zusammenkommen. Solange Sie mir nichts Schlechtes von ihm nachweisen, habe ich dazu keinen Grund, kommt das überhaupt nicht in Frage.“ Darum haben sie ihn doch so schikaniert, er mußte schließlich mit denen an den Zollämtern zusammenarbeiten.

Der Stürmer

Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit

HERAUSGEBER: JULIUS STREICHER

Nummer 38	4 Wochen wöchentlich, 16 Seiten in 24 Spalten. Preis 1,20 M. (1935) 1,50 M. (1936) 1,80 M. (1937) 2,10 M. (1938) 2,40 M. (1939) 2,70 M. (1940) 3,00 M. (1941) 3,30 M. (1942) 3,60 M. (1943) 3,90 M. (1944) 4,20 M. (1945) 4,50 M. (1946) 4,80 M. (1947) 5,10 M. (1948) 5,40 M. (1949) 5,70 M. (1950) 6,00 M. (1951) 6,30 M. (1952) 6,60 M. (1953) 6,90 M. (1954) 7,20 M. (1955) 7,50 M. (1956) 7,80 M. (1957) 8,10 M. (1958) 8,40 M. (1959) 8,70 M. (1960) 9,00 M. (1961) 9,30 M. (1962) 9,60 M. (1963) 9,90 M. (1964) 10,20 M. (1965) 10,50 M. (1966) 10,80 M. (1967) 11,10 M. (1968) 11,40 M. (1969) 11,70 M. (1970) 12,00 M. (1971) 12,30 M. (1972) 12,60 M. (1973) 12,90 M. (1974) 13,20 M. (1975) 13,50 M. (1976) 13,80 M. (1977) 14,10 M. (1978) 14,40 M. (1979) 14,70 M. (1980) 15,00 M. (1981) 15,30 M. (1982) 15,60 M. (1983) 15,90 M. (1984) 16,20 M. (1985) 16,50 M. (1986) 16,80 M. (1987) 17,10 M. (1988) 17,40 M. (1989) 17,70 M. (1990) 18,00 M. (1991) 18,30 M. (1992) 18,60 M. (1993) 18,90 M. (1994) 19,20 M. (1995) 19,50 M. (1996) 19,80 M. (1997) 20,10 M. (1998) 20,40 M. (1999) 20,70 M. (2000) 21,00 M. (2001) 21,30 M. (2002) 21,60 M. (2003) 21,90 M. (2004) 22,20 M. (2005) 22,50 M. (2006) 22,80 M. (2007) 23,10 M. (2008) 23,40 M. (2009) 23,70 M. (2010) 24,00 M. (2011) 24,30 M. (2012) 24,60 M. (2013) 24,90 M. (2014) 25,20 M. (2015) 25,50 M. (2016) 25,80 M. (2017) 26,10 M. (2018) 26,40 M. (2019) 26,70 M. (2020) 27,00 M. (2021) 27,30 M. (2022) 27,60 M. (2023) 27,90 M. (2024) 28,20 M. (2025) 28,50 M. (2026) 28,80 M. (2027) 29,10 M. (2028) 29,40 M. (2029) 29,70 M. (2030) 30,00 M. (2031) 30,30 M. (2032) 30,60 M. (2033) 30,90 M. (2034) 31,20 M. (2035) 31,50 M. (2036) 31,80 M. (2037) 32,10 M. (2038) 32,40 M. (2039) 32,70 M. (2040) 33,00 M. (2041) 33,30 M. (2042) 33,60 M. (2043) 33,90 M. (2044) 34,20 M. (2045) 34,50 M. (2046) 34,80 M. (2047) 35,10 M. (2048) 35,40 M. (2049) 35,70 M. (2050) 36,00 M. (2051) 36,30 M. (2052) 36,60 M. (2053) 36,90 M. (2054) 37,20 M. (2055) 37,50 M. (2056) 37,80 M. (2057) 38,10 M. (2058) 38,40 M. (2059) 38,70 M. (2060) 39,00 M. (2061) 39,30 M. (2062) 39,60 M. (2063) 39,90 M. (2064) 40,20 M. (2065) 40,50 M. (2066) 40,80 M. (2067) 41,10 M. (2068) 41,40 M. (2069) 41,70 M. (2070) 42,00 M. (2071) 42,30 M. (2072) 42,60 M. (2073) 42,90 M. (2074) 43,20 M. (2075) 43,50 M. (2076) 43,80 M. (2077) 44,10 M. (2078) 44,40 M. (2079) 44,70 M. (2080) 45,00 M. (2081) 45,30 M. (2082) 45,60 M. (2083) 45,90 M. (2084) 46,20 M. (2085) 46,50 M. (2086) 46,80 M. (2087) 47,10 M. (2088) 47,40 M. (2089) 47,70 M. (2090) 48,00 M. (2091) 48,30 M. (2092) 48,60 M. (2093) 48,90 M. (2094) 49,20 M. (2095) 49,50 M. (2096) 49,80 M. (2097) 50,10 M. (2098) 50,40 M. (2099) 50,70 M. (2100) 51,00 M. (2101) 51,30 M. (2102) 51,60 M. (2103) 51,90 M. (2104) 52,20 M. (2105) 52,50 M. (2106) 52,80 M. (2107) 53,10 M. (2108) 53,40 M. (2109) 53,70 M. (2110) 54,00 M. (2111) 54,30 M. (2112) 54,60 M. (2113) 54,90 M. (2114) 55,20 M. (2115) 55,50 M. (2116) 55,80 M. (2117) 56,10 M. (2118) 56,40 M. (2119) 56,70 M. (2120) 57,00 M. (2121) 57,30 M. (2122) 57,60 M. (2123) 57,90 M. (2124) 58,20 M. (2125) 58,50 M. (2126) 58,80 M. (2127) 59,10 M. (2128) 59,40 M. (2129) 59,70 M. (2130) 60,00 M. (2131) 60,30 M. (2132) 60,60 M. (2133) 60,90 M. (2134) 61,20 M. (2135) 61,50 M. (2136) 61,80 M. (2137) 62,10 M. (2138) 62,40 M. (2139) 62,70 M. (2140) 63,00 M. (2141) 63,30 M. (2142) 63,60 M. (2143) 63,90 M. (2144) 64,20 M. (2145) 64,50 M. (2146) 64,80 M. (2147) 65,10 M. (2148) 65,40 M. (2149) 65,70 M. (2150) 66,00 M. (2151) 66,30 M. (2152) 66,60 M. (2153) 66,90 M. (2154) 67,20 M. (2155) 67,50 M. (2156) 67,80 M. (2157) 68,10 M. (2158) 68,40 M. (2159) 68,70 M. (2160) 69,00 M. (2161) 69,30 M. (2162) 69,60 M. (2163) 69,90 M. (2164) 70,20 M. (2165) 70,50 M. (2166) 70,80 M. (2167) 71,10 M. (2168) 71,40 M. (2169) 71,70 M. (2170) 72,00 M. (2171) 72,30 M. (2172) 72,60 M. (2173) 72,90 M. (2174) 73,20 M. (2175) 73,50 M. (2176) 73,80 M. (2177) 74,10 M. (2178) 74,40 M. (2179) 74,70 M. (2180) 75,00 M. (2181) 75,30 M. (2182) 75,60 M. (2183) 75,90 M. (2184) 76,20 M. (2185) 76,50 M. (2186) 76,80 M. (2187) 77,10 M. (2188) 77,40 M. (2189) 77,70 M. (2190) 78,00 M. (2191) 78,30 M. (2192) 78,60 M. (2193) 78,90 M. (2194) 79,20 M. (2195) 79,50 M. (2196) 79,80 M. (2197) 80,10 M. (2198) 80,40 M. (2199) 80,70 M. (2200) 81,00 M. (2201) 81,30 M. (2202) 81,60 M. (2203) 81,90 M. (2204) 82,20 M. (2205) 82,50 M. (2206) 82,80 M. (2207) 83,10 M. (2208) 83,40 M. (2209) 83,70 M. (2210) 84,00 M. (2211) 84,30 M. (2212) 84,60 M. (2213) 84,90 M. (2214) 85,20 M. (2215) 85,50 M. (2216) 85,80 M. (2217) 86,10 M. (2218) 86,40 M. (2219) 86,70 M. (2220) 87,00 M. (2221) 87,30 M. (2222) 87,60 M. (2223) 87,90 M. (2224) 88,20 M. (2225) 88,50 M. (2226) 88,80 M. (2227) 89,10 M. (2228) 89,40 M. (2229) 89,70 M. (2230) 90,00 M. (2231) 90,30 M. (2232) 90,60 M. (2233) 90,90 M. (2234) 91,20 M. (2235) 91,50 M. (2236) 91,80 M. (2237) 92,10 M. (2238) 92,40 M. (2239) 92,70 M. (2240) 93,00 M. (2241) 93,30 M. (2242) 93,60 M. (2243) 93,90 M. (2244) 94,20 M. (2245) 94,50 M. (2246) 94,80 M. (2247) 95,10 M. (2248) 95,40 M. (2249) 95,70 M. (2250) 96,00 M. (2251) 96,30 M. (2252) 96,60 M. (2253) 96,90 M. (2254) 97,20 M. (2255) 97,50 M. (2256) 97,80 M. (2257) 98,10 M. (2258) 98,40 M. (2259) 98,70 M. (2260) 99,00 M. (2261) 99,30 M. (2262) 99,60 M. (2263) 99,90 M. (2264) 100,00 M. (2265) 100,30 M. (2266) 100,60 M. (2267) 100,90 M. (2268) 101,20 M. (2269) 101,50 M. (2270) 101,80 M. (2271) 102,10 M. (2272) 102,40 M. (2273) 102,70 M. (2274) 103,00 M. (2275) 103,30 M. (2276) 103,60 M. (2277) 103,90 M. (2278) 104,20 M. (2279) 104,50 M. (2280) 104,80 M. (2281) 105,10 M. (2282) 105,40 M. (2283) 105,70 M. (2284) 106,00 M. (2285) 106,30 M. (2286) 106,60 M. (2287) 106,90 M. (2288) 107,20 M. (2289) 107,50 M. (2290) 107,80 M. (2291) 108,10 M. (2292) 108,40 M. (2293) 108,70 M. (2294) 109,00 M. (2295) 109,30 M. (2296) 109,60 M. (2297) 109,90 M. (2298) 110,00 M. (2299) 110,30 M. (2300) 110,60 M. (2301) 110,90 M. (2302) 111,20 M. (2303) 111,50 M. (2304) 111,80 M. (2305) 112,10 M. (2306) 112,40 M. (2307) 112,70 M. (2308) 113,00 M. (2309) 113,30 M. (2310) 113,60 M. (2311) 113,90 M. (2312) 114,20 M. (2313) 114,50 M. (2314) 114,80 M. (2315) 115,10 M. (2316) 115,40 M. (2317) 115,70 M. (2318) 116,00 M. (2319) 116,30 M. (2320) 116,60 M. (2321) 116,90 M. (2322) 117,20 M. (2323) 117,50 M. (2324) 117,80 M. (2325) 118,10 M. (2326) 118,40 M. (2327) 118,70 M. (2328) 119,00 M. (2329) 119,30 M. (2330) 119,60 M. (2331) 119,90 M. (2332) 120,00 M. (2333) 120,30 M. (2334) 120,60 M. (2335) 120,90 M. (2336) 121,20 M. (2337) 121,50 M. (2338) 121,80 M. (2339) 122,10 M. (2340) 122,40 M. (2341) 122,70 M. (2342) 123,00 M. (2343) 123,30 M. (2344) 123,60 M. (2345) 123,90 M. (2346) 124,20 M. (2347) 124,50 M. (2348) 124,80 M. (2349) 125,10 M. (2350) 125,40 M. (2351) 125,70 M. (2352) 126,00 M. (2353) 126,30 M. (2354) 126,60 M. (2355) 126,90 M. (2356) 127,20 M. (2357) 127,50 M. (2358) 127,80 M. (2359) 128,10 M. (2360) 128,40 M. (2361) 128,70 M. (2362) 129,00 M. (2363) 129,30 M. (2364) 129,60 M. (2365) 129,90 M. (2366) 130,00 M. (2367) 130,30 M. (2368) 130,60 M. (2369) 130,90 M. (2370) 131,20 M. (2371) 131,50 M. (2372) 131,80 M. (2373) 132,10 M. (2374) 132,40 M. (2375) 132,70 M. (2376) 133,00 M. (2377) 133,30 M. (2378) 133,60 M. (2379) 133,90 M. (2380) 134,20 M. (2381) 134,50 M. (2382) 134,80 M. (2383) 135,10 M. (2384) 135,40 M. (2385) 135,70 M. (2386) 136,00 M. (2387) 136,30 M. (2388) 136,60 M. (2389) 136,90 M. (2390) 137,20 M. (2391) 137,50 M. (2392) 137,80 M. (2393) 138,10 M. (2394) 138,40 M. (2395) 138,70 M. (2396) 139,00 M. (2397) 139,30 M. (2398) 139,60 M. (2399) 139,90 M. (2400) 140,00 M. (2401) 140,30 M. (2402) 140,60 M. (2403) 140,90 M. (2404) 141,20 M. (2405) 141,50 M. (2406) 141,80 M. (2407) 142,10 M. (2408) 142,40 M. (2409) 142,70 M. (2410) 143,00 M. (2411) 143,30 M. (2412) 143,60 M. (2413) 143,90 M. (2414) 144,20 M. (2415) 144,50 M. (2416) 144,80 M. (2417) 145,10 M. (2418) 145,40 M. (2419) 145,70 M. (2420) 146,00 M. (2421) 146,30 M. (2422) 146,60 M. (2423) 146,90 M. (2424) 147,20 M. (2425) 147,50 M. (2426) 147,80 M. (2427) 148,10 M. (2428) 148,40 M. (2429) 148,70 M. (2430) 149,00 M. (2431) 149,30 M. (2432) 149,60 M. (2433) 149,90 M. (2434) 150,00 M. (2435) 150,30 M. (2436) 150,60 M. (2437) 150,90 M. (2438) 151,20 M. (2439) 151,50 M. (2440) 151,80 M. (2441) 152,10 M. (2442) 152,40 M. (2443) 152,70 M. (2444) 153,00 M. (2445) 153,30 M. (2446) 153,60 M. (2447) 153,90 M. (2448) 154,20 M. (2449) 154,50 M. (2450) 154,80 M. (2451) 155,10 M. (2452) 155,40 M. (2453) 155,70 M. (2454) 156,00 M. (2455) 156,30 M. (2456) 156,60 M. (2457) 156,90 M. (2458) 157,20 M. (2459) 157,50 M. (2460) 157,80 M. (2461) 158,10 M. (2462) 158,40 M. (2463) 158,70 M. (2464) 159,00 M. (2465) 159,30 M. (2466) 159,60 M. (2467) 159,90 M. (2468) 160,00 M. (2469) 160,30 M. (2470) 160,60 M. (2471) 160,90 M. (2472) 161,20 M. (2473) 161,50 M. (2474) 161,80 M. (2475) 162,10 M. (2476) 162,40 M. (2477) 162,70 M. (2478) 163,00 M. (2479) 163,30 M. (2480) 163,60 M. (2481) 163,90 M. (2482) 164,20 M. (2483) 164,50 M. (2484) 164,80 M. (2485) 165,10 M. (2486) 165,40 M. (2487) 165,70 M. (2488) 166,00 M. (2489) 166,30 M. (2490) 166,60 M. (2491) 166,90 M. (2492) 167,20 M. (2493) 167,50 M. (2494) 167,80 M. (2495) 168,10 M. (2496) 168,40 M. (2497) 168,70 M. (2498) 169,00 M. (2499) 169,30 M. (2500) 169,60 M. (2501) 169,90 M. (2502) 170,00 M. (2503) 170,30 M. (2504) 170,60 M. (2505) 170,90 M. (2506) 171,20 M. (2507) 171,50 M. (2508) 171,80 M. (2509) 172,10 M. (2510) 172,40 M. (2511) 172,70 M. (2512) 173,00 M. (2513) 173,30 M. (2514) 173,60 M. (2515) 173,90 M. (2516) 174,20 M. (2517) 174,50 M. (2518) 174,80 M. (2519) 175,10 M. (2520) 175,40 M. (2521) 175,70 M. (2522) 176,00 M. (2523) 176,30 M. (2524) 176,60 M. (2525) 176,90 M. (2526) 177,20 M. (2527) 177,50 M. (2528) 177,80 M. (2529) 178,10 M. (2530) 178,40 M. (2531) 178,70 M. (2532) 179,00 M. (2533) 179,30 M. (2534) 179,60 M. (2535) 179,90 M. (2536) 180,00 M. (2537) 180,30 M. (2538) 180,60 M. (2539) 180,90 M. (2540) 181,20 M. (2541) 181,50 M. (2542) 181,80 M. (2543) 182,10 M. (2544) 182,40 M. (2545) 182,70 M. (2546) 183,00 M. (2547) 183,30 M. (2548) 183,60 M. (2549) 183,90 M. (2550) 184,20 M. (2551) 184,50 M. (2552) 184,80 M. (2553) 185,10 M. (2554) 185,40 M. (2555) 185,70 M. (2556) 186,00 M. (2557) 186,30 M. (2558) 186,60 M. (2559) 186,90 M. (2560) 187,20 M. (2561) 187,50 M. (2562) 187,80 M. (2563) 188,10 M. (2564) 188,40 M. (2565) 188,70 M. (2566) 189,00 M. (2567) 189,30 M. (2568) 189,60 M. (2569) 189,90 M. (2570) 190,00 M. (2571) 190,30 M. (2572) 190,60 M. (2573) 190,90 M. (2574) 191,20 M. (2575) 191,50 M. (2576) 191,80 M. (2577) 192,10 M. (2578) 192,40 M. (2579) 192,70 M. (2580) 193,00 M. (2581) 193,30 M. (2582) 193,60 M. (2583) 193,90 M. (2584) 194,20 M. (2585) 194,50 M. (2586) 194,80 M. (2587) 195,10 M. (2588) 195,40 M. (2589) 195,70 M. (2590) 196,00 M. (2591) 196,30 M. (2592) 196,60 M. (2593) 196,90 M. (2594) 197,20 M. (2595) 197,50 M. (2596) 197,80 M. (2597) 198,10 M. (2598) 198,40 M. (2599) 198,70 M. (2600) 199,00 M. (2601) 199,30 M. (2602) 199,60 M. (2603) 199,90 M. (2604) 200,00 M. (2605) 200,30 M. (2606) 200,60 M. (2607) 200,90 M. (2608) 201,20 M. (2609) 201,50 M. (2610) 201,80 M. (2611) 202,10 M. (2612) 202,40 M. (2613) 202,70 M. (2614) 203,00 M. (2615) 203,30 M. (2616) 203,60 M. (2617) 203,90 M. (2618) 204,20 M. (2619) 204,50 M. (2620) 204,80 M. (2621) 205,10 M. (2622) 205,40 M. (2623) 205,70 M. (2624) 206,00 M. (2625) 206,30 M. (2626) 206,60 M. (2627) 206,90 M. (2628) 207,20 M. (2629) 207,50 M. (2630) 207,80 M. (2631) 208,10 M. (2632) 208,40 M. (2633) 208,70 M. (2634) 209,00 M. (2635) 209,30 M. (2636) 209,60 M. (2637) 209,90 M. (2638) 210,00 M. (2639) 210,30 M. (2640) 210,60 M. (2641) 210,90 M. (2642) 211,20 M. (2643) 211,50 M. (2644) 211,80 M. (2645) 212,10 M. (2646) 212,40 M. (2647) 212,70 M. (2648) 213,00 M. (2649) 213,30 M. (2650) 213,60 M. (2651) 213,90 M. (2652) 214,20 M. (2653) 214,50 M. (2654) 214,80 M. (2655) 215,10 M. (2656) 215,40 M. (2657) 215,70 M. (2658) 216,00 M. (2659) 216,30 M. (2660) 216,60 M. (2661) 216,90 M. (2662) 217,20 M. (2663) 217,50 M. (2664) 217,80 M. (2665) 218,10 M. (2666) 218,40 M. (2667) 218,70 M. (2668) 219,00 M. (2669) 219,30 M. (2670) 219,60 M. (2671) 219,90 M. (2672) 220,00 M. (2673) 220,30 M. (2674) 220,60 M. (2675) 220,90 M. (2676) 221,20 M. (2677) 221,50 M. (2678) 221,80 M. (2679) 222,10 M. (2680) 222,40 M. (2681) 222,70 M. (2682) 223,00 M. (2683) 223,30 M. (2684) 223,60 M. (2685) 223,90 M. (2686) 224,20 M. (2687) 224,50 M. (2688) 224,80 M. (2689) 225,10 M. (2690) 225,40 M. (2691) 225,70 M. (2692) 226,00 M. (2693) 226,30 M. (2694) 226,60 M. (2695) 226,90 M. (2696) 227,20 M. (2697) 227,50 M. (2698) 227,80 M. (2699) 228,10 M. (2700) 228,40 M. (2701) 228,70 M. (2702) 229,00 M. (2703) 229,30 M. (2704) 229,60 M. (2705) 229,90 M. (2706) 230,00 M. (2707) 230,30 M. (2708) 230,60 M. (2709) 230,90 M. (2710) 231,20 M. (2711) 231,50 M. (2712) 231,80 M. (2713) 232,10 M. (2714) 232,40 M. (2715) 232,70 M. (2716) 233,00 M. (2717) 233,30 M. (2718) 233,60 M. (2719) 233,90 M. (2720) 234,20 M. (2721) 234,50 M. (2722) 234,80 M. (2723) 235,10 M. (2724) 235,40 M. (2725) 235,70 M. (2726) 236,00 M. (2727) 236,30 M. (2728) 236,60 M. (2729) 236,90 M. (2730) 237,20 M. (2731) 237,50 M. (2732) 237,80 M. (2733) 238,10 M. (2734) 238,40 M. (2735) 238,70 M. (2736) 239,00 M. (2737) 239,30 M. (2738) 239,60 M. (2739) 239,90 M. (2740) 240,00 M. (2741) 240,30 M. (2742) 240,60 M. (2743) 240,90 M. (2744) 241,20 M. (2745) 241,50 M. (2746) 241,80 M. (2747) 242,10 M. (2748) 242,40 M. (2749) 242,70 M. (2750) 243,00 M. (2751) 243,30 M. (2752) 243,60 M. (2753) 243,90 M. (2754) 244,20 M. (2755) 244,50 M. (2756) 244,80 M. (2757) 245,10 M. (2758) 245,40 M. (2759) 245,70 M. (2760) 246,00 M. (2761) 246,30 M. (2762) 246,60 M. (2763) 246,90 M. (2764) 247,20 M. (2765) 247,50 M. (2766) 247,80 M. (2767) 248,10 M
---------------------	--



Cousin von Siegfried Sanders und Sohn von Sybilla de Wijze-Devries: Jaap de Wijze, Nijmegen, mit Ehefrau Sara de Wijze und den Kindern Kitty, Louis und Elly (v.l.), 1925. (53)

Diesen Blödsinn mit dem Haß gegen alle „Juden“ nehme ich den Nazi-Anhängern am meisten übel. Das hatte nichts mehr mit mir oder jedem einzelnen zu tun. So hätten alle reden müssen: Sprecht nicht von „Juden“. Sagt was von Emil Simon, Jakob Lion, Gustav Sanders oder dem alten Devries. Was habt ihr denen vorzuwerfen? Daran sieht man den Unterschied zu Paul: „Sagt mir was Schlechtes von ihm persönlich, wenn ihr könnt, alles andere interessiert mich nicht!“ Das Schlimmste war, wenn du die ganzen „Kadetten“ gehört hast. Vor der Zeit hatte jeder einen guten „jüdischen“ Bekannten in der Nachbarschaft, im Verein, in der Schule, bei der Arbeit usw., und trotzdem hieß es nachher: Der kann ruhig verrecken! Das ist nicht zu fassen!

Jedenfalls, so ging das in Kaldenkirchen Tag für Tag weiter, auch das Geschäft. Eugen, Paul und ich trafen uns in den ersten Jahren immer noch wie üblich, später war es für mich am Ort unmöglich, in eine der Wirtschaften zu gehen, ich konnte nichts mehr machen. Darum fuhren wir sonntags raus und verbrachten unsere Zeit auswärts. Wir fuhren nicht nur nach Düsseldorf, sondern auch nach Kle-

ve zum 5-Uhr-Tee, Nijmegen oder Köln. Zwischenzeitlich hatte Paul eine Freundin, Mia aus Düsseldorf, das war eine Marke, da lachtest du dich kaputt, die brachte so verschiedene Sachen. Ich hatte meinen Wagen getankt und an der Tankstelle alles in Ordnung machen lassen, da sagte sie zu mir: „Johann, du hast es gut gemacht, du kriegst auch eine Zigarre!“ Irgendwann in der Hitlerzeit wurde der Volkswagen propagiert. Man konnte den zwar noch nicht kaufen, der war noch nicht am Markt, aber da wurde von gesprochen, und man konnte Anzahlungen leisten für spätere Lieferungen. Auf einer Tour fragte Mia mich: „Soll ich dir verraten, wie der neue Volkswagen heißen wird? Der Wagen wird heißen: Jesus.“ „Warum denn Jesus?“ „Ja“, sagte sie, „man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, und trotzdem glaubt man an ihn.“ Das war Mia, Pauls Freundin.

Oft sind wir auch bei den Verwandten in Holland gewesen, mit Paul, Eugen und Hannchen, damals noch Eugens Freundin, später seine Frau. Wir trafen uns an „Plasmolen“ bei Nijmegen, und dann nahmen sie uns mit nach Hause und haben uns bewirtet. Die waren immer kolossal familiär und

zuvorkommend, das war sehr schön, die ganze Familie war in Ordnung. Hannchen schrieb mir in einem ihrer letzten Briefe, sie erinnere sich noch oft an die schönen Zeiten, die wir zusammen erlebt hatten.

Zwischen 1933 und 38 wurde es immer schlimmer, aber wie gesagt, das Geschäft lief weiter. Die Leute waren alle freundlich zu mir und hielten mich immer wieder dazu an, in Kaldenkirchen zu bleiben: „Siegfried, laß' dich nicht verrückt machen, geh' nicht fort, die werden sich doch den Hals brechen und zum Teufel gehen!“ Ja, von wegen. Ich selbst sagte mir: „Nur nicht aufgeben, nicht den Mut sinken lassen. Und wenn sie platzen, es geht mir gut!“ Die Nazis hätten mich nie kaputtgekriegt, wenn sie nicht mit brutaler Gewalt vorgegangen wären! Die waren so raffiniert, die haben die Schraube immer enger gezogen und dann wieder losgelassen, die waren so schlecht! Mit allen Schlichen, die man sich nur ausdenken kann, mit deutscher Gründlichkeit, Frechheit und Verkommenheit, hat man versucht, Geschäfte, Existenzen und die Persönlichkeit von Menschen zu vernichten!

Wir drei Freunde kamen zwar immer noch zu-

sammen, aber es wurde schon etwas gefährlicher. Ein Schild in Form eines Pfeils wurde 1936 am Nebenhaus „Ratskeller“ angebracht, auf dem es hieß: „Hier jüdisches Geschäft!“ Im Nachbarhaus rechts war ein Zigarrengeschäft der Eheleute Jakob Opdensteinen, die oben wohnten. Die Frau war eine Hauptnazi. Sie hat jeden bei der „Partei“ angezeigt, der bei mir ins Geschäft gegangen ist. Das kann ich gar nicht sagen, was das für ein Biest war. So ein Blödsinn. Man bedenke, das waren alles Menschen, die sich „gute Christen“ nannten. Bevor die Nazis 1938 die Fenster eingeschlagen haben, kam eine Anordnung heraus, wonach du entweder den „Judenstern“ oder „jüdisches Geschäft“ am Haus anbringen mußt. Ich vergesse nie, ich muß wohl den Davidstern im Fenster gehabt haben, denn der Witz war der: Ein guter Breyeller Kunde, von Beruf Gärtner, kam zu mir und sagte: „Siegfried, das gefällt mir nicht!“ Ich sagte: „Och, das ist mir doch ganz egal, nebenan haben die schon ein Schild Gott weiß wie lang hängen. Das hat mir noch nicht geschadet! Das macht mir gar nichts, da lach' ich drüber, jeder weiß, daß ich Jude bin!“

Hinssen Hein war ein schlauer Mensch und guter Schüler. Der war später bei der Justiz, am Gericht und sagte mir damals: „Siegfried, es sieht nicht gut aus. Sie sind alle Nazis.“ Ich habe ihm noch geantwortet: „Aber Hein, das ist doch nicht möglich!“ Und ob er recht behalten hat! Das hab' ich damals schon zur Hitlerzeit gesagt: „Ich nehme das den Arbeitern gar nicht übel, sondern in erster Linie der ‚Intelligenz‘ und den ‚hohen Herren‘, die wissen Bescheid.“ Zum Beispiel Richter und diejenigen, die Rechtswissenschaft studiert hatten und sich zum Teil auf internationalem Parkett bewegten, die waren genau über die eklatante Verletzung der Menschenrechte im Bilde, denen kreide ich das an. Dazu zählten auch an erster Stelle die Kirchen. Den armen, kleinen und einfachen Leute nehme ich gar nichts übel, die laufen mit wie eine Hammelherde.

Natürlich gab es auch, Gott sei Dank, viele gute Menschen, die nicht durch blinden Haß geblendet waren und uns unterstützten. Wenn da nicht sehr viele Anständige gewesen wären, dann hätte ich doch gar nicht so lange bestehen können. Das ist doch völlig klar. Viele haben trotz des Kesseltreibens noch bei mir gekauft und mir damit geholfen. Ich belieferte die ganzen Beamten in Herongen, zum Teil sogar bis Mönchengladbach, wenn sie zu

einer anderen Zollstelle versetzt worden sind. Das Hakenkreuz alleine hatte nicht immer was zu bedeuten, das braucht keiner zu denken. Eine ganze Menge hat das getragen, weil sie Angst hatten vor diesem ganzen System. Auch in Kaldenkirchen war nicht jeder, der in der „Partei“ war, ein Nazi. Schon allein aus diesem Grund habe ich es nie für möglich gehalten, daß die Verbrechen solche extremen Ausmaße annehmen konnten. Ich habe Verständnis für die Angst vieler Anständiger, daß die Nazis ihr Geschäft kaputtgemacht hätten, so wie ich Verständnis für die Beamten habe, die später nicht mehr zu mir gekommen sind. Auch die hätten ihre Stelle verloren. Einige kauften noch so lange weiter, bis es anscheinend nicht mehr ging. Bis zu einem bestimmten Punkt kann ich das alles gut verstehen.

Man kann gar nicht begreifen, was sich da so abgespielt hat. Ich habe zum Beispiel dem Sohn von der Witwe eines kleinen Bauern aus Herongen einen schwarzen Mantel verkauft. Der Sohn war bei der „SA“ (Sturmabteilung der Partei). Die Mutter ist in der Haupt-Hitlerzeit extra mit ihm zu mir gekommen, und der junge Mann mußte bei mir kaufen, sonst hätte er keinen von ihr gekriegt. Da kann man sehen! Und noch was. Zum Schluß hat sie mir „stickum“ ein zwanzig Mark-Goldstück zugesteckt mit den Worten: „Nimm das mit nach Hause.“ Das muß man sich mal vorstellen! Was für Gewissenskonflikte in der Familie!

Bei einem großen Bauern in Kervenheim bei Kevelaer war das ähnlich, dessen Sohn war bei der „SS“ (Schutzstaffel). Ich weiß noch genau, daß ich solche schwarzen Mäntel hatte, die waren damals modern, genau wie die „SS“-Männer sie trugen. Die hatten hinten die Knöpfe und waren geschnitten wie Gehrock-Mäntel. Der Alte hat darauf bestanden: „Den Mantel kriegt er von dir.“ Sein Sohn konnte keinen anderen kriegen, als nur den von Siegfried Sanders.

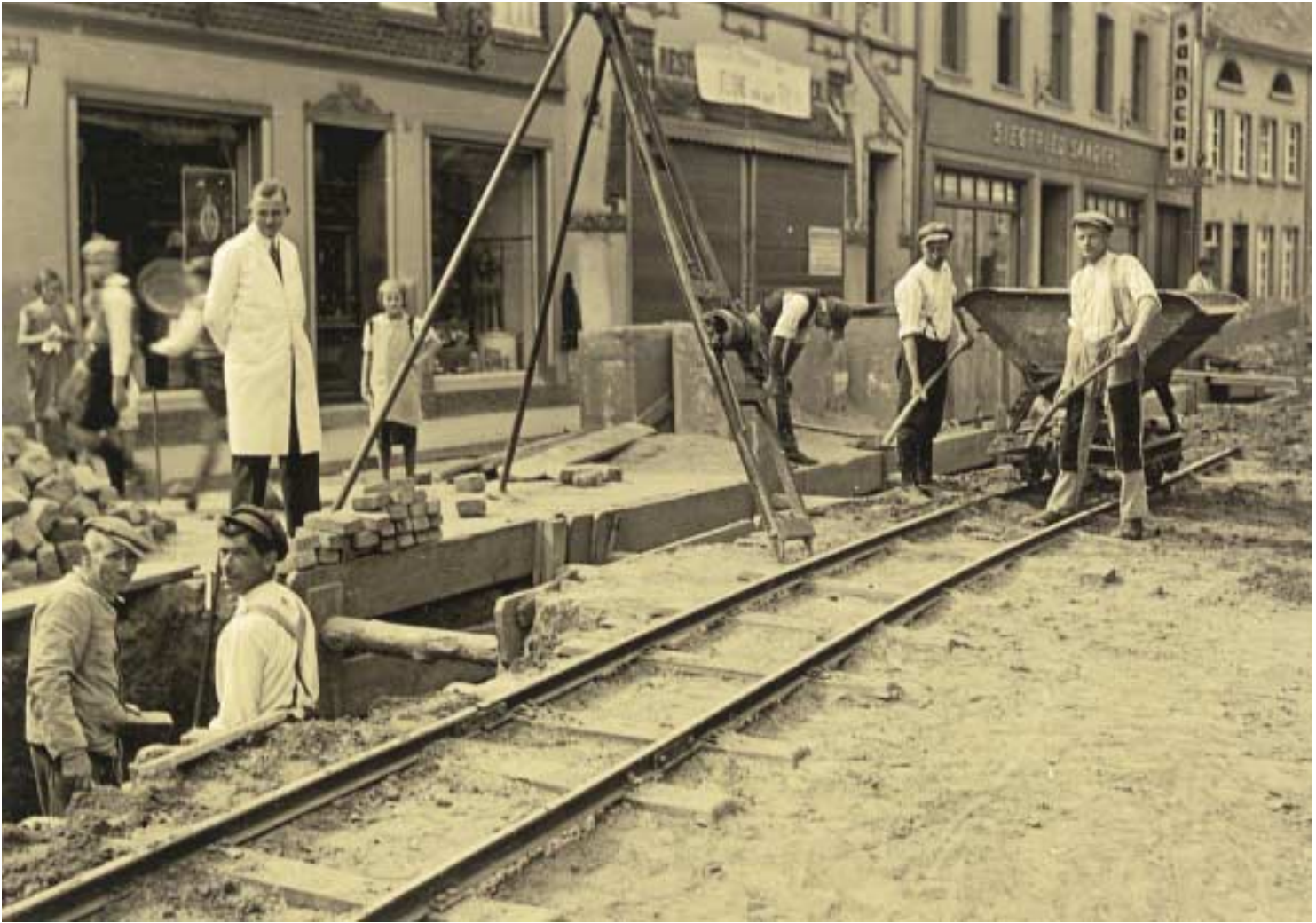
Eine ganze Menge war noch nicht hundertprozentig infiziert. Was sie haben tun können für einen, haben sie noch getan. Die waren nicht alle gleich, viele waren gar nicht so. Die wurden dermaßen getriezt und gepeinigt, daß sie überhaupt keinen Ausweg mehr fanden oder nicht wußten, wie sie sich verhalten sollten. Also, das war schrecklich.

Im „Kaiserhof“ sagte der „SA“-Führer Heußen Pit (Peter) zu mir: „Sie sind doch gar kein Deutscher!“ In Kaldenkirchen war Kirmes, wir standen

mit all den Gästen an der Theke, und ich gab einige Runden: „Der kriegt was, und der kriegt was und der nix ...“ Jedenfalls, die Nazis bekamen nichts, „to hell with them“. Da war er irgendwie beleidigt und wollte sich mit mir anlegen und rumstreiten. Anschließend kam er zu mir ins Geschäft, um mich zur Rede zu stellen und weiter mit mir zu diskutieren, ich aber habe ihm kurzerhand die Tür gewiesen: „Mach, daß du rauskommst!“ Ich sehe ihn noch kommen, als er, wie früher sein Vater, auf dem Kohlenlager von Bönniger arbeitete und die Kohlen mit einer Schubkarre zu den Leuten brachte. Später war er bei den Nazis der große Mann. Die Firma Gerlach & Co, die von Georg Alfken geleitet wurde und ihr erstes Büro unten im Haus Otten hatte, zwei Häuser weiter von uns, beschäftigte Heußen dann im Lager. Ein andermal erschien Heußen mit seinen braunen Kumpanen großspurig in „SA“-Uniform bei Noelken in Herongen, dem besten Lokal weit und breit. Eugen, Paul und ich saßen gerade da, als die uniformierten „Kadetten“ reinkamen und der Dietrich Noelken sie kurzerhand vor die Tür setzte. Zu der Zeit waren sie noch nicht so akut, aber im Kommen.

Junge „Kadetten“ kamen mit der NS-Sammelbüchse auf die Straße. Alle haben sie mitgemacht, sogar Stappes Leinard (Terstappen Leo, „de Witte“) ist auch mit der Büchse gegangen, sonntags. Ich meine, er war kein Antisemit, insofern haben sie ihn gezwungen, mit der Büchse zu gehen. Sie haben ihn unter Druck gesetzt, er hatte doch eine Schreinerei und eine Wirtschaft, sie hätten ihm alles wegnehmen können, das wäre furchtbar für ihn gewesen. Genau wie sie Paul und Eugen schikaniert haben, nur mit dem Unterschied, die haben sich trotzdem geweigert mitzumachen. Als man selbst noch so davon überzeugt war, daß es Recht und Ordnung gab, kam einer von den neuen, jungen Beamten mit der Büchse zu mir und bat um eine Spende. Zu dem sagte ich: „Was wollen Sie von mir, ich bin doch Jude?“ Antwortete er: „Wie kann ich das wissen?“ „Das müssen Sie doch riechen!“ hab' ich dem direkt ins Gesicht gesagt.

Der Schwager von Isidor Sanders, Baum, aus Süchteln, war auch ein junger Kerl, mit dem wir immer zusammenkamen. Da war einer so am Reden, und daraufhin sagte er: „Sind Sie auch im Leben zu kurz gekommen?“ Er hat ihn gefragt, warum er was gegen die „Juden“ habe: „Worüber haben Sie sich zu beschweren, warum beklagen Sie



„Juden sind Menschen, aber FLÖHE sind auch TIERE“

Rolf Grunewald: „Ich werde nie vergessen, wie die Nazis ein Schild neben dem Geschäft von Siegfried Sanders befestigten mit einem Ausspruch von Goebbels.“ Kanalverlegung in der Hochstraße, 1936. Vom Restaurant Ratskeller (Bildmitte) zeigt ein Schild mit Pfeil nach nebenan: „Hier jüdisches Geschäft“. In der Mitte hängt ein Plakat mit der obigen Aufschrift. Links mit Kittel der Friseur Willi Gruteser. Die Aufnahme stammt von Ferdinand Franke, ehemals Buchhalter bei Siegfried. (54)

sich ausgerechnet über die Juden? Die Juden und die Radfahrer sind alles schuld. Einer muß doch schuld sein.“

Eugen, Paul und ich kamen immer zusammen, Tag für Tag, es hat kein Tag gefehlt, an dem wir uns nicht getroffen haben. Bei besonderen Feiern oder Aufmärschen der Nazis gingen wir meist nach Holland. Wenn Paul zu uns nach Hause kam, schlich er spät abends durch den Seiteneingang schnell die Treppe rauf. Als es ganz brenzlich wurde, trafen wir uns in Düsseldorf oder Köln, gingen in die kleinen Cafés in den Seitenstraßen, um nicht aufzufallen oder erkannt zu werden. Wie Paul berichtete, hat uns bei dieser Gelegenheit scheinbar doch mal die Nichte vom Ortsgruppenleiter Otten gesehen, ein Fräulein Weber von der Poststraße, Schwester von Ernst Weber, Tochter eines Beamten.

Ihre Mutter war eine Otten, nicht verwandt mit den Weber bei uns gegenüber, die waren nämlich katholisch und die anderen evangelisch. Was ein Biest! Sie war früher mit uns zur Schule gegangen und hat das selbstverständlich sofort gemeldet, und dann hat man Paul ganz große Schwierigkeiten gemacht. Er hat selbstverständlich alles abgestritten.

Jedenfalls, so war ein Tag wie der andere, selten ohne Aufregung. Die „Bonzen“ wie Göring oder Goebbels hielten große Schmäherden, unter anderem auch: „Wir haben unsere SA nicht dazu da, die Juden zu schützen“ oder „wir behandeln die Juden wie eine Blume, wir geben ihnen nur kein Wasser.“ Goebbels aus Rheydt war der Hauptmatador, „ne arme Deuvel, Lumpen. ‚Juden‘ haben ihn studieren lassen. In der Not gibt's tausend

auf ein Lot.“ Eugen und Paul haben mich oft gewarnt: „Guck mal, was da losgeht.“ Ich konnte es aber immer noch nicht glauben. Jedenfalls wurde unsere Freundschaft dadurch nicht gebrochen, auch wenn ein offenes Treffen zu dieser Zeit nicht mehr möglich war. Alles wurde bespitzelt, verraten und verfolgt. Als es dann nicht schnell genug ging mit der Vertreibung und Ausrottung, hat man die Menschen verschleppt und vergast. Wer konnte ahnen, daß man unter einem Volk von Mördern lebte!

Später durften wir selbstverständlich kein „deutsches“ Café mehr betreten, es gab extra „jüdische“ Cafés, und so ging ich mit Paul auch dorthin. Er fuhr mit mir nach Düsseldorf und Köln, und bei einer dieser Gelegenheiten lernte ich Ilse kennen, meine Frau. Ihre Mutter hielt sich in einer „jüdi-

schen“ Pension an der Möhnetalsperre auf, da sie zu der Zeit nicht mehr in einem „deutschen“ Erholungsheim aufgenommen wurde, und Ilse sollte zu ihr gebracht werden. Ihr Onkel Adolf Ermann und Tante Lenchen, Schwester von Abraham Cohen, wollten nicht gerne alleine fahren, und so bot ich ihnen an, Ilse hinzubringen.

Paul ist wie immer mitgefahren, und so haben wir uns dann auf der Rückfahrt ausgesprochen. Die Ilse hat mir sehr gut gefallen, und Paul mußte selbstverständlich immer seinen Senf dazugeben, was er meinte oder davon hielt. So war das eben bei uns, der eine war wie der andere. Wenn es dem einen nicht hat gefallen, dann hörte man immer die Ansicht des anderen. So kam mein erstes Treffen mit Ilse zustande. Später, als die Ferien zu Ende waren, haben wir sie alleine abgeholt, Paul und ich. Wir sind dann in Essen eingekehrt, haben uns in einem „jüdischen“ Café aufgehalten, ein bißchen getanzt und sind dann weiter nach Düsseldorf gefahren. Kamen dann selbstverständlich ein bißchen zu spät an, was man nicht gerne gesehen hat.

1938 haben wir uns verlobt, Ilse war gerade 17 Jahre alt. Auch mein Vater Simon lernte sie vor seinem Tod noch kennen und freute sich immer, wenn sie uns besuchte. Er mochte Ilse gut leiden und hoffte bis zuletzt, unsere Hochzeit noch zu erleben. Mitten in der schlimmsten Nazizeit ist Paul mit meiner Mutter zu unserer Verlobung nach Düsseldorf gekommen. Nun, so war das, der Paul hat mich nie im Stich gelassen.

Eugen war gleichfalls in jeder Beziehung ein wunderbarer Kerl. Er schrieb Paul mal einen Brief, als dieser noch in Frankfurt war, worin unter anderem stand: „Ich habe ein Mädels aus Lobberich kennengelernt. Es ist kein Pippimädels, es ist ein Weib.“ Das war typisch Eugen! Der Eugen, das war 'ne Marke! Ich kann nur sagen, der war immer frohgemut, da lachtest du dich kaputt! Der war so gelungen und patent mit seinen schlagfertigen Ausdrücken: „Wenn der Pinnes (Penis) steht, ist der Verstand am Arsch!“ Der konnte jedes Mädels haben und hatte sofort Anschluß. Die Mädels mochten ihn furchtbar gern, das kann ich gar nicht sagen. Wir drei waren eigentlich kolossal ausgeglichen. Der Eugen war mehr direkt, Paul ein biß-

chen zurückhaltender und ich so dazwischen. Nie kam es vor, daß dem einen nicht paßte, wozu der andere gerade Lust hatte, immer bestand Einigkeit. War einer von uns mal knapp bei Kasse, zahlte eben der andere, das spielte keine Rolle, da wurde nicht groß drüber geredet. Eugen hat auch in Kaldenkirchen auf dem Platz von Montel Tennis gespielt. Er war sehr mit Delissen Jupp befreundet. Wenn Leute aufschnitten, mit großen Worten und Summen um sich warfen, war seine Antwort: „Es gibt auch kleinere Zahlen“ oder „wer angibt, hat mehr vom Leben!“

Einmal war er mit einem Mädels im Cabaret in Düsseldorf auf der Schadowstraße, und als er bezahlen mußte, stellte er fest, daß ihm das Geld ausgegangen war, er hatte nicht genug in der Tasche. Nun mußte er doch eine Referenz angeben, und da fiel ihm ein: „Wir sind von Hause aus vermögend, wir haben Postscheckkonto und Telefon.“ Zufällig war Hauer Emil da, der hat das gesehen, ist hinzugekommen und half ihm aus der Patsche. Paul und ich waren nicht dabei.

Wenn ich mich morgens rasiere, muß ich immer an Eugen denken, und das kam so: Sonntags waren die Geschäfte geschlossen, man konnte sich auch nicht beim Friseur rasieren lassen. Aber ich war im Geschäft, und ab und zu kamen bei mir Kunden hintenherum. Anstatt ins Hochamt zu gehen, kam Eugen immer bei mir rein. Ich hatte eines Tages mein Gesicht eingeseift, und da zeigte Eugen mir, wie man sich richtig mit der Klinge rasiert: „Du mußt aufpassen, wenn du ans Kinn kommst, dann mußt du das so machen.“ Jeden Morgen muß ich daran denken, wenn ich mein Kinn elektrisch rasiere. Der Eugen hat gesagt: „Das mußt du so machen!“ Das habe ich all die Jahre nie vergessen, so hat sich das in mir eingepreßt. Ich seh' ihn dann immer noch links neben mir stehen.

Als zwischen Eugen und Hannchen die Liebe für eine kurze Zeit aus war, kam ihre Mutter Frau Schuckmann mit einem Kneifer auf der Nase zu mir ins Geschäft und stellte mich zur Rede: „Wie ist das möglich?“ Ich habe ihr geantwortet: „Frau Schuckmann, ich weiß es nicht, ich habe da nicht reingeredet, ich kann da nichts zu sagen. Das müssen die beiden selbst ausmachen.“ Allerdings hatte

Paul zu Eugen gesagt: „Wenn du jetzt wieder was anfängst, dann geht es nie mehr aus, dann ist Schluß für dich, dann wirst du sie nicht mehr los!“ Nach Eugens und Hannchens Verlobungsfeier 1935 sind wir alle zusammen mit Günther Zillessen zu später Stunde durch Kaldenkirchen „geschaukelt“. Der war bei der „SA“, und da haben sie den von der „Partei“ „jerüffelt“! Daran kann jeder sehen, was sie sich dabei gedacht haben, nämlich überhaupt nichts! Da hat man noch immer gedacht, das ist Blödsinn, der ganze Kram ist Blödsinn!

Ein anderes Mal saßen wir zusammen mit Schuckmann Seppel (Josef), dem Bruder von Hannchen, und es kam auch zu Gesprächen über die ganze Judengeschichte, und der war scheinbar auch schon nazistisch angehaucht. Auf einmal wurde mir das ein bißchen zuviel, und ich fragte ihn: „Ja, wenn Sie derartige Ansichten haben, Sie sitzen doch jetzt mit einem Juden zusammen, wie können Sie so etwas losplaudern?“ Da gab er mir zur Antwort: „Nun, Sie sind ein entarteter Jude!“ Solche blödsinnigen Ausflüchte kamen dauernd zum Ausdruck, die Leute haben immer eine Ausrede gefunden. Derjenige, mit dem sie gerade sprachen, war nicht gemeint.

Als Eugen und Hannchen am 5. November 1936 heirateten, bauten sie für die damalige Zeit ein sehr schönes, neues Haus neben der Färberei auf der Friedrichstraße und zogen nach der Hochzeit ein. Seine Schwiegereltern, mit denen er sich gut verstand, gaben Geld dazu, und so hat sich das denn abgespielt. Oben wohnte zuerst die Lehrerin Heckmann, die nicht verheiratet war, da Lehrerinnen früher in Deutschland nicht heiraten durften. Als alles schon in schwerster Anfeindung durch die Nazis war, bin ich noch in dem neuen Haus gewesen, auch bei der Frl. Heckmann. Selbstverständlich alles hinten herum durch die „Jätzkes“. Ach, war das schrecklich! An ihrer Hochzeit habe ich nicht teilgenommen, als „Jude“ konnte man sich in der Öffentlichkeit nicht mehr blicken lassen. Hannchens Vater war Kunde bei mir und hatte ein Konto in meinem Geschäftsbuch. Nach der Beschlagnahme der Bücher stellte die „Partei“ das sogleich fest und machte ihm noch „Jedöns“, er war ja immerhin Rektor der katholischen Volksschule.

„Wij moeten de benen nemen“

Die erste Bücherrevision während der Nazizeit hatte ich etwa 1933/34 durch einen Steuerprüfer vom Finanzamt. Nach vier Tagen sagte er auf einmal zur mir: „Herr Sanders, ich muß Ihnen sagen, alles ist zwar in tadelloser Ordnung, aber es stimmt doch nicht! Wir können uns einigen, wenn Sie so und so viel nachzahlen.“ Ich weiß, das war damals ein ziemlich hoher Betrag. Nach einigen Einwänden: „Wie können Sie so was machen? Sie sagen doch selbst, Sie haben nichts festgestellt“, fügte er hinzu: „Sie können machen, was Sie wollen, ich geh' mit Ihnen bis zum Finanzgericht nach Leipzig, das kostet Sie ein Heidengeld.“ In Leipzig war zu der Zeit der höchste Gerichtshof. Dieser Prüfer war trotz seiner unnachgiebigen Haltung ein anständiger und netter Mensch, ohne politische Hintergedanken. Er meinte in Wirklichkeit: Auch wenn die Bücher stimmen und ich nicht konkret sagen kann, woran es liegt, kann das jedenfalls so nicht

richtig sein. Ein solches Geschäft, wie Sanders das hat, muß mehr aufgebracht haben. Ich sprach über die Geschichte mit dem Bruder meines früheren Chefs aus Kleve, Jakob Weyl, Kleiderfabrikant in Mönchengladbach. Die Antwort sagte er mir so ins Gesicht: „Bezahlen Sie, die Brühe kostet Sie mehr, als die Brocken.“

Jahre später, etwa 1937, kam ein anderer Prüfer vom Finanzamt mit einem großen Hakenkreuz auf der Brust rein und fragte mich als erstes: „Ja, warum sind Sie denn noch hier?“ Er wollte damit sagen: „Warum verschwinden Sie nicht schleunigst?“ Daraufhin antwortete ich: „Sie sehen doch, mein Geschäft geht immer noch gut.“ „Der Grunewald hatte auch ein prima Geschäft, das ist längst hin, der ist schon in Venlo.“ Der war kein Nazi, wußte aber Bescheid. Der trug zwar ein Hakenkreuz, wollte mir aber trotzdem einen Wink geben. Später hat er bei mir noch Stoffe gekauft. Ich kann nur sagen,

ich hab' zu der Zeit noch fast so viel verkauft wie all die Jahre vorher. Zwar hätte ich unter regulären Bedingungen ein viel größeres Geschäft haben können, aber der Umsatz war nur minimal gefallen, keinesfalls hatte ich katastrophale Einbrüche zu verzeichnen. Ich hatte noch meine alte Kundschaft, darunter alte Kaldenkirchener, die immer noch zu mir kamen. Sehr oft hat die Resi Sachen mit nach Hause genommen, die holten einige Kunden dort ab, um nicht aufzufallen.

Natürlich hatte ich selbst schon im Laufe der Zeit das Gefühl, die ganze Geschichte gehe nicht gut und habe auch entsprechend begonnen, Vorsorge zu treffen, um im Falle eines Falles auswandern zu können. Der einzige, der davon wußte, war Paul, selbst Eugen war nicht direkt eingeweiht, niemand. Paul, der wußte genau Bescheid.

So habe ich laufend einen Teil der Gelder, die ich einnahm, nicht durch die Bücher gehen las-



Die drei Eiseiligen am Hariksee, um 1928. Von links Siegfried, Eugen und Paul. Ganz rechts Toni Terporten. Die Damen sind nicht bekannt. (55)



1. Reihe 2.v.r. Eugen, 2.v.l. Karl Edling. (56)

sen, sondern zurückgehalten und nach Holland gebracht. Teilweise zu Jan Kees in Venlo, der das Geld an Julius weiterleitete und später direkt zu meinen Verwandten nach Deventer. Dabei hat Paul dauernd geholfen. Ich habe ständig überlegt, wie kann ich das so drehen. Heute darf ich nicht mehr drandenken: Wenn die einen von uns gekriegt hätten, dann wären wir überhaupt nicht mehr herausgekommen, nie mehr. Die Gefahr war so groß, da hatte mein Vater sogar Angst. Einmal machte ich doch zu ihm eine kurze Bemerkung: „Ich hab' dies und jenes gemacht und in Holland schon soundso viel Geld“, da hat der eine Angst gehabt. Da ahnte der gar nichts von. Der war völlig entgeistert: „Wie kannst du so was machen?“ Trotzdem dachte ich: „Wij moeten de benen nemen“ (Wir müssen uns aus dem Staub machen), wie man in Holland sagt und brachte weiter regelmäßig Geld nach drüben, ich mußte doch für meine Zukunft sorgen. Um über die Grenze zu kommen, schraubte ich den Scheinwerfer an meinem Citroen ab und versteckte das Geld hinter dem Lampeneinsatz. Eines Tages wurde ausgerechnet dieser Scheinwerfer bei

einem Verkehrsunfall auf der Fahrt zum Grenzübergang Heidenend beschädigt. Ich ließ daraufhin den Wagen vor der Reparatur zuerst nach Hause schleppen, um das Geld sicherzustellen.

Mein Bankkonto sowie alle „Judenvermögen“ wurden von den Nazibehörden überwacht, und wir mußten immer Nachweise über alle Ausgaben beibringen. Kunden, die bei mir Ware auf Kredit kauften, trug ich mit falschem Namen in meinem Geschäftsbuch ein: z.B. Pot d'Or nannte ich Goldtopf usw. So versuchte ich auf primitivste Weise, meine Geschäfte zu verschleiern, damit die Namen der betreffenden bei einer Kontrolle der „Partei“ nicht sofort ins Auge fielen. Den Rektor Schuckmann hatten sie nämlich sofort entdeckt. Inzwischen hatte ich große Außenstände bei meinen Kunden, und zwar über 10.000 Mark, zur damaligen Zeit eine Menge Geld. Herz hatte das früher immer so kommentiert, wenn das Geld nicht reinkam: „Borgen ist ein doppelt Pech, Ware los und Kundschaft weg!“

Paul, Eugen und ich haben dann einen Plan ausgearbeitet, und ich bat die Kunden, denen ich

im allgemeinen vertrauen konnte, mir für ihre Schulden dreimonatige Wechsel zu geben. Die Wechsel, die ich selbst nicht einlösen konnte, überließ ich Paul und Eugen, die das Geld für mich in Empfang nahmen oder auch damit bezahlten. Durch die Verdienste der Freunde konnte ich meine Außenstände zum Teil noch reinbekommen und mit Pauls Hilfe in Sicherheit bringen. Viele Kunden haben allerdings ihre Schulden nicht mehr beglichen. Sie wußten, der muß ja doch fort und kann weiter nichts unternehmen. Um die Transaktionen zu verschleiern, habe ich auch bei drei oder vier verschiedenen Leuten Geld geliehen, darunter Kauwertz und Freimark, meinen späteren Schwiegereltern, und dann das Geld genommen und über die Grenze gebracht. Fragte jemand nach dem Verbleib des Geldes, sagte ich nur, ich schulde das Geld noch. So ging das jahrelang, so daß drüben schon ein ganz schöner Batzen zusammengekommen war.

Eines Tages kam ein Erpresserbrief von einem Zollbeamten bei Kauwertz an, in dem dieser mehrere tausend Reichsmark als Schweigegeld forderte. Der „Schweinhund“ drohte damit, Paul anzu-



Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Gau Düsseldorf - - - Kreis Viersen-Kempen
Ortsgruppe Kaldenkirchen Rhld.

Fernsprecher: Nr. 326 Amt Kaldenkirchen
Postanschrift: N.S.D.A.P., Ortsgruppe Kaldenkirchen
Kehrestraße 43 (Hinterhaus)

KALDENKIRCHEN RHLD., den 14.12.38 193

Herrn Paul Kauwerts Hier

In Ihrer Eingabe vom 6/12 38 teilen Sie mir mit, daß Sie über die angeblich an Sanders entliehenen 5000 RM zu 9% und später zu 5% einen Vertrag in Händen haben. Ich ersuche Sie, mir diesen baldmöglichst vorzulegen, wobei ich betone, daß das einfache Schriftstück keinen Vertrag darstellt. Weiterhin sind für mich auch die Beträge von Bedeutung, die Sanders angeblich bereits an Sie zurückgezahlt hat, wobei auch der Tag der Zahlung wesentlich ist, wie auch die Höhe der einzelnen ~~einmaligen~~ Zahlungen. Eine beglaubigte Abschrift dieser Abtragung des Darlehens sowie der Zinsen aus Ihren Kassenbüchern ist erwünscht. Zur Klärung der Angelegenheit ist mir auch der mit Sanders betr. Rückzahlung des Darlehens geführte Schriftwechsel zur Einsichtnahme vorzulegen, wie auch irgendwie eine Mitteilung von Sanders an Sie ergangen sein muß, wonach Sie die Außenstände bei Welters einzuziehen berechtigt waren. Es scheint wenig glaubwürdig, wenn Sie als Geschäftsmann derart wichtige Schreiben von Sanders vernichtet haben wollen, zumal es sich doch um eine Forderung von 5000 RM handeln soll, die Sie an Sanders hatten, mit der man doch nicht spielt.

Heil Hitler

Ortsgruppenleiter



Fritz Marcus aus Uedem (Fred Marcus, New York), der uns übrigens oft in Kaldenkirchen besuchte und auch meine Freunde sehr gut kannte, war mein Vertreter in der dortigen Gegend und besuchte meine Kunden. Er war sehr beliebt und ging auch oft mit uns aus. Damals amüsierten wir uns noch köstlich und haben so über ihn gelacht, wenn er nachmachte, wie sie auf den Nordseeinseln über die „Juden“ gesungen haben: „Wer dir naht mit platten Füßen, die Nase krumm, die Haare kraus, der soll nicht deinen Strand genießen, der muß hinaus, der muß hinaus!“ Wir haben uns noch darüber „je‘uzt“, haben noch gesagt, „laß‘ sie doch, die Kadetten, ach Quatsch!“ Das konnte ein vernünftiger Mensch überhaupt nicht verstehen.

Durch Fritz kam eines guten Tages ein Kunde zu mir, Deckers aus der Uedemer Gegend, den hatten die Nazis in seiner Ortschaft als Leiter der Bauernschaft eingesetzt, obwohl der soviel Nazi war wie du und ich. Nebenbei gesagt, der hatte eine wunderbare Familie mit 14 Kindern und einen großen Bauernhof. So trafen wir uns, und er sagte: „Siegfried, ich muß mit dir reden! Aber draußen im Feld, wenn wir alleine sind.“ Später fuhr er fort: „Siegfried, ich will dir was anvertrauen. Ich habe einen Onkel, der ist katholischer Pastor und wohnt an der Klever Grenze.“ Ich glaube, der Ort hieß Schwanenberg. „Der hat 2.400 Mark in Gold. Das sollst du haben, wenn du willst, ich bringe es dir nach Holland, und du gibst mir den Gegenwert hier. Sollten uns die Nazis zusammen entdecken, werde ich so tun, als ob wir uns nicht kennen, um sie zu täuschen, mach dir dann nichts draus.“ Ich war selbst-

Kontrollmaßnahmen des Ortsgruppenleiters Karl Otten. Siegfried befindet sich zu der Zeit im KZ Dachau. (57)

zeigen und hat ihm „das Messer an die Kehle gesetzt“. Paul hatte ihm Wertsachen für Holland in der Toilette vom Bahnhof-Wartesaal übergeben. Er weigerte sich damals zu zahlen und ist standhaft geblieben: „Der kann sagen, was er will, den Eid nehme ich auf mich!“ Und das in der gefährlichsten Zeit, in der eine Anzeige schlimmste Folgen hätte nach sich ziehen können. Man darf nicht vergessen, alles geschah unter größter Lebensgefahr. Paul erzählte mir später: „Hanna öffnete den Brief, gab ihn mir weiter und sagte kein Wort.“ Das war Johanna! Sie machte ihm keine Vorwürfe, sie hätte ihm doch schwerste Vorhaltungen machen können, nichts!

Bei Hedwig, ihrer Schwester, wäre das vermutlich anders gewesen, aber Hedwig war die einzige unter den drei Geschwistern. Die hätte sicher auch nachher mit mir nicht mehr zusammen gesessen. Selbstverständlich stand sie unter dem Einfluß von ihrem Mann Gottlob Schilling. Jedenfalls hab‘ ich den gut gekannt, das war eigentlich ein netter Kerl. Immer wenn sie zu Besuch kamen, holte Paul mich rüber, ich habe sie alle begrüßt, und das war in Ordnung. Darum kann ich gar nicht verstehen, daß auch sie dafür waren. Wenn ich das so höre, daß sie sich nachher den Nachweis ihrer „arischen Abstammung“ besorgt haben, wie viele andere auch, kann ich nur sagen: was für ein blödsinniges Volk.



Fred Marcus, Uedem, später New York. (58)

verständlich ganz glücklich und habe das mit Paul besprochen, und nun mußte ich doch das Geld „schwarz“ haben. Ich fuhr nach Köln zu meinem Bruder Jakob und erzählte ihm das. Mein Bruder stimmte sofort zu: „Nimm es! Ich Sorge dafür, daß wir den Betrag zusammenhaben.“

So wollte ich den Mann auf der holländischen Rheinseite der Grenze bei Emmerich treffen, und zwar sollte er da mit der Fähre übersetzen. Ich habe gewartet und gewartet, und nichts rührte sich. Dann kam endlich doch eine Fähre vom anderen Ufer, und wer war da drauf: deutsche Beamte. Mir ist das Herz schon bald in die Hose gerutscht. Ich verschwand schnell in eine Wirtschaft und setzte mich da hin. Nach einiger Zeit ging ich wieder nach draußen, und da entdeckte ich endlich meinen Bauern. „Ah“, sagte der, „da bist du ja, du Schweinhund, ich hab’ dir doch gesagt, du sollst dich draußen nicht blicken lassen, du sollst drinnen sitzen bleiben.“ Na, jedenfalls, er hatte die Summe bei sich. Und wer hat das gebracht? Einer von den Beamten hat das Geld rübergeschafft. Jede einzelne Goldmünze war eingewickelt in Watte, immer zu 20 Mark. Nun war das Geld in Holland. Ich nahm es in Empfang und brachte es sofort nach Deventer zu meinen Verwandten. Ich dachte mir, jetzt bist du gesichert, wenn du auswanderst. Dann hast du wenigstens etwas, um wieder anzufangen. Alles soweit in Ordnung.



Bildmitte: Die Geschwister und Firmeninhaber Johanna und Paul Kauwertz. (59)

Die letzte Ehre

Am 9. Oktober 1937 starb mein Vater Simon im Alter von 75 Jahren in der Hauptnazizeit. Nach seinem Tod fuhr ich sofort zu Julius nach Holland und riet ihm, nicht nach Deutschland zu kommen, da hier seine Verhaftung drohte. Der Sarg meines Vaters wurde von unserem Haus zum neuen israelitischen Friedhof gefahren, der zur damaligen Zeit weit außerhalb der Stadt lag. Krambröckers Heinrich fuhr den Totenwagen, der von zwei Pferden gezogen wurde. Leider kann ich mich nicht mehr im einzelnen an die Ansprache des Rabbiners Siegfried Gelles aus Mönchengladbach am Grab meines Vaters erinnern, so durcheinander war ich. Ich weiß nur, es war eine wunderbare Rede. Diesem Rabbiner war es auch 1936 geglückt, die Lehrstelle für Rolf Grunewald bei Flörshem in Mönchengladbach zu besorgen und ihn dort bis 37 als Lehrling unterzubringen, was zur damaligen Zeit für „Juden“ fast unmöglich war.

Während Paul und meine Brüder Albert und Jakob mit zu der winzig kleinen Beerdigung gingen, waren wegen der massiven Anfeindungen durch die Nazis nur wenige Nachbarn und Bürger der Stadt erschienen, um meinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, darunter selbstverständlich kein Parteimitglied. Mitgegangen sind nur Thelen Wil, Gotzen Wil, Trynes August, Küppersch Wil, Thelen Matthias von der Breyellerstraße und Karl Friedrich Ordelheide. An Lankes Martin und Robert Roggen-dorf kann ich mich nicht erinnern, ich schließe aber nicht aus, daß auch sie dabei waren. Außerdem nahmen an der Beerdigung unsere Verwandten aus der hiesigen Umgebung, Weeze und Holland teil. Jakob war zu dieser Zeit schon mit Mia verheiratet, die Frauen blieben aber zu Hause. Eugen ist nicht mit zur Beerdigung gegangen, ich weiß heute nicht mehr warum. Ich war mit Eugen auch sehr gut befreundet, aber nicht ganz so eng wie mit Paul. Scheinbar hat er damals schon Angst gehabt, zu Recht, wie seine Verhaftung durch die „Gestapo“ drei Jahre später zeigte. Er war eingeschüch-tert wie so viele, zum Beispiel unsere direkten Nachbarn Dr. Lueb, Weber oder Dr. Hild, die alle nicht mitgegangen sind.

Die meisten Leute waren keine Nazis, sondern hatten „Schiss“ vor Leuten wie Karl Otten, Pauw,

den Gebrüdern Heußén und all den Fanatikern, die drumherum waren. Keiner hat mehr Courage gehabt, irgend etwas zu machen, was sein Geschäft, seine Stelle oder familiäre Situation hätte beeinträchtigen können. Alles war in tödlicher Gefahr. Das war so ausgearbeitet und organisiert, in der „Partei“ und überall hatten sie Spitzel, wenn du dich bewegtest. Leute wie der Drecks-Faig standen auf einmal hinter dir. Wenn ich heute darüber nachdenke: Du hast Leuten vertraut und hast geglaubt ..., in Wirklichkeit waren es Spitzel. Man-cher konnte dem eigenen Bruder nicht mehr trauen, wenn der auf der anderen Seite stand. Fritz Lappen, ein schwerer Nazi, wohnte in der Nähe des alten jüdischen Friedhofs und der Volksschule in einem Doppelhaus. Sein Bruder hat mir selbst gesagt: „Der Fritz ist hypnotisiert, mit dem kannst du nicht reden“ (Seite 497). Heute kann man sich das kaum mehr vorstellen, aber so war das.

August Trynes wohnte in dem schönen, großen Haus hinter der alten Post (Bahnhofstraße 11), wo ich früher oft Fleisch hinbrachte. In einer Schreinerwerkstatt hatte er eine Holzschuhfabrikation, in der ich noch Holzschuhe für mich habe anfertigen lassen. Karl Friedrich Ordelheide besaß die Zigarrenfabrik auf der Venloerstraße. Seine Frau, eine geborene Montel, war eine gute Freundin meiner Mutter. Wenn ich so bedenke, die Ordelheide haben uns früher oft geholfen, alle möglichen Sachen nach Hause zu bringen. Im Gegenzug liehen sie oft genug Geld bei meiner Mutter, wenn Auszahlungen in der Fabrik anstanden. Sie waren ein Herz und eine Seele. Und trotz der Freundschaft hat auch der älteste Sohn nachher in der Hauptnazizeit mitgespielt.

Die Zahren auf der Bahnhofstraße waren immer gute Kunden von uns. Am ersten Boykott-Tag 1933, als Kaldenkirchener „SA“-Posten vor die Türen unserer Geschäfte gestellt wurden, ist der alte Herr Zahren noch demonstrativ vorne durch den Haupteingang in mein Geschäft gekommen. Einer der Inhaber der Speditionsfirma aus Venlo, für die Toni Verhaegh hier abgefertigt hat, heiratete die älteste Tochter von Zahren. Zur Hochzeit hat sie die Mutter noch eingeladen nach Venlo, und sie ist sogar hingegangen, das kam nicht so schnell vor. Später

ist der älteste Sohn von Zahren in die „Partei“ eingetreten, um Transporte zum Westwall durchführen zu können, und ich kann nur sagen, viele haben sich gedreht wie ein alter Rock.

Auch bei Lueb nebenan sind wir früher ein- und ausgegangen, nicht nur das, Sanitätsrat Dr. Hermann Lueb war natürlich über Jahrzehnte unser Hausarzt. Als ich mal lange vor seinem Tod wegen einer Untersuchung auf Geschlechtserkrankung bei ihm war, fragte er mich: „Kann ich deiner Mutter sagen, daß alles in Ordnung ist?“ „Um Gottes Willen, sie darf davon überhaupt nichts wissen!“

Mein Vater hat ihn noch mit ins Haus getragen, als er hinten im Garten einen Schlaganfall erlitt und daran am 13. August 1936 im Alter von 72 Jahren gestorben ist. Beide arbeiteten gerade im Garten, als das passierte. Mein Vater hatte keine Angst „vor den Lebendigen“, aber zu Toten ist er normalerweise nicht hingegangen. Sicher hat er nicht gewußt, daß Dr. Lueb schon tot war. Die anschließende Beerdigung war riesig, selbstverständlich war mein Vater dabei. Frau Sanitätsrat Dr. Lueb, eine Schwester von Konrad Maaßen, dem Inhaber der Feinbäckerei auf der Hochstraße, kam 1936 in unseren Metzgerladen und stellte sich sofort hinter die Tür, um nicht von draußen gesehen zu werden. Meine Mutter war eine stolze und direkte Frau: „Sie brauchen sich nicht hinter die Tür zu stellen. Wenn Sie hier nicht gerne hinwollen, brauchen Sie nicht zu kommen!“

Wie es bei uns Brauch war, mußten wir nach dem Tod des Vaters „acht Tage Buße sitzen“. Knippenberg als Vertreter des Kriegervereins (Sterbelade) ist noch zu uns gekommen, um die Kosten für Sarg und Beerdigung zu erstatten. Der Grabstein meines Vaters war der erste, der flach auf das Grab gelegt wurde. Grabschändungen und Verwüstungen jüdischer Friedhöfe durch Umstoßen der Grabsteine gehörten zum Stil der Nationalsozialisten. Übrigens, die erste Verstorbene, die auf dem neuen Friedhof beerdigt worden ist, war Hannchen Lion aus Ruhrort, eine Schwester von Jakob. Mein Vater war früher in jeder Beziehung stark, den hätte keiner angerührt, wenn er noch gelebt hätte, das kann ich nur sagen. Jeder wußte das in Kaldenkirchen. Der alte Moors hat mal zu mir gesagt: „Gut, daß dein Vater das nicht mehr erlebt hat, das hätte Tote gegeben!“ Der wäre nicht freiwillig aus dem Haus gegangen, das muß nur keiner glauben, der hätte sich das nicht gefallen lassen, der war nämlich



V.I. Simon (Sim) Sanders mit seinem Bruder Josef (Jösepke, Piefejüdsche).
Die Aufnahme entstand nach dem Besuch der Kirmes. Simon war schon von der Krankheit gezeichnet,
die zu seinem Tod 1937 führte. (60)

nicht so einfach, dafür war er bekannt.

Mit Jakob war das ähnlich. Er und Grüters Martin waren mal zum Tanz zwischen Breyell und Dülken in einem Tanz- und Speiselokal, möglicherweise im „Schänzchen“. Auf jeden Fall haben sie da getanzt, und auf einmal hängten einige Burschen bei der Kapelle ein Hakenkreuz auf. Mein Bruder hat mir später erzählt: „Ich bin sofort vorne vorbeigetanz und hab' denen zu verstehen gegeben, daß wir das ganze Ding kaputtschlagen, wenn das nicht gleich weg ist. Anschließend hab' ich das Hakenkreuz weggerissen und denen gesagt, sie sollten verschwinden!“ Martin war dabei. Das muß 1933 gewesen sein, ganz am Anfang der Nazizeit.

Auch mein Vetter Max Devries aus Weeze hat noch versucht, sich gegen die Nazis zu stellen. Er hatte im Ersten Weltkrieg beim Kampf fürs Vaterland gegen die Kosaken ein Bein verloren und ging seitdem mit einem Kunstbein und einem dicken Knüppel, einer Art Spazierstock. In Weeze hatten Parteiangehörige so viel antisemitische Hetze betrieben, daß es zum Krach kam und er denen entgegenschleuderte: „Die Juden sind durchs Rote Meer gekommen, die kommen auch durch die braune Scheiße!“ Ich glaube, er hat dann die ganze Wirtschaft leer geschlagen, der war so stark wie Eisen. Von wegen, wir haben uns nicht gewehrt, viele haben das jedenfalls versucht. Allerdings war überhaupt nichts zu machen, nachdem die Masse der Leute auf einmal „die Schnauze“ hielt. Da waren wir machtlos, und später konnten die Nazis unter Einsatz brutalster Gewalt ohnehin mit jedem machen, was sie wollten.

In der ganz schweren Zeit Ende 1937/Anfang 38, als alles drunter und drüber ging, hat Abraham Cohen versucht, sich das Leben zu nehmen, indem er sich einen Strick um den Hals legte, um sich zu erhängen. Onkel Simon Devries muß was gemerkt haben oder zufällig auf den Gedanken gekommen sein, hinten in den Stall zu gehen. Er hat noch gerade rechtzeitig entdeckt, wie er bewußtlos am Balken hing und ihn in letzter Sekunde abgeschnitten. Dr. Hans Lueb kam sofort und sagte nach der Untersuchung: „Abraham wird nichts davon wissen, wenn er zu sich kommt, aber Sie dürfen ihn auf keinen Fall allein lassen. Achten Sie darauf, daß der Junge dauernd bei ihm bleibt.“

Erich Bernd (Eric), einziger Sohn von Abraham und Else, war noch keine zehn Jahre alt und ging



Nein, das ist nicht die Beerdigung des „Juden und größten Feindes des Deutschen Volkes“ Simon Sanders im Oktober 1937, sondern der Trauerzug seines langjährigen Nachbarn Sanitätsrat Dr. Hermann Lueb im August 1936! (61)

hier ab 1934 zur Schule. Während dieser Zeit kam er nach Hause und sagte zu seiner Mutter: „Die Kinder sagen immer ‚du fiese Jüd‘ zu mir. Sehe ich denn wirklich so fies aus?“ Abrahams Ausspruch, „... die Zeiten werden nicht schlimmer, die Menschen werden schlimmer“, hat sich mir bis heute eingepägt und konnte für die damaligen Zustände nicht treffender sein. Ich kann das gut verstehen, daß er schon am Strick hing und endgültig Schluß machen wollte, wie so viele, die sich in dieser Zeit das Leben nahmen. Ihr ganzes Geschäft war kaputt und alles weg, sie konnten als Viehhändler nicht mehr zu den Bauern gehen, das Geld war unter den Leuten, und die persönliche Situation wurde immer

auswegloser. Das kann sich doch jeder vorstellen, wie es denen ging, zumal die „Kadetten“ noch ständig Terror machten: Ihr ganzes Leben fiel zusammen wie ein Kartenhaus.

Julius hatte 1936 die Firma Sanders, Cohen & Co verlassen und war nach Holland gegangen, als ihm der Naziterror zu bunt wurde. Sofort war für Abraham und Albert alles viel schwieriger geworden. Zuvor hatte sich schon Isidor Sanders von seinen Partnern getrennt und war 1936/37 mit seiner Familie zu seinen Schwiegereltern Baum nach Süchteln gezogen.

Nach kurzer Zeit hatte Julius in Holland wieder ein gutes Geschäft. Er wohnte erst bei unserem Vet-

ter Jaap de Wijze (Wietjes Vater) in Nijmegen, mit dem er auch zusammenarbeitete. Gehandelt und geliefert wurde in Venlo, ihre Schlachtereie hatten sie in Cuijk. Die ganze Abwicklung lief schon prima. Ich bin meistens samstags morgens eben hin nach Venlo und habe in der Wirtschaft Maas auf der Tegelener Straße mit meinem Bruder, den Viehhändlern und Bauern Kaffee getrunken. Später hat mein Bruder sich mit dem Vetter entzweit, zog nach Venray und arbeitete von dort aus weiter. Außerdem sorgte er nach 1939 für die Mutter, nachdem man sie aus Kaldenkirchen vertrieben hatte. Seine Braut und spätere Frau Friedel lernte er in Amsterdam kennen, wo er öfter hinfuhr und auch zuletzt bei Familie Claassen, Waalstraat 37 wohnte, bevor beide im August 1942 verhaftet worden sind.

Um 1938 kamen verschiedene jüdische Leute aus der Tschechoslowakei und Österreich nach Kaldenkirchen, um über die Grenze zu gehen und auszuwandern. Sie hatten noch gültige Pässe, konnten sogar Sachen mitnehmen und weiterreisen, wenn sie aus dem nicht von Deutschen besetzten Ausland waren. Genau wie bei den Polen, deren Land zu der Zeit noch nicht besetzt war, und die darum auch noch das Land verlassen konnten. Ich erinnere mich ganz genau, daß verschiedene Leute bei uns gegessen und oben übernachtet haben. Die konnten doch nirgendwo hin, und deshalb haben wir sie aufgenommen. Eine Familie ging nach Panama. Wer hätte gedacht, daß die das einzig Richtige machten!

Als das auch in Köln zu schlimm wurde, mußte Jakob als „Jude“ den Schlachthof verlassen. Nachdem er einem Freund geholfen hatte, illegal nach Holland zu gelangen, flüchtete er von Köln nach Düsseldorf und versteckte sich dort, weil man nach ihm fahndete. Bei Nacht und Nebel kam er von



Mia Sanders (links) in Montevideo: „Anbei ein Bildchen. Die Dame ist Frau Salomo mit ihrem Sohn, wo wir bei wohnten. Sie wohnen jetzt neben Jakob in der Alzaiba. Haben jetzt keine Pension mehr. Das Schiff, wo sie mit kamen ging unter, und haben jetzt an die Tausend Pesos von der Versicherung erhalten, haben das Geld auf die jüd. Bank gebracht und die hat Pleite gemacht und alles verloren.“ (Text auf der Rückseite des Fotos) (62)

Düsseldorf mit dem Fahrrad nach Kaldenkirchen, um nachts über die Grenze zu gehen. Er fuhr zum Schwanenhaus und ließ das Rad bei Opdenplatz, die in einem Haus auf der linken Seite wohnten, dahinter verlief schon die Grenze. Dort habe ich das Rad später abholen lassen. Er ist dann im Dunkeln hintenherum geschlichen und meldete sich am holländischen Zoll, um seinen Paß zu zeigen, sonst hätten ihn die Holländer schon sofort zurückgeschickt, wenn sie ihn erwischt hätten. In Venlo nahm Julius ihn in Empfang und durch Keizer, die oft über die Grenze gingen und die Verbindung nach drüben hielten, wußte ich, daß er gut angekommen und erst einmal in Sicherheit war. Acht

Tage später nahm ihn die niederländische „Marechaussee“ (Polizei) in Zutphen/Holland fest, nachdem seine Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen war. Er erhielt aber dann Visa für Holland und Uruguay und konnte am 7. November 1938 mit seiner Frau Mia an Bord „SS Mendoza“ von Marseille nach Montevideo entkommen. Ach, das war alles nicht so einfach, in dieser Zeit! Mia aus Köln war übrigens nicht jüdischer Abstammung, sondern ist vor ihrer Hochzeit mit meinem Bruder zum israelitischen Glauben übergetreten. Sie war im allgemeinen sehr familiär, hat sich nie von den Nazis beeinflussen lassen und ihrem Mann in all den schrecklichen Jahren stets zur Seite gestanden.

„Göttlicher Funken nationaler Begeisterung“

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 wurden die Synagogen in ganz Deutschland in Brand gesteckt oder anderweitig zerstört, die meisten jüdischen Geschäfte und Wohnungen verwüstet und viele Bürger mißhandelt oder umgebracht. Nicht spontan, wie man der Welt vorgelogen hat, sondern mit deutscher Gründlichkeit geplant und ausgeführt.

In Kaldenkirchen wurde unsere Synagoge am 10. November gegen Abend eingeschlagen, also einen Tag nach den landesweiten Brandschatzungen. „Jotze Wil“, der älteste der Brüder Gotzen, sprach aus, was viele Anständige damals empfanden: die Schmeerläpp!

Am 10. November früh morgens kam Keizer Jacques, der in der Wohnung über meinem Textilgeschäft auf der Hochstraße wohnte, zu uns nach Hause und sprach mit der Mutter: Ich solle dringend überkommen, alle Fensterscheiben wären in der Nacht eingeschmissen worden. Ich sagte zur Mutter: „Ich denke gar nicht daran rüberzugehen, ich bin versichert, und außerdem muß ich nach Mönchengladbach.“ Aber meine Mutter ließ mir keine Ruhe und überredete mich: „Geh doch mal gucken, was los ist.“

Ich befand mich gerade mal zehn Minuten im Geschäft und hatte mich davon überzeugt, daß innen noch nichts zerstört und die Einrichtung unversehrt war, als plötzlich ein junger Kerl der Grenzgestapo in Zivil erschien und fragte: „Sind Sie Siegfried Sanders? Haben Sie Waffen?“ Ich antwortete: „Hier hat kein Mensch Waffen!“ Anschließend wurde ich verhaftet. Ich fragte nach dem Grund und meinte: „Warten Sie doch, bis die Angestellten kommen.“ Der Gestapomann: „Das hier mit Ihrem Geschäft ist sowieso erledigt.“ Ich wurde mit einem Auto zum Gestapobüro auf der Kanalstraße gefahren, am Steuer saß ein früherer Kunde von mir, Schmidt Richard, der scheinbar bei der „Gestapo“ als Chauffeur beschäftigt war. Das Büro befand sich links neben dem Chemischen Untersuchungsamt von Dr. Laurenz Waters, in einem Neubau für Beamte. Dort wurde ich in die Ecke gestellt, mit dem Gesicht zur Wand. Anschließend steckte man mich in das Kaldenkirchener Gefängnis an der Schul-

straße, neben der Volksschule. Nach kurzer Zeit trafen dort alle jüngeren, männlichen Angehörigen unserer Gemeinde ein: Abraham Cohen, Isidor Sanders, Sally Sanders, Max Lion, Simon Harf, Sally Simon. Mein Bruder Albert und Isidor Sanders, der Onkel von Walter, wurden in Straelen verhaftet. Das gleiche Schicksal erlitt mein Vetter Louis Devries in Weeze.

Von den Ausschreitungen am 9. November im ganzen Land habe ich nichts mitbekommen. Das gleiche gilt für die Zerstörung unserer Synagoge und die Verwüstungen in der Stadt am Tag und in der Nacht des 10. November. Ich war ja direkt frühmorgens als erster verhaftet worden.

Wie ich ebenfalls viel später erfuhr, war meine Mutter auf der Bahnhofstraße von den Gewalttaten in der Stadt verschont geblieben, da wir oben wohnten und unsere Metzgerei schon an Engelbert Nothen vermietet war. Dagegen wurde mein Geschäft in der Nacht verwüstet. Paul erzählte mir später, er habe es mit Eugen besichtigt, als alles kaputt war.

Nach ein bis zwei Tagen Haft im Gefängnis wurden wir Kaldenkirchener abgeführt zum Bahnhof, nicht über den Bürgersteig, den wir nicht mehr betreten durften, sondern über die Straße wie eine

Horde Schwerverbrecher. Auf dem Weg zum Bahnhof kamen wir mitten durch die Stadt, vorbei an meinem Geschäft mit den zerbrochenen Scheiben. Viele Leute begafften uns und zeigten absolut kein Mitgefühl. Von den Geistlichen der Kirchen haben wir keinen gesehen: Wir waren ja nur „Jüde“! Schöne Staatsbürger waren das! Brave Christen! Direkt zwischen zwei christlichen Kirchen ist das mit meinem Geschäft und meiner Verhaftung passiert! Wie kann das ein vernünftiger Mensch verstehen, wie kann das ein normaler Mensch begreifen, wenn du heute darüber nachdenkst.

Polizeihauptwachmeister Anton Hanssen, ein Schwager des „SA“-Führers Heußen Pit, bewachte unseren Abtransport bis Anrath. Zu dem habe ich noch gesagt: „Die anständigen Menschen sperrt man ein, und die Lumpen läßt man laufen!“ Wenn der genau so ein richtiger Nazi gewesen wäre wie sein Schwager, dann hätt' der das noch gemeldet, dann hätt' das Folgen gehabt, dann wär' ich im Leben nicht mehr rausgekommen. Daran kann man sehen, innerlich war der anders, der war schon wieder nicht zu vergleichen mit den anderen Fanatikern. Das kann sich keiner vorstellen, wie die getriezt wurden. Da hat man noch geglaubt an anständige Leute, da ging mir das nicht in den Kopf: Wie ist das möglich? Das ist überhaupt nicht zu fassen!

Mit dem Zug brachte man uns über Viersen in die Strafanstalt Anrath, wo man mich mit Sally Sanders in eine Zelle sperrte. Dieser bekam einen



Elementar- oder Volksschule. Rechts von der Schule das Gefängnis mit der Wohnung des Aufsehers. Die Zellen und Verpflegungsstation befanden sich im Erdgeschoß. Nachkriegsaufnahme. (63)

völligen Nervenzusammenbruch, wurde aus der Zelle genommen und später nach Hause entlassen. Sally war ein feiner, braver und herzenguter Kerl, sehr tüchtig früher als Buchhalter bei Holtvoeth Cigarrenfabrik. Er wohnte zusammen mit seiner Familie und seinem Schwager Simon Harf auf der Steylerstraße und war unter anderem gut bekannt mit seinem Nachbarn Naus. Als Franke bei mir aufhören mußte und sie ihn ins Bürgermeisteramt steckten, hat er für mich die Bücher geführt. Ich bin eben zu Sally gegangen: „Hör mal her, kannst du das für mich machen?“ „Ja, selbstverständlich!“

In Dachau – „Arbeit macht frei!“

Ilse und Lene sind noch bei Eiseskälte mit dem Zug von Düsseldorf nach Anrath gefahren, um mich dort zu besuchen, aber als sie ankamen, war ich schon weg. Nach ein paar Tagen Inhaftierung wurden wir mit normalen Zügen, vollgepreßt mit Menschen, in das Konzentrationslager Dachau bei München transportiert. Die Fahrt vom Bahnhof Dachau bis zum Lager erfolgte in Viehwaggons. Offiziell nannte sich die ganze Aktion „Schutzhaft für Juden“. Fritz Watermann aus Köln, ein Freund von Jakob, der auch in Düsseldorf versteckt war, schildert in seinem Brief den Transport ins KZ genau so, wie es auch bei uns abgelaufen ist. Das kann sich keiner vorstellen, was das für ein Rummel war: zwanzigtausend Menschen, ausschließlich Männer, wie Tiere in Baracken eingepfercht. Auf Stroh haben wir gelegen, immer dieselben Klamotten an, wochenlang konnten wir die Wäsche nicht wechseln. Zuerst kriegten wir jeder einen Blechnapf. Neben dem Appellplatz war eine riesige Küche, wo die großen Kübel geholt werden mußten, alles Eintopfgerichte. Die wurden dann in die Baracken gebracht und das Essen in den Napf geschöpft. Auf einmal hieß es: „Wir haben nicht mehr genug Töpfe, zwei müssen aus einem Napf essen.“ Fressen! Zu der Zeit hab' ich noch gesagt: „Nee, das kommt gar nicht in Frage.“ Da hast du noch gemeint, du könntest Ansprüche stellen.

Zu den besonderen Schikanen gehörte jeden Morgen zwischen vier und fünf Uhr das Raustreten zum Appell mit dem Zählen aller Lagerinsassen bei Wind und Wetter. Auch alte und kranke Menschen waren dabei. Wir haben einige auf den Schultern zum Appellplatz geschleppt, die konnten nicht mehr lau-

fen. Nähe München, vor Weihnachten, im Winter, ohne entsprechende Kleidung, wir waren durchfrieren wie Eisklötze. Keiner durfte sich bewegen, und dann wurde stundenlang gezählt, ob einer fehlte. Die haben uns stehenlassen bis zum Umfallen. Auf einmal hieß es Marsch, und wer da nicht mehr konnte, „to hell with this guy“ (zum Teufel mit dem Kerl). Ach, das kann man gar nicht beschreiben.

Anfangs haben wir uns noch amüsiert. Man stelle sich vor, wir hatten einen ganz berühmten Komiker aus Wien in unserer Baracke. Als wir da so alle zusammen hockten, machte er trotz unserer miß-

lichen Lage noch Witze: „Guckt mal her, seht euch das mal an, das Lager hier, der Stacheldraht, der elektrisch geladene Zaun, die Wachtürme und Maschinengewehre ...“, und so hat er das weiter ausgeschmückt, „... und doch sind wir noch hereingekommen!“ So war trotzdem noch der Galgenhumor im Lager. Wir haben immer noch gedacht, das ist irgendwann vorbei. Du kommst aus diesem hochkultivierten Land von Goethe und Schiller. Da konnte man sich nicht im Traum vorstellen, daß sie die meisten von uns in Kürze umbringen würden. Wer konnte das ahnen!

An den Tischen saßen großkotzig die „SS-Bonzen“ und begafften uns, scheinbar um festzustellen, ob wir arbeitsfähig waren. Wir mußten stramm stehen: „Schutzhaftjude Sanders meldet sich gehorsamst zur Stelle.“ Auf dem Weg zur Lagerkommandantur sagte mal ein „SS“-Bewacher zu mir: „Du dreckiger Jud, mach das Fahrrad sauber.“ Zwischendurch inspizierten die „oberen Bonzen“, die großen „SS“-Kommandanten, das Lager. Wir mußten alle aufmarschieren und irgendwelche patriotischen Lieder singen. Was wolltest du machen? Dabei haben sie sicher Aufnahmen gedreht, um draußen zu zeigen: „Guckt mal, wie gut es ihnen geht, und was sie für eine schöne Zeit haben.“

Es gab sogar eine Baracke, in der man abends Plätzchen und ähnliche Sachen kaufen konnte, wie in einem Kiosk. Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche. Isidor Sanders aus Straelen hatte noch Geld und kaufte soundso oft Kekse, damit wir wenigstens mehr zu essen hatten. Anfangs war im Lager noch nichts organisiert, da wußten sie selbst noch nicht, welche Befehle von oben kommen würden. Duschen

kamen erst später. Wenn ich heute an die riesigen Duschräume zurückdenke, so kann ich mir sehr gut vorstellen, wie man später die Menschen täuschte und tödliches Gas anstatt Wasser in solche Räume einströmen ließ.

Eines Morgens mußten alle „jüdischen“ Ärzte vortreten. Die wurden dann gefragt, ob es gut sei, gymnastische Übungen zu machen. Ich hör' noch immer, wie einer sich meldete: „Ja, das ist gut, gymnastische Übungen sind sehr gut, aber das darf nicht zuviel sein.“ In der Nähe war ein Sumpfgelände, und anschließend haben sie die Ärzte in den Morast getrieben und schikaniert mit Kniebeugen, rauf und runter, stundenlang haben sie die da gequält. Das kann sich keiner vorstellen. Ich kann nur sagen, das waren Bestien. Tiere können gar nicht so bestialisch sein wie diese Hitler-Schergen der „SS“. Dabei muß man bedenken, das war ganz am Anfang, in der „guten Zeit“, und wir sind gerade noch herausgekommen.

Meine Mutter war eine sehr couragierte Frau. Bald nach meiner Verhaftung Ende 1938 fuhr sie zur „Gestapo“ nach Düsseldorf, um Albert und mich freizubekommen und eine Genehmigung für die Aufräumung des verwüsteten Geschäfts zu holen. Herz aus Mönchengladbach hatte ihr das empfohlen: „Als alte Frau werden die Sie nicht verantwortlich machen.“ Und sie ist tatsächlich hingefahren, bat um die Erlaubnis und wollte das in Ordnung bringen. Später erzählte sie mir, sie sei anschließend zu Lommes gegangen und Resi (Fuchs), meine langjährige Verkäuferin, sei sofort gekommen, um ihr zu helfen und habe alles getan, was nur eben möglich war. Eugen und Paul hatten sich am Abend der Brandnacht von außen das zerstörte Geschäft angesehen, und auch da war Resi erschienen und zeigte sich ebenso entsetzt über die demolierte Inneneinrichtung.

Eines Tages wurde ich zur Lagerkommandantur befohlen, und bei dem Gespräch, in dem es nicht um meine Entlassung ging, zeigte sich sofort, daß sie über die Fahrt meiner Mutter zur „Gestapo“, Düsseldorf und meine Besitzverhältnisse genau unterrichtet waren. Für mich bedeutete dies, daß in meinem Geschäft nach meiner frühen Verhaftung viel mehr kaputtgeschlagen sein mußte, als nur die Fensterscheiben. Jetzt war mir klar, wenn die Mutter aufräumen will und dafür extra in die Höhle des Löwen fährt, muß alles durcheinander sein. Der Kommandant oder sein Stellvertreter wußte in al-

FRITZ WATERMAN,

BRUXELLES (Jxl) 25.3.40.
rue Clémentine, 14.

MONSIEUR
KÖBES SANDERS
Calle, Alsaiba 1308.

MONTEVIDEO.
Uruguay)

Mia! Hast Du einen Jungen? davon wissen wir garnichts? Ich meineder auf dem Bild ist das dein Sohn? oder!

Meine liebe Mia & lieber Köbes!!!

Unsere Freude über Euren, resp, Deinen lieben Brief l. Mia, siehst Du an der schnellen Beantwortung. - Deine l Zeilen Mia sind noch nicht warm, und ich sitze schon an der Maschine damit Du mein Geld nicht zu lange auf unsere Antwort warten brauchst. Dein Bild hängt schon bei uns an den Spiegel, wo wir Dich immer sehen. Ja ja deine Zeilen sind so wahr, und ich kann mirs denken, dass einem die gebratenen Hühner dort nicht in den Mund fliegen, aber nur den Kopf oben, denn so eine tapfere Frau wie l bekommt zum Schluss immer wieder Anschluss an eine Goldmine! Sollte es uns in U.S.A. wo wir natürlich auch noch nicht sind, da unser Affidavit erneuert werden muss, gut gehn so werden wir unsere Goldmia mit Jhrem Köbes nicht vergessen und was in unserer Macht steht tun, das wallte Gott!!!-----

So nun sollst Du l Mia wunschgemäßs auch etwas von uns hören-Am 9ten November 38 nach der radikalen Judenschlacht vom Adolf habe ich die Überreste der Möbel gesammelt, und habe die Wohnung unseres Mi bewohners Kaufmann im Hause wieder gerichtet, dann kam unser Kind zu Besuch um am 22-12nov.38 unsere SILBERHOCHZEIT mit zu feiern, leider musste Sie in Erfahrung bringen durch das Telefon, das Jhr Gatte nicht kam, sondern verhaftet war, nun meine Frau & Kind abfährt nach Karlsruhe. Inzwischen kam ich vom Bahnhof zurück und wollte bei einem kranken Freund aus Mizwe essen, und dort in der Wohnung wurde ich mit einem Berliner verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Nach drei Tagen ging es mit weiteren 1200 Tirolern, eine Fahrt in Blaue? Wir kamen nach DACHAU!!! Nach 11/2 Tagen fabelhafter Fahrt wurden wir nachts umrängiert in Viehwagen, in strömenden Regen unter Bajonetstichen und Hieben, marsch marsch" gekquetscht in Viehwagen, alles Andere ist schwer zu erzählen, aber mein Humor hat vielen geholfen, auch Kölsch-Wasser hatte ich zufällig noch bei, was in diesem Fall sehr wichtig war, denn ich hatte schon Tote am Arm hängen, obschon noch garnicht geschossen wurde-Nun kam der richtige Knall, wir durften von nachts 4 Uhr bis abends 6 Uhr ohne Kopfbedeckung im strömenden Regen, ohne Kopfbedeckung, ohne Austreten, ohne essen, also es war ein herrlicher Empfang, immer mit Musik, Bajonett u Hiebe. Nach 2 Tagen war ich bei Jenners schon der Vertrauensman (Mezier) aber in diesem Falle konnte ich manchen Kameraden nützlich sein u. helfen, und ich wusste was es heist Kamerad zu sein, ich war es, und sind mir viele Düsseldorf sehr dankbar gewrsen, ich höre meine Schandtaten sogar hier durch einige Kameraden aus dem Camp!-Es war wundervoll-ein schönes Deutschland" und will ich nichts über die Schandtaten im Lager sprechen, jedenfalls haben viele Ihr Leben dort Kalt" ausgehaucht, denn wer dort krank war, war meistens dem Henker verfallen.-So Vater lass genug sein das grausame Spiel" Braucht doch nur Euren Köbes Bruder" zu fragen, der weiss doch Bescheid!!!! Was macht denn die kleine Freimark, auch ein Goldkerl? Sind sie verheiratet Ist er auch in Haiti, also ich hab diesen Freimark & Ehrmann gewarnt, sie sollten auf keinen Fall dorthin gehn, die haben sich ausgelacht. Vor Allem grüßt mir die kleine Freimark oder Frau Sanders mit, denn das ist ein feiner Kerl, aber auch den Sander grüssen, er soll mal schreiben. Nun sind wir 14 Tage vor Ausbruch des Krieges nach langer Fahrt? in Belgien gelandet, und haben noch Einiges mit bekommen, wo wir von gelebt haben u. noch, aber die Arbeiterei ist schon alle, hier giebt es keine Arbeitserlaubnis widererwartet kann man heraus gewimmelt werden, aber sonst sind Polizei & Behörden riesig anständig, Wir bekommen vom Committee 65 Frank die Woche, zum Sterben zu viel zum Leben zu wenig! Wir haben ein sehr nettes Zimmer mit Kechgel in sehr feinem Hause, Centralhgz, elektr, Garten und wir hatten bis jetzt zu essen u zu so Und so warten wir auf Amerika! Verschiedene Düsseldorf liebe Freunde von uns sind vorige Woche ab gefahren u glücklich angekommen, auch sie werden alles Mögliche tun. Ja l Mia der Mensch kann viel, aber nur vorwärts sehen, nicht umsehen, denn ein Reiter der sich beim Fahren oder reiten umklekt verliert das Rennen umseitig weiter

2 Monate DACHAU! / Hier hatten wir schon fast ein
Tafelberg mit blauen Wäldern
hoffen sie mir Alles Gute mit an die
Freunde und Bekannte hier in DACHAU

len Einzelheiten, was mir gehörte. Der sprach auch von meinem Citroen, den wollten sie „schlucken“. Zur damaligen Zeit war das eine ganze Sache, wenn du ein Auto hattest, das wußten die ganz genau. Ich behauptete einfach: „Den können sie ruhig nehmen, der ist noch nicht bezahlt“ und habe nie mehr was davon gehört.

Neben der Aufräumung meines Geschäfts bemühte sich die Mutter intensiv in Holland um Visa für Albert und mich zur Ausreise nach Uruguay, Brasilien oder Haiti. Die Schwester von Silo de Wijze unterstützte sie dabei. Wenn jemand ein Visum nachweisen konnte, um ins Ausland zu gehen, wurde er zur damaligen Zeit noch aus dem Lager herausgelassen. Das Visum für Uruguay in unseren Pässen erwies sich als Fälschung, Brasilien nahm keine „Juden“ auf, blieb nur Haiti. Auf Grund des in Paris ausgestellten Visums und Stellung einer Kaution wurde ich schließlich am 23. Dezember 1938 und Albert Anfang Januar 39, vermutlich als einer der letzten, aus dem KZ entlassen. Danach ist meines Wissens auch mit Visum keinem mehr die Freilassung geglückt.

Welche Umstände zur Entlassung meiner übrigen Verwandten wie Max Lion oder Abraham Cohen aus Dachau geführt haben, weiß ich nicht, es ist jedoch anzunehmen, daß sich auch ihre Angehörigen mit Nachdruck darum gekümmert haben. Alle Kaldenkirchener sind noch rausgekommen, jedoch nicht am gleichen Tag. Ich wurde zusammen mit Abraham Cohen entlassen. Beim Appell um fünf Uhr morgens wurden auf einmal unsere Namen aufgerufen: „Raustreten und melden für Entlassung.“ Ich hab' geweint! Ich konnte das nicht glauben! Man muß nicht meinen, daß das so einfach ging. Wir haben noch den ganzen Tag herumgestanden, bis wir rauskamen. Mit deutscher Gründlichkeit ...

Gute Katholiken und eine „Arisierung“

Nachdem sich das Tor des Konzentrationslagers endlich für Abraham und mich geöffnet hatte, brachte man uns zum Münchener Hauptbahnhof. Eine Organisation „American Jewish Joint Distribution Committee“ versorgte uns mit Kaffee und Geld, damit wir den Zug nach Hause nehmen konnten. Diese Organisation war übrigens auch in anderen Ländern tätig und hat uns sogar in Haiti unterstützt.

Wir fuhren bis Krefeld und nahmen den Bus nach Kaldenkirchen. In Lobberich stieg plötzlich Walter Sanders zu, damals erst 13 Jahre alt. Er erzählte, daß Evchen, meine Tante und zweite Frau seines Großvaters gestorben sei und er wegen ihrer Beerdigung zu unserer Gemeinde nach Kaldenkirchen müsse. Wie wir erst später erfuhren, war die alte Frau in der Brandnacht von einem Stein getroffen worden und ihren Verletzungen kurz darauf erlegen.

Mit Bärten kehrten Abraham und ich heim. Überall stand: „Juden werden nicht rasiert“, oder wie im Restaurant „Haus Kaiserbad“ in Viersen „Juden unerwünscht“ und ähnliche Diffamierungen. Wir konnten nirgends mehr hin. Was inzwischen los war, kann man doch daran sehen, was Hannchen, Eugens Frau, vor ein paar Jahren schrieb: Vor ihr ist sogar der spätere katholische Pastor auf die andere Straßenseite gewechselt, nachdem Eugen wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ verhaftet worden war (Seite 357). Wir mußten uns täglich im Bürgermeisteramt zur Kontrolle melden, daß wir uns in der Stadt aufhielten. Du konntest die dort gar nicht mehr verwechseln und keinem mehr trauen, dem einen nicht, wie dem anderen. Wo sie dich nur erniedrigen und demütigen konnten mit allen erdenklichen Schikanen, haben sie das gemacht, gerade unter Pauw. Wir waren doch „die Feinde des Volkes“. Das Tragen des „Judensterns“ auf unserer Kleidung blieb uns noch erspart, diese Brandmarkung wurde erst später eingeführt.

Auf dem Amt war eine Leni Vieten als Lehrlin angestellt, Tochter eines Zöllners von der Ringstraße. Ich kann heute noch den Anzug beschreiben, den ihr Vater vor der Nazizeit zuletzt bei mir gekauft hat, blau, zweireihig. Ursprünglich war das ein ganz normaler Mensch wie die anderen Zöllner auch. Jedenfalls, Abraham Cohen hat mir mal

von den Zuständen im Amt berichtet, wo diese junge Frau, das ist eindeutig, ihn mit den Worten begrüßte: „Macht die Fenster auf, es stinkt nach Juden!“ Abraham kam nach Hause und erzählte mir: „Stell dir vor, das Aas hat das und das gesagt.“ Da haben wir noch gelacht. Scheißdreck! Wir haben uns immer noch darüber lustig gemacht.

Als das in Deutschland immer schlimmer wurde, beschloß man nach unserer Rückkehr aus Dachau in unseren Gemeinden, wenigstens die Kinder nach Holland in Sicherheit zu bringen. Auf diese Weise kam Erich Cohen (Eric) im Januar 1939 über die Grenze bei Goch nach Nijmegen. Mein Vetter Jaap de Wijze, Vater von Wietje, Kitty und Eilly sowie mein Bruder Julius haben sich sehr um die Aufnahme der Kinder in Holland bemüht. Auch Erich, der Junge von Isidor Sanders, sollte ins Ausland, aber seine Frau Grete wollte ihren einzigen Sohn nicht alleine gehen lassen, und so sind sie später alle umgekommen.

Erich war zuerst in Apeldoorn bei einem Dr. Cohen (nicht verwandt) gut aufgehoben. Nachdem die Deutschen ab 1940 Holland besetzt hielten und es dort immer brenzlicher wurde, gelangte er im Mai 40 mit dem letzten Schiff nach England zu seinem Onkel Josef. Auch Leo Friedler ist damals noch rechtzeitig nach England gekommen und hat ebenfalls bei dem Onkel von Erich gearbeitet. Er lernte dort Sybilla kennen, die mit ihrer Familie und meiner Mutter so lange in Amsterdam untergetaucht war.

Eines Tages ließ mich Bürgermeister Dr. Pauw zu sich kommen, er war neugierig zu erfahren, was sich im Konzentrationslager Dachau abgespielt hatte. Ich schilderte ihm unsere Erlebnisse und erzählte unter anderem: „Ich bin zum Lagerkommandanten befohlen worden, um mein Geschäft aufräumen und verkaufen zu können. Auf dem Weg dorthin sah ich vier Tote am Boden liegen.“ Pauw gab mir den guten Rat: „Erzählen Sie niemandem davon!“ Zu der Zeit war mein Freund Paul schon längst im Bilde. Pauw hat immer noch so getan, als ob er an deiner Seite steht. Ich hab' so das Gefühl gehabt, er habe Mitleid. „Ein guter Katholik“, hab' ich gedacht, „er ist doch ein Christ. Wenn er wirklich an seine Religion glaubt, dann muß er doch so sein!“ Da mußtest du doch von ausgehen!



Jakob Sanders nach Kriegsende 1945 vor dem ehemaligen Geschäft seines Bruders, nach Februar 1939 übernommen von den Gebrüdern Dahmen. (65)

Inzwischen war es völlig unmöglich, mein Geschäft weiterzuführen oder irgendeine Arbeit zu bekommen. Ich ging jeden Tag rüber und füllte meine Aktentasche mit verschiedener Ware wie Stoffe usw., die ich daheim in einer Truhe versteckte und von dort aus weiterverkaufte, damit ich etwas Geld bekam. Schließlich hatte ich doch alles sonstige Barvermögen nach Holland gebracht. Unsere ganzen Silberbestecke habe ich noch hinten in den Laden geschafft und einer guten Bekannten mitgegeben, die sie zu ihrer Schwester am Schwanenhaus brachte. Julius sollte die von Holland aus an der Grenze abholen. Vielleicht haben sie keine Gelegenheit gehabt, die rüberzuschuggeln, denn sie sind nie bei ihm angekommen. Keiner weiß bis heute, wo sie geblieben sind.

Ich hatte noch Oberhemden für mich persönlich bei einer Firma in Hildesheim bestellt, von der ich immer die Hemden bezog, und die mich kannte. Die Ware kam und ebenso die Rechnung. Da mein Geld festgelegt war, schrieb ich einen Brief, sie möchten mir etwas Zeit geben, und im übrigen sei die Ware bestimmt für ein „jüdisches Geschäft“.

Daraufhin haben sie prompt geantwortet: „Wenn Sie nicht sofort bezahlen, melden wir Sie der Gestapo.“

Als mein früherer Chef Max Herz aus Mönchengladbach mich mal für ein paar Stunden besuchte, ging ich mit ihm zum Geschäft, natürlich nicht durch den Haupteingang, sondern hintenherum. Und wir waren kaum drin, da stand schon Helmut Faig an der Tür, dieser „Schweinhund“: „Was machen Sie hier?“ Er hatte sicher gehofft, bei uns ein Waffenlager ausheben zu können und sich aufgespielt, als ob er uns jeden Augenblick verhaften würde. Im Leben habe ich nichts mit solchen Leuten zu tun gehabt. Die Witwe Faig wohnte auf der Vennstraße in der Nähe von Kaftans Fabrik. Mit Frau Vogt, einer ihrer Verwandten, ist meine Mutter zur Schule gegangen und war daher mit ihr ganz gut befreundet. Die kauften auch immer bei uns, nette, anständige Leute.

Für uns war alles gesperrt. Der Führerschein wurde mir schon 1938 entzogen. Das Haus mußte verkauft werden und auch das seit November 1938 geschlossene Geschäft. Alles wurde von der „Par-

tei“ und dem Bürgermeister zwangsweise veranlaßt und entsprechender Druck ausgeübt. Anstelle der Zollfahndung prüfte nun der Gerichtsvollzieher aus Lobberich oder Dülken, daß alles „ordnungsgemäß“ abgewickelt und nichts „zu Unrecht“ mitgenommen wurde. „Arisierung“ nannte man das, die Umwandlung von „raffendem Kapital“ in „schaffendes Kapital“. Nach meiner Rückkehr von Dachau gab ich meinen Citroen an Paul. Der Wagen war nach den Terroranschlägen zunächst verschwunden, für Spritztouren verwendet und dann bei Nacht und Nebel hinter dem Bürgermeisteramt abgestellt worden. Eine feine Plüschdecke hatten die Täter aus dem Auto mitgehen lassen.

Als mein Bekleidungs Geschäft trotz der teilweisen Zerstörung durch die Nazis von der „Partei“ für erhaltenswert erklärt wurde, übernahmen Dahmen es zu einem Spottpreis.² Das war die Entstehung des Spezialhauses für Herren- und Knabenkleidung der Gebrüder Dahmen. Bei der Bestandsaufnahme der Ware, die sich noch im Laden befand, wurden die Sachen, die Dahmen als minderwertig und unverkäuflich bezeichnete, zur Seite

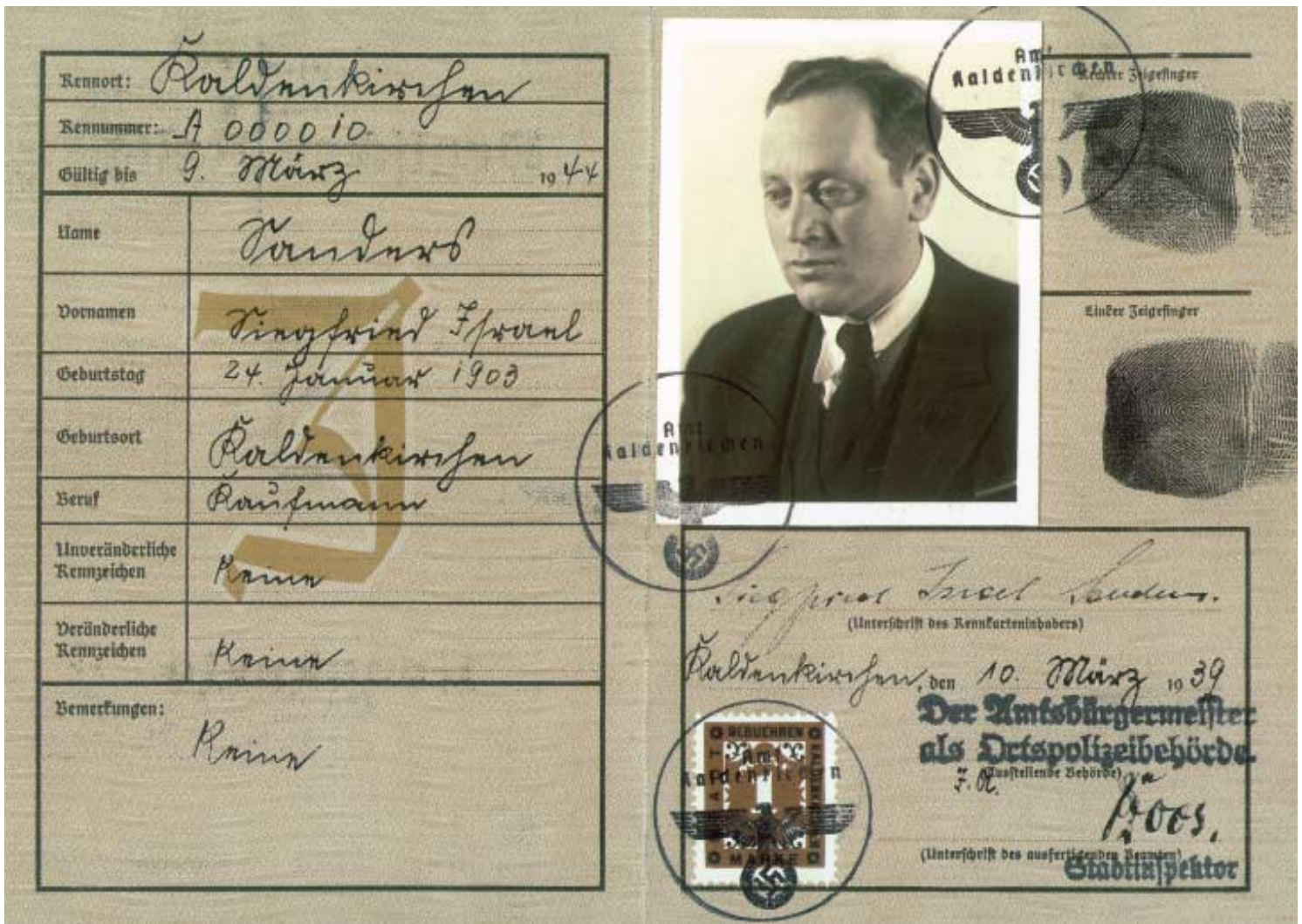
gelegt und weder aufgeschrieben noch vergütet. Später gaben sie an, das seien alles Ladenhüter gewesen, obwohl sie diese schon von vornherein aus-sortiert hatten. Darunter befanden sich Hüte, in-nen versehen mit meinem Namensstreifen. In Wirk-lichkeit haben die Kunden diese Sachen am lieb-sten gekauft, weil da mein Markenzeichen drin stand, „Siegfried Sanders“.

Ich sprach mit Hans Dahmen, einem der beiden Inhaber: „Nun kriegt ihr das Geschäft für 'en Appel und 'en Ei. Du könntest mir doch was extra bezah-len.“ Daraufhin hat er geantwortet: „Wir müssen an die Partei bezahlen.“ Ja, das war alles, was er

gesagt hat. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich von dem „Kaufpreis“ nie einen Pfennig gesehen habe. Das waren alles faule Sachen.

Früher bin ich bei Dahmen ein- und ausgegan-gen und habe mich sehr gut mit allen verstanden. Mit Bernhard bin ich zur Schule gegangen. Julius fuhr mit Heini, dem Ältesten, der im Krieg gefallen ist, zusammen zur kaufmännischen Schule nach Krefeld. Der alte Herr Dahmen hatte dafür gesorgt, daß sie zusammenblieben. Das zeigt, wie gut das Verhältnis war. Micca war mit Lehrer Janssen ver-heiratet, dessen Bruder zeitweise Kaplan in Kalden-kirchen war. Einige Monate später, als wir in Über-

see vor dem Nichts standen und wieder von vorne anfangen mußten, sagte ich zu Ilse: „Wenn ich die Ware hier hätte, ich könnte ein Vermögen machen allein mit den Sachen, die die für gar nichts über-nommen haben. Ach, Quatsch.“ Das waren dieje-nigen, die jedesmal, wenn um 12 Uhr mittags die Kirchenglocken läuteten, mit den Mädchen zu-sammengesessen und den Rosenkranz gebetet ha-ben und auch ansonsten ständig zur Kirche liefen. Ich weiß das doch, ich war doch oft genug da, die können mir nichts erzählen. Ich bin nie so ent-täuscht gewesen wie von Dahmen, damals, als das geschehen ist mit meinem Geschäft.



„Deutsches Reich - J - Kennkarte“ (Vorderseite). Spezieller Ausweis mit dem Buchstaben „J“ für „Jude“. Den Vornamen von Männern und Frauen wird zwangsweise der Zusatz „Israel“ bzw. „Sara“ hinzugefügt. (66)

Ein Abschied für immer

Wenn ich so bedenke, Eva Cohen, Abrahams Schwester, war zuletzt bei den Eltern in Kleve und hatte für sie gesorgt. Als die Nazizeit so schlimm wurde, zogen die Eltern zu ihrer Tochter Lenchen und Schwiegersohn Adolf (Ermann) nach Düsseldorf. Eva kam nach Kaldenkirchen und wohnte eine Zeitlang bei uns. Als ich von Dachau zurückkam und ihr plötzlich im Flur gegenüberstand, rief sie: „Tante Mina, Tante Mina, Siegfried ist da.“ Sie war noch hier, als ich Deutschland verließ. Danach ging auch sie nach Düsseldorf und ist nicht mehr rausgekommen, obwohl ihr Bruder Josef sie noch nach

England holen wollte. Die Schwester Bertha Frank in Düsseldorf ist ebenfalls mit ihrem Mann und zwei Kindern umgekommen. Ach, ist das schrecklich! Ihre Eltern Levi Cohen (90) und meine Tante Jetta (80) mußten nach ihrem Aufenthalt in Düsseldorf 1939 wieder nach Holland zurück. Als sie Deutschland nach vielen Jahren wieder verließen und sich auf dem Bahnhof verabschiedeten, meinte der alte Cohen: „Soll man da noch an einen Gott glauben?“ Und das war ein ziemlich religiöser Mensch. Sie wohnten dann in Cuijk, wo ein anderer Sohn Postmeister war. Levi ist dort im Alter von 91 Jahren



Siegfried 1938. (68)



Eugen und Hannchen, 5. November 1936. (67)



Paul. (69)

gestorben, während meine Tante „Jettchen“ 1943 im Alter von 82 Jahren im „Judendurchgangslager des Konzentrationslagers Herzogenbusch“, Vught/Holland umgekommen ist.

Mein Onkel Simon Devries hatte bei mir noch einen Anzug gekauft und alles vorbereitet, um mit Tante Johanna nach Deventer/Holland auszuwandern. Er ist dann aber im Haus die steile, hohe Treppe runtergefallen und am 2. Januar 1939 an den Folgen gestorben. Über die Ursache habe ich nie was erfahren. Irgendwas muß da vorgefallen sein, möglich, daß es vielleicht vor lauter Aufregung geschah, weil die Nazis oft genug Terror machten. Auf jeden Fall war ich noch auf seiner Beerdigung, wenige Tage nach meiner Rückkehr aus Dachau.

Onkel Josef wohnte zuletzt Mitte 1939 mit seiner Tochter Johanna bei Emil Simon oben. Dort habe ich mich noch von ihm verabschiedet, da er schon weit an die achtzig. Zuvor hat er sein Haus verkaufen müssen, Gatsches war da später drin.

Acht Tage vor meiner Ausreise wurde ich erneut oben im Haus meiner Eltern Bahnhofstraße 49 verhaftet, und zwar von demselben jungen Kerl der „Gestapo“, der mich schon vor Dachau festgenommen hatte. Ich sagte zu ihm: „Ich will mich eben von meiner Mutter verabschieden“, und er verließ den Raum. Meine Mutter hat mich noch gesegnet, und wir hatten kaum ein paar Sätze gewechselt, da kommt der rein: „Wenn Sie jetzt noch ein Wort mit Ihrer Mutter sprechen, nehmen wir sie auch gleich mit!“ Jeder kann sich dadurch wieder eine kleine Vorstellung von den Zuständen und der Gefühllosigkeit vieler Menschen zur damaligen Zeit machen. So ist das damals gegangen, das ist gar nicht zu begreifen. Das mußst du selbst mitgemacht haben, sonst wirst du sagen, das ist unmöglich.

Erneut fand ich mich im Kaldenkirchener Gefängnis wieder. Der Aufseher Schroers Dores (Theodor), ein gutmütiger Kerl, ließ mich nachts aus der Zelle und bereitete mir für einige Tage eine Schlaf-

stelle in einem Nebenraum. Er sagte zu mir: „Wenn jemand kommt, gehst du schnell wieder da rein.“ Eugen und Paul brachten abends das Essen zu dem Schroers, damit ich „gute Sachen“ hatte. Schroers war kein Nazi. Früher hatte er mit Emil Simon im Viehhandel zusammengearbeitet. Auch der wurde einfach dazu gezwungen, ach, war das schrecklich!

Der junge Kerl der „Gestapo“, von dem ich zweimal verhaftet worden bin, war damals ein guter Bekannter von Lene Werner, der späteren Frau von Andreas Thelen. Lene war eine Freundin meiner Verkäuferin Resi Lommes. Wie ich erst viel später hörte, soll sie ihn angeblich beknielt haben, dafür zu sorgen, daß ich wieder aus dem Knast rauskommen und verschwinden konnte. Jedenfalls schaltete meine Mutter sofort den Anwalt Fürst in Mönchengladbach ein, und gegen Zahlung einer Kaution von 3.000 Mark konnte sie mich abermals freibekommen. Die Höhe der Kaution war dabei egal, das Geld war im Grunde ohnehin beschlagnahmt und verloren. Nach meiner Freilassung fuhr ich sofort nach Mönchengladbach, und der Anwalt war entsetzt: „Sind Sie immer noch hier? Machen Sie, daß Sie wegkommen, Sie sollten schon längst in Hamburg sein!“

In der Tat wurde es Mitte 1939 allerhöchste Zeit, Deutschland zu verlassen. Ich hatte mir am 15. Februar beim Bürgermeisteramt einen Auswanderungspaß Nr. 3739 besorgt, den Ferdinand Franke ausstellte. Franke war seit der Schließung meines Geschäfts bei der Meldestelle dienstverpflichtet und erstellte unter anderem Tagesausweise für den Grenzübergang nach Holland. Ich bat ihn, das „J“ für „Jude“ im Paß wegzulassen, was er auch tat.

Unsere Angehörigen hatten sich für uns während der Zeit in Dachau um die Einreise in verschiedene Länder bemüht. In Brasilien war nicht reinzukommen, dagegen konnten sich später dort und in anderen Ländern Südamerikas eine Menge dieser „Nazi-Biester“ absetzen. Sehr viele jüdische Bürger gingen in die chinesische Hafenstadt Schanghai,

dort wurde man auf jeden Fall problemlos ohne langwierige Einreiseprozeduren und Visum aufgenommen, durch den internationalen Ausnahme-status. Viele haben davon Gebrauch gemacht und sind nach dem Krieg von Schanghai zurückgekommen oder fanden Aufnahme in den USA, Australien oder Palästina.

Zum Zeitpunkt meiner Entlassung aus Dachau wußte ich nicht, daß ich ein Visum für Haiti hatte. Später dachte ich: „Haiti? Wo liegt Haiti? Da will ich eigentlich gar nicht hin.“ Lieber wäre ich erst einmal nach Holland gegangen, ich wollte damals in Tegelen anfangen, aber das ließ sich nun nicht mehr einrichten. Ich hatte „Mazzel“ (Glück), daß es dafür zu spät war, wie sich später zeigte. Außerdem befand ich mich in guter Gesellschaft, denn nicht nur mein Bruder Albert, sondern auch meine Braut Ilse, ihre Eltern Bernhard und Rosa Freimark, ihr Bruder Fredy und einige andere Verwandte hatten ebenfalls Visa für die Karibikinsel bekommen. So beschlossen wir, zusammenzubleiben und hatten bereits alle Vorbereitungen für die Seereise getroffen. Am 7. Juni 1939 meldete ich mich bei der „polizeilichen Meldebehörde“ in Kaldenkirchen ab.

Von meinen treuen Freunden Eugen und Paul konnte ich mich nur noch überstürzt verabschieden, von Eugen sollte es für immer sein. Alles mußte in Windeseile geschehen, „holterdiepolter“, in dieser furchtbaren Zeit. Ich mußte noch einiges für meine Ausreise erledigen und zusehen, so schnell wie möglich aus dem Land zu kommen. Dabei hatte ich dauernd Angst, man könnte uns noch in letzter Minute erkennen. Ich meine, wir hätten uns zum letzten Mal am Hauptbahnhof in Düsseldorf getroffen, an Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Umarmt haben wir uns nie, das war damals nicht üblich. Jedenfalls hat sich das bis zum heutigen Tag gezeigt, hab' ich nur zwei im Leben gehabt, die wirklich Freunde waren!

Flucht in die Karibik



Flucht aus Deutschland, Siegfried und seine Verlobte Ilse Freimark an Bord eines Frachters der Horn Linie von Hamburg in die Karibik, Juni 1939. (70)

Ich fuhr sofort weiter nach Hamburg und übernachtete im Hotel, um mit Ilse und ihrer Familie auf einem deutschen Frachter das Land Richtung Haiti zu verlassen. Albert folgte mit dem nächsten Schiff. Wir waren gezwungen worden, die Schiffs- passage für die Hin- und Rückfahrt zu bezahlen, obwohl es keine Rückkehrmöglichkeit mehr gab. Bevor wir an Bord gehen durften, wurde ich bei der Paßkontrolle in Hamburg wegen der Militärpflicht in Deutschland nach den Gründen meiner Auswanderung befragt. Das Fehlen des „J“ im Paß fiel auf, als ich mich als politischer Emigrant zu erkennen

gab. Das dauerte dann eine ganze Weile, und ich stand mit bangem Herzen da: was jetzt? Ilse mußte sich „pudelnackt“ ausziehen und einer vollständigen Leibesvisitation unterziehen, ob sie Geld oder Wertsachen mit sich führte. Außer dem Paß und zehn Mark durfte nichts durch die Ausreiseabfertigung gebracht werden. Schließlich überreichte der Beamte mir doch kommentarlos den Paß mit dem Ausreisestempel Hamburg-Hafen, 10. Juni 1939, und wir konnten aufs Schiff. Am 19. Oktober 1940 beantragte ich beim deutschen Konsulat in Haiti eine Paßverlängerung, und bei der Gelegen-

heit wurde vorne im Paß ein rotes „J“ nachgetragen.

Mein künftiger Schwiegervater Freimark und mein Bruder Albert hatten noch vieles an Hausrat, in große Kisten verpackt, nach Hamburg schicken können. Diese wurden ebenfalls mit dem Frachter verschifft, was natürlich separat bezahlt werden mußte. Bis Mitte 1939 war es erlaubt, bei der Auswanderung persönlichen Besitz wie Möbel, Bekleidung, Wäsche, Porzellan und sonstigen Hausrat mitzunehmen, wenn man den Gegenwert bezahlte. Gegen Geld ging alles, die Sachen wurden wertmäßig geschätzt, und die Summe mußte sofort beglichen werden. Mein Schwiegervater hatte früher eine moderne Metzgerei in Düsseldorf auf der Kölner Straße, ausgestattet mit Toledo-Waagen. Oft standen zur Einkaufszeit die Kunden in Viererreihen hintereinander. Er verfügte über viel Geld und konnte damit eine Menge seines Eigentums „freikaufen“. Nach dieser Zeit war das nicht mehr möglich, nahmen sie dir alles ab, und keiner kam mehr raus.

Am 11. Juni 1939 fuhren wir mit einem Frachter der Horn Linie über Antwerpen (12.6.) und den Atlantik Richtung Karibik. Es ist schwer, unsere Gefühle während dieser Reise zu beschreiben. Wegen der ausgezeichneten Küche an Bord dachte ich damals: Hoffentlich kommen wir nie an und bleiben immer auf dem Schiff. Wir wußten doch überhaupt nicht, was auf uns zukommt. Über Trinidad, Jamaika und Venezuela, wo ein Teil der Ladung gelöscht wurde, ging es nach Curaçao. Dort konnten wir zum ersten Mal an Land. Bei der Reederei lag schon ein Brief von Paul, in dem unter anderem stand: „Gut, daß du weg bist, sonst hätten sie dich wieder verhaftet!“ Die „Gestapo“ sei nämlich erneut hinter mir her gewesen. Ja, das waren Zeiten, das will ich nur sagen!

Curaçao gehörte zu Holland, und entsprechend war das äußere Bild der Hafenstadt. Die Leute saßen draußen in Cafés und speisten Eis, alles machte einen zivilisierten und friedlichen Eindruck, überall war viel Betrieb, so daß ich gleich dachte: „Hier könntest du dich schon wohlfühlen!“ Nach langem Hin und Her gelangten wir dann mit einem anderen Schiff nach Haiti. In Curaçao stiegen „schwarze“ Passagiere zu, die mußten hinten auf das Schiff, kamen mit den Weißen nicht in Berührung. Auf diese Weise machten wir erstmals Bekanntschaft mit der Apartheid außerhalb des Nazi-Territoriums. Als wir in Haiti ankamen, lagen unsere Papiere nicht

vor, sie waren in Curaçao zurückgeblieben. So wurden wir bei der Einreise im Hafen von Port-au-Prince festgehalten und mußten erst einmal wieder zurück an Bord. Es war ganz schrecklich. Nach ein paar Tagen lagen wir nicht mehr im Hafen, sondern ankerten vor der Küste in der Nähe einer kleinen Landestelle mit Baracken, die nur mit einem Boot angelaufen werden konnte.

Endlich konnten wir am 15. Juli 1939 übersetzen und durften an Land. Wir kamen direkt mitten im „Urwald“ an und sahen selbstverständlich nur Schwarze, „natives“, Eingeborene, von denen vielleicht manch einer noch nie einen Weißen gesehen hatte. Da stand ich nun mit meinem dicken, schweren Anzug aus Kaldenkirchen, den man dort nicht mal als Wintergarderobe gebrauchen konnte. Es wurde Abend. Unser Begleiter drängte zur Eile: „Wenn wir jetzt nicht zeitig in die Stadt kommen, bleiben wir unterwegs stecken.“ Es gab keine befestigten Straßen, sondern nur einfache, ausgefahrene Wege und Pfade. Wir blieben tatsächlich im Morast hängen, kamen aber trotzdem mit Ach und Krach abends spät in der Hauptstadt Port-au-Prince an. Dort sahen wir zum ersten Mal wieder elektrisches Licht und konnten wenigstens aufatmen. Man war frei und hatte sein Leben gerettet!

Wir waren vorläufig in einer Pension Berthold bei einem deutschen Landsmann aufgehoben, der eine kleine Kerzenproduktion betrieb. Adolf Ermann und Lenchen waren schon vor uns da und hatten die Pension gemietet. Zu den ersten in Haiti zählten auch Ludwig Devries aus Weeze mit seiner Frau Jenny, geb. Gerson aus Aldekerk und den Söhnen Albert und Horst. Mein Bruder Albert, seine Braut Ida, Isidor Sanders aus Straelen mit Frau Fanny (Schwester von Ida) und Sohn Richard fuhren am Sonntag morgen, dem 23. Juli 1939 auf dem letzten Schiff der Horn Shipping Company ab Hamburg, mit dem man sich noch vor dem Naziterror in Sicherheit bringen konnte.

Verschiedene Briefe von 1939 und 1940, die ich von meiner Mutter aus Deventer erhielt, habe ich noch in meinem Besitz und festgestellt, daß Paul, mein unvergeßlicher Freund, meine Mutter nach ihrer Flucht 1939 aus Kaldenkirchen nicht nur regelmäßig besuchte, sondern ihr auch Geld für mich überbrachte, welches er noch für mich von früheren Kunden kassierte. Auch kümmerte er sich weiter um das Vermögen in Holland und veranlaßte die Auflösung und Überweisung von Guthaben. Zu

der Zeit war ich schon in Haiti. Seine Aufzeichnungen und Berechnungen habe ich noch heute. Man muß immer wieder bedenken, daß dies unter ständiger Lebensgefahr und dem Risiko des völligen geschäftlichen Ruins geschah. Denn, so schrieb die Mutter von Holland aus in einem Brief über meine Kontakte zu Jan Kees und Paul: Ich müsse vorsichtig sein, die Briefe würden geöffnet und kontrolliert. Auch Freimark und Ermann aus Düsseldorf hatten umgerechnet mehrere tausend Dollar nach Holland geschafft, sie waren verhältnismäßig reiche Leute. Die Summen waren ursprünglich zu Hause in einer Kasette zwischen einer Kühlanlage versteckt. Ich holte das Geld immer nach und nach, und Paul übergab es einem Beamten, der es über die Grenze brachte. Das Geld lag erst einmal in Holland fest, und Zinsen waren jahrelang nicht zu bekommen. Davon mußten selbstverständlich noch weitere Auswanderungskosten bezahlt werden, insbesondere 5.000 \$ Kautions, um überhaupt in Haiti reinzukommen. Aber dennoch war

das damals eine Menge Geld und „schwarz“, wovon keiner wußte.

Bald nach unserer Flucht und vor dem deutschen Einmarsch in Holland im Mai 1940 wurden meine deutschen Goldmünzen und sonstigen Guthaben in Gulden und anschließend sofort in US Dollar gewechselt. Betrug der Kurs bis dahin 2,50 Reichsmark für einen Dollar, so mußte man in Amsterdam jetzt schon 10 Mark für 1 Dollar aufbringen. In einem Brief, den ich 1939 in Haiti erhielt, heißt es: „Deine Depesche Montag abend 30. Oktober erhalten. Mittwoch bin ich nach Amsterdam gefahren und habe alles umwechseln lassen. Die Bank hat mir 2.382,49 \$ geschickt = 4.491 Gulden. Das Geld aus Venlo wirst du wohl erhalten haben. Dein Bruder (Julius) war Mittwoch da, der Betreffende war nicht da, aber dein Freund wohl (Paul). Nun wollte ich Albert bitten, seiner Mutter nicht solche schrecklichen Briefe zu schreiben, denn sie kann euch doch nicht helfen, und sie hat schon genug selbst mitgemacht. Viele Grüße von eurer Cousine Tina.“



Richard Sanders, Sohn von Isidor Sanders aus Straelen. Haiti später New York. (71)

Anschließend ließen wir unser Geld von Holland nach Haiti kommen und stellten es bei einer kanadischen Bank sicher. Die Überweisung für mich war zwar durch den Kursverfall der Mark gegen Dollar wesentlich geringer als erwartet, allerdings für damalige Verhältnisse in Haiti eine nicht unerhebliche Summe. Bis das Geld jedoch in Haiti eintraf, mußten wir „mit nichts anfangen“. Hinzu kam, wir waren fremd in jeder Beziehung. Wir lebten in Haiti äußerst sparsam und stellten nicht die geringsten Ansprüche, keiner hat genörgelt oder sich beklagt. Aus dem Holz der Seekisten, mit dem der Hausrat verschifft worden war, zimmerten wir Tische und Bänke. Wir besaßen kaum Möbel und lebten wegen des tropischen Klimas viel draußen. Zweimal am Tag aßen wir zusammen und brauchten von Anfang an nicht zu hungern. Mein „Schlafzimmer“ war in einer Biegung des Treppenaufgangs gelegen, denn im gleichen Haus waren allzu viele Menschen untergebracht, vier Familien unter einem Dach. Anfang der siebziger Jahre habe ich Paul noch das Haus gezeigt, als wir während einer „cruise“ (Kreuzfahrt) in die Karibik auch in Port-au-Prince anlegten.



Ilse und Siegfried in Haiti, August 1939, rechts der Sohn von Berthold, in dessen Pension die Flüchtlinge untergekommen sind. (72)

Handel auf haitianisch

Auf hebräisch gibt es ein Sprichwort: „Wer hofft auf die Gulle, der ist mochulle.“ „Gulle“ bedeutet Erbschaft, und „mochulle“ ist bankrott. Wer darauf wartet und hofft, daß ihm die gebackenen Tauben in den Mund fliegen, der wird nichts erreichen. Ich bin meinen Eltern sehr dankbar dafür, daß sie uns nicht verwöhnt, sondern zur Selbständigkeit erzogen haben, damit wir jederzeit auf eigenen Füßen stehen konnten. Mein Vater hat in meiner Jugend nie einen Zweifel daran gelassen: „Das will ich dir sagen, Jung’, ich hab’ gearbeitet, und du mußt auch arbeiten. Das schadet keinem, das wirst du noch erfahren.“ Es ist mir in meinem ganzen Leben gut „zu pass“ gekommen! Sowohl in Haiti als auch später in Kalifornien hab’ ich mich gut damit abfinden können, wenn es auch schwer war. Du hast wieder von der „Pieke“ angefangen, so sparsam gelebt und nie den Kopf verloren, das kann sich keiner vorstellen. Wie oft hab’ ich zu meiner Frau gesagt: „Ilse, wenn wir nur nicht mehr verlieren, wenn wir halten, was wir haben, dann wird es schon werden.“

Probleme mit der französischen Amtssprache konnten wir bald überwinden. Eine Zeitlang habe ich zusammen mit meinem Schwager Ermann Brot gebacken. Wegen der tropischen Temperaturen war es nicht zu vermeiden, daß der Schweiß in den Teig tropfte. Mein erster Handel in Port-au-Prince war der An- und Verkauf einer Partie Handtücher im

Hafen, nachdem das Geld schließlich eingegangen war. Ich erinnere mich noch gut, als ich damals die ersten Cent verdient hatte: „Jetzt geht es aufwärts.“ Der eigentliche Grund für den Kauf der Handtücher von einem Belgier waren die verheerenden Erfahrungen mit der Inflation in den zwanziger Jahren, nur weil ich dachte, das Geld geht wieder kaputt. Eines Tages stehst du da, hast gar nichts. Nebenbei gesagt, es war eine gute Idee, denn so kam ich wieder ins Geschäft. Nicht durch besonderes Wissen, mehr durch Zufall kam das eine zum anderen.

Ich hatte einen Geschäftsmann kennengelernt, der in Port-au-Prince eine Tankstelle und daneben ein Kolonialwarengeschäft betrieb, den „Pan American Bazar“. Zuerst habe ich ihm Brot verkauft, dann die Handtücher in Kommission gegeben und schließlich erzählt, ich hätte früher auch ein Geschäft gehabt und wolle mit meinem Geld irgendwas neu beginnen. Zuerst kam er auf die Idee, den Laden mit mir zusammen zu machen, aber als mir eine solche Partnerschaft aus verschiedenen Gründen zu riskant erschien, bot er mir das Geschäft zum Kauf an. Ich sagte: „Ja, ich bin interessiert. Aber ich beherrsche weder die Sprache, noch kenn’ ich mich aus. Ihr Sohn muß hierbleiben, bis ich mich eingearbeitet hab.“ „Ist gut, aber das kostet 65 \$ im Monat.“ Das war für Haiti viel Geld, die

anderen Angestellten arbeiteten nachher für 10 \$ im Monat. Soweit mußte ich mich auf ihn verlassen, aber er erwies sich als ehrlich. Ich steckte 2.000 \$ in das kleine Geschäft, das vollgespickt mit Ware war. Anfangs zeigte er mir, wie er das machte. Er verkaufte immer gut, hatte billige Preise und beschwichtigte mich: „So ist das hier üblich.“ Nach einem halben Jahr machte ich Inventur und stellte fest, mein Warenbestand war nur noch 1.400 \$ wert, und ich hatte 600 \$ verloren. Da erkannte ich sofort: Ich kann es nur anpacken auf meine Art und Weise, ich mach' das jetzt alleine. Und siehe da, als das Jahr um war, hatte ich mein Geld zurück und damit den Verlust ausgeglichen.

Inzwischen hatte ich herausgefunden, wie sich das Geschäft in Haiti abspielte. Die Preise schwankten kräftig rauf und runter, es gab keine regulären festen Tarife. Alles regelte sich über Angebot und Nachfrage, war die Ware knapp, gingen die Preise in die Höhe und umgekehrt. Ich dachte mir: „Du mußt viel Ware haben, du verdienst am meisten, wenn du „en gros“ machst, neue Ware einführt und in größeren Mengen verkaufst.“ Daran war ich mehr interessiert, aber über soviel Kapital verfügte ich nicht. Alles kam per Schiff über den Hafen Port-au-Prince, und jeder Frachter hatte ein Manifest, mit allen Gütern für das ganze Land. Eine holländische Firma „Martine“ war der große Importeur. Deren Verkäufer kam ständig in die einzelnen Geschäfte, verkaufte „en gros“ und verteilte die Waren. Eines Tages bat ich ihn, mir vorab eine Kopie der Manifeste eingehender Schiffsloadungen zu besorgen, um den Markt genau beobachten zu können. Nach kurzem Widerstand, gegen Zahlung eines geringen Entgelts, erklärte er sich dazu bereit. Von da ab machte ich mir eine Liste über das, was reinkam, und wußte ganz genau, welche Firma dies und jenes erwartete und konnte entsprechend reagieren.

Zuerst habe ich mit „cookies“ (Plätzchen) begonnen, wovon ich soviel kaufte, wie ich kriegen konnte und habe die zurückgehalten. Dann kaufte ich noch weiter wie jeder andere, und wenn die knapp waren, setzte ich die Preise höher. Nun war das so, in der Stadt gab es eine Menge Straßenverkäufer. Die teilten eine ganze Schachtel in kleinere Mengen oder verkauften den Inhalt einzeln auf der Straße. Oft kamen die zeh-, zwanzigmal am Tag zurück und deckten sich wieder ein.

Ein andermal hatte ich Pergamentpapier, und

plötzlich war nichts mehr am Markt. Da mußten diejenigen Händler von mir kaufen, die dringend Ware brauchten. In einzelnen Sachen war ich nachher stark, bei anderen Produkten konnte ich nicht mithalten. So hat der Handel begonnen.

Fußmann war ein junger Mann aus Berlin, der eines Tages die Idee hatte, Gürtel in schönen bunten Farben aus Naturfasern herzustellen. Die Niederlassung der Bata-Schuhe in Haiti erklärte sich bereit, ihm einen Auftrag über 50 \$ zu geben, für ihn ein kleines Vermögen. Nun fehlten ihm die Mittel, die Gürtel herzustellen. Wir unterhielten uns über das Geschäft, und ich sagte zu ihm: „Nicht weit von hier wohnt doch der Einstein, warum gehst du nicht mal hin und fragst, ob der dir das Geld leiht.“ Einstein war ein Vetter des berühmten Physikers und Nobelpreisträgers Albert Einstein, der Deutschland ebenfalls verlassen mußte. Kurz und gut, Fußmann ist hingegangen, das war eine Stunde weit zu gehen in der tropischen Hitze. Anschließend hat er dem Einstein genau erklärt, was er vorhatte. Einstein saß hinter seinem Schreibtisch, hörte sich das alles an und sagte schließlich zu ihm: „Wissen Sie was, ich gebe Ihnen die 50 \$. Sie haben mir alles erzählt und mir gesagt, Sie besitzen keinen Pfennig. Wenn Sie ehrlich sind, sehe ich das Geld wieder, andernfalls nutzt mir auch eine Quittung nichts.“

Nachdem Fußmann die Ware an Bata geliefert hatte, sagte der Niederlassungsleiter zu ihm, er habe momentan kein Geld, ihn zu bezahlen. Er ist dann so lange sitzen geblieben, bis er den Betrag hatte. In Haiti war nichts zu kriegen, und alles mußte per

Seeschiff eingeführt werden. Nachdem bei Fußmann die Produktion angelaufen war, besorgte ich bei den Importeuren die leeren Kartons und lieferte die bei ihm an. Auch damit habe ich das erste Geld gemacht und war anfangs so stolz auf die 10 \$, die ich daran verdient hatte. Fußmann war der erste, der Schuhe aus Naturfasern herstellte und beschäftigte nach einigen Jahren in Haiti über 1000 Leute.

Ein anderer deutscher Emigrant, den ich kennenlernte, war ein ehemaliger Lehrer, der im Export gearbeitet hatte. Er wollte auf eigenen Füßen stehen und kam zu mir, weil er kein Geld hatte. Zu der Zeit ging es mir schon besser. Wir begannen zusammen einen Export von Holzschnitzereien, die wir von Einheimischen herstellen ließen. Die waren Künstler darin, die Haitianer. Das Holz wurde ausgeschnitzt, poliert und zu allen möglichen Zier- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet. Damals konnte man im Prinzip alles verkaufen nach Amerika, es gab doch nichts im Krieg. Ilse hatte schon gut zu tun, und mein Geschäft florierte, daher hatte ich mehrere tausend Dollar übrig. Die habe ich da reingesteckt, und die bin ich auch quitt geworden. Hauptsächlich wurden die Sachen aus Mahagoni gemacht, uns hatte man jedoch das falsche Holz angedreht, amerikanisches „Redwood“, was kannten wir davon?! Ein anderes Problem kam noch hinzu: Mein Partner wohnte in Port-au-Prince in der Nähe einer Kirche und hatte die Arbeitskräfte auf seinem Hof und dem Kirchplatz vor seinem Haus eingesetzt. Man brauchte doch keine Hallen, die haben alle wegen des tropischen Klimas drau-



Siegfrieds erstes Geschäft in Port-au-Prince, Haiti. (73)



Ilse's Beauty-Salon im ersten Haus. (74)

Ben gearbeitet. Wir hatten bald hundert Leute beschäftigt, die hockten auf dem Platz und meistens auf der Erde. Ach, die Zustände kann sich keiner vorstellen. Abenteuerlich!

Ich war selbstverständlich tagsüber in meinem Geschäft, und wenn der Laden in der Mittagszeit wegen der Hitze geschlossen wurde, hatte ich Zeit, mir das Treiben auf dem Platz anzuschauen, ich kannte doch nichts davon. Eines Tages verboten die Behörden meinem Partner, den Kirchplatz weiter zu benutzen, und schon waren wir weg vom Fenster. Wir beschäftigten all die Leute, und plötzlich haben sie dem das abgeschnitten, da war das aus und vorbei. Die ganze Sache klappte nicht, es hat einfach nicht funktioniert, und nach vielen schlaflosen Nächten sagte Ilse zu mir: „Das ist es nicht wert, weg damit!“ Daraufhin habe ich sofort Schluß gemacht. „Schuster bleib bei deinem Leisten!“ Jedenfalls habe ich das ganze Holz und alles, was noch an Fertigware übrig war, in mein Lager gepackt und später für „en Appel und 'en Ei“ verkauft, damit ich's los war. Also, für die damalige Zeit war das für mich ein Vermögen, was ich an Geld verloren hatte. Aber das Geschäft war schon so weit, da haben wir immer weiter verdient.

In der Nähe war ein Restaurant, der Besitzer stammte aus Wien und lieferte belegte Brote an eine Gesellschaft „Pan American Sandwiches“. Um die Sandwichhälften zusammenzustecken, fehlten ihm „tooth-picks“ (Zahnstocher), es gab doch nichts. Hab' ich gesagt: „Komm, ich mach welche“ und habe die aus dem Holz, das ich da liegen hatte

geschraubt, die „tooth-picks“. War ich froh, wenn ich wieder ein paar Cent dazuverdient hatte.

Ein Franzose namens Duraucher richtete eines Tages sein Büro bei mir ein. Der verlieh Geld zu Wucherzinsen, gab z. B. 10 \$ und forderte nach einem Monat 20 \$ zurück. Dabei tat er immer so, als ob er das Geld bei mir aufnehmen müßte, um es den Leuten zu geben. Über die Deutschen hatte er sich seine eigene Meinung gebildet: „Das will ich Ihnen sagen, Monsieur Sanders, ein Deutscher ist ein netter Mensch, aber schon zwei sind eine Gefahr!“

Wir wurden übrigens von den Haitianern „Autri-



„Port-au-Prince Haiti November 1946“. Die neu eingerichtete Metzgerei im Wohnhaus. V.l. Rosa Freimark, geb. Ermann, ihr Bruder Adolf Ermann, Bernhard Freimark, Lenchen Ermann, geb. Cohen, eine Schwester von Abraham Cohen. (75)

chien“ genannt, weil viele Emigranten aus Österreich kamen. Die meisten wußten nicht, daß wir Deutsche waren, und wir selbst hatten auch wenig Veranlassung, dies groß publik zu machen. Duraucher kannte sich auch in der Politik Haitis aus. Monate bevor der Präsident gestürzt worden ist, sagte er zu mir: „The president is finish!“ Ich habe ihn noch ungläubig angeschaut: „Ach was, das gibt's doch nicht!“ Der war immer auf der richtigen Seite, 'ne richtige Politiker. Keiner soll meinen, die Haitianer seien Dummköpfe. Wir sehen nur die armen Leute, dabei ist die Elite so raffiniert, das glaubt kein Mensch. Die steckten die Amerikaner in die Tasche. Ganz raffinierte „Kadetten“, man kann viel von ihnen lernen.

Mein Schwiegervater Freimark konnte anfangs keinen Pfennig verdienen und wußte nichts mit sich anzufangen. Mit Ilse und Fredy hatte er noch zwei unmündige Kinder, und darüber machte er sich selbstverständlich große Sorgen. Duraucher hat „in nullkommanix“ dafür gesorgt, daß er eine Stelle bei der Regierung bekam. Ich gab ihm 50 \$, und die Sache war perfekt. Zunächst kam er an eine Schule und brachte den Schülern bei, Wurst herzustellen. Auch eine Wurstfabrik übernahm er dort, wo er die anderen ausbilden konnte und ist dadurch später wieder ins Geschäft gekommen mit eigener Metzgerei. Die hatten schon die ganzen Kühlanlagen da, dagegen hatten wir doch gar nichts. In dieser Position war vorher ein Franzose: „Och, der fliegt raus!“ Also, das war Haiti. Alles ging durch Bezie-

hungen und Korruption: „Wer gut schmiert, der gut fährt!“ So ist das alles gekommen.

Jedenfalls, mein Lebensmittelgeschäft, also eine kleine „grocery“ war voll mit Ware, und innen hatte ich gleichzeitig eine Theke aufgebaut, an der die Leute „Sandwiches“, Cola oder Rum-Cola und anderen Imbiß zu sich nehmen konnten. Mein Schwiegervater führte später wieder eine kolossale Metzgerei in Haiti und lieferte selbstverständlich alle Fleisch- und Wurstsachen. Damals, bevor wir weggingen, hatte ich schon die Idee im Kopf, unsere Geschäfte in der Stadt zusammenzulegen und zusätzlich Delikatessen und andere Sachen anzubieten, so wie das hier in Amerika mit den „supermarkets“ angefangen hat.

Nachdem wir schon eine ganze Weile Fuß gefaßt hatten, kam eines Tages ein amerikanischer Offizier zu mir ins Geschäft. Der betrachtete all die Waren, die ich hatte und fragte mich dann, ob ich „Jiddisch“ sprechen könne, also die charakteristische Sprache der polnischen Juden. „Nee“, sagte ich, „aber ich versteh.“ Daraufhin eröffnete er mir: „Ich mach’ mit Ihnen Geschäfte.“ Der hatte die ganze Logistik für die Versorgung amerikanischer U-Boote und Kriegsschiffe mit Lebensmitteln und Marktwaren unter sich, die in die Karibik kamen und über Port-au-Prince neu ausgerüstet werden mußten. Das war ein ganz schlauer Kerl, der kannte jeden Preis. „Sie müssen eine Liste machen mit allen Waren und Preisen und alles genau notieren. Die Rechnung geht nach Washington, und Sie kriegen jeden Monat pünktlich Ihr Geld.“ Ich war selbstverständlich hocheifrig: „Das ist o.k., Washington ist mir gut genug, aber es gibt keine Sonderkonditionen über die Preise hinaus, wie sie hier sind. Und alles, was Sie bestellen, müssen Sie mir abnehmen und bezahlen. Ich kann hier kein Brot liegenlassen, um es am nächsten Tag in die „bay“ zu schmeißen.“ Ich mußte nämlich alles liefern, Eier, Brot, Lebensmittel, Bananen, sonstige tropische Früchte usw. Für den Einkauf hatte ich 20 bis 30 eingeborene Haitianer an der Hand, die wiederum billiger beziehen konnten als wir Ausländer, denen immer mehr abverlangt wurde. Die kamen zwanzigmal am Tag, besonders dann, wenn sie nicht auskamen und mehr Geld brauchten. Die konnten doch nicht zählen und rechnen. Bei all dem Dreck, der da reingetragen wurde, hatte ich immer Alkohol griffbereit, um die Hände zu waschen. Manches konnte man nicht anfassen, und



Ilse und Siegfried. „Vor dem Hause Bois Verua 22, Port-au-Prince, 1945. Den kleinen Wagen haben wir 5 Jahre gefahren. Gewöhnliche Tracht. Mit Krawatte nur zum Fotografieren.“ (76)

ich kann heute noch nicht verstehen, daß wir da nicht todkrank geworden sind.

Das gute Geschäft mit der amerikanischen Marine dauerte vielleicht ein Jahr bis gegen Ende des Krieges, dann war das vorbei. Inzwischen warf mich das nicht mehr um. Ich hatte kein Extralager für die, was ich anzubieten hatte, wurde verkauft. Ausserdem hatte ich immer damit gerechnet: Du mußt nicht zuviel Ware haben, sonst ist auf einmal Schluß, und du stehst da. Aber ich hatte sehr gut verdient und war obenauf. Ich konnte kaufen, was ich so kriegen konnte. Das war ein glattes Geschäft.

Ilse richtete in unserem ersten Haus einen kleinen „Beauty-Salon“ für Maniküre (Nagelpflege) ein. Die Ausbildung hatte sie noch kurz vor der Auswanderung auf der Königsallee in Düsseldorf bekommen. Für 10 Cent pro Behandlung fing sie an, ihr erstes Einkommen betrug 2 \$ die Woche, jedoch hatte sie bald ohne Unterbrechung feste „appointments“ (Termine). Dadurch bekamen wir allmählich mehr Kontakt zu anderen Leuten. Das muß man sich vorstellen!

Anfangs, als das Geld aus Holland noch nicht da war, trug ich ihr das Köfferchen zu den Kundinnen, in der Bullenhitze, und alles für 10 Cent. Ich kam aus meinem Konfektionsgeschäft in Kaldenkirchen, war ein bekannter Geschäftsmann gewesen, hatte all die Jahre sehr erfolgreich gearbeitet

und schon in den zwanziger und dreißiger Jahren mehrere Autos gefahren, darunter BMW und Citroen. Nun konnte ich uns kaum selbst ernähren, geschweige denn, Ilse eine Tafel Schokolade oder irgend etwas anderes spendieren. Nach einiger Zeit verkaufte Ilse auch kosmetische Produkte von Helena Rubinstein und machte ihre Maniküre im Palais des Präsidenten. Lenchen Ermann unterstützte sie mit Pediküre (Fußpflege), wozu sie einen besonderen, aus Deutschland mitgebrachten Apparat einsetzte, der damals schon mit einem kleinen Elektromotor angetrieben wurde. Dadurch erhielten wir überhaupt die Genehmigung zu arbeiten, und so kam eins zum anderen.

Nach einiger Zeit hatte Ilse sich sehr gut etabliert und Hochbetrieb den ganzen Tag. Die „Hautevolee“ kam inzwischen zu ihr ins Haus, so daß sie nicht mehr zu den einzelnen Damen zu gehen brauchte. Bei den bessergestellten Haitianerinnen und Frauen aus den Konsulaten war schon ein erstaunlicher Bedarf zur damaligen Zeit. Die Bessergestellten haben doch überhaupt nichts getan. Die ließen sich von vorne bis hinten bedienen und holten sich noch kein Glas Wasser selbst.

„Den Krieg verlieren sie doch!“

Um ein besseres Bild zu vermitteln von den Gepflogenheiten und Lebensbedingungen in Haiti, hier ein Auszug aus meinem Brief vom 18. Dezember 1939 an Paul:

„Ich schreibe diesen Brief auf dem Balkon unseres Hauses. Gesellschaft leisten mir meine Schwiegereltern und meine Braut. Eine Dienstbotin unseres Nachbarn benutzt im Moment ein kleines Bassin auf dem Hof, das für Wäsche und zum Spülen benutzt wird, um, kurz gesagt, drin zu pinkeln. Nachdem das beendet ist, wäscht sie sich in diesem Wasser den Körper und das Gesicht. Das Wasser bleibt stehen, und die anderen können sich auch noch darin waschen. Auch ist es keine Seltenheit, daß eine Frau mitten auf der Straße nur alles laufen läßt. Wie gefällt Dir so was?“

Alles war so dreckig! Die Kinder badeten in der Gasse. Die Menschen waren schwarz, die Schweine waren schwarz, alles war schwarz, schrecklich! Ein russischer Emigrant hatte eine Haitianerin geheiratet, eine dicke Schwarze. Wir saßen in einem Lokal mit schummriger Beleuchtung, und auf einmal fragte Ilse: „Wo ist denn seine Frau?“ Ich sagte: „Sie sitzt neben ihrem Mann, du kannst sie an den Zähnen erkennen.“ Die waren blendend weiß.

Einmal saß Jenny, die Frau meines Veters Ludwig Devries draußen und nähte auf einer Nähmaschine. Plötzlich gab's ein Erdbeben, die Maschine rutschte über den Tisch, und sie schrie: „Mama, Mama, Mama!“ Kleine Erinnerungen! Bei allem „Osel“ haben wir noch viel gelacht.

Die einfachen Leute damals zu der Zeit waren sehr anständig, das kann ich nicht anders sagen. Wenn sie konnten, haben sie dich bestohlen, in der Regel Kleinigkeiten, eine Birne aus einer Lampe und solche Sachen. Es gab auch keine Drogen, nichts, die hatten ja kein Geld und wurden von ihren eigenen Landsleuten so unterdrückt, das war das Schlimmste. Die haben die gar nicht hochkommen lassen. Auf jeden Fall waren die keineswegs so doof wie man vielleicht denkt. Das waren gute und ganz arme Menschen. Ich meine, keine schlechten „Kadetten“, die haben dir nichts getan und vor allen Dingen nicht nach dem Leben getrachtet.

Durch das ständige, enge Zusammensein in den ersten Jahren nach unserer Ankunft in Haiti und die völlig veränderten Lebensumstände kamen

auch Zwistigkeiten. Ich bin nicht auf Alberts und Idas Hochzeit gewesen, und sie kamen nicht zu meiner Hochzeit mit Ilse 1942. Heute muß man sich vorstellen, daß dies alles die Nachwehen der ganzen Hitlergeschichte in Deutschland waren, und das kann nur derjenige empfinden, der so was selbst erlebt hat. Ein Künstler in einem Düsseldorfer Cabaret hat das mal so ausgedrückt: „Das sind die Schattenseiten im schönen Künstlerleben, das fühlt ein jeder selbst, der Fremde nicht.“ Die treten auf mit einem lächelnden Gesicht, aber wie es innen aussieht, geht niemand was an. Meist fällt es schwer, über die schrecklichen Erlebnisse zu sprechen, und

ich kann gut verstehen, wenn das nicht jeder von uns kann. Manchmal denke ich, was soll ich das jemandem erzählen, der kann das doch nicht nachempfinden. Dabei haben wir in der Beziehung noch ganz großes Glück gehabt, bedenkt man, was die anderen alles mitgemacht haben. Wenn ich heute darüber nachdenke, dann ist das nicht zu fassen, dann fragt man sich, wie das möglich war.

Nach Ende des Krieges 1945 ließ Lenchen ihre Nichte Margot Cohen, die Tochter ihres jüngsten Bruders Jakob, nach Haiti kommen, nachdem sie sich wiedergefunden hatten. Margot war während der Nazizeit bei einer katholischen Familie in Holland versteckt und hatte überlebt, im Gegensatz zu ihren Angehörigen, die alle ermordet worden sind.

Tante Johanna Devries (80) zog nach dem Tode



Johanna Devries, geb. als Henrietta Holländer am 15.9.1865 in Eschweiler, Ehefrau von Simon Devries, 1939 vor ihrer Flucht aus Kaldenkirchen. (77)

von Onkel Simon zusammen mit meiner Mutter am 14. August 1939 von Kaldenkirchen zu den Verwandten in Deventer. Beide hatten noch 10 Reichsmark in der Tasche, die sie mitnehmen durften. In einem Schreiben „Der Landrat des Kreises Kempen-Krefeld“ vom 22. Mai 1939 an „den Herrn Amtsbürgermeister in Kaldenkirchen“, das ich jetzt erhielt, heißt es: „Die Witwe Simon Sanders aus Kaldenkirchen hat ihren in Kaldenkirchen gelegenen Grundbesitz Hindenburgstr. 53 und Garten Karlstr. an die Eheleute Engelbert Nothen in Kaldenkirchen verkauft. Nach der not. Urkunde hat die Verkäuferin das Recht, ihre jetzige Wohnung mit ihren Söhnen unentgeltlich weiterzubewohnen bis sie auswandert, längstens jedoch auf die Dauer von vier Monaten. Für Wertzuwachssteuerzwecke bitte ich um gefl. Angabe, welchen monatlichen Mietwert die von Sanders benutzte Wohnung hat und gegebenenfalls ob und wann Sanders ausgewandert sind.“

Ich habe noch zu erwähnen, daß Nothen meiner Mutter sofort untersagte, den Garten zu betreten. Man bedenke, erst stiehlt man sozusagen den Grundbesitz, und dann verbietet man meiner Mutter, sich etwas Gemüse aus ihrem Garten zu holen, solange sie noch dort wohnte. Während meine Mutter bei Moos (Moses) und Sara Zendijk wohnte und mit ihnen und den Kindern Ina, Roza und Sybilla in Amsterdam überlebte, blieb meine alte Tante Johanna bei Aron und Tina Zendijk, bis es keine Rettung mehr gab und alle etwa Mitte Januar 1943 deportiert und umgebracht wurden. Zuvor hatte man sie in Holland nach der deutschen Besetzung „durch Polizeiverordnung vom 3. Mai 1942“ noch gezwungen, den „Judenstern“ zu tragen.

Unsere Verwandten hatten im Haushalt eine gute Stütze an Mama. Auch in Deventer war sie trotz ihres Alters keine Last, da kann sich jeder drauf verlassen! Sybilla war damals noch klein, als ich wegging und die Mutter nach Deventer kam. Sie kannte ihre Großmutter Sybilla noch, deren Namen sie bekommen hatte und die inzwischen verstorben war, und freute sich, daß sie wieder eine Oma hatte: „Two grandmas“ (zwei Großmütter). Meine Mutter wurde nämlich ihrer Schwester im Alter immer ähnlicher, hat sie mir oft gesagt. Auch Ina

war eine gute Person, sie mochte Paul gut leiden. Roza, Elly, Kitty, „Wietje“, die wenigen, die überlebt hatten, waren alle prächtige Personen, wirklich herzlich und humorvoll, fabelhafte Menschen, und das ist bis heute so geblieben. Die Mädchen waren so hübsch früher, bildhübsch, das kann man gar nicht beschreiben.

Ich weiß noch gut, in Haiti war eine Deutsche, die kaufte bei mir in Port-au-Prince, ihr Mann hatte eine Zigarettenfabrik. Nachdem die Alliierten Deutschland in den Kriegsjahren so bombardiert hatten, beklagte sie sich bei mir, wie furchtbar das sei. Ich habe ihr geantwortet: „Es ist gewiß schrecklich für die unschuldigen Menschen, die das mitmachen und für andere büßen müssen, aber ich habe kein Mitleid mit denen, die alle ‚hurra‘ geschrien haben, als die deutsche Wehrmacht ihren ‚totalen‘ Vernichtungsfeldzug in Europa ausführte und dazu überging, ganze Städte, besonders in England, plattzumachen, zu ‚coventrieren‘, wie sie es nannten (Vernichtung der Stadt Coventry). Da war keine Rede von ‚Menschen‘ in den Nachbarländern, das waren nur die Feinde des deutschen Volks, Untermenschen, minderwertige Rassen, schlimmer als Stück Vieh, die man bedenkenlos hinschlachten konnte.“

„Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“, haben sie gesungen. So geht das, genau wie im normalen Leben: Das ist denen zu „Kopp“ gestiegen, das ist doch klar. Ich war des öfteren in Berlin, und das Lied einer sehr bekannten Berliner Kabarettistin klingt mir noch im Ohr: „Hier Lametta, da Lametta, und der Bauch wird immer fetter, in den Lüften ist er Meester, Hermann heißt ‘r, Hermann heißt ‘r.“ Göring hat erklärt, ich hab’s selbst gehört: „Kein fremdes Flugzeug wird je unseren Luftraum überfliegen.“ Das haben sie ihm bewiesen mit seiner großen Schnauze. Sie haben ihm gezeigt, wie primitiv und einfältig viele dieser sogenannten „Herrenrasse“ waren. Sollen sich Dresden ansehen, Leipzig, Berlin und wo die Amerikaner, Engländer, Franzosen und Sowjets sonst noch überall hingekommen sind. Nur die Deutschen waren „Menschen“ und schrien nach dem Völkerrecht, nachdem sich die späteren Befreier massiv zur Wehr setzten und sich das Blatt wende-

te. Selbstverständlich sind auch Unschuldige umgekommen, aber viele haben danach gerufen und es nicht anders verdient.

Paul hatte das gleich richtig erkannt, als die Nazis von Sieg zu Sieg eilten: „Trotz aller Siege, den Krieg verlieren sie doch.“ Das hat sich dann auch gezeigt.

Leute wie Churchill waren für mich Ehrengemessen, die human waren. Die haben sich nicht durch eine verbrecherische Ideologie und blindwütigen Terror in die Knie zwingen lassen. In Holland und England gab es auch Nazis, aber die Regierung und das Volk waren nicht so eingestellt, und nur das ist entscheidend. Die Amerikaner haben uns damals nicht reingelassen, sonst wären viele unserer Bürger gerettet worden. Das hätte hier gar nichts ausgemacht, wir wären ihnen nicht zur Last gefallen, im Gegenteil, wir hätten uns noch am Aufbau des Landes maßgeblich beteiligt. Natürlich ändert das nichts daran, daß solche Verbrechen in Deutschland und die Überfälle auf andere Völker nie passieren durften, Deutschland trägt dafür die Alleinschuld.

Hinter Amerika steckt so viel natürliche Kraft, das ist unvorstellbar, jeder kann sich individuell entfalten. Mit Pioniergeist, liberaler Grundeinstellung und Arbeitswillen setzen sie durch, was sie für richtig halten, da kann kommen, was will. Sie geben nie auf, und wenn es mal schiefeht, fangen sie wieder von vorne an. Diese Stärken haben die Deutschen bei der Invasion zu spüren bekommen. Kaum hatten sie geglaubt, sie könnten die Amerikaner zum Rückzug zwingen, da war ihre Front wieder eingebrochen. Jan Kees aus Venlo erzählte mir später: „Wir haben die amerikanischen Truppen hier gut beobachtet, die waren so vorsichtig, die sind erst weiter vorgestoßen, nachdem alles gesichert war.“ Ich habe ihm noch geantwortet: „Das war der Unterschied zwischen der amerikanischen und der deutschen Armee. Die Amerikaner legten Wert auf jedes einzelne Menschenleben, dagegen spielte das bei den Deutschen überhaupt keine Rolle. Die haben ihre Soldaten in den Tod getetzt.“ Hitler, Goebbels, Göring und alle diejenigen, die denen nacheiferten, was lag denen an einem Menschenleben? Nichts!

Am „Golden Gate“: „Das verdanken wir dem Führer!“

In Haiti haben wir lange Zeit vergeblich versucht, Einreisevisa für die USA oder Uruguay zu bekommen. Paul hatte mir die Adresse von Karl Edling in Philadelphia besorgt, und erst 1946 gelang es uns mit Hilfe von Karl, der für uns bürgte und eine Erklärung abgab, daß wir bei ihm wohnen konnten, die Einreiseerlaubnis für Amerika zu erhalten. Wir blieben jedoch nicht an der Ostküste, sondern entschieden uns, nicht zuletzt wegen des sehr verträglichen Klimas, für Oakland/Kalifornien (bei San Francisco), um dort noch mal neu zu beginnen.

Wir kamen im November 1946 aus dem tropischen Haiti, und in Oakland war es zu der Jahreszeit eher kühl und unbeständig. Ilse und ich waren ohne Arbeit, saßen nur herum, und ich überlegte: „Was willst du machen, was kannst du anfangen?“ Jeden Morgen besorgten wir uns ganz in der Nähe, in der „grocerie“ eines Italieners, Brot

und das nötigste an Lebensmitteln. Dabei hielt ich die Augen offen und sah mir genau an, wie sich das Geschäft dort abspielte. „Selbstbedienung“ war für uns neu, das habe ich hier in Amerika zum ersten Mal gesehen, und sofort war mir klar: Das können wir auch! In Kaldenkirchen wurde man früher im Laden bedient oder die Ware wurde ins Haus gebracht, wie auch in Haiti. Die großen „supermarkets“ gab es hier noch nicht, und obwohl sich in der Nähe dieses Geschäfts ein Markt der auch heute noch bekannten amerikanischen Ladenkette „Safeway“ befand, hatte der ganz gut zu tun und konnte bestehen. Immer war Betrieb, gingen Leute ein und aus. Der Inhaber war mir sympathisch, ich kam jeden Morgen in seinen Laden, wir kamen ins Gespräch, und er gab mir eine Reihe guter Tips. Ich erzählte ihm von meinem Geschäft in Haiti ohne „self service“ und fragte ihn, wie er das hier

macht. „Och, das ist ganz einfach. Ich will Ihnen mal zeigen, wie das geht. Hier habe ich die Einkaufslisten des Lieferanten, die bekommen wir jede Woche, und bei dem bestellen wir, was wir brauchen. Die bringen die Waren, wir bezahlen Ende der Woche, Sie müssen allerdings Mitglied der Organisation sein.“ Das gefiel mir, und daraufhin sahen wir uns eine ganze Reihe Geschäfte näher an. Zu groß wollte ich es auch nicht haben, aber das Geschäft an der Claremont Avenue, das uns dann später gehörte, hatte zur damaligen Zeit eine mittlere Größe. Es lag in einem kleinen „shopping center“, mit einer „cleaning“, „drugstore“, Damenfriseursalon, Schuster usw. Gegenüber war eine Tankstelle und eine Autoreparatur. Außerdem befand sich dort eine Haupthaltestelle der Schnellbahn vom Claremont Hotel Oakland nach San Francisco. Die Leute stiegen dort ein und aus, das war wie an einem Bahnhof.

Bevor ich das Geschäft kaufte, ließ ich mir von dem Inhaber seine ganzen Einkaufsbelege zeigen und überlegte: „Wenn er das alles finanziert hat, dann stehen da auch Umsätze hinter.“ Nachdem



Ilse und Siegfrieds erstes Lebensmittelgeschäft in Oakland. (78)



Ida und Albert Sanders, New York. (79)

wir handelseinig geworden waren, zogen wir in die Wohnung hinter dem Geschäft, und so haben wir 1947 in Kalifornien für die damaligen Verhältnisse mit Kühl- und Gefriertruhen recht modern begonnen: „Sanders Courtesy Grocery, Beer – Wines – Frozen Food.“ Später zogen wir um die Ecke in ein nettes Wohnhaus auf der Martinstreet.

Die Mutter kam nach ihrer Befreiung in Amsterdam 1947 im Alter von 81 Jahren nach Amerika und wohnte bei uns bis zu ihrem Tod am 7. Oktober 1959. Sie starb in voller, geistiger Frische im Alter von 94 Jahren. Ihr Herz war selbstverständlich in dem Kaldenkirchen, wie es vor der Nazizeit war. Auf die Frage: „Mama, wie geht es dir?“ antwortete sie nur: „Was du im Alter an Krankheiten nicht bekommst, ist ein Geschenk Gottes!“ Sie hat sich nie beklagt, kann aber nicht wunschlos glücklich gewesen sein, wenn ich heute bedenke, wie primitiv wir anfangs hier gelebt haben, als sie gekommen ist. Wir waren den ganzen Tag berufstätig. Zu

der Zeit war alles chaotisch, auch als Jakob und Mia hier waren. Das kann man nicht übelnehmen, das kommt davon, wenn es einem dreckig geht, das bringen die Zeiten mit sich. Man verliert den Kopf und kann nicht mehr natürlich denken.

Lenchen und Adolf Ermann waren auch hier. Lenchen ist jeden Tag gekommen und mit der Mutter spazierengegangen, da war die Sache schon anders. Sie kamen auch zu uns ins Geschäft, die Mutter wollte Bescheid wissen, war immer interessiert. Sie erkundigte sich nach Leuten, die kannte sie nicht persönlich. Nur eines hat sie mir übelgenommen: daß wir ihr kein Englisch beigebracht haben, das hätte sie auch noch geschafft!

Wir hatten eine Haushilfe, eine Schwarze, die ist jahrelang donnerstags gekommen und war dann mit der Mutter allein. Ich fragte die Mutter: „Was willst du essen zum ‚Lunch‘?“ „Was die Christine ißt, das ess' ich auch.“

Die Christine war so verrückt mit meiner Mutter,

das kann ich gar nicht sagen. Das Interessante war: Sie sprach weder Deutsch noch Holländisch und Mama kein Englisch. Trotzdem hat die Christine mir nachher Sachen erzählt, die sie zusammen ausgetauscht hatten, das hat alles gestimmt, da war ich platt. Die haben sich einfach blendend verstanden. Auf jeden Fall, die Mutter hat zu mir wörtlich gesagt: „Ich hatte wirklich einen sehr, sehr schönen Lebensabend!“ Den hat sie nach meiner Überzeugung auch gehabt.

Die Leute hier sagten zu mir: „Sie haben wirklich sehr gut für Ihre Mutter gesorgt.“ Ich dachte: „Wieso? Ich hab' nicht genug getan!“ Wenn ich so bedenke, manchmal war ich ein bißchen sehr kurz angebunden. Daß sie das Tragen des „Judenstern“ in Deventer als Ehre empfand und dieses Gefühl auch den Kindern weitervermittelte, war typisch Mama. Sie ließ sich nicht beeinträchtigen in ihrem Stolz, ihrer Würde und ihrem Glauben durch irgendwelche Schergen, brauchte sich für nichts zu

schämen, im Gegenteil. Sie war eine weise und liebevolle Person, wirklich gläubig und fromm. Das wiederum gab ihr die Kraft und allen Lebensmut. Auch als sie und die Verwandten in Amsterdam untergetaucht waren, hat sie die anderen bei Laune gehalten und ihnen einen kolossalen Halt gegeben, sie hat zu keiner Zeit versagt. Das alles erfüllt mich heute mit großem Stolz.

Als die City of Oakland das Gelände für den Bau eines großen „highways“ benötigte, verkauften wir unser Geschäft. Während ich mich 1961 zur Ruhe setzte, war Ilse bis 1992 bei dem führenden Modehaus I. Magnin in Oakland als Topverkäuferin in der Damenkonfektion beschäftigt. Heute kann ich sagen, daß ich in meinem Berufsleben sowohl in Kaldenkirchen als auch in Haiti und Oakland sehr beliebt war und mir überall einen ausgezeichneten Ruf und Namen gemacht habe.

Der erste, der mich nach dem Krieg in Oakland besuchte, war Hans Schmitz, der eine Maubach zur Frau hatte. Der wohnte zeitweilig zwei Häuser weiter oben in dem Haus bei Friedrich Otten auf der Bahnhofstraße. Die haben früher alle einfach geliebt. Er war der erste in Kaldenkirchen, der eine Autoreparaturwerkstatt auf der Venloerstraße gegenüber dem Geschäft von Lion hatte, auch verkaufte er die ersten Radios. Früher war er groß und machte zusammen mit seinen zwei Brüdern ein Bombengeschäft. Mit seinem italienischen Bugatti, so eine Art Rennwagen, sind wir oft zusammen nach Düsseldorf gefahren, er hat mich immer gerne mitgenommen. Wir sind dann ins „Apollo“ gegangen.

Die hatten Cabaret, bunte Bühne und Theater. Das war ganz neu, ein riesiges Ding.

Ein anderer Besucher war Boussett Willi, Amtsrichter in Kempen, der besuchte seine Tochter, die hier in Kalifornien verheiratet war. Wir trafen uns in San Francisco, Weltstadt am Pazifik und saßen gemütlich beim „Dinner“. „Ja, Willi“, sagte ich, „daß wir hier leben und uns so wohlfühlen, verdanken wir dem Führer.“ Da hat er sich noch drüber amüsiert.

Mein Bruder Jakob blieb nach seiner Flucht von 1938 bis 1948 in Montevideo, wo er ein Kolonialwarengeschäft eröffnete. Nach dem Krieg kam er mit Mia ebenfalls nach Oakland und versuchte dort zwei Jahre lang vergeblich, Fuß zu fassen. Anschließend ging er wieder nach Uruguay zurück und begann mit Mia eine Import-/Exportgesellschaft. Er hatte sein altes Geschäft in Deutschland verkauft, aber dann tat es ihm leid, wollte er wieder anfangen. Er war immer ein aggressiver Unternehmer und echter Händlertyp, der Handel lag ihm im Blut und zog sich wie ein Faden durch sein Leben. Schließlich kehrte er nach Deutschland zurück und beteiligte sich an einer Porzellanfabrikation in Kaldenkirchen, die jedoch nicht florierte, so daß er zunächst mal sein investiertes Geld verlor. Aus der Fußballzeit beim Spielverein 07 war er sehr gut mit Lambert Maaßen, dem späteren Landrat bekannt. Ansonsten verursachte er in Kaldenkirchen nach dem Krieg einigen Wirbel, indem er energisch seine berechtigten Interessen vertrat und sich bei bestimmten Leuten unbeliebt machte. Damals habe

ich ihm noch geschrieben: „Warum gehst du nicht wieder in deinen alten Beruf am Schlachthof in Köln?“ Das hat dann auch geklappt, war erst bestimmt nicht leicht, aber Jakob war da glücklich und in seinem Element. Schon nach kurzer Zeit hatte er sich wieder so intensiv in die Arbeit gestürzt und als Großhändler etabliert, daß ich ihm dann später schrieb: „Willst du der reichste Mann auf dem Friedhof werden?“

Eines Tages wurden wir von der Nachricht aus New York überrascht, daß mein Bruder Albert sich das Leben genommen hatte, indem er sich aus dem Fenster seiner Wohnung im oberen Geschoß zu Tode stürzte. Seine Frau Ida litt jahrelang unter fürchterlichen Depressionen und Wahnvorstellungen, sie bekam regelrechte schwere Anfälle, war durcheinander, verließ fluchtartig das Haus und irrte umher. Andererseits habe ich sie hier auch erlebt, da ging es ihr gut. Durch die Verfolgung ist das alles sicher verständlich. Albert kam ab und zu von New York rüber, wenn er völlig verzweifelt war. Einmal kam er, da war er vollständig am Ende und wußte gar nicht, was er machen sollte. Dennoch hatte ich vor seinem tragischen Tod nicht geahnt, daß es so schlimm um ihn stand. Was aus Ida geworden ist, weiß bis heute keiner. Vermutlich ist sie seinerzeit von Richard Sanders, der inzwischen längst verstorben ist, in ein Pflegeheim eingewiesen worden. Hier in Amerika gibt es ein Sprichwort: Man lebt an geborgter Zeit. So hatte der Nationalsozialismus weitere, späte Opfer gefordert.



Klemens Schlieker vor seinem Haus und Kolonialwarengeschäft Bahnhof-/Ecke Wallstraße (heute Herbert Wende). Rechts die Bäckerei Küppers. „Kennst Du das Häuschen noch, wo Du jeden Tag ein- und ausgingst?“ Aus einem Brief von Maria Ebus geb. Schlieker an Siegfried Sanders in den achtziger Jahren. (80)

Jeder kannte „die drei Eisheiligen“

Das werde ich nie vergessen. Als ich 1954 zum ersten Mal zurück nach Deutschland kam, ging ich mit Anny, Pauls Frau, in die Stadt. Ich wollte mir mal mein früheres Geschäft anschauen, das wir noch nicht zurückbekommen hatten. Also, ich kann nur sagen, wir kamen überhaupt nicht vom Fleck. Jeden Moment kamen Leute, die mich erkannten und mit großem Hallo begrüßten! Andere hielten mich für einen meiner Brüder, oder ich kam ihnen irgendwie bekannt vor, und sie fragten mich: „Wo ist eigentlich der Siegfried geblieben?“ Ich sagte: „Der Siegfried steht vor Ihnen!“ Wir kamen zur katholischen Kirche, und vor dem Eingang war gerade eine Hochzeitsgesellschaft versammelt. Als sie mich entdeckten, waren plötzlich alle um mich herum, Braut und Bräutigam standen alleine. Anny konnte es kaum fassen: „So was habe ich noch nicht erlebt!“

Im Zug traf ich den ältesten Sohn von Tönnis. Sein Vater, der alte Tönnis, war früher Zeppelinführer und wohnte rechts in dem großen Haus vor unseren Weiden gegenüber dem Gaswerk. Bei Tönnis habe ich noch Kronleuchter für Herz ge-

kauft. Fritz war der jüngere Sohn. Der Alte übernachtete mal nach dem Krieg bei Kauwertz in einer Mansarde auf der Bahnhofstraße, und da hat Frank dem als kleines Kind mit einem Stocherisen fast auf den „Kopp“ gehauen. Daraufhin sagte er zu Anny: „Ihr Sohn schlägt mich tot.“ Darüber habe ich mich später immer amüsiert: „Das hat er für mich gemacht. Richtig Jung‘, immer drauf auf die Nazis!“ Das war nämlich so: Der Älteste ging früher bei mir ein und aus und kaufte Anzüge auf Pump. Später ging es ihm nicht mehr so gut, da war er bei der „SS“. Danach hat man diese Leute links liegenlassen: „To hell with it!“ Die „ewig Unzufriedenen“ nannte man sie. Als ich ihn im Zug wiedertraf, war er dort angestellt und kontrollierte die Pässe. Er wollte mich begrüßen, woraufhin ich nur sagte: „Ich kenne Sie nicht!“ Der war ganz platt. Ich war nicht schlagfertig genug. Eigentlich hätte ich zu ihm sagen sollen: „Ich kenne Sie nur in SS-Uniform!“

Hab‘ ich nicht eine gute Nase gehabt, wie sich heute zeigt, daß ich in Kaldenkirchen nur bestimmte Leute besucht habe, wenn ich aus Amerika da

war? Natürlich bei Hannchen (Küppers) und ihrer Familie bin ich gewesen, aber ich bin in keine Wirtschaft mehr gegangen und habe gar nichts mehr gemacht. Ich bin kaum noch herumgegangen, weil ich von vielen, die sich so überschwinglich freundlich zeigten, nicht wußte, wer bei den Nazis dabei gewesen war und wer nicht. Außerdem wollte ich mir Begegnungen wie mit Pauw ersparen, der mir plötzlich in Viersen über den Weg lief. Nach der Nazizeit soll der wieder in Breyell und Vorst Bürgermeister oder höherer Beamter gewesen sein. Schließlich hat er so viel „Gutes“ für die Stadt getan. Am 12. Dezember 1938, einen Monat nach der Zerstörung der Synagoge, wurde Heußen von ihm eingestellt und zwar ausgerechnet in der „Polizeiabteilung“. Meine alte Mutter hat er bestohlen, indem er sie zwang, unser gesamtes Eigentum für einen Spottpreis abzutreten. Ich hab‘ ihm sofort den Rücken zugedreht. Ich wollte mit dem Schwindler und Drecksack nichts mehr zu tun haben.

Ich bin zum Beispiel zu Karl Lueb gegangen oder, wenn ich hier war, immer zu Maria Ebus und warum? Ich habe die Schlieker genau gekannt und wußte, das sind gute Menschen. Und ich kann selbstverständlich noch viele andere nennen.

Zuletzt, bei meinem Besuch in Kaldenkirchen,



Siegfrieds erster Besuch in Deutschland 1954. V.l. Siegfried, Anny und Frank Kauwertz, Flughafen Düsseldorf-Lohausen. (81)

habe ich die Grabstätte meines Vaters besucht, und auf einmal kam es mir vor, als stünde ich in der Synagoge mit den Leuten unserer Gemeinde zusammen. Einfache Leute, ohne „Jedöns“. Ich dachte an meine Eltern, meine Brüder, meine Verwandten, Elias Grunewald mit seinem Zylinder, Jakob Lion, unseren Vorbeter, Abraham, vom Stamm „Cohen“ der Priester, der nicht schwänzen durfte und die anderen Glaubensbrüder. Da lagen die „Thora“-Rollten, unsere Heilige Schrift, die Wurzeln des Christentums, und im Ohr klangen mir die feierlichen Gesänge und hebräischen Gebete zur Ehre unseres einzigen Schöpfers.

Wenn ich in Kaldenkirchen war, wurde alles für mich lebendig. Darum sage ich: „Ich bin durch die Stadt gegangen und hab' mir die Dächer angeschaut. Wenn ich die alten Dächer hab'gesehen, dann dachte ich an Kaldenkirchen wie es früher war und erinnerte mich an die alten Straßen, Gasen und Winkel und das Leben in der Stadt.“

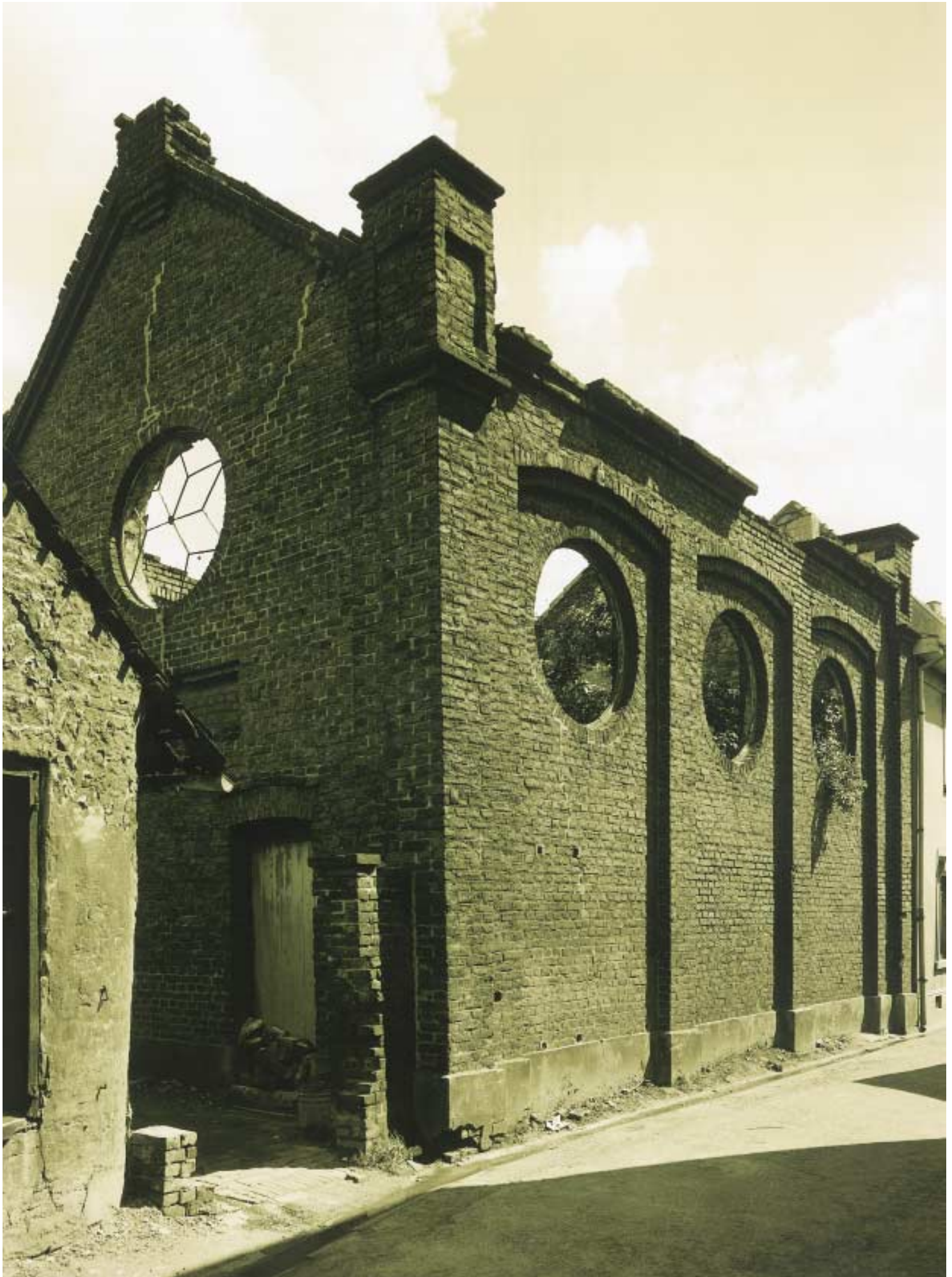
Eugen und Paul tauchten vor mir auf, jeder kannte uns, „die drei Eiseiligen“. Hier sind wir

spazierengegangen, hier herum und haben erzählt und erzählt und uns amüsiert, ohne irgendwie an Religion oder Politik zu denken. Die Synagogenstraße hatte sich in Wirklichkeit völlig verändert. Das, was dort zur Erinnerung getan wurde, hat mich nicht berührt, ist im Grunde genommen für mich ohne Bedeutung. Insofern habe ich gedacht: „Warum steht die Synagoge nicht da? Was hatte ich hier zu suchen?“ Dort, wo jetzt die Autos der Bürger parken, stand das Gebäude. Was hat sich hier wohl abgespielt an dem Tag, einen Steinwurf entfernt von den beiden Kirchen, als ich frühmorgens verhaftet wurde und im Kaldenkirchener Gefängnis saß?

Was waren das für Menschen, mit denen wir aufgewachsen waren und friedlich zusammenlebten, die hier das Haus Gottes gestürmt oder einfach nur zu- oder weggeschaut haben? Waren das Höhlenbewohner der Steinzeit, Barbaren oder waren das die Vertreter der christlichen Kultur des 20. Jahrhunderts? Was haben sie nicht alles erzählt von christlicher Nächstenliebe, sich überschlagen mit

frommem, heiligem Getue und allerlei sonstigen Liebenswürdigkeiten, und dann gehen sie so mit Menschen um? Wer hätte sich das vorstellen können, die systematische Verschleppung und Ermordung der alten Leute, Männer, Frauen und Kinder! Wie mögen sie geendet sein, „die Feinde des deutschen Volks“ Johanna, Isidor, Julius, Friedel, Grete, Sally, Lina, Erich, Hedi, die kleine Ruth und wie sie alle heißen? Nein, allein der Gedanke ist unmöglich. „Wer konnte wissen, daß man unter Mördern lebte?“ Das war nicht zu kraß, war auch kein Scherz, das war mir ehrlich gemeint.

Ich habe nun dem Leser in großen Zügen unser gemeinsames Leben im früheren Kaldenkirchen vor Augen geführt. Jedenfalls kann sich jeder ein kleines Bild davon machen, wie die Zustände damals waren. Was die Jugendzeit und die schönen Jahre bis 1933 betrifft, so schweige ich sehr oft in Erinnerungen. Sicher kann jetzt jeder verstehen, was für treue Freunde Eugen und Paul waren.



Ruine der am 10. November 1938 zerstörten Synagoge von Kaldenkirchen, 1957. (82)

1. *"Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich.*

Seine Heiligkeit Papst Pius XI. und der deutsche Reichspräsident, von dem gemeinsamen Wunsch geleitet, die zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu festigen und zu fördern, gewillt das Verhältnis der katholischen Kirche und dem Staat für den Gesamtbereich des Deutschen Reiches in einer beide Teile befriedigenden Weise dauernd zu regeln, haben beschlossen, eine feierliche Übereinkunft zu treffen, welche die mit einzelnen deutschen Ländern abgeschlossenen Konkordate ergänzen und auch für die übrigen Länder eine in den Grundsätzen einheitliche Behandlung der einschlägigen Fragen sichern soll. Zu diesem Ziele haben Seine Heiligkeit Papst Pius XI. zu Ihrem Bevollmächtigten Seine Eminenz den Hochwürdigsten Herrn Kardinal Eugen Pacelli, Ihren Staatssekretär, und der Deutsche Reichspräsident zum Bevollmächtigten den Vizekanzler des Deutschen Reiches, Herrn Franz von Papen, ernannt, die, nachdem sie ihre beiderseitigen Vollmachten ausgetauscht und in guter und gehöriger Form befunden haben, über folgende Artikel übereingekommen sind: (Artikel 1 bis 34)" Unterzeichnet am 20. Juli 1933 durch Franz von Papen und Eugenio Cardinale Pacelli, dem späteren Papst Pius XII.

Reichskonkordat zwischen der nationalsozialistischen Reichsregierung unter Adolf Hitler und dem Heiligen Stuhl, das die Rechte der katholischen Kirche absichern sollte. Das Hitlerregime gewann hierdurch innen- wie außenpolitisch an Prestige (Meyers großes Handlexikon).

2. *Schreiben Bürgermeister Pauw an den Landrat in Kempen vom 4. Februar 1939 (auszugsweise): „In den Anlagen überreiche ich Ihnen einen Antrag des Herbert Dahmen aus Kaldenkirchen, Schlageterstr. 14 auf Genehmigung zur Übernahme des dem Juden Siegfried Sanders in Kaldenkirchen, Hochstr. 5 gehörigen Herren- und Knabenbekleidungs-geschäft in dreifacher Ausfertigung mit den zugehörigen Unterlagen. Von der Beifügung einer Ortsskizze ist Abstand genommen worden, weil es sich im vorliegenden Falle um das einzige in Kaldenkirchen bestehende Spezialgeschäft in Herren- und Knabenbekleidung handelt.*

Unter Bezugnahme auf die mehrfachen fernmündlichen Unterredungen mit Herrn Regierungspraktikant Gerlach bitte ich, dem Antrage des Kaufmanns Herbert Dahmen auf Genehmigung zur Übernahme der Verkaufsstelle des Juden Sanders stattzugeben. Das Geschäft hatte nicht nur für Kaldenkirchen große Bedeutung, sondern auch für die benachbarten Gebiete.

Die Weiterführung des Unternehmens und die Überführung in nichtjüdisches Eigentum ist zur Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung von Kaldenkirchen und der Umgegend unbedingt erforderlich. gez. Dr. Pauw."

In den Mühlen des Staatsterrors

Eugen und ich heirateten am 5. November 1936 in der St. Clemens Kirche von Kaldenkirchen. Unsere beiden Töchter Ursula und Gisela wurden 1938 und 1941 geboren. Eugen war sehr eng mit Siegfried Sanders und Paul Kauwertz befreundet. Er hatte von seinem Vater Josef die Färberei auf der Friedrichstraße übernommen, die er weiterführte.

Etwa 1938 übernahm er in Krefeld nach Konkurs eine weitere Färberei. Der Inhaber Kaeten und sein Sohn wurden in Kaldenkirchen weiter beschäftigt. Außerdem gehörten zur Belegschaft des Betriebes: Hermann Küppers, Leiter der DAF Deutsche Arbeitsfront, nicht mit unserer Familie verwandt, sowie der Meister Rösge aus Breyell-Bieth.

Eugen stand treu zu seinen Freunden und war ein absoluter Feind der Nazis. Aus seiner Gesinnung

machte er auch in der Öffentlichkeit und im Betrieb kein Hehl. Auf Grund seiner „nazifeindlichen Äußerungen“ machte die „Partei“ unter Ortsgruppenleiter Karl Otten gegen ihn Front. Hermann Küppers, der mit Otten zusammenarbeitete, sowie Kaeten und Rösge hatten sich zum Ziel gesetzt, Eugen ins KZ zu bringen, um dann die Färberei selbst übernehmen zu können.

Eugen wurde von Arbeitern des Betriebs von diesem Plan in Kenntnis gesetzt und gewarnt. Als sich die Dinge zuspitzten, begab er sich zu einem Rechtsanwalt O'Daniel in Krefeld. Um einer drohenden Enteignung zu entgehen, übertrug er alle Anteile auf mich und schied auf Empfehlung des Anwalts aus der Firma aus.

Am 14. Juni 1940, ein bis zwei Wochen nach der



Hannchen Küppers. (83)

Übertragung der Firma, wurde ich plötzlich dringend nach Hause gerufen. Eugen eröffnete mir, daß er sich am nächsten Tag morgens im Büro der Kaldenkirchener „Gestapo“, Block Feldstraße (Grenzpolizeikommissariat) zu melden hätte. Von diesem Gespräch kam Eugen nicht zurück.

Ich alarmierte Paul, der sich zur „Gestapo“ begab, um sich nach Eugen zu erkundigen. Er erhielt nur die Autoschlüssel, ansonsten konnte er nichts in Erfahrung bringen. Später meldete sich Rechtsanwalt O'Daniel bei mir. Er hatte Eugen zufällig im Gefängnis „Ulmer Höh“, Düsseldorf gesehen.

Wie Eugen nach Monaten berichtete, war er in Kaldenkirchen von vier „Gestapo“-Leuten verhört und anschließend verhaftet worden. Richard Schmidt aus Kaldenkirchen fuhr den Festgenommenen im Auftrag der „Gestapo“ nach Düsseldorf. Schmidt: „Wenn Sie ausbrechen, muß ich von der Schußwaffe Gebrauch machen!“ Eugen: „In die Verlegenheit werden Sie nicht kommen!“

Im Strafprozeß wegen „staatsfeindlicher Äußerungen und Heimtücke“ vor einem Sondergericht in Düsseldorf wurde mein Mann von seinem An-



Josef Küppers, Färbereibesitzer und Katharina, geb. Schauff, um 1890. (84, 85)



Elternhaus Friedrichstraße, Eugen mit Vater Josef, im Fenster die Mutter und zwei Geschwister, um 1908. (86)

walt und meinem Vater, Rektor Heinrich Schuckmann, verteidigt. Er wurde zu vier Monaten Haft im Derendorfer Gefängnis verurteilt.

Nach seiner Freilassung am 14. Oktober 1940 arbeitete er mehrere Wochen in der Färberei. Mit Gestellungsbefehl vom 21. November 1940 des Kaldenkirchener Amtsbürgermeisters wurde er als Wehrpflichtiger aufgefordert, sich zur Musterung zu stellen. Anschließend erfolgte dann seine Einberufung zur Wehrmacht. Meinem Vater gelang es dreimal, ihn freizustellen. Für eine normale Einberufung war Eugen zu alt.

Anfang 1941 kam Eugen zu den Landeschützen nach Oelde und anschließend nach Dortmund. Dort besuchte ich ihn, hochschwanger mit Gisela. Von Krefeld kam er im September 1941 zu Besuch nach Kaldenkirchen. Dann meldete er sich aus Euskirchen und bat mich, ihn noch einmal zu besuchen. Dazu kam es jedoch nicht mehr. Er erhielt kurzfristigen Marschbefehl nach Südfrankreich zur Übernahme von Lastkraftwagen für Rußland.

Inzwischen wurde die Färberei auf Anweisung einer Berliner Behörde geschlossen mit der Begründung, Arbeitskräfte und Material würden für den Krieg benötigt. Ich stand mit meinen beiden kleinen Töchtern alleine und wurde nur für wenige Monate entschädigt.

Im Sommer 1943 kam Eugen plötzlich für 14 Tage nach Hause. Ein zweiter Besuch schloß sich überraschend an, er kam das letzte Stück zu Fuß von Mönchengladbach. Mitte 1944, etwa zum Zeitpunkt der Evakuierung Kaldenkirchens, erhielt er

nochmals Urlaub „zur Sicherung der bürgerlichen Existenz“. Es sollte sein letzter sein. Schon der Abschied war schwer. Ich wollte ihn noch ein Stück begleiten, aber wegen der Bombardierung der Stadt bat er mich aus Sicherheitsgründen dringend, sofort wieder nach Hause zu gehen.

Während seines Urlaubs hatte er noch von einem Kriegserlebnis in Rußland berichtet, bei dem Kameraden von ihm umgekommen waren. Er konnte sich nur dadurch retten, indem er ungesehen in eine Röhre kroch und den Eingang zuschüttete. Die Rückfahrt von seinem Urlaub zu seiner

Truppeneinheit führte Eugen nach Wien. Wegen der Wende im Krieg und dem Vormarsch der „Roten Armee“ in Ungarn wurden dort neue Verbände zusammengestellt.

Der weitere Verlauf seines tragischen Schicksals und seines Wehrmachtseinsatzes, den er gezwungenermaßen ableistete, ist dem Schreiben des Deutschen Roten Kreuzes, Suchdienst München, vom 9. Januar 1973 zu entnehmen. Demnach muß davon ausgegangen werden, daß Eugen Anfang 1945 bei den schweren Kämpfen im Kessel von Budapest ums Leben gekommen ist.



„Weihnachten 1915. Kriegsjahr!“ Vorne Eugen, dahinter der Bruder Josef, v.l. Josie, Else, Helene und Marie. (87)



V.l. Josef, Helene und Katharina Küppers, Hannchen und Eugen, Johanna und Heinrich Schuckmann, 5. November 1936. (88)



Das letzte Foto von Eugen und Gisela, Sommer 1944. (89)

Budapest, den 19. XII 44

Liebes Hannchen!

Gerade habe ich einen Brief nach Kaldenkirchen geschickt in der Hoffnung, daß Ihr vielleicht doch noch dort seid. Ich will Euch nur kurz mitteilen, daß es mir noch gut geht und Ihr beruhigt seid. Nun haben wir gerade wieder eine neue FP No. (Feldpost-Nummer) bekommen 22928. Ich will nur hoffen, daß ich mal Glück habe und ein paar Zeilen von Euch höre. Es genügt wenn ich weiß, daß es Euch noch gut geht und wo Ihr augenblicklich steckt. Man sorgt sich und kann doch nichts daran ändern. Noch einige Tage dann haben wir Weihnachten. Im nächsten Jahr wollen wir dann wieder zusammen diese Tage genießen in Frieden? Grüße Familie Evers von mir. Sei Du liebes Hannchen und die Kinder besonders herzlich gegrüßt und geküßt von Deinem Eugen

Der letzte Brief von Eugen aus Ungarn. (90)

Budapest, den 19. XII 44

Liebes Hannchen!

Gerade habe ich einen Brief nach Kaldenkirchen geschickt, in der Hoffnung, daß Ihr vielleicht doch noch dort seid. Ich will Euch nur kurz mitteilen, daß es mir noch gut geht und Ihr beruhigt seid. Nun haben wir gerade wieder eine neue FP No. (Feldpost-Nummer) bekommen 22928. Ich will nur hoffen, daß ich mal Glück habe und ein paar Zeilen von Euch höre. Es genügt wenn ich weiß, daß es Euch noch gut geht und wo Ihr augenblicklich steckt. Man sorgt sich und kann doch nichts daran ändern. Noch einige Tage dann haben wir Weihnachten. Im nächsten Jahr wollen wir dann wieder zusammen diese Tage genießen in Frieden? Grüße Familie Evers von mir. Sei Du liebes Hannchen und die Kinder besonders herzlich gegrüßt und geküßt von Deinem Eugen

Roza Zendijk, Venlo/Niederlande

Ons achterhuis in Amsterdam

Mina Sanders, die Schwester meiner Großmutter Sybilla de Wijze, zog am 14. August 1939 im Alter von 73 Jahren zu uns nach Deventer, mehrere Monate nach der Zerstörung der Synagogen, Geschäfte und Wohnungen jüdischer Bürger in Deutschland. Ihre vier Söhne Jakob, Julius, Albert und Siegfried, um deren Schicksal sie sich stets große Sorgen machte, waren bereits wegen der Verfolgung durch die Nationalsozialisten aus Deutschland geflohen.

Tante Minas Anwesenheit wirkte sich von Beginn an positiv und wohltuend bei uns aus. Durch ihre große Persönlichkeit nahm sie nach kurzer Zeit, ohne daß sie das wollte, Einfluß auf die ganze Familie und gab uns Hoffnung für die Zukunft. Sie spielte sich nie in den Vordergrund, dennoch hatten ihre Meinung und ihr Wort stets Gewicht. Sie war bei uns allen sehr beliebt, besonders bei meinem Vater und Bruder, die sie dann auch sehr verwöhnte. 1939 erfolgte die Mobilmachung der niederländischen Armee, und die Bevölkerung wurde aufgerufen, „handschoenen, shawls etc.“ (Handschuhe, Schals usw.) für die Soldaten zu stricken. Tante Mina „breide en breide“ (strickte und strickte), nicht nur für die Soldaten, sondern für die ganze Familie. Außerdem konnte sie wunderbar kochen und half meiner Mutter in Küche und Haushalt, nachdem wir später als „Juden“ keine Haushilfe mehr beschäftigen durften. Sie erfreute sich guter geistiger und körperlicher Gesundheit. Durch ihr bescheidenes, liebenswürdiges Wesen und ihre – trotz allem Leid – lebensbejahende und optimistische Einstellung machte sie sich schnell unentbehrlich.

„De duitse inval in Nederland“ (der deutsche Einfall in Holland) erfolgte am 10. Mai 1940. Mit gro-

ßer Besorgnis war die militärische Aktion schon Wochen zuvor erwartet worden. Die Stimmung war hoffnungslos, ängstlich, ja geradezu panisch, besonders unter der jüdischen Bevölkerung, schließlich wußte jeder von den Kriegen Hitlers gegen Polen, England und Frankreich. Hinzu kam die Vorgeschichte des Nazi-Terrors in Deutschland. Das spielte bei uns eine große Rolle, da wurde viel darüber gesprochen, wir hatten ja alle Informationen aus erster Hand.

Frühmorgens hörten wir die deutschen Flugzeuge. Über den Radiosender erfuhren wir wenig später von der Invasion. Wir hörten Schüsse, Detonationen und dann eine enorme Explosion: Die holländischen Streitkräfte hatten die IJssel-Brücke in die Luft gesprengt, um die Wehrmacht aufzuhalten. Der Widerstand dauerte jedoch nur wenige Tage. Nach der verheerenden Bombardierung des Zentrums von Rotterdam am 14. Mai erfolgte die Kapitulation nur einen Tag später. Im Radio kam der Aufruf an die Bürger, alkoholische Getränke aus den Häusern zu entfernen. Die deutschen Soldaten sollten nichts vorfinden, wovon sie sich hätten betrinken können. Ich habe noch vor Augen, wie mein Vater etwa 60 Weinflaschen aus dem Keller holte und eine Flasche nach der anderen in der Badewanne ausschüttete. Nur von dem Sauerkirsch-Schnaps, den meine Mutter selbst hergestellt hatte, konnte er sich nicht trennen.

In den Jahren danach wurden auch in Holland die Repressalien der deutschen Besatzer und einiger niederländischer Handlanger gegen die jüdischen Bürger immer strenger. Jüdische Geschäfte, in denen wir nur noch einkaufen konnten, durften nur zwischen drei und fünf Uhr nachmittags geöffnet sein. Unser ganzes Geld war beschlagnahmt



Roza Zendijk, 1998. (91)

worden, von dem Guthaben konnte lediglich alle vier Wochen ein geringer Betrag für Unterhalt bei der Sallandse Bank abgeholt werden. Nach acht Uhr abends war es uns generell verboten, das Haus zu verlassen. In unserem Personalausweis wurde ein Stempel „J“ für „Jude“ angebracht. Auch konnten wir nicht mehr reisen, Kino oder Theater besuchen. Der lokale Sender und die Presse befanden sich unter der Regie der Deutschen. Informationen über die Situation und den Kriegsverlauf waren nur noch über den englischen Rundfunk oder eine „Widerstands-Zeitung“ zu bekommen.

Anfang 1941, in der wachsenden Not und Verzweiflung, hatte mein Vater nach Abstimmung mit einem befreundeten Rechtsanwalt Lobstein noch versucht, für uns Kinder den „Calmeyer-Stempel“ zu bekommen, eine vorläufige Freistellung von der Überführung in das Lager Westerbork. Zu dieser Zeit streuten die Besatzer den jüdischen Bürgern Sand in die Augen und spielten ihnen vor, sie könnten über Westerbork auswandern.

Rechtsanwalt Lobstein stellte einen schriftlichen Antrag, und wir bekamen einen Termin bei der

„Zentralstelle für jüdische Auswanderung“. Meine Mutter fuhr mit mir nach Amsterdam, wo ich, im Alter von knapp 15 Jahren, selbst Rede und Antwort stehen sollte. Als ich an der Reihe war, wurde ich vom Wartezimmer zu fünf Männern einer Kommission geführt, die in SS-Uniform hinter einem grünen Schreibtisch saßen, in der Mitte der deutsche Leiter, SS-Hauptsturmführer Aus der Fünten, später bekannt geworden als einer der zu hohen Zuchthausstrafen verurteilten „drei von Breda“. Aus der Fünten musterte mich mit kaltem Blick und sprach mich an: „Du Jüdin, was hast du vorzubringen?“ „Du Jüdin!“ das habe ich bis heute nicht vergessen, ansonsten weiß ich nur, er war schrecklich zu mir.

Obwohl wir meinen Auftritt zu Hause gründlich vorbereitet hatten, war ich sehr aufgeregt, geriet bei dem Versuch, die komplizierten Hintergründe vorzutragen, bald ins Stocken und fing an zu weinen. Daraufhin kam die Mutter dann doch ins Zimmer, um mir die wenigen Minuten, die mir zur Verfügung standen, beizustehen. Der Antrag wurde später schriftlich abgelehnt.

Am 3. Mai 1942 kam auf Veranlassung der Deutschen eine Polizeiverordnung heraus, wonach alle Bürger jüdischen Glaubens gezwungen wurden, den „Judenstern“ auf der Kleidung zu tragen, einen deutlich sichtbaren, großen, gelben Stern mit dem Wort „Jood“ darauf. Der Stern, der bei der Behörde abgeholt werden mußte, durfte nicht mit Sicherheitsnadeln befestigt werden und wurde daher auf jedem Kleidungsstück festgenäht.

Ich war zu der Zeit 16 Jahre alt und besuchte in Deventer die 4. Klasse der „Middelbare School“ (HBS Hoogere Burger School). Ich vergesse nie, beim ersten Mal, als ich mit dem „Judenstern“ zur Schule ging, kam Tante Mina auf mich zu, hob den Zeigefinger und sagte zu mir: „Nun mußt du richtig stolz herumlaufen, so daß jeder den Stern gut sehen kann. Der Stern selbst ist nicht so wichtig. Sei stolz darauf, Jude zu sein. Du bist ein Kind des auserwählten Volkes. So mußt du das sehen!“ (Je bent een kind van het uitverkoren volk.) Mutter und Vater äußerten sich so nie, alle wußten, daß die Kennzeichnung durch die Besatzer im Grunde eine schreckliche Demütigung und Diskriminierung als „deutsche Volksfeinde“ bedeutete, aber die Mutter war damit einverstanden, was Tante Mina sagte und stimmte ihr zu.

Ich war die einzige in der Klasse, die von diesem Tag an den „Judenstern“ trug. Die Reaktion der



Wilhelmina Sanders, geb. Devries, wenige Monate nach ihrer Vertreibung aus Kaldenkirchen, Deventer 31. März 1940. (92)

Mitschüler war unglaublich. Jeder stürmte auf mich ein und fragte voller Mitgefühl: „Findest du das schlimm?“ Eine Freundin äußerte sich ähnlich wie Tante Mina, eher zum Trotz: „Ich würde da stolz drauf sein!“ Auch die Lehrer gaben ihren Kommentar, nur der einzige deutsche Lehrer ließ sich nicht aus der Reserve locken. Natürlich kam mir die Sache anfangs schon bedrückend vor, aber diese Maßnahme gegen uns empfand ich eigentlich am wenigsten schlimm, so daß ich mich bald daran gewöhnte. Mein eigenes Gefühl gebot mir, darüber zu stehen, also habe ich mich auch nicht geschämt, und das war Tante Mina zu verdanken: „Sei stolz, andere dürfen den Stern nicht tragen!“ Dann kam der Tag, an dem wir jüdischen Schüler nicht mehr die normalen Schulen besuchen durften. Ich ging von da an zur „Joodse School“ in Zwolle. Zuvor waren zum Unterricht zwei bis drei Lehrer zu uns ins Haus gekommen, die sehr antideutsch eingestellt waren, überhaupt kein Verständnis für die Zwangsmaßnahmen gegen uns hatten und sich auf diese Weise mit uns solidarisch erklärten.

Im Laufe des Jahres 1942 machten wir uns aufgrund der ständig wachsenden Entrechtung und Bedrohung immer mehr Sorgen, wie es weitergehen sollte. Viele jüdische Bürger waren schon untergetaucht, immer mehr jüdische Geschäfte wurden geschlossen, aber wir lebten noch zu Hause. Die Gefahr, von einer plötzlichen Razzia überrascht zu werden, nahm ständig zu.

In den ersten Tagen des Neuen Jahres 1943 war es auch für uns absolut unmöglich, länger durchzuhalten. Mein Vater kannte bei der Polizei seit vielen Jahren einen „Inspecteur“ Richie, dem er vertraute, und der von unserem Plan wußte, bei drohender Gefahr sofort aus der Stadt zu verschwinden. „Inspecteur“ Richie versprach, wachsam zu sein: „Zodra ik da lucht van krijg, waarschuw ik direct!“ (Sobald ich Wind davon bekomme, melde ich mich sofort). Am 5. Januar, nachmittags gegen vier Uhr,

klingelte plötzlich das Telefon. Richie sagte nur zwei Worte: „Smeer‘m, nu!“ was soviel bedeutet wie „Macht, daß ihr wegkommt! Haut ab!“ Draußen war es bitterkalt, als wir nach dem Anruf Hals über Kopf die Flucht durch die Hintertür ergriffen. Wir nahmen nur mit, was wir am Leib trugen. Meine kleine Schwester Sybilla spielte gerade mit ihrer „kranken“ Puppe und hatte sich dazu ihr Geburtstagsgeschenk, eine „verpleegsters-uniform“ (Krankenschwester-Tracht) mit Häubchen und Schürze angezogen. Die Mutter streifte ihr noch schnell eine von Tante Mina gestrickte Jacke über, und schon war keine Sekunde mehr zu verlieren. Tante Mina lief zu Hause immer mit warmen Pantoffeln herum, und mit diesen Pantoffeln an den Füßen floh sie aus dem Haus, denn obwohl uns die Warnung nicht völlig unvorbereitet traf, nahmen wir uns in unserer Hast nicht mal mehr Zeit, Schuhe zu wechseln oder irgend etwas anderes mitzunehmen als eine Handtasche. Wir ließen alle Wäsche, Kleider und persönlichen Sachen zurück. Größere Gepäckstücke hätten auffallen und unsere Flucht verraten können. Auf unseren Mänteln und Jacken befand sich noch immer der „Judenstern“, der auf die Schnelle nicht mehr entfernt werden konnte.

Mehr als zwei Jahre nach unserer Rückkehr hörten wir von Nachbarn, daß unsere Flucht noch in allerletzter Minute geglückt war, denn kurze Zeit darauf erschien bereits die deutsche „SS“ vorne an der Haustür, um uns abzuholen. Als sie das Haus verlassen voranden, beauftragten sie die als dienstbare NSBers (Nationaal Socialistische Beweging) in Erscheinung getretene Umzugsfirma „Puls Verhuizingen“, das gesamte Haus mit antikem Mobiliar und Wäsche leerräumen und die Sachen wegzuschaffen. Unser Eigentum ging teils nach Deutschland oder fand Verwendung bei den Dienststellen der Besatzer. Das Haus wurde Sitz des deutschen Ortskommandanten, der sich dort häuslich niederließ. Mehr als zwei Jahre später nach

seiner Rückkehr entdeckte mein Vater einen unserer Wohnzimmerstühle im Bürgermeisteramt. Der Bürgermeister war froh, ihn wiederzusehen und bot ihm Platz an mit den Worten: „Meneer Zendijk, ga zitten, alstublieft!“ und mein Vater war entgeistert: „Als het maar mag, dat is een stoel van ons!“ (Wenn Sie erlauben, der Stuhl gehört uns). Es war das einzige Möbelstück, das wir jemals von den beschlagnahmten Sachen zurückbekommen haben.

Wir gelangten unbemerkt zu Freunden, Familie Greiner in Deventer, wo wir eine schlaflose Nacht verbrachten. Bei dieser Familie hatten wir allerdings Monate vor der Flucht einige Einrichtungssachen für alle Fälle in Sicherheit gebracht: China-Porzellan, einen antiken Schrank aus dem 17. Jahrhundert, der heute noch in meinem Wohnzimmer steht, Silbersachen und Teppiche. Am nächsten Tag mußten wir weiter nach Amsterdam, denn dort war unsere „onderduikadres“ (Untertauchadresse). Das war bereits im voraus abgemacht mit den Leuten dort, und wir konnten jederzeit kommen. Wir brauchten nur anzurufen und in verschlüsselter Form unsere Ankunft anzukündigen.

Da es uns nicht mehr erlaubt war zu reisen, wir aber nur offen mit dem Zug Amsterdam erreichen konnten, mußte dies alles sehr vorsichtig geschehen. Wir waren sechs Personen, mein Vater Moses (Moos) Zendijk, meine Mutter Sara (Saar), meine beiden Schwestern Ina und Sybilla, Tante Mina und ich. Wir entfernten die „Judensterne“ von unserer Kleidung und begaben uns im stündlichen Abstand zum Bahnhof. Dort stiegen wir so unauffällig wie eben möglich in drei Gruppen in verschiedene Züge Richtung Amsterdam, jeweils in Begleitung eines Mitglieds der Familie Greiner: Meneer Greiner mit Mutter und Tante Mina, Mevrouw Greiner mit Vater und mir und der Sohn mit Ina und Sybilla. Obwohl sich immer deutsche Militärpolizei im Zug befand, kamen wir glücklicherweise ohne Zwischenfälle am Bestimmungsort an.

Eine schicksalhafte Begegnung

In Amsterdam, Prinsengracht 289, sind wir zwei Jahre und vier Monate untergetaucht, und zwar im Hinterhaus von Johannes de Visscher und seiner Frau Maria (oom Jan en tante Mies), die selbst kinderlos waren. De Visscher stellte früher in seinem Atelier Priesterkleidung, Vorhänge und Kunstgegenstände aus Silber für die katholische Kirche her. Inzwischen war der Krieg ausgebrochen, unser Land besetzt, und er konnte auf „legale“ Weise keine kostbaren Stoffe und Material für seine Silbersachen mehr beziehen. Edelmetalle konnte man offiziell nur noch bekommen, wenn man Mitglied der von den Deutschen eingesetzten „Kultuurkamer“ war. Den Beitritt hatte er jedoch verweigert. Von nun an besorgte er sich sein Material durch andere Quellen und beschäftigte bei der Schmuckherstellung „illegal“ sechs junge Leute. Da er sein Gewerbe offiziell nicht mehr ausüben konnte, produzierte er nach eigenem Rezept eine Suppenpaste Marke „JAMIE“ (Kombination der Vornamen Jan und Mies), die er in kleinen Gläsern mit blauweißem Deckel an Kunden auslieferte. Um seine Produktion abzusetzen, hatte er Anfang 1942 eine Annonce in einer „landelijke krant“ (landwirtschaftliche Zeitung) aufgegeben, in der er einen Vertreter für die Anwerbung und den Besuch von Kunden suchte.

Mein Vater schrieb einen Brief nach Amsterdam: „Wir sind eine jüdische Familie ohne Arbeit und Einkommen. Unser Betrieb wurde enteignet und wird jetzt von einem Verwalter der Deutschen weitergeführt. Ich besitze aber noch alle Kundenlisten von Metzgern in der Umgebung von Deventer, die von meinem Sohn Sallo mit dem Fahrrad besucht werden könnten.“ Kurz darauf rief Jan de Visscher tatsächlich an, und es kam zu einem Treffen in unserem Haus. Ich kann mich heute noch genau an einige Sätze erinnern, die damals gesprochen wurden, nachdem mein Vater mit knappen Worten unsere schlimme Situation und die besorgniserregende Bedrohung geschildert hatte. De Visscher: „Ik begrijp niet, dat U met Uw hele gezin hier Uw noodlot zit af te wachten!“ (Ich verstehe nicht, warum Sie sich hier mit Ihrer ganzen Familie Ihrem Schicksal ergeben.) Mein Vater: „Waar moet ik met mijn hele gezin naar toe?“ (Wo soll ich mit

meiner ganzen Familie hin?) Nach kurzem Schweigen kam die Antwort: „Nou, dan komen jullie maar bij ons. Ik moet het wel even met mijn vrouw overleggen!“ (Nun, dann kommen Sie nur zu uns. Ich muß das wohl eben mit meiner Frau besprechen!)

Mein Vater war damals schon höchst überrascht: „Sie bieten das an, ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll!“ Das war ein völlig fremder Mann, dem wir nie zuvor in unserem Leben begegnet waren. Mein Vater hatte einige hervorragende „zakenrelaties“ (Geschäftsfreunde), aber keiner hätte das so schnell gewagt, und es war auch völlig unmöglich, so etwas zu erwarten oder gar zu verlangen. Er kam als Wildfremder, saß zehn Minuten in unserem Wohnzimmer in Deventer, gestikuliert mit den Händen und sagte: „Aber das kapiert ich nicht! Kommt nur zu uns! Meine Frau muß auf jeden Fall Bescheid wissen!“ Ja, wer tut so was?

Dabei war er sich genau des Risikos bewußt, das sie eingingen, denn er hatte in Amsterdam bereits die Schrecken der Besatzungszeit erlebt.

De Visscher war ein toller und außergewöhnlicher Mann, und die ganzen Jahre hat er sich so gezeigt: „Dat heeft een bedoeling (das hat einen Sinn), daß wir uns kennengelernt haben. Gott hat uns zusammengebracht, jullie zijn op onze weg gekomen (ihr seid uns auf unserem Lebensweg begegnet), und dann muß man das tun. So einfach ist das“, sagte er dann. Er war unglaublich. Ich bin keinem anderen Menschen mehr in meinem Leben begegnet, der so unbeirrt handelte. Und ohne ein Wort zuviel zu reden oder gar zu jammern: „Wenn ihr gefunden werdet, sind auch wir erledigt, ist es auch für uns gelaufen.“ Dergleichen hat er nie von sich gegeben. Das wußte er, das nahm er in Kauf. Als er seine „Einladung“ aussprach, war ihm klar, auf was er sich da einließ. Aber er selbst besaß stets das meiste Vertrauen, daß alles ein gutes Ende nehmen würde: „Das schaffen wir zusammen, ganz einfach“, sagte er, „das schaffen wir!“

Wie wir erst nach unserer Befreiung erfuhren, war „ons onderduikhuis“ in unmittelbarer Nähe des Verstecks Prinsengracht 263 der Familie Frank. Beide Häuser liegen auf der gleichen Seite der

Gracht, hauptsächlich getrennt durch die bekannte Amsterdamer „Westerkerk“ (Westerkirche). Das tragische Schicksal dieser Familie ist vielen aus der Veröffentlichung der Tagebücher von Anne Frank bekannt geworden. Ihre Mutter Edith Frank-Holländer war übrigens verwandt mit Johanna Devries aus Kaldenkirchen, ebenfalls geborene Holländer, Schwägerin von Tante Mina. Mit Ausnahme des Vaters Otto Frank kamen alle später in Konzentrationslagern um, Anne Frank starb kurz vor der Befreiung des Lagers Bergen-Belsen an Typhus. Auch wir lebten mit sechs Personen in einem Hinterhaus, vergleichbar mit dem, in dem die Familie Otto Frank Unterschlupf fand. Wir waren in einem Zimmer untergebracht, das vorher als Atelier gedient hatte, und blieben dort die ganze Zeit versteckt. In diesem, mit alten Gardinen aus früherer Produktion verdunkelten Raum, in den das Tageslicht nur durch einen kleinen Spalt hereinfiel, spielte sich von nun an unser weiteres Leben ab. Wir schliefen dort und mußten ansonsten zusehen, uns den ganzen Tag zu beschäftigen. Die Toilette konnten wir nur abends benutzen, um nicht im Treppenhaus den jungen Leuten in die Arme zu laufen.

Hinzu kam, 1943 war ein sehr kalter Winter. Wir standen ohne Heizung, Gas und natürlich ohne elektrisches Licht da. Auch hatten wir keine „distrie-butiekaarten“ (Lebensmittelkarten), also mußte das Essen auf dem „zwarte markt“ beschafft werden, wo sich der Handel hauptsächlich abspielte. Da es natürlich ausgeschlossen für uns war, sich draußen blicken zu lassen, mußte tante Mies auch Essen für uns mitbesorgen, und das war eine sehr schwierige Sache, denn es gab fast keine Nahrungsmittel mehr in Amsterdam. Auch mit Lebensmittelkarten konnte man kaum was bekommen, und alles war extrem teuer. Dadurch haben wir eine sehr, sehr entbehrungsreiche Zeit durchgemacht. Geld durften wir offiziell nicht besitzen, abgesehen davon hatten uns die Deutschen alle Wertsachen abgenommen, derer sie habhaft werden konnten. Meine Mutter hatte im Laufe ihrer Ehe ganz tollen Brillantschmuck von meinem Vater geschenkt bekommen, und es war ihr wenigstens gelungen, diesen unter den Kleidern zu verbergen und mit auf unserer Flucht nach Amsterdam zu retten. Der Schmuck wurde später von oom Jan auf dem Schwarzmarkt „versilbert“.



Amsterdam, Prinsengracht 289, rechte Häuserreihe, 4. Haus von links, im Hintergrund die Westerkerk mit Westertoren, „maart 1943“. Im Hinterhaus von Jan und Mies de Visscher sind Mina Sanders und die Familie Zendijk seit Januar 1943 untergetaucht. Hinter der Westerkerk befindet sich das Versteck der Familie von Anne Frank. (93)

Oom Jan en tante Mies

Um sich über Wasser zu halten, hatte oom Jan inzwischen einen Schwarzhandel begonnen mit Silberringen, Broschen, Armbändern und anderen „zierraden“, die er auf Grund seines früheren Berufes herstellte. Hierzu kaufte er Silber „schwarz“ ein und erzielte erstaunlich viel durch den Verkauf oder Tausch der Sachen. In der 2. Etage des Hinterhauses, direkt über unserem Versteck, beschäftigte er tagsüber von acht bis fünf Uhr nachmittags sechs junge Männer vom Fach in einem „illegalen“ Atelier. Es waren „junge Nederlanders“, die der Aufforderung, sich zum Arbeitseinsatz in Deutschland zu stellen, nicht Folge geleistet und sich in der Stadt abgesetzt hatten. Offiziell wußten sie nichts von unserem Versteck im 1. Stock, aber sie hatten ja ohnehin „boter op het hoofd“, wie man hier sagt, sie hatten selbst allen Grund, ihre Identität und verbotene Tätigkeit unter keinen Umständen preiszugeben. Um wegen seiner Weigerung, der „Kultuurkamer“ beizutreten, nicht gleich „in de verdachtenbank“ (in Verdacht) zu geraten, hatte oom Jan seine Maschinen abgegeben und meinte dazu: „Die sind doch alt, man kann nie wissen, wie lange der Krieg dauert und was danach kommt!“

Jan de Visscher war ein „levensgenieter“ (Genießer), selbst im Krieg. Er war ein großer „artiest“ (Künstler), und das ist er noch immer in meinen Augen, mit einem Schuß Abenteuerblut. Er hatte braune Augen und trug schon damals lange dunkle Haare wie ein „Beatle“, denn es war ihm zu lästig, sich diese schneiden zu lassen. Er war im „Jordaan“ geboren und aufgewachsen, einem weltbekannten Viertel der Stadt. Aus dieser volkstümlichen Gegend, die ihren typischen Charakter bis heute bewahrt hat, stammen viele echte „Amsterdammers“, tolle Menschen einer ganz besonderen Stadt. Die Prinsengracht lag nur „um die Ecke“. Sowohl seine Frau als auch er waren sehr gläubige katholische Christen. Bei ihm konnte man das nicht auf Anhieb erkennen: „Hij vloekte alle duivels uit de hel bij mekaar.“ (Er fluchte Hölle und Teufel zusammen). Er war viel zu Hause, aber ab fünf Uhr nachmittags zog es ihn „in de kroeg op de hoek“ (in die Kneipe an der Ecke), wo er sich mit Freunden traf und sich einen oder mehrere teure „zwarte jenever“ (Schnaps) genehmigte. Darüber hinaus mischte er kräftig am Schwarzmarkt mit. Doch in

seinem Herzen war er bestimmt der gläubigste Mensch, dem ich in meinem Leben begegnet bin. Er machte kein Aufhebens davon, sondern handelte stets nach seiner Überzeugung und lebte voll Vertrauen von einem Tag zum anderen.

Als wir in Amsterdam Unterschlupf fanden, waren er und seine Frau 53 und 51 Jahre alt. Da sie keine eigenen Kinder hatten, liebten sie es, uns drei Töchter unter ihrem Dach zu haben: Sybilla (9) war noch kleiner, Ina (24) schon erwachsen und ich (16) mit großem Abstand dazwischen. Meine Eltern und Tante Mina waren da, seine Angehörigen wohnten unten im Haus, und oom Jan fand es herrlich, soviel Leben um sich zu haben. Er hat uns nicht nur wie seine eigene Familie angesehen und aufgenommen, sondern sich vielmehr richtig über den Zuwachs gefreut. Freude, pflegte er zu sagen, sei für ihn wichtiger, als die Gefahr.

Tante Mies war eine „Groningse boerin“ (eine Bauerstochter aus Groningen), dem Norden der Niederlande und in ihrer Art und ihrem Äußeren genau das Gegenteil von ihm. Sie war sehr steif, sprach viel über ihre Religion und brachte mir christliche Gebete bei. Sie war mit allem einverstanden, was ihr Mann tat, wir konnten gut mir ihr, sie stand voll dahinter, sonst hätte das nicht funktioniert. Von oom Jan erhielten wir schon am ersten oder zweiten Tag in ganz netter Form einige Instruktionen und Verhaltensmaßregeln, um mit der neuen Situation zurechtzukommen. Beide hatten das überdacht, weil es so lebensgefährlich war. Meine Mutter fing an: „Wir brauchten Ihnen das ja nicht anzutun, Sie haben es gesagt, aber vielleicht wäre es besser gewesen ...“ „Darüber reden wir nicht. Wir tun's gerne“, sagte er dann, „aber wir müssen alle, und das gilt besonders auch für uns, so viel Sicherheit wie möglich einbauen, damit keiner euch sieht und hört.“

Tante Mina, die schon auf die 80 zuzuging, schlief als einzige in einem „wankel, ijzeren bed“ (wackligen, eisernen Bett). Meine Eltern verbrachten die Nacht auf einem Zuschneidetisch in einer Zimmerecke. In der Mitte des Raums stand ein langer Tisch auf dem die abmontierten Maschinen gestanden hatten oder in die Platte eingelassen waren. Über den Öffnungen in der Tischplatte lag ein Türblatt, und darauf schlief ich. Als Schlafstätte für Ina und

Sybilla diente eine alte Tür auf dem Boden, zwischen Bett und Tisch. Tante Mina und die Eltern lagen auf alten Matratzen, ansonsten bestanden die „Betten“ aus Strohsäcken, alten dünnen Decken und Gardinen. Für Tante Mina war es nachts bei völliger Dunkelheit viel zu riskant, zur Toilette in der Ecke der Küche zu gehen, denn dann hätte sie über einen schmalen Durchgang an der sehr gefährlichen Öffnung einer steilen Treppe vorbeigemußt, die im Hinterhaus nach unten führte. Ihre Sehkraft hatte aufgrund ihres hohen Alters stark nachgelassen, so daß sie sich schon von daher nicht mehr so gut orientieren konnte. Also hatte sie sich einen Eimer mit einem gelöteten Zinkboden aufgestellt, „en als ze dan een plasje moest doen ging ze op die emmer zitten en dan maakte dat vreselijk veel lawaai“ (und wenn sie dann zur Toilette mußte, setzte sie sich auf den Eimer, was einen schrecklichen Lärm verursachte), so daß die ganze Familie aufwachte, da wir natürlich immer zusammen waren.

Jedoch das Allerschlimmste war eigentlich die Angst, die uns ständig im Nacken saß. Die Angst, von den Deutschen entdeckt zu werden. Jede Nacht erfolgten Razzien, wurden jüdische Bürger aus den Häusern abgeführt, zur „Hollandse Schouwburg“ (Theater im Judenviertel) gebracht und von dort aus unter den meist schrecklichsten Umständen zum Durchgangslager Westerbork und weiter in den Osten verschleppt. So war es auch unserem Bruder Sallo nach seiner Verhaftung in Maastricht ergangen, wie sich erst viel später herausstellte. Die Entdeckung unseres Verstecks hätte nicht nur unser Leben aufs Spiel gesetzt, unsere Beschützer standen unter gleicher oder noch größerer Gefahr als wir, denn diejenigen, die „Juden“ Unterschlupf gewährten, wurden gnadenlos erschossen. Folglich war die Angst allgegenwärtig und unser ständiger Begleiter. Trotzdem begann jeder Tag aufs neue, und wir versuchten miteinander, das Beste aus unserer Situation zu machen.

Besonders unter dieser extremen Belastung spielte Tante Mina eine wesentliche Rolle. Sie war eine charakterlich starke und weise Persönlichkeit und verstand es immer, uns Mut zu machen und bei Laune zu halten. Sie gab uns Halt und Zuversicht und durch ihr ausgleichendes Wesen erfreute sie sich bei uns allen großer Beliebtheit. Wir spürten ihre Sorge um ihre Söhne in Holland und Übersee, von denen sie natürlich kein Lebenszeichen mehr

erhielt, nicht wußte, ob sie gesund waren, ihren Lebensunterhalt verdienen konnten, wo und wie sie lebten, sie hoffte nur, daß sie lebten. Trotz ihres hohen Alters hatte sie den Willen, die schreckliche Zeit zu überstehen, um ihre Söhne wiederzusehen. All die Jahre, in denen wir in Amsterdam versteckt waren, bewahrte sie Hoffnung und Vertrauen, daß die Deutschen die Verlierer dieses Krieges sein würden und sie nach Kriegsende zu ihrem jüngsten Sohn Siegfried auswandern könnte, der mit seiner Braut Ilse nach Haiti geflohen war. Sie wußte, er würde nach Amerika übersiedeln, sobald es seine finanzielle Situation und die Einwanderungsbestimmungen der USA zuließen, da Klima und Lebensumstände in Haiti für Europäer sehr schlecht waren. So sagte sie stets: „Ich hoffe, mit euch gemeinsam zu überleben. Sollte das der Fall sein, gehe ich zu Siegfried nach Amerika.“ Für dieses Ziel behielt sie ihren Lebensmut, das gab ihr Kraft. Sie wollte die Zeit, die sie noch zu leben hatte, mit diesem jüngsten Sohn, dem sie so besonders nahe stand und seiner Frau verbringen.

Tante Mina war eine sehr religiöse Frau. Obwohl wir auf unserer Flucht kaum persönliche Sachen mitnehmen konnten, besaß sie in ihrer Tasche ein Gebetbuch, woraus sie jeden Tag für uns alle betete, so lange sie mit uns zusammen war. Vor allem gab es ein Gebet, das sie in der Regel dreimal täglich las und das uns alle stark beeindruckte: „Für das Wohlbefinden meiner Kinder in der Fremde.“ (siehe Seite 126). Oom Jan war von dieser Frau be-

geistert. Sein Deutsch war nicht so gut, aber Tante Mina verstand alles, was er auf holländisch sagte. Er kam zwei- bis dreimal am Tag, wir hörten ihn schon kommen an seinem vertrauten, etwas schlurfenden Gang. Zuweilen war sie gerade mit ihrem Gebetbuch beschäftigt. Mutter und ich mußten lachen, wenn er beispielsweise zu ihr sagte: „Tante Mina, bidt ook maar 'n rozenhoedje voor ons“, was soviel bedeutet wie: bete auch mal einen Rosenkranz für uns! „Das tu ich ja immer“, war die Antwort, „für die Kinder in der Fremde.“ Dann lächelte er sie so an: „Dann tust du 's auch für u n s Kinder hier!“ „Ja, selbstverständlich tue ich das!“

Ich durfte als einzige tagsüber das Zimmer im Hinterhaus verlassen, da ich mit meinen rotblonden Haaren durchaus dem normalen niederländischen Typ entsprach. Zwar kam ich nicht auf die Straße, aber im Haus wollten oom Jan und tante Mies mich nicht verstecken. Obwohl wir äußerst vorsichtig waren, und ich mich nie direkt am Fenster blicken ließ, hatte ich ab und zu eine schöne Aussicht auf die Gracht. Da es ihnen unter den gegebenen Umständen viel zu gefährlich erschien, normale Bedienstete mit Hausarbeiten zu beschäftigen, fiel diese Aufgabe mir zu, und dadurch war ich die meiste Zeit mit ihnen zusammen. Ich reinigte den Hausflur, die Treppe, die Zimmer und aß mittags mit ihnen, wenn Besuch kam, obwohl es natürlich kaum was gab. Ich gehörte dann zur Familie, war eine Nichte aus Groningen. Ab und zu kam ein Neffe Frits zu Besuch. Auch dem erzähl-

ten sie, daß ich aus Groningen stamme, und nur hier sei, um tante Mies zu helfen, das Haus sauberzuhalten, denn sie mußte in der Stadt überall lange anstehen. Ich bezweifle, daß der Neffe das geglaubt hat, aber da sie es so überzeugend brachten, fragte er niemals weiter. Im vorderen Souterrain (Untergeschoß) des Gebäudes, ein paar Stufen nach unten, befand sich das Geschäft der „Compagnions“ Tukker en Cram, die „Passementerieren“ (Bordüren für Vorhänge und Gardinen) herstellten. Beide kamen oft nach oben, der eine oder der andere. Obwohl das gute Freunde waren, machten sie auch denen vor: „Een nichtje van Mies uit Groningen.“ Ich traf auch im Haus die jungen Schwarzarbeiter, die bis 1945 oben eingesetzt waren. Tante Mina und unsere Familie bekamen sie dagegen nie zu Gesicht, jedoch kam später raus, daß sie doch was gemerkt hatten.

Vor dem Essen begann oom Jan mit den Tischgebeten und die Angehörigen, Freunde und ich vielen in kurzem Abstand ein: „Onze Vader, die in de hemelen zijt, Uw koninkrijk kome, Uw will geschiede ...“ (Vater unser, der Du bist im Himmel ...) Anschließend wurde gebetet: „Wees gegroet Maria, vol van genade ...“ (Gegrüßet seist Du Maria ...) Ich konnte das nachher besser als meine eigenen, jüdischen Gebete. Die neuen Gebete lernte nur ich, die anderen kamen tagsüber nicht aus ihrem Versteck. Ich dagegen durfte in alle Räume.



Portrait Jan (Johannes Martinus) de Visscher, Silber- und Kupferschmied in Amsterdam, 1890 - 1955, Hintergrund: Metallsäge, Meßgerät und Zeichnung für den Entwurf von Kunstgegenständen mit Kelch, Kreuz und Ornamenten. Öl, 45 x 35 cm, um 1942, Kunstmaler Kreeel Daamen, früherer Nachbar im Haus Prinsengracht 291. Das Gemälde hing jahrelang im Wohnzimmer von oom Jan. (94)



Portrait Mies (Maria) de Visscher, geb. Kreuger, um 1946,
Künstler unbekannt, 32 x 24 cm, Bleistift und Conté. (95)

„Sie müssen dich für jeck halten!“

Während der ganzen Jahre unseres Untertauchens hatten wir eine sehr schwere, gefährliche und angstvolle Zeit zu überstehen. Immer häufiger drang die „SS“ (Schutzstaffel) und „Gestapo“ (Geheime Staatspolizei) in Häuser ein, um jüdische Bürger aufzuspüren. Auch unser Gebäude wurde von ihnen kontrolliert. Unser Zimmer im Hinterhaus des historischen Gebäudes aus dem 17. Jahrhundert an der Prinsengracht befand sich in der ersten Etage. Dorthin gelangte man vom Eingang nur über eine lange Treppe, die von mir regelmäßig mit einer Bürste und Sodawasser gesäubert wurde, wofür ich als Wochenlohn ein Ei erhielt, das ich mit meinen Geschwistern teilte (Schwarzmarktpreis 15 Gulden). Die Tür konnte von oben durch Ziehen an einer langen, von Ringen entlang der Treppe geführten Schnur geöffnet werden.

Wir glaubten zu wissen, daß die Deutschen trotz ihrer Abgebrühtheit und Grausamkeit eine besondere Abneigung oder gar Furcht vor „Idioten“ (geistig Behinderten) hatten, die im allgemeinen als unberechenbar galten. Die konnten bei plötzlichen Wutanfällen die schrecklichsten Dinge tun, einem an die Kehle springen oder sonst was. Unser „onderduikvader“ hatte mir eingeschärft: „Falls es klingelt, und wir sind nicht da, öffnest du die Tür. Wird das Haus von den Besatzern kontrolliert und keiner macht auf, werden sie erst recht mißtrauisch und schlagen die Tür ein. Solltest du den Deutschen begegnen, mußst du ‚gek doen, heel gek, daar zijn ze doodsbang voor.‘ Sie müssen dich für ‚jeck‘ halten, so als ob du wirklich nicht ganz gescheit bist, weder sprechen noch richtig hören kannst. Du solltest komische Grimassen schneiden, wild gestikulieren und unverständliche Laute ausstoßen.“ Um auf eine solche Situation vorbereitet zu sein, hatte ich sogar im Beisein der ganzen Familie geübt.

An einem eiskalten Tag im Winter 1943/44 war ich gerade mit Bürste und Eimer auf halber Treppe beschäftigt und beeilte mich, vor Einbruch der Dunkelheit fertig zu werden. „S' middags om een uur of vier ging de bel.“ (mittags gegen vier Uhr klingelte es). Ich zog an der Schnur, die Tür wurde von außen aufgestoßen, und ich erstarrte vor Schreck. Unten an der Treppe erschienen tatsächlich „twee SS-Offizieren“ in Uniform, bewaffnet mit



Mina Sanders kurz nach der Befreiung in Holland.
Auf ihrem Kleid trägt sie eine Silberbrotsche mit Türkis von ihrem Lebensretter oom Jan. (96)

Gewehren, die mich in bedrohlicher Weise anbrüllten: „Sind hier auch Juden? Juden, Juden meinen wir?“ Ich versuchte, mich trotz meiner Panik und Todesangst wie oben beschrieben zu verhalten. Ich hatte nur einen Gedanken: „Komme, was wolle, die dürfen unter keinen Umständen nach oben, finden sie die anderen, so ist es aus!“ Ich gab keine Antwort, sondern blickte sie verständnislos an, so als ob ich nicht verstehe. Sie brüllten weiter in frechem Ton auf mich ein, aber ich reagierte immer

chaotischer. Schließlich machten die zwei Anstalten, die Treppe raufzukommen. Ich hielt mich mit aller Kraft links und rechts am Geländer fest, gab schreckliche Töne von mir und ließ sie nicht vorbei, indem ich so tat, als würde ich mich irrsinnig zur Wehr setzen und mit den Schuhen jedem ins Gesicht treten, der es wagen sollte, sich mir zu nähern. Sie sahen mein wutverzerrtes und entschlossenes Gesicht, und das hielt sie wohl davon ab, mich einfach gewaltsam beiseitezustoßen und nach oben

durchzulaufen. Endlich gaben sie ihr Vorhaben auf und verließen das Haus mit den Worten: „Die ist ja ganz krank, sogar gefährlich krank, wir hauen ab“, schlugen die Tür hinter sich zu und verschwanden.

Ich hatte weiche Knie und zitterte am ganzen Körper vor Erregung und Angst, aber es war mir geglückt, sie abzulenken und aufzuhalten. Wir waren in dem Augenblick wieder einmal gerettet. „En toen heb ik van schrik en ellende drie nachten helemaal niet kunnen slapen“ (Vor lauter Schreck und Elend konnte ich danach drei Nächte hintereinander absolut nicht schlafen), denn wenn sie uns entdeckt hätten, wäre es aus gewesen, mit unserer ganzen Familie und natürlich auch mit der alten Tante Mina. Aber Gott sei Dank ist es soweit nie gekommen.

Die Familie im Hinterhaus hatte die Klingel gehört und mitbekommen, wie die Tür nach einer Weile wieder zugeschlagen wurde, aber natürlich ließ sich keiner oben an der Treppe blicken. Tante Mies war gerade zum Einkaufen und oom Jan saß in seiner Kneipe und hatte danach „einen sitzen“. Als sie zurückkamen, war die Aufregung groß. Kaum auszudenken, wenn da was passiert wäre und die uns alle erwischt hätten. Bei dem Gedanken an dieses Erlebnis überkommt mich noch heute das Gefühl dieser furchtbaren Panik, die mich damals zum Glück nicht lähmte, sondern mir im entscheidenden Augenblick Bärenkräfte verlieh.

Die Razzien, speziell in den Grachten, nahmen

nach diesem Zwischenfall so rapide zu, daß oom Jan es für besser hielt, eine meiner Schwestern und speziell mich ein paar Tage bei einer anderen Familie in der Nähe unterzubringen. Er befürchtete, die könnten nachts wiederkommen, um das Haus genauer unter die Lupe zu nehmen. Zunächst einmal würden sie mich nicht wieder antreffen und außerdem, sollte es zu einer Entdeckung unseres Verstecks kommen, wären wir nicht alle verloren, sondern vielleicht zwei von uns gerettet. Wir hatten in Deventer Nachbarn, Familie van Heeswijk, mit denen wir uns sehr gut verstanden. Die kannten zwar nicht unsere Untertauchadresse, waren aber grundsätzlich darüber im Bilde, daß wir die Absicht hatten, uns nach Amsterdam abzusetzen. Meneer van Heeswijk bot meinen Eltern vor unserer Flucht an: „Hört zu, falls ihr in eine Notlage kommt, ich habe einen Bruder in Amsterdam, dem könnt ihr vertrauen, und der kann euch vielleicht helfen.“ Wir riefen in Deventer an, Meneer van Heeswijk nahm Rücksprache mit seinem Bruder und meldete sich dann wieder bei uns mit der Adresse: Roza und Ina sind sehr willkommen.

Obwohl es nur für ein paar Tage sein sollte, war der Abschied so bedrückend, daß meine Mutter bitterlich weinte. Sie hatte früher mit ansehen müssen, wie sich viele jüdische Familien teilten, um getrennt vielleicht eher durchzukommen. Mehrere Kinder einer Familie waren oft an drei verschiedenen Orten verstreut. Das wollte meine Mutter unter allen Umständen verhindern, zumal Sallo schon

weg war. Diesmal mußte sie sich fügen. Abends im Dunkeln, vor der Sperrzeit um acht Uhr, betraten Ina und ich nach mehr als einem Jahr zum ersten Mal die Straße. Uns befiel das Gefühl von Verlassenheit und drohendem Unheil, als wir mutterseelenallein unseren zehnmütigen Fußweg über die Brücke der Gracht und durch die fremden Gassen der Stadt antraten. Glücklicherweise erreichten wir unbehelligt die Adresse, klopfen ans Fenster, und wurden von „oom Gerrit en tante Truus“ sehr gastfreundlich empfangen. Die neue Umgebung war natürlich fremd und anders, und ich kann mich noch gut entsinnen, daß oom Gerrit „pruimtabak“ (Kautabak) zu sich nahm und den Priem nach einer Weile im hohen Bogen gezielt in einen andert-halb Meter entfernten Napf spuckte. Das habe ich immer noch vor Augen, denn solche merkwürdigen Kunststücke hatte ich noch nie gesehen. Wir blieben dort insgesamt nur zwei Nächte. Tagsüber konnten wir uns nicht ungesehen bei ihnen aufhalten, da laufend Familienmitglieder und Kunden in das Geschäft und die Wohnung kamen. Also begaben wir uns morgens im normalen Stadtbetrieb wieder zur Prinsengracht und kehrten noch einmal abends zurück. Danach hatte sich die Situation offenbar etwas entspannt, so daß oom Jan die Sache beendete. In der Regel wurden die Grachten gezielt durchkämmt, und danach erschien die Gefahr nicht mehr ganz so akut, was sich auch in den Kneipen rundsprach. Das war das einzige Mal, daß Ina und ich aus dem Haus gekommen sind.

Das Glockenspiel vom Westertoren

Wir hatten übrigens in unserem Versteck noch einen Platz, wo wir uns notfalls für kurze Zeit hätten unsichtbar machen können: In einer sehr kleinen, alten Küche war unter der Anrichte ein Schrank, in den mit „veel passen en meten“ (viel drücken und schieben) drei Erwachsene und drei Kinder reinpaßten. Allerdings hätten wir in dem winzigen und engen Versteck so gut wie keine Luft mehr bekommen. Wir haben es zwar gepробt, aber glücklicherweise nie ernsthaft davon Gebrauch machen müssen. Immerhin wäre dieses Risiko noch erträglicher gewesen, als sofort entdeckt zu werden. In diesem Schränkchen war übrigens auch der Radioempfänger versteckt, mit dem oom Jan täglich den englischen Sender abhörte.

Neben unseren „onderduikouders“ wohnten noch die Eltern sowie Tante Anna von oom Jan im Souterrain des Hauses, hinter dem Geschäft von Tukker en Cram. Sie waren die einzigen, die über unsere Anwesenheit im Haus Bescheid wußten. Als der alte Opa starb, wurde er auf unserer Etage, im ersten Zimmer am Ende der langen Treppe aufgebahrt. Da hier früher der Versand der Produktion erfolgte, nannte man dieses Zimmer, das sich direkt vor unserem Versteck befand, „expeditie“. Die Tür, die zu uns führte, verbarg sich hinter einem dicken Vorhang aus dunkelrotem Stoff. Oom Jan zimmerte aus Brettern vom Schwarzmarkt eine „doodkist“, die in der Werkstatt mit Silberverzierungen beschlagen wurde. Zum Empfang von Kondolenzbesuchern, die von dem Verstorbenen Abschied nahmen, lag der Opa im offenen, mit einer Glasscheibe abgedeckten Sarg. Die Wände des Zimmers waren mit schwarzem Krepppapier behangen. Wenn ich morgens mit meinem Putzeimer durch den Raum mußte, wirkte die ganze Atmosphäre auf mich so „eng, griezellig en oneerbiedig“ (bedrückend, gespenstig und wenig ehrerbietig), daß ich es nicht wagte, den toten Opa in seinem Sarg anzuschauen. Ich fand das schrecklich, mußte einfach weggucken, aber tante Mies nahm das weiter nicht tragisch, sondern ermunterte mich mit den Worten: „Hij ligt daar zo mooi bij, kom wij kijken eens samen“ (er liegt da so friedlich, komm wir gucken mal beide), einen Blick auf den Toten zu werfen. Ich war damals etwa siebzehn Jahre alt und meinte zu Mutter: „Ik darf niet te kijken, voor geen

goud.“ (Ich habe Angst, hinzuschauen, nicht für alles in der Welt.) „Das brauche ich doch nicht?“ und Tante Mina pflichtete mir bei: „Nein, bei uns nimmt man so nicht Abschied von den Toten, das ist bei uns nicht Sitte, dann soll man das auch lassen. Du gehst einfach dran vorbei, tante Mies will, daß das Haus sauber gehalten wird.“ Sie führte immer das weise Wort, wie Siegfried auch, die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn ist verblüffend. Von da an schlich ich weiter durch den Raum am Sarg vorbei und setzte meine Arbeit fort, oh, wie schrecklich!

In unserem Versteck besaßen wir so gut wie überhaupt nichts. Bad oder Dusche existierten natürlich weder in unserem Raum noch im Haus. Fließendes Wasser aus der Leitung gab es nur zeitweilig in der Wohnung von tante Mies und der Toilette. Wir hatten kein warmes Wasser und keine Waschseife, täglich wuschen wir uns alle in einer kleinen Gummischüssel. „Onze onderduikmoeder tante Mies“ stand den ganzen Tag in Schlangen vor Geschäften, um auf ihren eigenen Lebensmittelkarten wenigstens noch etwas zu essen zu bekommen oder andernfalls auf dem Schwarzmarkt Nahrungsmittel einzutauschen. „Honger is iets vreselijks“ (Hunger ist was Furchtbares), Hunger ist, wie wir in Holland sagen, „een heel scherp zwaard“ (ein scharfes Schwert). Wir haben enorm gehungert, alle träumten wir von „heerlijke grote biefstukken en heerlijke gebakken vistongen“ (herrlichen großen Beefsteaks und gebackenen Fischfilets), jedoch bekamen wir weder Vollmilch noch Butter, Fett oder sonstige gleichwertige Kost. Fast alles, was wir erhielten, stammte vom Schwarzmarkt. Pro Tag und Person bekamen wir „twee sneedjes brood“. Ich war damals 16 bis 19 Jahre alt und hatte natürlich ständig Hunger, daran litten wir alle entsetzlich. Wir hatten im Winter keine Heizung, und wenn man friert, empfindet man den knurrenden Magen noch wesentlich intensiver. Von den zwei Scheiben Brot, die natürlich auch Tante Mina nur bekam, gab sie stets eine halbe Scheibe an mich oder eine meiner Schwestern mit den Worten: „Ich bin alt, ich brauche nicht mehr soviel.“ Leider bekam auch sie nicht mehr, es gab einfach nichts. Dabei hatten wir noch Glück, denn so viele Amsterdamer sind im strengen Winter 1944 regelrecht verhungert oder erfroren.

Trotz der immer allgegenwärtigen Angst und Spannung versuchten wir doch, festliche Anlässe, so recht und schlecht es eben ging zu feiern. So waren oom Jan en tante Mies Anfang Mai 1943, wenige Monate nach unserer Ankunft, und meine Eltern am 28. August 1943 fünfundzwanzig Jahre verheiratet und „deze twee zilveren bruiloften“ (diese zwei silbernen Hochzeiten) haben wir festlich begangen. Schließlich lebten wir (noch) in Sicherheit, und das war schon für uns alle ein besonderer Grund, dankbar zu sein. Keiner von uns ahnte, daß die Eltern meines Vaters, 80 und 85 Jahre alt, sowie die Geschwister von Mutter und so viele Angehörige bereits in unbekannte Lager verschleppt und teils schon längst ermordet waren. Für ein paar Stunden gelang es uns, die ständige Last und große Sorge um das Leben unserer Verwandten und unseres Bruders Sallo zu verdrängen.

Wir feierten die beiden silbernen Hochzeiten mit einem „eenvoudig etentje“ (einfachen Essen), organisiert auf dem Schwarzmarkt. Beim ersten Mal gab es als „Festmahl“ Kaninchen. Tante Mina, meine Eltern und wir Kinder durften es eigentlich aus religiösen Gründen nicht essen, da es sich nicht um „koscheres“ Fleisch handelte. Wir wagten aber nicht, was zu sagen und hungrig, wie wir waren, konnten wir erst recht nicht widerstehen. Mies hatte sich soviel Mühe gegeben, überhaupt was zu bekommen, und so wollten wir nicht beleidigend sein und das Essen zurückweisen. Oom Jan besaß noch zwei Flaschen Wein, für jedes Brautpaar eine. Die erste öffnete er für „hun zilveren bruiloft“, und die andere verwahrte er für die zweite Feier.

Bei der silbernen Hochzeit meiner Eltern muß tante Mies ein Vermögen für das Essen aufgebracht haben. Sie kam aus der Küche und präsentierte uns mit den Worten: „Ich habe einen schönen Kalbsfricandeau“, einen sehr appetitlichen Braten. Tante Mina und mein Vater kannten jedes Fleisch genau. Beide sahen es mit einem Blick: Es war „Kalbsfricandeau“ vom Schwein. Mies hatte nichts anderes bekommen können. „Wij mochten geen varkensvlees eten“ (Wir durften auch kein Schweinefleisch essen). „Herrliches Kalbfleisch“, wiederholte Mies, und meine Mutter hat's geglaubt. Der Vater blickte rüber und kniff ein Auge zu Tante Mina. Als ich ihn fragend anschaute, flüsterte er nur: „Halt den Mund!“ Er wußte Bescheid, aber ihm machte das nicht soviel. Tante Mina meinte zu mir: „Vielleicht das einzige Mal, ich esse es, aber es ist



Prinsengracht 289, 4. Haus v.l. Links an der Ecke die Kneipe von oom Jan. Über dem großen weißen Schild steht auf der Hauswand „Vandeess Vlaggen Paramenten Goud Zilver“. An den drei Fenstern der Wohnung darüber hängen noch die Gardinen von tante Mies. Auf dieser Etage war Tante Mina mit den Zendijks im Hinterhaus versteckt. In dem Gebäude links daneben befindet sich jetzt die „Passement Fabriek“ Tukker & Cram. „December 1952“. (97)

Schweinefleisch, ganz klar. Es gibt Umstände, Kind“, fuhr sie dann fort, „da darf man das!“ Und Tante Mina hat's gegessen.

So feierten wir auch zusammen mit den „duikouders“ „Sinterklaas“ (Nikolaus). Ich spielte „Sinterklaas“ und meine neunjährige Schwester Sybilla „zwarte Piet“. Ina, die Älteste, hatte Sybilla mit einem angebrannten Korken ein schwarzes Gesicht gemalt. Als Sybilla sich dann plötzlich im Spiegel sah, brach sie gleich in Tränen aus, war bang vor sich selbst. Am Tag von „Sinterklaas“ übergibt man „surprises, kleine fop kadootjes“ (Überraschungen, kleine Geschenke). Natürlich konnten wir nichts kaufen, aber oom Jan schenkte wir „10 lucifers“ (Streichhölzer), die wir von tante Mies bekommen hatten, weil immer seine Zigarre ausging, scherzhaft verpackt mit viel Zeitungspapier in mehrere Schachteln in einen großen Jutesack und mit einem Gedicht dazu, „dat hoort bij Sinterklaas“. Ich entsinne mich, daß ich ein „suikerklontje“ (Wür-

felzucker) bekam, das ich mit Sybilla teilte. Trotzdem tat es gut, der schönen Jahre und positiven Dinge des Lebens zu gedenken, ein kleiner Lichtblick in einer sehr finsternen Welt.

Nichts war sicher, keiner wußte oder konnte garantieren, ob du in der nächsten Stunde noch da warst, oder ob sie dich bereits entdeckt und abgeholt hatten. Und dennoch war da etwas, was mir im Laufe der Zeit immer vertrauter wurde und mir einen gewissen Rückhalt gab, „een vriend“ (ein Freund), mehr noch ein Verbündeter, an dem ich mich aufrichten konnte: „De Westertoren“ oder auch „de oude Wester“, der Turm der alten historischen „Westerkerk“ mit seinem berühmten Glockenspiel. Es gibt viele andere Türme in Amsterdam, aber die waren zum Teil weit von uns entfernt, und selbst für die Amsterdamer ist „de Westertoren“ ein absoluter Begriff: Dieser sehr hohe, schöne Turm gehört seit der Fertigstellung der „hervormde kerk“ (protestantische Kirche) 1720 zu den markantesten

Wahrzeichen der Stadt. Wenn man von der Vorderseite unseres Gebäudes seitlich aus dem Fenster schaute, konnte man den Turm in unserer Nachbarschaft sehen, zwar nicht vollständig, auch die Kuppel nicht, aber einen Teil davon. Aus dem offenen Fenster hätte man ihn sehr gut erkennen können, aber ich durfte mich unter keinen Umständen hinauslehnen. Das Besondere war, der Turm stand fast vor unserer Haustür, und durch die Nähe waren sein Glockenspiel, die Schläge der Uhr oder das Läuten der großen, schweren Glocken klar und deutlich zu vernehmen. Ab morgens sieben Uhr begann das „Carillon“ (Glockenspiel), stündlich mit richtigen Melodien, dagegen war das Spiel im Viertel- und Halbstundentakt nur kurz. Hinzu kamen die Glockenschläge, ebenfalls alle 15 Minuten und entsprechend der Zahl der vollen Stunden. Sonntags läuteten die Glocken zum Gottesdienst, morgens und mittags. Leider kann ich mich an die einzelnen Melodien nicht mehr erinnern. Es gab

„duizend en een“ (tausend) Sachen, die mir damals durch den Kopf gingen, du versuchst, dich später daran zu erinnern, aber es ist einfach unmöglich, alles zu behalten oder zu Papier zu bringen. Wir hörten den Turm Tag und Nacht, Woche für Woche, all die Jahre, für mich ein vertrautes und sogar beruhigendes Gefühl. Das hatte nichts mit religiösen Dingen zu tun, auch wenn es sich um eine Kirche handelte, es war einfach für mich ein Stück dieser Stadt. Nein, es gab keine Sicherheit, mit einer gewissen Ausnahme: Dieser alte Kirchturm mit seinen Glocken und Melodien hatte schon Jahrhunderte überdauert und würde auch allen weiteren Stürmen trotzen, was immer passierte, „een rots in de branding“ (ein Fels in der Brandung). Er spielte seine „liedjes“, schlug pünktlich die Zeit und läutete mit vollem Klang, niemand konnte es ihm auf Dauer verbieten oder ihn aufhalten, auf ihn konnte ich mich stets verlassen, er war einfach immer für mich da und stand auf meiner Seite, besonders nachts. Nicht für alle von uns hatte der Turm diese Bedeutung, aber ich habe es damals so erlebt und empfunden, und Tante Mina konnte das sehr gut verstehen. Bestimmt habe ich öfter mit ihr darüber gesprochen, denn über diese emotionalen Dinge konntest du am besten mit ihr reden.

Zwischen Hoffen und Bangen

Wie haben wir es geschafft, uns unter den gegebenen Umständen mehr als zwei Jahre den ganzen Tag zu beschäftigen? Im Winter blieben wir bis neun Uhr „im Bett“, denn wir hatten so gut wie keine Heizung im Hinterhaus, es gab einfach nichts zum Stochen. Da wir ständig auf engstem Raum zusammenlebten, ging das Schamgefühl bald verloren. Erst nach unserer Morgenwäsche bekamen wir „een boterham en Nettie-thee“ (Scheibe Brot und Tee-Ersatz). „Na het onbijt“ (nach dem Frühstück) ging Ina erst mal auf Jagd nach Flöhen zwischen dem Bettzeug. Ich höre sie immer noch zu mir sagen: „In jouw dekens zitten er wel hondertvijftig!“ (in deiner Decke sitzen wohl hundertfünfzig). Das Ungeziefer war von Anfang an da und kam in Massen aus den breiten Spalten des alten Holzfußbodens und den oben beschriebenen „Betten“. Wir konnten die Flöhe nicht wirksam be-

kämpfen, weil wir uns selbst und unsere Kleider nicht genügend reinhalten konnten. Unser ganzer Körper war voller Stiche. Die gefangenen Flöhe, täglich weit mehr als hundert an der Zahl, wurden in einem mit Wasser gefüllten „jampot“ (Marmeladentopf) ertränkt. Kopfläuse stellten sich erst gegen Ende des Krieges, im Februar 1945 ein. Ich war die einzige, die nie Läuse hatte und mein Vater natürlich, der kaum noch Haare besaß. Ina bekam jede Menge, auch meine Mutter, Sybilla und Tante Mina. Zuerst fing die Tante Anna beim Abendessen an, sich zu kratzen, aber sie wollte das natürlich nicht so zeigen. Später ließ sie sich die Haare vollständig abschneiden und trug immer ein Kopftuch. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurden auch die anderen von uns im Hinterhaus von dem Ungeziefer befallen. Oom Jan und tante Mies waren dagegen kaum davon betroffen. Sie kauften Seife auf dem Schwarzmarkt, für uns war das unerschwinglich. „Ach, wir stinken ja alle“, sagte Tante Mina dazu. „Das riecht man.“ Als tante Mies mal in ihrer Wäsche einen einzigen Floh entdeckte, geriet sie außer sich und kochte das selbstgestrickte Baumwollhemd sogleich in der Kartoffelpfanne aus. Darauf entsetzte sich mein Vater im reinsten Deventer-Platt sehr: „Solchen Hunger kann ich nicht haben, daß ich Kartoffeln aus dieser Pfanne

essen könnte, wenn sie mir die jetzt anbieten würde.“

Anschließend ging mein Vater „afstoffen“ (staubwischen). Aus einer alten Gardine hatte Ina ihm eine Schürze, „morsmouwen“ (Ärmelschoner) und auch ein Staubtuch genäht. Wir haben uns niemals vorstellen können, daß sich unser Vater als früherer Fleischfabrikant zum Staubwischen hergeben würde, aber er bestand absolut darauf und machte seine Sache recht ordentlich. Vater beschäftigte sich außerdem mit Zeichnen und Entwerfen einer neuen Schlachtereier, nachdem wir über den englischen Sender erfahren mußten, daß unsere Fabrik in Twello „was plat gebombardeerd“. Dies verrichtete er sehr ernsthaft und fachkundig.

Nach der Floh Jagd wischte Ina den Fußboden mit „Lysol“, einem Desinfektionsmittel. Während ich zum Putzen zu tante Mies ging, brachte Ina der jüngsten Schwester Sybilla Rechnen und Lesen bei,

denn sie konnte von ihrem 7. bis zum 12. Lebensjahr keine Schule besuchen. Mittags lernte ich dann mit ihr. Tante Mina, Vater und Mutter saßen oft beim Kartenspiel, und oom Jan kam jeden Tag wohl ein paar Mal um „een praatje“ (ein Schwätzchen) zu halten und zu berichten, was der englische Sender über den Kriegsverlauf meldete. Wir verbargen dann schnell unseren mit den ersoffenen Flöhen gefüllten „jampot“, denn wir genierten uns und wollten uns die Blöße mit dem Ungeziefer nicht gerne geben.

Mutter kochte zuweilen „pap van tulpenbollen“ (Brei aus Tulpenzwiebeln), der immer anbrannte und den wir, falls vorhanden, mit etwas Salz würzten, denn Zucker oder Mehl gab es überhaupt nicht. Die gepreßten Tulpenzwiebeln ergaben einen süßlichen Sirup, der für eine Art Pfannkuchen oder Brotaufstrich verwendet werden konnte. Ganz selten erhielten wir dazu noch etwas Magermilch. Zum Kochen diente ein „Salamander kachel“, ein kleiner Ofen, der nur kurz mit Holz gefeuert wurde, denn Brennstoff war mit zweihundert Gulden für eine halbe Stunde nahezu unerschwinglich.

Gegen halb acht abends durften alle vom Hinterhaus in die vordere Wohnung der „onderduikouders“, die im Winter auch tagsüber mit Holz vom Schwarzmarkt beheizt wurde, was im Laufe der Zeit Tausende Gulden kostete. Ina schenkte ein, und wir tranken gemeinsam mit den Angehörigen bei Karbidbeleuchtung den von tante Mies gebrauten „surrogat thee“ und konnten uns so in der kalten Jahreszeit etwas aufwärmen. Tante Mies pflegte dann häufig zu sagen: „De gebakjes moet je er maar bij denken!“ (Das Gebäck müßt ihr euch dabei denken.)

Die Karbidlampe funktionierte ähnlich wie ein Dynamo mit einer Glühbirne. Über ein Rad, das von Hand gedreht wurde, brachte man die Karbidwürfel in einem „bakje“ (Schale) zum Leuchten. Je schneller man das Rad drehte, um so mehr dieser weißen Würfel brannten zugleich, und dann konnte man sich ein paar Minuten setzen. Das Karbid verbreitete zwar einen fürchterlichen Gestank, aber Kerzen gab es zu der Zeit nicht mehr. Die drei Fenster nach vorne zur Gracht waren abends verdunkelt. Wenn wir bei schummrigen Licht vorne im Zimmer saßen, fand oom Jan das „heel gezellig“. Dann führte er geschäftliche Gespräche mit meinem Vater und fand das so toll, daß wir alle gemütlich zusammen waren. Immerhin zweimal

die Woche bekam Vater eine dicke Zigarre, die hundertfünfzig Gulden kostete. Bis auch das später nicht mehr so klappte, zumal unsere Gastgeber auch nicht mehr so einfach ausgehen konnten.

Um zehn Uhr kehrten wir wieder in unser Hinterhaus zurück und gingen zu Bett. Wenn Vater sich auszog, kam Ina jedesmal schnell mit dem „vlooiopot“. Vater trug eine lange Unterhose, und wenn die Flöhe zigfach umherhüpften, hoben sie sich gut gegen den hellen Untergrund der Hose ab. Nachdem wir uns alle zur Ruhe begeben hatten, träumte ich oft sehnsüchtig von allerlei Leckereien, wofür außer Tante Mina keiner Verständnis hatte. Und dann blieb nur zu hoffen, daß in der Nacht keine Razzien stattfinden würden und wir am nächsten Morgen in unserem Hinterhaus wieder aufwachen konnten, um voller Angst einen neuen Tag zu beginnen.

Eine besondere Delikatesse

Dennoch verging kein Tag, an dem es nicht auch was zu lachen gab. Ich glaube, es war Anfang 1944, als Mies wieder wie üblich beim Schlachter in der Reihe angestanden hatte. Erst waren noch viele vor ihr, aber als sie endlich dran war, fragte sie, was es gab, obwohl das natürlich immer kaum etwas war. Diesmal tat der Schlachter sehr geheimnisvoll und mit den Worten: „Ik heb een extra'tje voor U bewaard, dat hoeft U ook niet te betalen“ (Ich habe etwas Besonderes für Sie aufgehoben, das brauchen Sie auch nicht zu bezahlen), nahm er sie zur Seite und drückte ihr ein in Zeitungspapier gewickeltes größeres Stück in die Hand. „Tante Mies was ontzettend nieuwsgierig, natuurlijk“ (Tante Mies war natürlich schrecklich neugierig), aber der Schlachter bat sie, die Verpackung erst zu Hause zu öffnen, denn es standen noch viele Leute in der Reihe, und er hatte nur dieses einzige Stück.

Mies eilte nach Hause und packte die Zugabe in der „expeditie“ aus. Dann kam sie gleich rüber zu uns und sagte: „Nu heb ik een verrassing voor

jullie!“ (Hier habe ich eine Überraschung für euch). Wir waren natürlich äußerst gespannt, wußten aber noch nicht, was es war, denn sie hielt es hinter ihrem Rücken verborgen. Auf einmal kam sie damit zum Vorschein, und was war es? Ein Kalbskopf, an dem sich kein Gramm Fleisch mehr befand. Eigentlich ein vollkommen kahles Skelett, nur die Zähne befanden sich noch im Maul, und die großen, toten Kuhaugen glotzten uns aus den Höhlen an. Tante Mina betrachtete den Schädel: „Wenn wir Feuer haben, will ich uns allen davon eine leckere Pfanne Suppe kochen.“ Man stelle sich vor: Am Knochen war kein Fetzen Fleisch mehr, nur Suppe von den Augen und Zähnen? Wir wollten es aber nicht gleich wegschmeißen und wußten auch nicht wohin damit. Mies wandte sich an Tante Mina: „Laß mich das für euch machen. Müssen Augen und Zähne denn dran bleiben?“ „Ja,

natürlich“, schmunzelte Tante Mina, „sonst wird die Suppe nicht kräftig genug!“ Kaum hatte Mies den Raum verlassen, da fing Tante Mina an zu lachen, und nach einer Viertelstunde lachte sie noch immer. Das wirkte auf uns so ansteckend, daß auch wir alle in schallendes Gelächter ausbrachen und uns die Tränen die Wangen runterliefen.

Später kam Mies zurück mit einer Pfanne, in der befand sich nur klares Wasser. Während die Zähne noch im Kiefer steckten, waren die Augen aus dem Gerippe gefallen und schwammen in der „Suppe“. Sie übergab uns die „Mahlzeit“ mit den Worten: „Ich habe etwas Salz hinzugefügt, aber selbst noch nicht probiert.“ Ich darf nicht mehr dran denken: Das war keine Brühe, sondern nur reines Wasser. Auf uns Kinder wirkte das ohnehin so abstoßend und grausig, „Sybilla durfde er helemal niet naar te kijken“ (Sybilla konnte kaum hingucken). Keiner hat die „Suppe“ gegessen. Als Mies gerade nicht guckte, habe ich den ganzen Inhalt der Pfanne durch die Toilette weggespült. Tante Mina fischte

zuvor die Augen aus der Pfanne, brach den Kopf in kleine Stücke, packte alles in die Zeitung, und ich schmiss die Reste unten in den Abfalleimer. Über solche Sachen konnten wir herzlich lachen, auch mein Vater. Tante Mina sagte dann: „Saarchen“ oder „Moos, hast du so was schon mal gesehen? Ich hab' so was noch nicht erlebt!“ Und Tante Mina schüttelte sich vor Lachen, so habe ich sie noch nie lachen sehen, sie konnte sich nicht mehr beruhigen. Wie auch mein Vater stammte sie aus einer Metzgerei und war schon einiges gewöhnt.

Wenn Tante Mina etwas zugestoßen, sie unverhofft gestorben wäre, was aufgrund ihres hohen Alters immer möglich war, hätten wir sie nicht normal auf einem Friedhof der Stadt beerdigen lassen können. Ein solches Begräbnis hätte uns unter Umständen alle verraten. Das war einfach viel zu gefährlich, mit großen Risiken behaftet und damit ausgeschlossen. Wir lebten in einem Versteck an der Prinsengracht, mitten in Amsterdam, und unser „onderduikvader“ äußerte sich mal in seiner lebenswürdigen und direkten Art so: „Nou, tante Mina, als er wat gebeurt, dan kunnen wij je niet netjes begraven!“ (Sollte dir was zustoßen, können wir dich nicht schön beerdigen.) „Ja, das verstehe ich!“ „Dan ga je gewoon naar je zeemansgraf. Wij binden een mooie strik om je hals met een zware steen daaraan, Mies en ik brengen jou 's nachts naar buiten en dan plompen wij je samen in de Prinsengracht! En wij zeggen de Gebeden voor je!“ (Wir bereiten dir ein „Seemannsgrab“. Wir binden dir einen schönen Strick um den Hals mit einem schweren Stein dran, Mies und ich schleppen dich nachts nach draußen, wir lassen dich in die Gracht plumpsen und sprechen die Sterbegebete für dich.) „Jan, das verstehe ich, aber ich habe keine Eile!“ Tante Mina war sich darüber im klaren, daß das nicht anders gegangen wäre, da war sie realistisch genug. Aber Eile hatte sie wirklich nicht, sie hat immer gerne gelebt, für ihre Söhne und auch mit uns. Gott sei Dank sind wir alle nie ernsthaft erkrankt. Besonders Tante Mina ist während der ganzen zwei Jahre und vier Monate keinen Tag krank gewesen.

Der Wille Gottes

Die Zustände in Holland, besonders im dichter besiedelten Westen des Landes, verschlechterten sich tagtäglich. Im Winter 1944/45 gingen die Nahrungsmittel zu Ende, so daß Zehntausende an völliger Entkräftung starben. Obwohl sich für die Deutschen das Ende eines schrecklichen Krieges abzeichnete, häuften sich noch die Razzien in der Stadt. Bis zuletzt wurden aufgespürte „onderduikers“ ohne Pardon an die Wand gestellt.

Schließlich kam die Befreiung von der deutschen Gewaltherrschaft am 5. Mai 1945. Oom Jan stürmte außer sich vor Freude mit der Nachricht in unser Zimmer, gefolgt von Mies. Wir umarmten uns alle innig und voller Dankbarkeit. Mein Vater war über die lang ersehnte Kapitulation der Deutschen vor den Alliierten so perplex, daß seine erste Reaktion war: „En nu stof ik nooit meer af!“ (nun hab ich das Staubwischen für immer satt.) Meneer

Tukker kam rauf: „Jan, kom nou maar te voorschijn met je joden!“ (Komm jetzt zum Vorschein mit deinen Juden). „Das haben wir all die Jahre gewußt, und Roza ist eine von ihnen.“ Tukker en Cram waren prima und hatten natürlich hundertprozentig dicht gehalten.

Wir blieben noch fünf Wochen im Hinterhaus, nur mein Vater machte sich bald auf, unsere Rückkehr nach Deventer vorzubereiten. Als die Stunde unseres Abschieds endlich gekommen war, fragte er: „Jan, wie kann ich das jemals gutmachen, daß Mies und du uns das Leben gerettet habt?“ Daraufhin sagte oom Jan nur: „Laßt uns Roza hier“, so hatten sie sich an mich gewöhnt. „Wir würden alles für euch tun, aber Roza nehmen wir mit. Wahrscheinlich haben wir unseren Sohn verloren. Wir können nicht noch ein Kind missen.“

Es war ganz schrecklich. Was meine Eltern im-

mer geahnt, aber nie ausgesprochen hatten, wurde immer mehr zur Gewißheit: Sallo kam nicht zurück. Nur wenige Tage nach dem Treffen mit Jan de Visscher in Deventer Anfang 1942 konnten er und sein Vetter Max wegen der deutschen Zwangsmaßnahmen nicht mehr länger als „joodse“ Arbeiter in unserer enteigneten Fabrik beschäftigt bleiben. Die „direktie“, an erster Stelle mein Vater als Inhaber, war schon zwei Monate zuvor entlassen worden. Als der Befehl an alle jüdischen Männer kam, sich zum angeblichen „Arbeitseinsatz“ zu melden, beschlossen beide, dem Beispiel anderer zu folgen und sich ohne Papiere über Frankreich in die Schweiz abzusetzen. Aus diesem Grunde ist es nie zu dem Besuch der Metzger und dem Absatz der JAMIE-Produktion von de Visscher mit Hilfe meines Bruders gekommen. Sie kamen bis Maastricht und nahmen sich ein Zimmer in einer Pension. Als sie sich an einem Tag getrennt in der Stadt aufhielten, wurde Sallo von einem holländischen „NSB-politieagent“ (NS-Polizeibeamten) aus



„Bevrijdingsdag 5 Mei '45 Ons onderduikershuis“ (Das Haus, in dem wir untertauchten).

V.l. Ina, Frau Somsen, Tante Mina, Roza, Sybilla, Moos und Saar Zendijk. Rechts Tochter und Sohn Somsen.

Aufgenommen von Herrn Somsen, Filialleiter Simon de Wit.

Das Foto wird seit dem 28. April 1999 ausgestellt im Verzetsmuseum (Widerstand gegen die Besetzung der Niederlande), Plantage Kerklaan 61, Amsterdam. (98)

Deventer auf der Straße erkannt. Dieser folgte ihm zu seiner Unterkunft, verriet ihn an die Deutschen, die ihn kurz darauf in der Pension arrestierten. Sallo wurde von einem anderen jungen Beamten der „Marechaussee“ von Maastricht in das Lager Westerbork überführt. Dieser Beamte, der nicht der NSB angehörte, brachte uns eine Woche später seine Uhr, seinen „vulpen“ (Federhalter) und seine übrigen Habseligkeiten nach Hause. Wir waren schockiert, Sallo hatte es nicht geschafft. Über das Lager Westerbork deportierte man ihn in das Arbeitslager „Blechhammer“ in Oberschlesien, das nicht zu den deutschen Vernichtungslagern zählte. Was sich dort abgespielt hatte, berichtete nach dem Krieg einer der wenigen Überlebenden des Lagers, der sich aufgrund der vielen Such- und Vermisstenanzeigen in den Zeitungen aus Zutphen meldete: Sallo blieb bis zuletzt im Lager. Die Arbeit war sehr schwer, es gab wenig zu Essen. Jedoch, er war groß und kräftig, und obwohl viele im Lager umgekommen sind, befand er sich zu der Zeit noch in relativ guter Verfassung. Als die Russen im Februar 1945 anrückten, um das Lager zu befreien, stellten die Deutschen die ca. 400 Zwangsarbeiter auf Transport.

Während der langen Fußmärsche wurden sie unterwegs von Tieffliegern der Wehrmacht beschossen, und nur zehn überlebten den Angriff, darunter der Zeuge. Er beschrieb Sallo, die Zustände im Lager und den Hergang der Liquidierung nur wenige Wochen vor Ende des Krieges so genau, daß kein Zweifel mehr möglich war und unsere letzte Hoffnung schwand. Die Ereignisse in Maastricht wurden uns später von der Tochter der Pensionsinhaberin genau geschildert. Max war durch seine Abwesenheit seiner Verhaftung entgangen, jedoch nach allem, was später rekonstruiert werden konnte, ereilte ihn das gleiche Schicksal in Frankreich. Danach verlor sich seine Spur für immer. Der verräterische Beamte aus Deventer wurde für seine Handlangerdienste zum Tode verurteilt.

Tante Mina hatte zusammen mit unserer Familie in Amsterdam den entsetzlichen Terror überlebt. Wie oft hatte sie in den Jahren gesagt: „Das war Gottes Wille, daß das so gekommen ist!“ Nun hatte



Roza Zendijk, 1998. (99)

Gott ihre Gebete erhört. Zu ihrem Leidwesen hatten sich jedoch nicht alle vier Söhne in Sicherheit bringen können. Julius, der schon seit 1936 mehrere Jahre in Holland lebte, wurde mit seiner Frau Friedel im August 1942 in Amsterdam entdeckt und über Westerbork deportiert. Der Kontakt zu Jakob und Siegfried in Übersee kam bald zustande, so daß sich einer ihrer sehnlichsten Wünsche erfüllte. Anfang 1947 flog sie mit 81 Jahren zu ihrem jüngsten Sohn Siegfried und seiner Frau Ilse nach Oakland/Kalifornien, wo sie nach einem sehr bewegten und erfüllten Leben ihren Lebensabend verbrachte. Die Zeit in Deventer und Amsterdam hat sie nie vergessen, fast sprach sie neben den Jahren

in Kaldenkirchen über kein anderes Thema. Durch die gemeinsam erlittenen, schweren Zeiten war sie sehr an unsere Familie gewöhnt. Wir hatten uns außergewöhnlich gut verstanden, für uns Kinder war sie immer wie eine Oma gewesen. Sie liebte es, Menschen um sich zu haben und war nicht gern alleine. Zuweilen, wenn sie sich in Amerika fremd und einsam fühlte und sich der schönen Jahre erinnerte, bekam sie Heimweh nach der Heimat. Tante Mina starb am 7. Oktober 1959 im Alter von 93 Jahren und ist in Oakland auf dem jüdischen Friedhof beerdigt.

Die „verspätete Hochzeitsreise“ von Friedel und Julius Sanders ins Paradies



Friedel und Julius in Amsterdam. Wie es scheint, handelt es sich um den Tag ihrer standesamtlichen Trauung 1941. (100)

Friedel Goldschmitt

Amsterdam den 19/8.40
Waalstr. 37 bij Claassen

Meine Lieben, als Braut von Julius darf ich diese Anrede wohl benutzen? Von meiner Existenz habt Ihr ja durch I. (Liebe) Mutter erfahren, und benutze ich die Gelegenheit mich brieflich bei Euch einzuführen. Eigentlich schreibe ich im Auftrag der I. Mutter, welche mich hierum bat. G.s.d. (Gott sei Dank) kann ich Euch von derselben, sowie von Julius + mir nur das aller Beste berichten. Mutter ist nach wie vor in Deventer + fühlt sich dorten wohl. Julius fährt häufiger zu ihr + tut im übrigen alles, um ihr das Leben schön zu gestalten. Nächsten Monat kommt sie auf ein paar Tage zu mir + freue ich mich schon hierauf. Jul. ist die ganze Woche draußen + geschäftlich G.s.d. sehr zufrieden. Freitags kommt er hierher und bleibt bis sonntags bei mir, dann beginnt wieder das 6 Tage Rennen. Wir sind bei der Beschaffung unserer Papiere, da wir demnächst heiraten wollen, aber es dauert sehr lange bis wir alles beisammen haben. Aber ich erzähle nur von uns, + vergesse dabei ganz, mich nach Eurem Wohlbefinden zu erkundigen, doch hoffe, daß Euch dieser Brief bei bester Gesundheit erreicht? Wie seid Ihr geschäftlich zufrieden + was hört Ihr von Jak. (Jakob) und Mia? Mutter ist begreiflicherweise unruhig, da sie so lange nichts von Euch hörte, schreibt bitte postwendend auf gleichem Wege zurück. Seid Ihr zwei, Albert und Siegfried schon verheiratet? Jul. weiß wenigstens nichts davon + wir Frauen sind einmal neugierig + müssen so etwas wissen. Wie Ihr seht bin ich mit Euren Namen schon sehr vertraut, nur ist es schade, daß ich Euch nicht persönlich kenne, aber s.G.w. (so Gott will) sehen wir uns dort oder bei Jak. alle wieder. Empfanget nun von uns allen, (Mutter, Julius) einbegriffen die aller herzl. Grüße, besonders grüßt Euch Euere

Die alle herzl. Grüße, besonders grüßt Euch
Eure Schwaigertochter Friedel

Brief Friedel Goldschmitt an Siegfried und Albert in Haiti. (101)

Friedel Goldschmitt

Amsterdam, den 19/8.40 Waalstr. 37 bij Claassen

Meine Lieben, als Braut von Julius darf ich diese Anrede wohl benutzen? Von meiner Existenz habt Ihr ja durch I. (Liebe) Mutter erfahren, und benutze ich die Gelegenheit mich brieflich bei Euch einzuführen. Eigentlich schreibe ich im Auftrag der I. Mutter, welche mich hierum bat. G.s.d. (Gott sei Dank) kann ich Euch von derselben, sowie von Julius + mir nur das aller Beste berichten. Mutter ist nach wie vor in Deventer + fühlt sich dorten wohl. Julius fährt häufiger zu ihr + tut im übrigen alles, um ihr das Leben schön zu gestalten. Nächsten Monat kommt sie auf ein paar Tage zu mir + freue ich mich schon hierauf. Jul. ist die ganze Woche draußen + geschäftlich G.s.d. sehr zufrieden. Freitags kommt er hierher und bleibt bis sonntags bei mir, dann beginnt wieder das 6 Tage Rennen. Wir sind bei der Beschaffung unserer Papiere, da wir demnächst heiraten wollen, aber es dauert sehr lange bis wir alles beisammen haben. Aber ich erzähle nur von uns, + vergesse dabei ganz, mich nach Eurem Wohlbefinden zu erkundigen, doch hoffe, daß Euch dieser Brief bei bester Gesundheit erreicht? Wie seid Ihr geschäftlich zufrieden + was hört Ihr von Jak. (Jakob) und Mia? Mutter ist begreiflicherweise unruhig, da sie so lange nichts von Euch hörte, schreibt bitte postwendend auf gleichem Wege zurück. Seid Ihr zwei, Albert und Siegfried schon verheiratet? Jul. weiß wenigstens nichts davon + wir Frauen sind einmal neugierig + müssen so etwas wissen. Wie Ihr seht bin ich mit Euren Namen schon sehr vertraut, nur ist es schade, daß ich Euch nicht persönlich kenne, aber s.G.w. (so Gott will) sehen wir uns dort oder bei Jak. alle wieder. Empfanget nun von uns allen, (Mutter, Julius) einbegriffen die aller herzl. Grüße, besonders grüßt Euch Euere

Friedel



Friedel und Julius, Dam, Zentrum von Amsterdam, 1941. Julius trägt einen eleganten Mantel aus Siegfrieds Konfektionsgeschäft. (102)



Hochzeit Friedel und Julius Sanders in Amsterdam am 23.2.1941. Im Hintergrund das Brautpaar sowie Julius' Mutter Wilhelmina Sanders. V.l. Lou van Dam, verlobt mit Ina Zendijk, ihm gegenüber, Sallo Zendijk, Jaap und Saar de Wijze, Sim de Wijze. V.r. Ina Zendijk, Sara de Wijze, geb. Goslinski. Stehend r. Max Zendijk aus Deventer mit seiner Verlobten Hulda Boekbinder aus Assen. (103)



„Zur Erinnerung an unsere Hochzeit gewidmet. Julius + Friedel A.dam 23.Febr.1941.“ (104)

Abfahrt Lager Westerbork 10. August 1942



„Een vertrekkend transport“ (Ein Transport verläßt das Lager Westerbork).

Der Zug steht vor dem Kesselhaus. Die Waggonen sind noch nicht gefüllt, die Türen noch nicht geschlossen und verriegelt. Links eine Gruppe von Lagerfunktionären, davor Kommandant SS-Obersturmführer Albert Konrad Gemmeke. Von hier gehen in der Zeit vom 15. Juli 1942 bis 13. September 1944 die Transportzüge ohne Verpflegung, Wasser oder Toiletten über mehrere Tage direkt zu den Gaskammern der Vernichtungslager Auschwitz und Sobibor in Polen. Einige wenige Züge fahren zuletzt zum Ghetto Theresienstadt und dem Konzentrationslager Bergen-Belsen. In einem Zug nach Bergen-Belsen befindet sich auch Anne Frank.

Die wohl eindrucksvollste Zeichnung aus dem gesamten Werk von Leo Kok im Lager Westerbork.

Die bereitstehenden Viehwaggonen, die gespenstisch anmutende Szene der Menschen beim Einstieg, die düsteren Farben und der bedrohliche Qualm aus dem Schornstein sind eine treffende Zusammenfassung von „93 Tagen“.

93 mal verließ ein Zug das Lager mit Bestimmung Osten, und in all den dazwischen liegenden Wochen hoffte jeder einzelne auf ein Wunder, die Freistellung vom Transport, eine Gunst der einflußreichen Herren, die links auf der Zeichnung zu erkennen sind.

Leo Kok, 1944, Bleistift, Tusche, Aquarell auf Papier, 23,3 x 33,2 cm

Collection Jewish Historical Museum Amsterdam, on loan from Mr. and Mrs. Nijstad-de Wijze. Jaap Nijstad „Getekend in Westerbork“, Leven en werk van Leo Kok 1923-1945, Bild Nr. 119.

Kitty Nijstad-de Wijze, Enkelin von Sybilla Devries aus Kaldenkirchen, heiratet 1943 im Lager Westerbork den Maler Leo Kok aus Belgien, für den nach seiner Befreiung durch die Amerikaner im Mai 1945 aus dem Arbeitslager Ebensee von Mauthausen jede Hilfe zu spät kommt. (105)

Gebet einer Mutter um das Glück und das Wohlbefinden ihrer Kinder.

„Die auf Gott vertrauen, sind gleich dem Zionsberge; der wanket nicht, steht fest in Ewigkeit.“ (Ps. 125)

Allvater, am Morgen – am Abend ist es der sehn-süchtige Seufzer des Mutterherzens: „Allgütiger, beschirme, erhalte mir meine geliebten Kinder;“ wie die Aeolsharfe von jedem Lufthauche durchzittert, wird meine Seele bei Allem und jedem – in jeglicher Stunde meines Lebens von Mutterliebe, Mutter-sorge durchtönt. Der theueren Wesen denken – und zu dir beten, himmlischer Vater, ist Eines. Gedanken der Liebe sind heiße Gebete.

Du, Allspender, hast mir die Kinder geschenkt, wie dem Baume die Aeste, die Blüten und Früchte, zum Schmuck und zum Segen. O, Allgütiger, von ganzem Herzen danke ich dir dafür! Mögen sie sich weit hinausrecken ins volle, freudige Dasein, gesund, kraftvoll, markig, zu ihrem eigenen Glücke, wie zur Wonne und zum Stolze ihrer Eltern, zum Heile Aller die jetzt, die einst unter ihren Schatten sich bergen kommen!

Du weißt, Gott, Schätze sind sie mir, um die sich

meine Seele rankt; hohe Güter sehe ich in ihnen, darob der Aermste reich sich dünken mag, Sterne, die auch durch Nacht und Trübsal mir hoffnungs-strahlend, hell verheißend blinken.

O, so flehe ich dich an, Allschirmer, behüte sie, erhalte mir diese Zierden meines Hauses, diese Freuden meines Lebens, diese Stützen meines Alters! Umgib sie mit deiner göttlichen Huld! Wahre sie vor jeglicher Betrübniß, vor Unfall und Gefahren, vor Krankheit und Noth. Mögen Wohlwollen und treue Freundschaft ihnen entgegenkommen, Hilfe und Beistand, wo sie deren bedürfen.

Schmücke sie, Allgütiger, mit Weisheit und Anmuth. Gürtle sie mit Festigkeit und Stärke und erleuchte ihren Geist, daß sie Alles, was sie gefährden könnte, erkennen und vermeiden, daß sie ihre Widersacher zu Schanden machen und siegreich bestehen gegen Sturm und Drang, ob diese von außen drohen oder in der inneren Brust niederzukämpfen sind.

Wo sie weilen, wohne das Glück, aus ihrer Arbeit

erblühe, wachse das Wohlergehen; ihren Plänen folge ein wonniges Vollbringen und Gelingen. Auf allen ihren Pfaden quelle und riesle kühlend, erquickend und heilend des Daseins Freuden und Segnungen, daß sie mit des Psalmisten Wort rufen könnten: „Es füllet sich mit Lachen unser Mund, unsere Zunge mit Jubel.“ Und daß „da sprechen die Völker: Großes hat Gott gethan an diesen da“.

Dies sei dein gnädiger Wille, Gott, mein Hort! Nimm die überströmenden Gefühle und Wünsche des Mutterherzens huldvoll auf, um sie in deiner Allgüte zu erfüllen!

Und noch ein inbrünstiges Gebet erhebe ich zu dir, Allliebender: Möchte ich stets durch Tugenden, durch ein weises, würdevolles Leben meinen Kindern voranleuchten können, daß ihre kindliche Ehrfurcht und Zärtlichkeit mir immerdar gewahrt bleibe, mein ganzes Leben erfreue! Amen!

*Aus dem Gebetbuch Wilhelmina Sanders:
„Stunden der Andacht. Ein Gebet- und Erbauungs-Buch für Israels Frauen und Jungfrauen zur öffentlichen und häuslichen Andacht sowie für alle Verhältnisse des weiblichen Lebens.“ Prag, Breslau 1903.
Verlag Kajob B. Brandeis*

Ankunft in Auschwitz

Die Rampe war die Endstation der Züge, die in Auschwitz ankamen. Sie kamen Tag und Nacht, manchmal einer am Tag. Manchmal fünf, aus allen Himmelsrichtungen. Ich habe dort vom 18. August 1942 bis zum 7. Juli 1943 gearbeitet. Die Züge folgten aufeinander ohne Ende. Ich habe von meinem Posten auf der Rampe bestimmt zweihundert gesehen. Das ist schließlich Routine geworden. Unaufhörlich kamen die Leute von überallher am selben Ort an und alle, ohne das Schicksal der vorausgegangenen Transporte zu kennen. Und ich wußte genau, daß von dieser Menschenmasse zwei Stunden später 90 Prozent vergast sein würden, das wußte ich. Ich verstand nicht, wie die Leute so verschwinden konnten ... Und nichts geschieht, und dann kommt der nächste Transport. Und sie wissen nicht, was mit dem früheren geschehen ist, und das geht Monate und Monate so weiter.

Das ging so vor sich: Ein Zug mit Juden wurde zum Beispiel gegen zwei Uhr morgens erwartet. Sobald er sich Auschwitz näherte, wurde der SS Meldung gemacht. Dann kam ein SS-Mann, weckte uns, und man führte uns nachts zur Rampe ... Wir waren etwa zweihundert Männer. Alles war angestrahlt. Da war die Rampe, waren die Scheinwerfer, und unter den Scheinwerfern stand aufgereiht die SS; alle Meter ein SS-Mann mit der Waffe in der Hand. Wir, die Gefangenen, befanden uns in der Mitte, warteten auf den Zug, auf die Befehle. Wenn alles soweit war, rollte der Zug heran. Er fuhr sehr langsam, die Lokomotive, die immer vorn war, zog ihn bis zur Rampe. Das war das Ende des Gleises, das Ende der Reise.

Nun hielt der Zug, die Gangsterelite bezog Stellung; vor jedem zweiten oder dritten Waggon, manchmal vor jedem, wartete einer dieser Unter-

scharführer mit einem Schlüssel und öffnete die Türen; denn die waren verriegelt. Drinnen waren natürlich die Leute. Sie schauten durch die Fensterluken, ohne zu begreifen, was dieser neue Halt bedeutete nach den vielen Aufhalten dieser Reise – manche waren seit zehn Tagen unterwegs.

Dann öffnete sich die Tür, und das erste Kommando hieß: „Alle heraus!“, und um sich verständlich zu machen, schlugen sie mit ihren Stöcken auf den ersten, zweiten, dritten ... Die Juden waren wie Sardinen in den Waggonen eingezwängt. Wenn vier, fünf oder sechs Züge am selben Tag eintrafen, mußten die Waggonen in großer Eile entladen werden: Dann nahmen sie Knüppel, beschimpften die Juden. Aber manchmal, wenn schönes Wetter war, konnten sie sich anders verhalten, zeigten sich gut gelaunt oder humorvoll, sagten zum Beispiel: „Guten Morgen, meine Dame“, und: „Würden Sie sich

bitte herausbemühen ...“ Ja, ja. Oder: „Wie nett, daß Sie hier sind, bitte entschuldigen Sie die Unbequemlichkeiten. Es wird gleich alles besser ...“

Es gab immer einige Leute, die nicht aus dem Waggon herauskommen konnten: diejenigen, die während der Fahrt gestorben waren, oder die, die so krank waren, daß selbst die Überredung durch Schläge sie nicht dazu brachte, sich zu bewegen. Sie blieben also in den Waggonen. Unsere erste Aufgabe war, in die Waggonen zu gehen, die Toten und Sterbenden herauszuholen und sie im „Laufschritt“, wie die SS-Leute sagten, das heißt laufend, zu transportieren. Laufschritt, ja, niemals gehen, immer Laufschritt ... immer laufen ... immer laufen ... sehr sportlich ... Das ist eine sportliche Nation, wissen Sie!

Wir mußten also die Leichen herausholen und sie im Laufschritt zu einem Lastwagen am Ende der Rampe bringen. Es standen immer Lastwagen bereit: fünf oder sechs, manchmal mehr, das hing davon ab ... Aber der erste war für die Toten und Sterbenden. Sie kümmerten sich wenig darum, genau festzustellen, wer tot war oder wer es nur vortäuschte, verstehen Sie, Simulanten ... Sie wurden in die Lastwagen geworfen. Danach starteten die Wagen: Der mit den Toten fuhr als erster, direkt zum Krematorium, das etwa zwei Kilometer entfernt war. Ja, vor dem Bau der neuen Rampe. Das war noch die alte Rampe. Und über diese alte Rampe sind die ersten eine Million siebenhundertfünfzig Juden gegangen. Über diese alte Rampe. Das heißt die Mehrzahl. Die neue Rampe wurde nur für die bevorstehende „Blitz“-Ausrottung von einer Million ungarischer Juden gebaut. Die ganze Todesmaschinerie beruhte auf einem einzigen Prinzip: daß die Leute weder wußten, wo sie ankamen, noch was sie erwartete. Sie sollten ohne jede Panik und wohlgeordnet in die Gaskammer marschieren. Panik befürchtete man vor allem bei Frauen mit kleinen Kindern. So war es für die „Nazis“ wichtig, daß keiner von uns ein Wort sagen konnte, das eine Panik auslöste, selbst im letzten Augenblick. Und jeder, der einen Kontakt herzustellen versuchte, wurde totgeprügelt oder hinter einem Waggon erschossen. Wenn eine Panik ausgebrochen wäre, die zu einem Massaker auf der Rampe geführt hätte, wäre die ganze Maschinerie schon gestört worden. Man hätte den nächsten Zug nicht einfahren lassen können mit den Leichen und dem Blut auf der Rampe! Für die „Nazis“ war es ein Gebot, daß alles

ordentlich und reibungslos ablief. Sie verloren keine Zeit.

Rudolf Vrba (New York), Überlebender von Auschwitz, aus Claude Lanzmann: SHOAH 1986 Claassen Verlag Düsseldorf, jetzt München.

Vor jeder Vergasungsaktion hatte die SS einige sehr scharfe Vorkehrungen durchgeführt. Das Krematorium war umgezäunt mit SS, und in dem Hof läuften da herum viele SS-Männer mit Hunden und Maschinengewehre.

Auf der rechten Seite befanden sich die Treppen, die ja führten unterirdisch in den Auskleideraum. In Birkenau gab es vier Krematorien (Krematorien II, III und wieder IV, V), Krematorium II war identisch mit dem Krematorium III. Im Krematorium II und III waren das Auskleideraum und die Gaskammer unterirdisch installiert, eine große Auskleideraum von etwa zweihundertachtzig Quadratmetern, und eine große Gaskammer, wo konnte man bis dreitausend Menschen auf einmal vergasen. Das Krematorium V sowie auch das Krematorium IV waren sich einig. Es unterschied sich von dem Krematorium II und III, da es waren keine unterirdische Räume. Alles war auf einer Ebene. Im Krematorium IV und V waren drei Gaskammern. Mit einer Kapazität schon ... also höchstens konnte man hier eintausendachthundert bis zweitausend auf einmal vergasen. Krematorium II und III hatte je fünfzehn Öfen. Krematorium IV und V je acht Öfen.

Die Menschen, als sie noch hereinkamen im Krematorium, haben alles gesehen ... diese schreckliche Gewalt. Das ganze Terrain war abgezäunt von SS in Waffen. Die Hunde bellten. Maschinengewehre waren da. Jeder von denen hat gezweifelt ... polnische Juden hauptsächlich.

Wahrscheinlich ahnten sie auch, daß da etwas nicht stimmt. Aber niemand von denen konnte, nicht einmal im kleinsten, sich vorstellen, daß er vielleicht in drei, vier Stunden in Asche verwandelt würde.

Wenn die in den Auskleideraum gekommen sind, haben sie gesehen, daß der Auskleideraum hat ausgesehen wie ein internationales Informationszentrum. An den Wänden waren angebracht Haken und auf jedem Haken war eine Nummer. Und unter den Haken waren Bänke aus Holz, damit sich die Menschen ausziehen können, bequemer, wie sie sagten. Und jetzt, auf den vielen Säulen, die stützten

doch diese unterirdische Auskleideraum, befanden sich viele Plakate in vielen Sprachen angebracht. „Rein ist fein“, „Eine Laus - dein Tod“, „Wasche Dich“, „Zum Desinfektionsraum“. Viel solche Schilder und Plakate, deren Aufgabe es war, nur die Menschen in den Gaskammern dann ausgezogen hereinlocken. Und links gegenüber war die Gaskammer, mit einer massiven Tür ausgestattet.

Der Zyklon im Krematorium II und III wurde durchgeführt von den sogenannten SS-Desinfektoren, von der Decke an, und im Krematorium IV und V durch einige kleine Fenster. Mit fünf oder sechs Gaskonserven getötet hat vielleicht zehntausend Menschen. Die sogenannten Desinfektoren kamen, mit einem roten Kreuz getarnt, daß sie begleiteten die Kolonnen mit rotem Kreuz und zu einer Erscheinung, daß diese Menschen im Bad begleitet würden mit ... Faktisch aber befindet sich in dem roten Kreuz das Gas Zyklon mit den Hammern zusammen.

Das Sterben von Gas dauerte etwa von zehn bis fünfzehn Minuten. Das Schrecklichste in dem allen war, als man die Gaskammer aufgemacht hat, die grausame Szenerie sich anschauen. Wie die Menschen da angepreßt wie Basalt, wie Steine standen. Wie sie herausfielen von den Gaskammern! Einige Male hab ich das gesehen. Und das war das Schwerste überhaupt, aber auf das konnte man sich nie gewöhnen. Das war unmöglich. Unmöglich.

Ja. Man muß es so sehen, daß der Gas, wenn er eingeworfen hat, da hat er gewirkt doch so, daß er sich ... von unten nach oben stieg der. Und jetzt, in diesem schrecklichen Kampf, der da entstand – das war ein Kampf, der da entstand –, in ... in ... in ... die Lichter waren weg, also ausgeschaltet in den Gaskammern, es war dunkel da, man hat nicht gesehen, und daß die Stärkeren wollten immer mehr nach oben. Weil sie haben wahrscheinlich gespürt, daß, wie mehr sie nach oben kommen, daß um so mehr, um so mehr kriegen sie Luft. Um so mehr also könnten sie atmen. Ja? Und da entstand ein Kampf. Und zweitens, die meisten haben sich gedrängt zu der Tür. Ja, psychologisch also, daß sie gewußt haben, die Tür ist da, vielleicht ausbrechen durch die Tür. Also ein Instinkt in dem ... in dem Le ... also in dem ... in dem Todeskampf, der da durchgeführt war.

Und dafür hat man auch gesehen, daß gerade Kinder und schwächere Menschen, ältere Menschen, die lagen unten. Und die Kräftigsten, die

waren oben. Weil in dem Leben ...weil in dem Leben ... also in dem Totenkampf erkannte schon nicht, meines Achtens, der Vater, daß sein Kind hinter ihm liegt, unter ihm.

Und wenn man die Tür geöffnet hat ... sind die Menschen herausgefallen. Wobei ... herausgefallen wie ein Stück Stein, große Steine, sagen wir, von einem Lastwagen, wie ein Ballast. Und dort, wo der Zyklon wieder war, war leer.

Wo die Kristallen vom Zyklon eingeschüttet waren, war leer. Ja. Da war eine ganz leere Stelle. Wahrscheinlich haben die Opfer gespürt. Daß hier ... am stärksten der Zyklon wirkt.

Ja. Die Leute also waren ... die Leute waren verletzt, weil sie durcheinander in der Dunkelheit aufeinandergeraten sind, der einen auf'n anderen angeprallt, verschmutzt, verkotet, Blut von den Ohren, von der Nase. Man konnte auch sehen, in einigen Fällen, daß die auf die Erde liegende Menschen so, würde ich sagen, durch den Preß von den anderen zu unkenntlich ... sie waren nicht einmal...man könnte sie ... sagen wir mal, die Kinder haben den Schädel auch zerbrochen.

Ja, also die Menschen brachten Blutungen, von Ohren, von Nas, Menstruationsblutungen vielleicht waren auch dabei, nicht vielleicht, bestimmt, das alles also war in dem Lebens... also in dem Todes-

kampf, war eine furchtbare Anblick. Und das war das Schwerste dran. Es war sinnlos, die Wahrheit überhaupt zu sagen jedem, der die Schwelle des Krematoriums übertrat. Da konnte man nicht retten. Da war unmöglich zu retten. Wir haben sich schon vielmal im Sonderkommando Gedanken gemacht, wie man ... wie man überhaupt den Menschen das sagen konnte.

Ja. Wie man das könnte beibringen den Menschen. Aber, die Erfahrungen, das war nicht nur einmal, sagen wir mal, das waren einige Male, wo man das gesagt dann hat, haben gezeigt, daß es zu nichts bringt. Daß es mehr herausbringt, daß es mehr noch den Leben verschwert. Hauptsächlich, das hat ein ... das hat ein vielleicht einen kleinen Nutzen. Wir haben so geglaubt, ja, bei Juden, die aus Polen kamen, oder bei die Juden aus Theresienstadt (Familienlager), die doch halbes Jahr in Birkenau gelebt haben, ja, vielleicht hier hätte es noch einen, so haben wir geglaubt, einen Zweck gehabt, denen Menschen das sagen. Aber stellen Sie sich mal vor in anderen Fällen, wie das war. Juden aus Griechenland, Juden aus Ungarn, Juden aus Korfu, die auf'm Weg zehn bis zwölf Tage waren, verhungert, und einige Tage ohne Wasser, kein ... durstig, die sind schon angekommen wie verwildert. Auf die ist man anders wieder gegangen. De-

nen hat man nicht gesagt ... denen hat man gesagt: „Ihr zieht euch aus, und gleich bekommt jeder eine volle Schüssel Tee.“ Und diese Menschen waren alle so verwildert dadurch also, daß sie viele lange ... so eine lange Zeit auf dem Wege waren, daß ihr alles, ihr ganzes Gedanken, war nur, sich den Durst zu löschen, abgestimmt.

Und die Henker, die SS, hat es gar gut gewußt. Das war ein vorprogrammiertes ... eine vorprogrammiertes Vernichtungsprozeß, der einkalkuliert war, daß, wenn die Menschen so geschwächt würden sein, wenn man sie geben würde was zu trinken, dann würden sie gehen in den Gaskammern. Aber praktisch, wenn man das nimmt, ja, waren diese Menschen schon fast vor ihrer ... vor ihrer Vernichtung schon ... schon vor der Gaskammer. Stellen Sie sich mal vor die Kinder. Die haben gebeten ihre Mütter, die haben geschrien: „Mutter, ich bitte, Wasser, Wasser, Wasser, Wasser!“

Die Menschen, die einige Tage nicht getrunken haben, ja, waren also fixiert nur auf diese Sache. Also denen Menschen was zu sagen, hätte überhaupt keinen Sinn.

Filip Müller, Tschechien, Überlebender der fünf Liquidationen des Sonderkommandos Auschwitz, aus Claude Lanzmann: SHOAH 1986 Claassen Verlag Düsseldorf, jetzt München.

Eric Cohen, London

Rettung durch den Kindertransport nach England

Nach dem Ende des letzten Krieges 1945 begann der Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß gegen die führenden Köpfe des Nazi-Regimes, und als der vorbei war, sagten die Siegermächte: Das wars, die Sache ist beendet, laßt uns neu beginnen und zum normalen Leben zurückkehren. Der Krieg gegen Hitler war gewonnen, die Sowjetunion und ihre kommunistischen Satellitenstaaten wurden nach der Errichtung des „Eisernen Vorhangs“ die neuen Bösewichter, und die Amerikaner hatten kein ernsthaftes Interesse mehr daran, nachzuforschen, wer ein Mitglied der „Partei“ gewesen war und wer nicht. Sie waren vielmehr froh, daß sie einige deutsche Wissenschaftler und Experten an Land ziehen konnten, die über großes technisches Know-how verfügten. Wernher von Braun zum Beispiel half ihnen bei ihrem Raketen- und Weltraumprogramm. Auch die meisten Deutschen wollten die Sache schnell vergessen. Also, es war nicht der Zeitpunkt, darüber zu reden, was sich vor und während des Krieges in Deutschland und den besetzten Gebieten abgespielt hatte. Vielmehr stand für jedermann an erster Stelle das Bedürfnis, sein Leben und seine Existenz neu zu ordnen und mit den Wirren der Kriegsjahre fertig zu werden.

Diese Zeit liegt nun lange zurück und, wie wir in England sagen, „since then a lot of water has flowed under the bridge“ (seitdem ist eine Menge Wasser den Rhein runtergeflossen). Inzwischen ist der Kommunismus zusammengebrochen und die Berliner Mauer gefallen, und jeder hoffte, daß nun eine neue Ära anbrechen würde, in der die Menschen in Frieden zusammenleben können. Aber was sehen wir

zu unserem Entsetzen: weitere schreckliche Verbrechen in Form „ethnischer Säuberungen“, das heißt Vertreibung und Ermordung andersdenkender Volksgruppen im ehemaligen Jugoslawien, kriegerische Auseinandersetzungen, Terroranschläge und Flüchtlingselend in vielen Teilen der Welt.

Trotz der großen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten tauchen auch heute noch viele Fragen über den Nationalsozialismus auf. Neues Dokumentationsmaterial vermittelt uns genauere Einblicke in extrem schockierende Vorkommnisse, die sich damals ereignet haben. Viele Menschen haben die Nazizeit erlebt und gehofft, Hitler würde auf Dauer scheitern. Wie konnte das passieren, wie konnte dieser an die Macht gelangen und ein solch diktatorisches System entfalten?

Zu Beginn der dreißiger Jahre litten die meisten Industrienationen unter einer schweren Weltwirtschaftskrise. Die Folge war auch in Deutschland eine extrem hohe Arbeitslosigkeit, und Hitlers Wahlkündgebungen versprachen dem Heer von Arbeitslosen neue Beschäftigung und der deutschen Rüstungsindustrie einen profitablen Wiederaufbau. Ausländerfeindlichkeit und Rassismus der NSDAP wurden in Kauf genommen, solange man davon überzeugt war, Hitler würde seine Versprechungen tatsächlich in die Tat umsetzen.

Mit den gleichen Problemen, die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen und den Menschen Arbeit zu beschaffen, sah sich der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt konfrontiert, der dem amerikanischen Volk ebenfalls entsprechende Zusagen machte. Doch Roosevelt stand auf dem Bo-



Eric Cohen, Februar 2001. (106)

den demokratischer Ordnung und bediente sich keiner radikalen Ideologie im Gegensatz zur Strategie Hitlers und der Nationalsozialisten.

Von Anfang an war es Hitlers Plan, Deutschland von den „Juden“ zu befreien, indem er sie in jeder Weise verteufelte, für die politische und wirtschaftliche Misere des Landes verantwortlich machte und nach seiner Machtübernahme aus dem gesamten öffentlichen Leben verbannte.

Jüdische Bürger mit guter Ausbildung und entsprechender Qualifikation hatten vor Ausbruch des Krieges von 1933 bis 39 die Möglichkeit, im Ausland unterzukommen, sofern dies den dortigen Arbeitsmarkt nicht zu stark belastete. Dies galt ebenfalls für diejenigen, die über flüssige Mittel und Kapital verfügten und in der Lage waren, durch eine unternehmerische Tätigkeit neue Arbeitsplätze im Ausland zu schaffen.

Die Vielzahl der Bürger dagegen, insbesondere ältere Leute, die solche Voraussetzungen nicht er-



Erich Bernds Großeltern Bernhard und Rosina Levy mit ihren Kindern Else und Max, Breyell um 1917. (107)

füllten, waren kaum in der Lage, Deutschland zu verlassen. Dr. Chaim Weizman, der spätere erste Präsident Israels, faßte in einer Rede am 25.11.1936 das Dilemma der meisten östlich des Rheins lebenden Menschen, in einem Satz zusammen: „In diesem Teil der Welt leben 6 Millionen Menschen jüdischen Glaubens, für die die Welt geteilt ist in Gebiete, wo sie nicht leben dürfen und Gebiete, in die sie nicht einreisen können.“ Natürlich sprach Dr. Weizman nicht nur über die vielen Opfer von Antisemitismus in Deutschland, sondern auch in Osteuropa.

Vielen Bürgern, die nicht rechtzeitig nach Mittel- und Südamerika oder Shanghai gelangen konnten, lief die Zeit davon. Sie versuchten verzweifelt, offiziell in die USA, nach Großbritannien oder Palästina einreisen zu können und beantragten entsprechende Einwanderungsgenehmigungen.

Palästina stand in den Jahren 1918 bis Mitte 1948 unter britischem Protektorat. Zuvor wurde bereits den Arabern 1915 und zwei Jahre später den „Zionisten“ in der Balfour-Erklärung von 1917 Hoffnungen auf nationale Heimstätten gemacht. Beide Seiten wurden enttäuscht, und es entwickelte sich zwi-

schen Arabern und dem jüdischen Volk ein Konflikt mit blutigen Ausschreitungen, der bis heute andauert. Die Zahl der jüdischen Einwanderer stieg wegen des zunehmenden Antisemitismus in Europa immer weiter an, und Hitlers Machtergreifung 1933 ließ diese Zahl nochmals in die Höhe schnellen. 1939 veröffentlichte London das für die europäischen Juden verhängnisvolle „Weißbuch“, in dem die jüdische Einwanderung nach Palästina drastisch eingeschränkt wurde.

Die Amerikaner kontrollierten die Einwanderung in die USA mit einem strikten Quotensystem, wodurch die Einreisewilligen eine, wie sie es nannten, „Warte-Nummer“ erhielten. Diese von den Konsulaten ausgegebenen Nummern erlaubten die Einreise, je nach Zeitpunkt der Antragstellung, zum Teil erst in weiterer Zukunft.

All diese Schwierigkeiten führten dazu, daß potentielle Emigranten nach 1939 kaum noch aus Deutschland herauskamen und schließlich in den Osten deportiert und ermordet wurden.

Über die Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung und das Brandschatzen der Synagogen am 10. November 1938 in ganz Deutschland wurde ausführlich in der ausländischen Presse berichtet. Eine der wenigen positiven Reaktionen auf diese Greuelthaten war, daß in England ein Appell an die Regierung gerichtet wurde, um einer Anzahl von 10.000 Kindern, die von den Nazis bedroht waren, die Einreise nach England zu ermöglichen. Dieser „Exodus“ (Auswanderung) von Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei wurde bekannt als „Kindertransport“. In der Regel wurden die Kinder von ihren Eltern in den Zug gesetzt, fuhrn direkt zu den holländischen Seehäfen und setzten mit Fähren nach England über. Nach ihrer Ankunft wurden sie in Heimen oder Familien untergebracht. Die britischen Wohltäter kamen aus allen Schichten und Glaubensgemeinschaften der Nation. Es kam aber auch vor, daß Kinder zunächst in Holland Aufnahme fanden und später von dort nach England weiterreisten. Jedenfalls gab es Organisationen und Menschen, die sich in selbstlosem Einsatz in den Dienst der „Kindertransporte“ stellten, um so viele Kinder wie möglich aus den von Deutschland beherrschten Gebieten herauszubringen.



Hochzeitsfoto von Else und Abraham Cohen, Kleve 1926 (108)

Meine Kindheit in Kaldenkirchen und Holland

Ich wurde am 2. April 1928 in Kaldenkirchen geboren und gehöre zu den wenigen Überlebenden der ehemaligen israelitischen Gemeinde. Meine Eltern Abraham Cohen und Else, geb. Levy aus Breyell, gaben mir den Namen Erich Bernd. Wir wohnten im Haus der Urgroßeltern Devries auf der Bahnhofstraße, gegenüber dem Kirchplatz, aus dem auch meine Großmutter Henriette (Jetta) Cohen, geb. Devries, stammte. Sie war eine Schwester von Wilhelmina, der Mutter von Siegfried Sanders.

Die wenigen Menschen jüdischen Glaubens in Kaldenkirchen, Lobberich, Hinsbeck, Breyell, Venlo, Nijmegen usw., darunter meine Eltern, Großeltern und Verwandte, lebten seit Generationen in ihrer Heimat in Freundschaft, Harmonie und gegenseitigem Respekt mit allen zusammen. Sie waren ehrenwerte und angesehene Mitglieder der Gesellschaft und hatten zu allen Bereichen der Kultur und

des öffentlichen Lebens beigetragen. Die Männer hatten im Ersten Weltkrieg ihr Leben für das Vaterland aufs Spiel gesetzt. Ein besonderes Beispiel für das friedliche Zusammenleben war die lebenslange Freundschaft zwischen den „drei Eisheiligen“ Eugen, Paul und Siegfried, die mich, wenn auch in einem anderen Zusammenhang, an das bekannte deutsche Lied erinnert: „Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren gibt es nicht!“ Siegfried ist es übrigens zu verdanken, daß wir Überlebenden und Nachkommen in den letzten Jahren wieder zusammengefunden haben.

Meine Erinnerungen an meine Kindheit in Kaldenkirchen und die Flucht 1939/40 nach Holland und England sind nur bruchstückhaft. Es fällt mir äußerst schwer, mich an bestimmte Vorgänge und Einzelheiten in der Vergangenheit zu erinnern, denn unser Verstand sorgt in der Regel

dafür, die unangenehmen und häßlichen Dinge zu vergessen und sich auf das Gute zu konzentrieren, andernfalls wird das Leben unerträglich. Der einzige Weg, solch extreme Situationen zu überleben ist, auf Dauer positiv zu denken.

Zwischen Devries, Sanders und Cohen bestand durch die Verwandtschaft und geschäftliche Partnerschaft in der Firma Sanders, Cohen & Co eine sehr enge Beziehung. Als kleiner Junge besuchte ich häufig Tante Mina und ihre Familie auf der Bahnhofstraße. Ich erinnere mich an das Schlachthaus im Hinterhof und das Schlachten der Rinder sowie an die Geburt kleiner Ziegen oder Schafe. Der Umgang und Handel mit den Tieren war alltäglich. Als Julius 1936 die Firma wegen der Naziverfolgung verließ, ging es rapide bergab.

Onkel Simon Devries, der mit seiner Frau Johanna im gleichen Haus wohnte, war der Älteste der Geschwister. Ich glaube, daß er eine wesentliche Rolle in der jüdischen Gemeinde spielte.

Als Kind ging ich mit den anderen Kindern in den katholischen Kindergarten Brigittenheim, schräg bei

An das
Bürgermei-teramt

Kaldenkirchen.

Wir bitten höf. um Genehmigung zur
Abhaltung von Gottesdienst am Sonnabend
Feiertagen sowie Stubegebühren Tagen, und
bitten höf. um diesbezüg. Bestätigung.

Kaldenkirchen, den 22. 3. 1919

Abraham Cohen
Vorstandskommis-sar
der jüdischen Gemeinde
Kaldenkirchen.

1/ Gegen die Abhaltung des Gottesdienstes beste-
hen keine Bedenken.

2/ Cohen wurde entsprechend mündlich belehrt.

3/ Z. P.

22/3. 39.

Bei Beabsichtigung.

M

P

42-5



Abraham Cohen, Paßbild vom 20. Januar 1939, nach seiner Rückkehr aus dem KZ Dachau. (110)



Else Cohen, geb. Levy, 14. Dezember 1938. (111)

uns gegenüber auf der anderen Seite vom Kirchplatz. Ab 1933 besuchte ich die evangelische Volksschule als einziger Schüler jüdischen Glaubens. Bis 1935 wurde ich gleich behandelt, wie jeder andere auch, erst dann führte der Einfluß der Nazi-Propaganda und des staatlich verordneten Antisemitismus durch den Geschichtsunterricht und die religiöse Erziehung zu einer Dämonisierung und Ächtung der jüdischen Bürger. So war es unvermeidlich, daß das Zusammenleben immer unerträglicher wurde.

Am 10. November 1938 hockten wir alle verängstigt und erschreckt zusammen in einem kleinen Raum im Hinterhaus von Devries, während unten die Fensterscheiben eingeschmissen und die Wohnung und Ladeneinrichtung der Metzgerei zertrümmert wurden. (Seite 500) Anschließend wurden die jüngeren Männer verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht.

Nach der Rückkehr meines Vaters aus Dachau Weihnachten 1938 war sein erster Gedanke, mich aus Deutschland herauszubringen. Erst jetzt war den meisten bewußt, daß ein weiteres Leben für jüdische

Bürger in Deutschland unmöglich war. Als meine Eltern mich vor die Wahl stellten, zu bleiben oder Kaldenkirchen zu verlassen, war ich ohne zu zögern bereit, sofort zu gehen. Meine Mutter war hin und her gerissen, wäre es jedoch nach meiner Großmutter Rosina Levy aus Breyell gegangen, hätten sie diesen Schritt wohl kaum gewagt: „Wie könnt ihr euer Kind alleine wegschicken von hier?“

Meine Eltern hatten beschlossen, nach Amerika auszuwandern, und vermutlich ist mein Vater aus Dachau entlassen worden, weil er inzwischen eine Nummer vorweisen konnte, um im Rahmen einer Einwanderungsquote in die USA einzureisen. So hofften sie, in absehbarer Zeit ausreisen und wieder mit mir zusammen sein zu können. Keiner ahnte zu diesem Zeitpunkt, daß es ab Ende 1939 immer schwieriger wurde, das Land zu verlassen. Niemand konnte sich vorstellen, was noch alles auf die zurückgebliebenen Bürger zukommen sollte.

Im Januar 1939 verließ ich Kaldenkirchen als Zehnjähriger und fuhr zu meinem Onkel Jakob Cohen in Goch, dem Bruder meines Vaters. Auch

mein Onkel und seine Frau hatten beschlossen, ihre Kinder Margot und Herbert, beide jünger als ich, nach Holland zu schicken. Eine Begleitperson brachte uns zum Bahnhof und fuhr mit uns über die Grenze nach Nijmegen, in der Hoffnung, die Holländer würden uns passieren lassen, denn wir besaßen keine Pässe. Doch die Grenzbeamten schickten uns nach Goch zurück.

Ein paar Tage später versuchten wir es erneut, diesmal waren wir auf uns alleine gestellt. Wie es unsere Verwandten geschafft haben, die Sache so zu arrangieren, daß es diesmal klappte, weiß ich nicht. Jedenfalls wurden wir etwa 3 bis 4 Stunden nach unserer Ankunft in Nijmegen von ihnen am Bahnhof abgeholt.

Wir blieben ein paar Tage in Nijmegen bei Oom Jaap de Wijze, einem Sohn von Sybilla de Wijze, geb. Devries aus Kaldenkirchen, ebenfalls eine Schwester meiner Großmutter, und Tante Saar mit ihren Kindern Elly, Kitty und Louis. (Seite 64)

Unsere Verwandten taten enorm viel für jüdische Kinder aus Deutschland und Österreich, die dort



Evangelische Volksschule 1937, Lehrerin Frl. Hannessen. 1. Reihe, 4.v.l. Erich Bernd, 2. Reihe, ganz rechts stehend Gerd Franke (Sohn von Ferdinand Franke). Ruth Alfken, Mörschbecher, Huhn, Otten, Reinhold 2 x, Inderelst 3 x, Berger, Jansen 4 x, Maubach, Zahren, Dombrowski, Blank, Sipp, Müschen, Kirchhoff. (112)



Else Cohen und Erich Bernd. (113)



Vorne links Erich Bernd Cohen, vorne rechts Edith, Tochter von Paul und Bertha Frank. Dahinter links Ilse Freimark (spätere Frau von Siegfried Sanders) mit ihrem Bruder Fredy, Düsseldorf 1931. (113 a)



Abraham Cohen im Alter von 48 Jahren. (114)



Else Cohen und Erich Bernd. (114 a)

über die Grenze kamen, nahmen sie auf und kümmerten sich um sie. Jedoch riß der Strom nicht ab, und es war unmöglich für sie, alle Kinder aufzunehmen. So mußten Margot, Herbert und ich nach ein paar Tagen weiterziehen, obwohl wir gerne länger geblieben wären.

Wir kamen vorübergehend nach Soesterberg bei Utrecht, wo wir in einfachen, aber durchaus ansprechenden Holzhütten untergebracht waren. Hier traf ich zum ersten Mal Leo Friedler und seinen Bruder Sally, die vor mir nach England gelangten.

Etwa im Juni 1939 brachte man mich in das Burgerweeshuis (Städtische Waisenhaus) in Amsterdam, St. Luciensteeg, eine Seitenstraße der Kalverstraat (heute der Sitz des Amsterdamer Museums). Es war nicht alles angenehm in diesem Heim, und ich hatte Mühe, mich einzugewöhnen. Ich meine, daß ich in Amsterdam noch mit Herbert und Margot zusammen war, kurz darauf wurden wir

jedoch getrennt. Die Holländer waren bestrebt, die Kinder in Familien unterzubringen, damit sie wieder ein geregeltes Leben führen und die Schule besuchen konnten. Herbert und Margot wurden bei verschiedenen Familien untergebracht. Margot hatte Glück und konnte in Holland überleben. Ihr Bruder wurde als „jüdisches“ Kind entdeckt und in ein Vernichtungslager gebracht.

Für mich ging es im Oktober 1939 weiter nach Apeldoorn, einer hübschen holländischen Kleinstadt nördlich von Arnhem. Ich wohnte bei einer Familie Dr. Cohen mit drei Kindern. Zum ersten Mal seit 1938 ging ich wieder zur Schule. Auch wenn meine Kenntnisse der holländischen Sprache noch gering waren, sprach ich ab dann kaum noch deutsch und lernte neue Dinge hinzu: Da war die Rede von Sumatra, Java, Celebes als Teil von Niederländisch-Indien (heute Indonesien), Kolonien, auf die das Land einst stolz war, die aber seit 1941 unabhängig

sind. Jedenfalls war es für mich eine interessante Erfahrung, ein wenig über Geographie und Geschichte zu lernen, insbesondere, wie die ersten holländischen Seefahrer im 17. Jahrhundert nach Asien kamen und die Inseln besiedelten.

Ich erinnere mich, daß während meines dortigen Aufenthalts der Krieg zwischen Rußland und Finnland ausbrach und infolgedessen im Radio mehr über diese Entwicklung berichtet wurde, als über den Konflikt zwischen Deutschland und seinen Gegnern. So empfand ich zumindest die holländische Berichterstattung zur damaligen Zeit.

Der Winter 1939/40 war zwar extrem kalt aber meist sonnig, und wir liefen Schlittschuh auf den zugefrorenen Gewässern der Stadt, eine herrliche Abwechslung für uns Kinder. So kann ich sagen, daß ich in Apeldoorn meine beste Zeit hatte.



„4. Dame von links im schwarzen Kostüm mit Tasche: Mevrouw Wijsmuller-Meijer. Deutsch-jüdische Waisenkinder, die von ihr aus Deutschland abgeholt wurden.“ **Eric Cohen auf dem Foto: 1. Reihe, 2. Junge von links mit Kappe.**
Archiv: Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie, Amsterdam. (115)

Das letzte Schiff

Anfang März 1940 wurde ich zu meinem Bedauern wieder nach Amsterdam zurückgeschickt, aber da ich das Leben im Burgerweeshuis bereits kannte, machte es mir nicht mehr so viel aus. Hinzu kommt, im Leben hängt oft viel davon ab, zur rechten Zeit am richtigen Platz zu sein. So war, wie wir in England sagen, „every cloud has it's silver lining“, der Aufenthalt in Amsterdam für mich wegen der nun folgenden Ereignisse ein Silberstreifen am Horizont.

Am 10. Mai 1940 erfolgte der deutsche Überfall auf Holland. Ich befand mich zu diesem Zeitpunkt im Alter von 12 Jahren noch stets mit den anderen Flüchtlingskindern im Waisenhaus von Amsterdam, und wir waren zutiefst erschrocken, als die Meldungen von außen über die dramatische Invasion des Landes, insbesondere aus der Luft, zu uns drangen.

Nach wenigen Tagen ging plötzlich alles ganz schnell, wir wurden völlig davon überrascht, wie überstürzt unsere Flucht nach England über die Bühne gehen sollte.

Im Burgerweeshuis hieß es auf einmal: „Laßt alles zurück, nehmt kein Gepäck mit, vergeudet keine Zeit, alle schnellstens raus!“ Wir eilten nach draußen und stiegen in bereitstehende Busse. Alles schien improvisiert zu sein. Die Fahrt ging nach IJmuiden, einem etwa 30 km entfernten Nordseehafen. Unterwegs erlebten wir ein Inferno, der Himmel war schwarz von riesigen Rauchwolken. Die Deutsche Wehrmacht hatte zuvor strategische Ziele wie Ölraffinerien, Tanklager und Hafenanlagen in Holland und besonders das Zentrum Rotterdams furchtbar bombardiert. In der Ferne sahen wir Fallschirmspringer herunterkommen.

Die Hauptrolle in diesem letzten Akt spielte Truus Wijsmuller-Meijer, die von 1938 bis 1940 in Zusammenarbeit mit verschiedenen Organisationen unermüdlich damit beschäftigt war, Flüchtlingskindern zu helfen und aus Deutschland und den besetzten Gebieten herauszubringen. Die Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem, hat ihr auf der „Avenue of the Righteous“ (Allee der Gerechten) ein ehrendes Andenken gesetzt. In ihrem Buch „geen tijd voor tranen“ 1 (Keine Zeit für Tränen) geht sie im folgenden Kapitel darauf ein, was sich am 14. Mai 1940 hinsichtlich unserer Rettung ereignete:

HET LAATSTE SCHIP (Das letzte Schiff)

Früh am nächsten Morgen stand ein Soldat bei mir auf der Matte und bat mich, zum Garnisonskommandanten in der Laiessestraat zu kommen. Ich sagte zu ihm: Junger Mann, richten Sie ihrem Chef nur aus, falls er was von mir will, möchte er sich hierher bemühen, sagen Sie ihm, daß er gestern nichts von mir wissen wollte und ich heute



Drei Gesichter von Truus (Geertruida) Wijsmuller-Meijer, die sich um die Rettung vieler Menschen und insbesondere von Kindern aus den von den Nazis beherrschten Gebieten große Verdienste erworben hat. Archiv: Nederlands Instituut voor Oorlogsdokumentatie, Amsterdam. (116, 117, 118)

nichts von ihm wissen will, und wenn er ein Problem hat, soll er das gefälligst selbst lösen. Eine Stunde später stand der Soldat wieder vor der Tür und überbrachte mir eine Botschaft seines Chefs, wonach eine Nachricht aus England für mich eingegangen sei.

Der Garnisonskommandant sagte zu mir: Mevrouw, Sie müssen sich so schnell wie möglich mit den Kindern aus dem Burgerweeshuis nach IJmuiden begeben, wo man momentan alles daran setzt, ein Schiff nach England flott zu machen, und in London bemüht man sich um die Zustimmung der Royal Navy. Sie bekommen von mir ein Schreiben für alle Posten, die Sie unterwegs aufhalten könnten, aus dem ersichtlich ist, daß Sie in meinem Auftrag handeln. Mit diesem Schreiben begab ich mich sofort zur Lijnbaansgracht, zu Mevrouw van Tijn, der Leiterin des Burgerweeshuis. Sie war nicht da, sondern befand sich zum Mittagessen im Américan, und dort bat ich sie um Erlaubnis, Busse zu chartern. Außerdem bat ich Sie, die Mitglieder des Joodse Comité zu benachrichtigen, sie könnten mitfahren und ebenso mit dem Schiff nach England flüchten. Um halb zwei stand ich mit 5 Bussen vor dem Burgerweeshuis, aber als ich rein wollte, hielt der Pförtner mich zurück: Ich dürfe das Heim nicht mehr betreten, sagte er, ich sei eine staatsfeindliche Person. Das war doch seltsam, daß ein einfacher Mann, der mich schon lange kannte, so auf den Putz haute. Ich habe mich nicht weiter mit ihm angelegt, sondern ihm geantwortet: Gut, ich darf nicht rein – aber die Kinder können schließlich raus, holen Sie die Kinder her, die Busse stehen bereit, und ich werde die Kinder von hier wegbringen. Das mußte er eben verkraften, aber dann trommelte er die Kinder zusammen, und alle stiegen in die Busse. Wir sind noch die Lijnbaansgracht entlang gefahren, trafen aber keinen von der Verwaltung. Wohl entdeckten wir etwa vierzig jüdische Leute, die ratlos herumstanden und mich fragten, wie sie tun sollten. Ich ließ sie einsteigen, und auf der Weteringschans trafen wir doch noch eine der Heimleiterinnen, eine Deutsche, die ebenfalls zustieg. In IJmuiden stießen unsere Busse auf Fahrzeugkolonnen mit diskutierenden und gestikulierenden Menschen. Ich stieg aus, lief längs der Autos und Knäuel von Radfahrern nach vorne zum Hafen, wo holländisches Militär die Menschen im Auftrag der Regierung zurückdrängte. Ich war damals schon nicht damit einverstanden, und ich

habe auch heute noch kein Verständnis dafür, ich finde es immer noch Wahnsinn, daß damals die Menschen daran gehindert wurden zu flüchten. Und hätten sie sich mit den Fingerkuppen an der Reling festkrallen müssen, um mit einem Schiff auslaufen zu können, das wäre immer noch besser gewesen, als die Alternative: den Deutschen in die Hände zu fallen. Mit meinem Brief des Garnisonskommandanten kam ich auch nicht durch. Damit rechnet kein Kommandant: Außerhalb seines Truppenstandorts pfeift jeder auf ihn. Glücklicherweise entdeckte ich Meneer Koning, den Direktor der Gesellschaft Nederland. Er brachte mich zum Marinekommandant Hellingman, dessen Rang ich nicht mehr in Erinnerung habe. Ich weiß wohl noch, wie ruhig er sagte: Natürlich Mevrouw, Sie können passieren, und nehmen Sie so viele Leute

wie möglich mit. Im Hafen lag die „Bodegraven“ der K.N.S.M. (Koninklijke Nederlandse Stoomboot Maatschappij), das war unser Schiff. Tausende Menschen hätten dort unterkommen können, aber sie wurden nicht durchgelassen. Übrigens war sogar eine Anordnung gekommen, die „Bodegraven“ zu versenken, so wie die „Coen“, die ich selbst habe untergehen sehen, und so wie die Schiffe von Wijsmuller. Noch so ein Wahnsinn: Schiffe zu versenken, die unbedingt hätten auslaufen können und müssen. Meneer Koning brachte jüdische Freunde an Bord. Ich brachte mit meinen Bussen Leute zur Schleusenmauer: Mevrouw Vos mit zwei Söhnen und Dr. Wijsenbeek und seine Familie ließ ich einsteigen. Dr. Wijsenbeek war sehr aufmerksam, er sagte zu mir: Sie kommen aus diesem Chaos nicht mehr raus mit ihren Bussen, hier sind meine



„Mit vielen herzlichen Glückwünschen zu Tante Minas Geburtstag, Erich Bernd Cohen“, 1956 zum 90. Geburtstag von Mina Sanders in Oakland. (119)



Eric Cohen und Sohn Jeremy, Mitte Frank Kauwertz. (120)

Autoschlüssel, die brauche ich doch nicht mehr. Ich brachte meine 80 Kinder an Bord und der Kapitän sagte: Mevrouw, Sie bleiben ebenfalls hier, Sie werden mich begleiten. Aber ich wollte nicht, ich antwortete ihm: Kapitän, ich habe zu Hause noch Aufgaben zu erfüllen. Ein bißchen habe ich die Kinder damals hinters Licht geführt, ich ließ Mantel und Tasche an Bord und bat sie, auf die Sachen aufzupassen. Daraufhin nahmen sie an, ich würde auch mitkommen, sie waren etwas verängstigt, glaube ich. Ich habe noch versucht, mehr Menschen zum Schiff zu bringen, aber dann kursierten bereits Gerüchte über eine Zerstörung der Schleusen, IJmuiden würde geflutet. Dies hat Meneer Nelissen von der Wasserbehörde verhindert, er hat die paar britischen Offiziere in IJmuiden wieder zur Vernunft gebracht und ihnen klar gemacht, daß ganz Amsterdam absaufen würde, falls sie die See eindringen ließen. Um zehn vor Acht legte die „Bodegraven“ ab, es war das letzte Schiff, das den Hafen von IJmuiden verließ, zehn Minuten, bevor Holland kapitulierte.

Ich stehe am Kai und winke dem Schiff nach,

drehe mich um, gehe nach Hause, wo mein Platz ist, und dann ist es vorbei.

Soweit die Schilderung von Truus Wijsmuller-Meijer in ihrem Buch.

Die „Bodegraven“ war ein seetüchtiges Frachtschiff, das jetzt „menschliche Ladung“ für England übernahm. Bis zum Ablegen des Schiffes herrschte totales Chaos, alles geschah in größter Hektik ohne genügende Vorbereitung. Die vielen Passagiere, die mit ihren wenigen Habseligkeiten an Bord strömten, wurden notdürftig unter Deck in den großen Frachträumen untergebracht. Die Verpflegung an Bord war völlig unzureichend, die Küche verfügte lediglich über Schiffszwieback für ein paar Tage.

Es war eine sehr gefährliche Reise durch die unsichere Nordsee, die wir zu überstehen hatten. Deutschland hatte gerade Dänemark und die Niederlande erobert, der Krieg setzte sich nach Belgien und Frankreich fort. Dies geschah einen Monat bevor die deutschen Truppen die französische Hafenstadt Dünkirchen erreichten, und jeder befürch-

tete, es sei nur eine Frage der Zeit, bis sie nach England übersetzen würden.

Die „Bodegraven“ nahm Kurs auf England, aber vermutlich gab es zum Zeitpunkt des Auslaufens noch keine klaren Instruktionen über das genaue Ziel. So mußte der Kapitän erst Funkkontakt mit England aufnehmen, um einen geeigneten Hafen zu finden. Kurz nachdem wir IJmuiden verlassen hatten, wurde das Schiff von deutschen Flugzeugen angegriffen und beschossen. Alles passierte so schnell, daß wir keine Zeit mehr fanden, unter Deck Schutz zu suchen, sondern uns nur flach auf den Boden werfen konnten. Glücklicherweise wurde niemand getroffen, und es gelang dem Schiff, in die offene See zu entkommen.

Die Fahrt ging zwar langsam aber auf kürzestem Weg durch die Straße von Dover, den Kanal, um Cornwall herum und durch die Irische See in den Hafen von Liverpool. Eine weitere große Gefahr waren die Minen, die von der britischen Marine im Meer verteilt worden waren, um eine Invasion zur See abzuwehren. Von Zeit zu Zeit nahm das Schiff offizielle Lotsen an Bord, die die Lage der Minen

kannten und das Schiff an allen gefährlichen Stellen vorbeimanövierten. Dennoch waren die Spuren des Krieges unübersehbar: Wir begegneten einer Vielzahl gesunkener Schiffe, deren Rumpfe und Masten in flacheren Gewässern aus dem Wasser ragten. Nach siebentägiger Fahrt kamen wir endlich wohlbehalten in Liverpool an.

Der Aufenthalt in Liverpool und später Wigan dauerte einige Wochen, anschließend kamen wir in ein Heim in Manchester. Inzwischen hatte uns der Krieg mit unverminderter Härte eingeholt: Englische Städte und Industriezentren wurden von der deutschen Luftwaffe mit schweren Angriffen bombardiert. Ständig waren wir gezwungen, in eiligst errichtete Luftschutzbunker zu flüchten.²

Gegen Ende 1940 schickte man mich mit den anderen Heimkindern in die örtliche „secondary school“. Nach 15 Monaten verließ ich die Schule im Alter von 14 Jahren und fand Aufnahme bei der Familie meiner Verwandten Josef und Martha Cohen und meinen zwei Cousins. Sie wußten anfangs nichts von meiner Ankunft in Liverpool und Weiterreise nach Manchester. Es wurden jedoch Listen veröffentlicht mit den Namen von Kindern, die aus Deutschland eingetroffen waren. Ella, die Schwester meiner Tante, schaute die Listen regelmäßig durch, fand meinen Namen und machte mich auf diese Weise nach einiger Zeit ausfindig.

Onkel Josef, geboren in Kaldenkirchen, der Bruder meines Vaters, wohnte vor dem Krieg in Krefeld und arbeitete bis 1936 für eine große Firma. Obwohl er ein sehr guter und qualifizierter Mitarbei-

ter war, konnte er auf Druck der Nazis als „Jude“ nicht mehr weiter beschäftigt werden. Die Firma verhalf ihm jedoch zu einem Nebenverdienst und ermöglichte durch eine finanzielle Beteiligung den Kauf einer Maschine zum Export nach England. Er erhielt ein britisches Einreisevisum, nachdem er die Schaffung von Arbeitsplätzen in einem von ihm neu zu gründenden Betrieb nachweisen konnte. Unglücklicherweise war die Maschine im November 1938 noch nicht fertiggestellt, und da er sich noch in Deutschland befand, wurde er ebenfalls verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert. Nachdem klar war, daß er das Land kurzfristig verlassen konnte, wurde er als einer der ersten aus Dachau entlassen. Die beiden Kinder Gill und Gerald folgten mit dem Kindertransport, während seine Frau Martha noch in Deutschland blieb und sich intensiv um die Fertigstellung der Maschine und die Verschiffung nach England kümmerte. Schließlich konnte auch sie ihrer Familie noch rechtzeitig folgen. Die Maschine kam 1939 in England an, und nach einigen Schwierigkeiten gelang es Onkel Josef, die Fabrikation wie geplant in Gang zu bringen.

Während meinen Eltern erlaubt war, mir über das Rote Kreuz Briefe nach Holland zu schicken, riß die Verbindung nach meiner Flucht 1940 und dem Krieg mit England völlig ab. Sie konnten, wie tausende andere Menschen auch, das Land nicht mehr rechtzeitig verlassen und wurden am 10. Dezember 1941 mit den jüngeren Bürgern von Kaldenkirchen, Breyell und Lobberich nach Riga

deportiert. Meine Großmutter mütterlicherseits, Rosina Levy, wurde im Juli 1942 nach Theresienstadt und Minsk verschleppt. Seitdem hat man nie mehr was von ihnen gehört. Henriette Cohen, die Mutter meines Vaters, kam im Mai 1943 im Konzentrationslager Herzogenbusch, Vught/Niederlande um.

Wie dramatisch muß es für die Eltern und Angehörigen gewesen sein, sich von ihren Kinder zu trennen, sie in den Zug zu setzen und alleine in die Fremde ziehen zu lassen, stets in der Hoffnung, sich eines Tages wiederzusehen. Viele Kinder waren noch sehr jung, wurden zum ersten Mal von ihren Familien getrennt und vermißten ihr Zuhause. Verfolgung und Verbote durch die Nazis gab es zwar nicht mehr, aber die Eingewöhnung in einem fremden Land mit anderer Sprache, die Gefahren während des Krieges mit den Bomben- und Raketenangriffen auf England, die Probleme mit der Weiterbildung und Arbeit sowie die ungewisse Zukunft und stete Sorge um die Zurückgebliebenen machte vielen weiterhin schwer zu schaffen. Die Hoffnung auf ein Wiedersehen erfüllte sich nur in wenigen Fällen, denn erst nach dem Krieg wurde das ganze Ausmaß der Deportationen in die Konzentrationslager im Osten offenbar.³

Dank Truus Wijsmuller-Meijer, einer mutigen und unbeirrbareren Frau, die sich große Verdienste um die Kindertransporte erworben hat, konnten wir Kinder aus dem Burgerweeshuis Holland gerade noch in letzter Minute verlassen, fast wäre es für uns zu spät gewesen.

1. „geen tijd voor tranen“ Truus Wijsmuller-Meijer, te boek gesteld door L.C. Vrooland, Verlag P.N. van Kampen & Zoon, Amsterdam, Ausgabe 1961.

2. Einen guten Eindruck von den Lebensbedingungen während des Krieges von 1938 bis 1945 in London gibt der Bericht von Eva Hilde Noach ab Seite 248.

3. Dokumentarfilm, der den Kindertransporten nach England gewidmet ist: „Into The Arms Of Strangers: Stories Of The Kindertransport“.

Else Heymann, Wiesbaden

Ich denke jeden Tag an Max und Hedi

Ich wurde am 27. Dezember 1909 als Tochter der Eheleute Sophie und Paul Jaffé in Aachen geboren und bin dort aufgewachsen. Obwohl ich Elisabeth heiße, nannten mich sowohl meine Eltern als auch meine Verwandten und Freunde Else oder Elschen.

Etwa 1930 lernte ich Max Lion beim Ball in Aachen kennen. Er war eigentlich gekommen, um Stoffe für sein Geschäft einzukaufen, und von da an blieben wir eng befreundet. Zuvor hatte ich schon im Winter einen anderen Kaldenkirchener in Euskirchen kennen gelernt: Paul Keizer, „Paulchen“.

Max und ich heirateten am 14. Juni 1931 in Aachen. Ein Foto zeigt uns nach der standesamtlichen Trauung am 8. Juni. Max trägt unter seinem Arm eine Bonbonniere, die uns ein guter Freund geschenkt hatte.

Es war eine wunderschöne und feierliche Trauung, die vom Rabbiner Dr. Schöneberger in der alten Aachener Synagoge vollzogen wurde. An der Orgel spielte der Organist Dusch, und Kantor Alt, ein Freund meines Bruders Werner, sang unter anderem ein wundervolles Lied, dessen Refrain ich bis heute nicht vergessen habe: „Still wie die Nacht und tief wie das Meer soll eure Liebe sein!“

Unsere Hochzeitsreise führte damals mit der Bahn nach Köln und Bonn. Von dort aus fuhren wir weiter mit dem Schiff über mehrere Stationen rheinaufwärts nach Rudesheim. Mit Max hatte ich eine wunderbare und glückliche Ehe, wir waren damals noch jung und haben uns blendend verstanden.

Nach der Hochzeit zogen wir in das Haus von Bongartz, gegenüber dem Eigentum meiner Schwiegereltern auf der Venloerstraße. Ich habe mich in Kaldenkirchen sehr, sehr wohl gefühlt.

Selbst die Kinder meiner Schwester Röschen und ihres Mannes Adolf Rosenzweig, Alfred und Gerhard, kamen von Berlin zu Besuch und waren ganz begeistert. Hinter dem Haus war ein großer Garten, in dem konnten sie auch Fahrrad fahren.



Else Heymann, 2. August 1994. (121)

Eine glückliche Familie

Unsere einzige Tochter Hedi (Hedwig) wurde am 14. Mai 1932 geboren. Zum Zeitpunkt der Entbindung im Kaldenkirchener Krankenhaus waren die Hebamme Moonen und alle Schwestern so nett zu mir. Hedi lag in einem mit rosa Schleifchen verzierten Kinderbett bei mir im Zimmer.

Im Alter von vier Jahren ging sie in den katholischen Kindergarten Brigittenheim. Anschließend kam sie 1938 zunächst in die erste Klasse der evangelischen Volksschule, bis uns verboten wurde, unser Kind hier weiter zur Schule zu schicken. Während der Hitlerzeit konnte man „arischen“ Kindern nicht mehr zumuten, mit einem „jüdischen“ Kind die gleiche Schulbank zu drücken. So mußte unsere Hedi als Kind von sechs bis sieben Jahren jeden Tag mit der Bahn nach Mönchengladbach fahren. Es ist doch eine Schande, wenn man das bedenkt!

Wir hatten dort Bekannte, die sie zur jüdischen Schule und nach dem Unterricht zurück zur Bahn brachten. Und ich mußte sie abholen, weil Kinder

von Bürgermeister Pauw sie verhauen hatten, das kleine Würmchen! Sie wurde geschlagen und getreten. Sie hat so eine Angst nachher gehabt.

Das einzige Foto, das ich von Hedis Schulzeit in Mönchengladbach habe, zeigt die Schüler bei der „Chanukka-Feier“ in der Klasse. Die Lichter des achtarmigen Leuchters erinnern an die Rückeroberung des Tempels in Jerusalem durch die Makkabi (Makkabäer). Jeden Tag wird eine Kerze mehr angezündet.

Dieses Foto habe ich all die Jahre meiner Verschleppung bei mir getragen und wie durch ein Wunder durch die Konzentrationslager gerettet. Ich weiß bis heute nicht, wie ich das geschafft habe!

Hedi machte es nichts aus, zum Dentist Müller auf der Bahnhofstraße zu gehen. Sie fand es herrlich, wenn sich der Behandlungsstuhl rauf und runter bewegte und hatte selbst vor der Behandlung keine Angst. Der Kaldenkirchener St. Martinszug führte auch auf der Venloerstraße an unserem Haus vorbei. Hedi saß am Fenster, guckte und frag-

te: „Warum darf ich nicht mitgehen?“ Sie durfte weder in Kaldenkirchen die Schule besuchen noch an Veranstaltungen teilnehmen. Es tat ihr weh, sie hat oft geweint. Die Bilder zeigen es: Sie war ein hellblondes, lockiges Mädchen, hellblond!

Unser Gotteshaus, die Synagoge, befand sich auf der Synagogenstraße. Von der Ruine sind noch Fotos erhalten, so daß man sich das Gebäude sehr gut vorstellen kann. Durch die Eingangstür gelangte man sofort ins Innere, es gab weder einen Vorraum noch irgendeine Abtrennung. Eine Treppe führte nach oben auf den Balkon, der sich frei im Raum an der Rückseite der Synagoge befand. Die Männer saßen unten und die Frauen oben. Links und rechts an den Wänden standen Bänke. Die Wände waren weiß getüncht.

An der Vorderseite wurden hinter einem Vorhang die „Thorarollen“ untergebracht, die fünf Bücher Moses, in seidenen, bestickten „Mäntelchen“. Davor stand ein Pult, und daran hat mein Schwiegervater vorgebetet. Der war sehr, sehr religiös. Wegen der „Thora“ ist er im November 1938 so fürchterlich verhaßt worden, die hatten die Nazis aber vorher schon abgeholt!

An die Synagoge gebaut, zum Marktplatz hin, war das Haus von Emil und Frieda Simon, in dem sie mit ihrem Sohn Sally und Friedas Bruder Bernhard wohnten. Tante Frieda, geborene Sanders, war eine Schwester von Bernhard, Gustav, Julchen (Hoffstadt), meiner Schwiegermutter Bertha (Lion), sowie Jacob und Philipp Sanders aus Hinsbeck. Insgesamt waren sie elf Geschwister, Kinder von Salomon und Adelheid Sanders.

Eine kleine Anekdote von Bernhard Sanders: Den haben sie mal in der Synagoge eingeschlossen, und er konnte nicht raus. Da hat er um Hilfe gerufen und gebetet: „Herrgötchen, hilf mir, laß mich doch hier raus!“ Zufällig ist nachmittags jemand gekommen, und hat ihm die Tür geöffnet. Das Einschließen war sicher nicht mit Absicht geschehen. Bernhard und seine ganze Familie Sanders, die zur Synagoge gingen, waren sehr, sehr fromme Juden. Und besonders Bernhard war doch auch fromm. Die sind alle rausgegangen, und Bernhard haben sie einfach vergessen.

Im Haus des Anstreichers Bongartz Clemens (Clim) auf der Venloerstraße, in dem wir oben wohnten, hatten wir unser erstes Manufakturwarengeschäft. Bongartz selbst wohnte zwischen uns und

Weingarten, Inhaber des Hotels und einer Gaststätte. Die erste Frau von Weingarten war eine sehr anständige Person. Ich glaube, der hat sich in der Nazizeit von ihr scheiden lassen. Weingarten selbst war dagegen ein bekanntes „Nazischwein“, das Gleiche gilt für seine zweite Frau.

Zur Hochzeit hatte ich eine Stange Geld von meiner Mutter bekommen. Das Geld gaben wir als Hypothek dem Bongartz, so daß wir dort wohnen konnten, in einem Häuschen für uns. Ich konnte sozusagen gegenüber in das Haus meiner Schwiegereltern reingucken. Als wir von uns aus da raus wollten, erhielten wir von dem geliehenen Geld zuletzt noch „anstandshalber“ einen geringen Betrag von tausend Mark zurück, mehr hat er uns nicht mehr gegeben. Danach guckte er uns nicht mehr an. Sein Sohn war ein großer Nazi.

Nachdem meine Schwiegereltern ihr Haus umgebaut hatten, zogen wir auf die andere Straßenseite. Wir wohnten von da ab oben in einer größeren Wohnung, und unten war wieder unser Geschäft, mit einem schöneren Laden als zuvor. Wir verkauften Kleiderstoffe, Pullover, Strümpfe, Handarbeitssachen, Unterwäsche, fertige Kleider, aber auch Bettwäsche, Federbetten und Tischdecken.

Max fuhr mit dem Fahrrad über Land und verkaufte sehr viel direkt bei den Bauern. Früher kam er mit einem alten Ford nach Aachen, der aber dann zu viele Reparaturen hatte, und vor dieser Zeit fuhr er mit einem Motorrad. Am Wochenende war er ein großer Fußballanhänger.

In einem kleinen Seitenbau, zur Fährstraße hin, führten meine Schwiegereltern ein kleines Lebensmittellädchen. Dort hinten haben sie auch erst gewohnt, bis wir alle nach oben mußten und Reynders in ihre Wohnung zogen. Mit meiner Schwiegermutter habe ich hin und wieder mal Krach gekriegt, sie wollte mich manchmal zurechtweisen. Ich kam aus der Stadt, sie war vom Land. Wenn sie mal weit gekommen war, dann bis Krefeld. Meine Ansichten waren da schon fortschrittlicher zur damaligen Zeit. Ich bin öfter zu Julchen Hoffstadt oder den Hinsbeckern gegangen und habe mir da mein Herz ausgeschüttet.

Meine Schwiegereltern waren sehr fromm, und Jakob Lion hatte die Erlaubnis, „rituell koscher“ zu schlachten. Solange das Geschäft bestand und für uns noch nicht alles verboten war, kauften wir Wurst und Fleisch bei Devries. Später schlachtete

mein Schwiegervater selbst heimlich Hühner und Ziegen.

Die Hinsbecker Familien von Jacob und Philipp Sanders mit ihren Frauen Sara und Pauline waren durch meine Schwiegermutter eng mit uns verwandt. Ihre Kinder waren Vettern und Cousinen von Max. Auch für mich als Eingehiratete waren sie wie ganz nahe Verwandte. Sie stammten ja aus Kaldenkirchen, fühlten sich daher sehr mit der Stadt verbunden und gehörten zu unserer Gemeinde. Samstags kamen sie über Leuth zu Fuß durch die Felder zur Synagoge. Hatten wir aber Hohe Feiertage, so blieben sie über Nacht in Kaldenkirchen, nicht alle bei uns, sondern verteilt mit den Frauen. Dann war das Schöne: Nach dem gemeinsamen Gottesdienst in der Synagoge haben sie sich wieder verteilt und Kaffee getrunken. Danach machten sie die Runde durch die ganze Verwandtschaft und überall wurde gegessen.

Meine Schwiegermutter hatte mir folgendes beigebracht: Jede von uns fertigte den Teig für zwei große Weißbrote und einen Rosinenweck. Die Brote wurden dann in Kastenform bei der Bäckerei Konrad Maaßen auf der Hochstraße, am Hauptzollamt links um die Ecke, gebacken.

Tante Sara aus Hinsbeck, Mutter von Lothar Sanders und Else (Landauer), ist 1935 gestorben und wurde hier auf dem neuen jüdischen Friedhof beerdigt. Meines Wissens hat man sie nicht mehr in einem richtigen, von Pferden gezogenen Trauerwagen, sondern nur auf einem Handwagen zum Friedhof gekarrt.

Zu Familie Sigmund Grunewald hatten wir ein sehr inniges und freundschaftliches Verhältnis. Sie kamen oft zu uns nach Hause, und wir waren viel bei ihnen auf der Karlstraße, obschon wir jünger waren als sie. Oft haben wir in ihrem Garten gesessen. Ein Foto zeigt dort Hedi auf der Schaukel und mich.

Gegenüber unserem Haus, Venloerstraße 6, auf der anderen Seite der Fährstraße, wohnte ein Ehepaar, so nette Leute. Aber die hatten zwei Söhne, fanatische Nazis, besonders der jüngste. Einer hat den Eltern gedroht: „Wenn ihr mit den Juden sprecht, zeig ich euch bei der Partei an!“ Die Eltern hatten Angst vor den eigenen Kindern. Einem der Brüder hätten die Befreier nach dem Krieg ein Zeichen auf die Stirn gebrannt, so erzählte man Jahre später.



Jakob Lion und Max, um 1910. (122)

Vogelfrei in Kaldenkirchen

Am 9. November 1938 wurden in Deutschland alle Synagogen in Brand gesteckt oder wie hier demoliert. Die Zerstörung in Kaldenkirchen erfolgte einen Tag später. Es war der Tag, an dem man in Paris den deutschen Politiker vom Rath ermordete, dem man später homosexuelle Kontakte nachsagte. Die Tat sollte angeblich von einem jüdischen Mann namens Grünspan verübt worden sein. Neben den Zerstörungen, Verhaftungen und erstmaliger Verschleppung in Konzentrationslager mußten alle jüdischen Bürger Deutschlands eine Milliarde Reichsmark, damals viel Geld, an „Entschädigung“ aufbringen in Form einer „Judenvermögensabgabe“, auch „Judenbuße“ genannt. Diese wurde von der Stadt eingetrieben.

Unser Eigentum, Haus und Garten, war eingetragen auf den Namen Jakob Lion und ist nie regulär verkauft worden. Da wir nicht genug Geldmittel hatten, mußten wir dafür unseren Garten zwangsweise „in Zahlung geben“ und an die Stadt übereignen. Er befand sich an der Schulstraße, gegenüber der Volksschule und erstreckte sich weit hinten durch bis zur Rektoratschule. Wegen dieser „Wiedergutmachung“ war ich bei der Stadt. Und ich kam zum Bürgermeisteramt, da war eine junge, hübsche, hellblonde Beamtentochter, ein junges Mädchen, sie kann nicht älter als 18 gewesen sein, die empfing mich mit den Worten: „Macht die Fenster auf, hier stinkt's!“¹

Unsere Kaldenkirchener Synagoge wurde am 10. November 1938 zerstört. Morgens hatten „Partei“- oder „SA“-Angehörige (Sturmabteilung der NSDAP) bei meinem Schwiegervater Jakob Lion die Bundeslade (Thorarollen) abgeholt. Jakob und Bertha Lion waren früher sehr bekannte und geachtete Bürger der Stadt. Mein Schwiegervater war zu der Zeit Vorsteher und Vorbeter unserer israelitischen Gemeinde.

Alle unsere jungen Männer wurden morgens verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau verschleppt: Sally Simon, Abraham Cohen, Simon Harf, Siegfried und Albert Sanders, auch mein Mann Max. Emil Simon haben sie nicht geholt, der war wohl zu alt. Sally Sanders kehrte aus dem Gefängnis Anrath wieder zurück, nach einem völligen Nervenzusammenbruch.

In derselben Nacht drangen Angehörige der

Kaldenkirchener „SA“ unter Beteiligung des „SA“-Sturmführers Peter Heußen, eines Zollbeamten sowie des Briefträgers Franz Leven in unsere Wohnung ein und verlangten nochmals von meinem Schwiegervater Jakob Lion die Herausgabe unserer Heiligen Schriften, die sich aber bereits im Bürgermeisteramt befanden. Sie haben den alten Mann (73) geohrfeigt, geschlagen und zu Boden geworfen, hinten am Kragen wieder hochgezogen und noch ein paar Mal so geschlagen, daß ich mit meinen 29 Jahren dazwischen gesprungen bin und sie anschrie: „Laßt doch den alten Mann in Ruhe! Die Bundeslade ist schon im Bürgermeisteramt!“ Erst dann ließen sie von ihm ab.

Heußen war ein großer Faulenzer, der nicht gerne gearbeitet hat, und durch die „SA“ ist er was geworden. Tags darauf bin ich zu Bürgermeister Dr. Pauw gegangen und bat ihn um Hilfe. Der hat mir zur Antwort gegeben, er könne nichts dagegen machen, das wäre nicht seine Sache.

Acht Tage später drang wieder eine Nazibande, eine ganze Horde dieser brutalen, teils besoffenen Kerle nachts in unsere Oberwohnung ein. Ob Heußen diesmal dabei war, kann ich nicht mehr sagen, dafür war ich zu durcheinander.

Der neue Inhaber unseres Geschäfts, Thelen aus Leuth, der mit seiner Frau unten wohnte, hatte ih-

nen die Tür geöffnet und sie hereingelassen.² Mit den Worten: „Ihr habt nichts abgekrigt, jetzt wollen wir mal hier aufräumen!“ fingen sie an, unsere Wohnungseinrichtung kurz und klein zu schlagen. Im Schlafzimmer, ich hatte gerade noch im Bett gelegen, haben mir die Täter die Nähmaschine sowie Waschlampetten (Schüssel und Krug vom Nachttisch) an den Kopf geschmissen und das Bett auf den Kopf gestellt, so daß ich laut um Hilfe schrie.

Zu der Zeit habe ich doch alle bei mir wohnen gehabt. In unserer kleinen Wohnung befanden sich Gustav Sanders und seine Tochter Lina Harf mit der nicht mal einjährigen Ruth. Lina hatte sich in unserem Zimmer eingerichtet. Aus Angst vor Übergriffen in Hinsbeck hielten sich außerdem bei uns Jacob und Philipp auf, die Brüder meiner Schwiegermutter, früher in Kaldenkirchen hoch angesehen. Die haben sich nachts mit meinen Schwiegereltern zusammen ins Bett gelegt. Auch Tante Frieda und Emil haben die ersten acht Tage bei mir Zuflucht gesucht, dann sind sie wieder gegangen.

Es war ein regnerischer Tag, ein furchtbarer Tag. In dieser Nacht ist meine alte Schwiegermutter Bertha Lion (77) in panischer Angst vor den Randalierern aus dem Fenster im ersten Stock in den Hof gesprungen. Lina und ich wollten sie noch zurückhalten und hatten sie am Kleid gepackt. Dabei ist sie durch das Kleid geschlüpft. Durch den Sturz war der Knochen ihres Oberschenkels so gesplittert, daß er aus dem Bein herauskam. Sie schleppte sich



Das ehemalige Haus von Jakob und Max Lion Venloer-/Ecke Fährstraße. Aus einem der beiden Fenster auf der linken Seite sprang Bertha Lion im November 1938 vor den Gewalttätern auf den Hof. (123)



Else und Max, Hochzeitsbild nach der Trauung in der Aachener Synagoge, 14. Juni 1931. (124)

noch mit dem kaputten Bein zur Waschküche. Ihre Brüder Jacob und Philipp haben sie später aufgeholt und vor lauter Angst gleich auf den Speicher getragen.

Lina und ich sind in dieser Nacht zu Dr. Karl Hild gelaufen, um Hilfe für meine Schwiegermutter zu holen. Dr. Hild war kein Nationalsozialist und schon Hausarzt der Großeltern von Max. Anschließend liefen wir zu Keizer, die zu der Zeit über dem Geschäft Siegfried Sanders gegenüber der katholischen Kirche wohnten, um sie ebenfalls zu bitten, uns zu

helfen. Sie waren gute Freunde meiner Schwiegereltern. Dabei haben wir die ganze Horde gehört, es war furchtbar, wie sie grölten. Ich lief barfuß durch die Pfützen und trug über meinem Nachthemd das Kleid meiner Schwiegermutter, das sie beim Sturz aus dem Fenster abgestreift hatte.

Als wir von Keizer zurückkamen, hatte Dr. Hild meine Schwiegermutter zusammen mit den Hinsbecker Männern vom Speicher heruntergetragen und ins Bett gelegt. Er gab ihr eine Morphiumsspritze, und um sechs Uhr morgens wurde sie dann ins

Krankenhaus eingeliefert. Bertha hat dort lange gelegen und sich nie mehr vollständig von diesem Bruch erholt, da der Knochen nicht richtig zusammengewachsen ist. Ein Bein war länger als das andere, und sie war von da ab stark gehbehindert. Gegen die Schmerzen hat sie dauernd Tabletten nehmen müssen.

Obwohl ich in großer Angst laut um Hilfe gerufen habe, ist natürlich kein Mensch gekommen. Frau Reynders stand unten und wagte nicht, sich einzumischen. Als die sich davon machten, hat die



Max mit Wilhelm Bouscheljong vor dem Haus Bruch 23, Kaldenkirchen. (125)

Reynders ganz laut gerufen: „Ihr habt mich bepinkelt, ihr Schweine!“

Onkel Gustav, Lina und Ruth sind nach der Zerstörung der Synagoge und den Überfällen auf fast alle jüdischen Wohnungen und Geschäfte aus Angst zu uns gekommen, und wir haben uns in den Zimmern verteilt. Onkel Gustav wohnte mit den anderen im Zimmer meiner Schwiegereltern. Kurz nach der Verwüstung unserer Wohnung erlitt er am 28. November 1938 einen Herzschlag. Er mußte plötzlich auf den Topf, wir hatten das Klo unten im Hof, ist umgefallen und war weg. Ich habe ihn noch mit 4711 am Kopf und am ganzen Körper eingerieben und Kaffee gekocht, weil ich dachte, er lebt noch, er sei nur ohnmächtig und kommt wieder zu sich. Dann habe ich Dr. Hild gerufen, der nur noch seinen Tod feststellen konnte.

Bei Onkel Gustav im Haus ist zuvor auch mal der Briefträger Leven erschienen. Der wollte da ein bißchen randalieren. Da hat der Onkel Gustav dem mit dem Spazierstock einen „auf'n Kopp jehauen“. Das war noch vor der Zeit bei uns. Er hatte später ein kleines Zigarrengeschäft, und ich habe selbst gesehen, wie er mit Sally kleine Zigarren drehte und herstellte. Die Buchhaltung machte Sally nebenbei. Sie wohnten ganz in unserer Nähe um die Ecke auf der Steylerstraße 11.

Tante Julchen und Onkel Moses Hoffstadt waren allzeit einfach und angesehen. Am Abend der Zerstörung ihres Geschäfts und ihrer Wohnung ist Julchen aus Angst hinten aus dem Haus geflüchtet und hat sich anschließend in Hinsbeck bei den Frauen ihrer Brüder Jacob und Philipp aufgehalten, die wiederum zeitweilig bei uns in Kaldenkirchen waren. Nach kurzer Zeit kam sie zu uns und blieb, bis Max aus Dachau zurück war. Sie erkrankte gleich nach ihrer Flucht schwer und starb bald darauf am 4. Dezember 1938. Wie die alte Frau den Terror verkraftet hat? Wie wir alle, fassungslos! Sie starb aus Gram, vor lauter Aufregung an einer schweren Erkrankung, die sie sich möglicherweise im Garten hinter ihrem Haus geholt hat, wo sie längere Zeit gelegen haben soll.

Als das mit dem Boykott unseres Geschäfts war, der Zerstörung der Synagoge und die Nazis nachts meinen Schwiegervater so verprügelt hatten wegen der Bundeslade, rief direkt von Aachen meine Schwä-



Max auf seinem Motorrad, vor 1930. (126)

gerin an, sie würde nach Kaldenkirchen kommen. Normalerweise ist sie nie ohne meinen Bruder gefahren, so daß ich sie noch am Telefon beschworen habe: „Laß um Gottes Willen den Werner zu Hause, wenn er zur Grenze kommt, wird er verhaftet. Dann siehst du ihn niemals mehr wieder.“

Ich hatte Angst, daß er beim Zoll am Grenzbahnhof in Kaldenkirchen von der „Gestapo“ hätte verhaftet werden können, wenn er sich damals mit dem Zug hergetraut hätte. Und meine Schwägerin ist alleine gekommen und hat mir Gott weiß was zu essen mitgebracht: Spargel, Konserven und solche Delikatessen und 4711. Das habe ich dann alles mit meinen Schwiegereltern geteilt.

Der Max war doch in Dachau, und meine Schwä-

gerin wollte mich und die Hedi nach Aachen holen, aber dann hat sie sofort gesehen und eingelenkt: „Alte Leute!“ Ich seh' sie heute noch. Meine Schwiegermutter hat vor meiner Schwägerin auf den Knien gelegen: „Laßt mir doch die Else hier!“ Die wollten nicht haben, daß ich nach Aachen ging. Bei meiner Mutter war noch mein Bruder mit seiner Frau, in Kaldenkirchen wären die beiden alten Leute alleine gewesen. Daraufhin habe ich sie sofort beruhigt: „Ich gehe nicht, ich lasse euch nicht allein.“ Ich habe mich damals nur geschämt, daß die alte Frau so auf den Knien bettelte und flehte. Ob ich mit Hedi in Aachen sicherer gewesen wäre, glaube ich nicht, aber ich habe es ja auch nicht getan, sondern bin zu Hause geblieben.

Das Rote Meer und die braune Seuche

Max kam nach ein bis zwei Monaten in einem erschütternden Zustand aus Dachau zurück, furchtbar abgemagert und schmal im Gesicht. Er hat nur noch gestöhnt: „Es war fürchterlich!“ Alle Kaldenkirchener sind, ich weiß nicht wie, mit ausländischen Visapapieren aus Dachau herausgekommen, auch wenn es fingierte Auswanderungen waren.

Für Max hatte sich mein Bruder Werner in Aachen sofort darum bemüht, daß er aus Dachau rauskam. Er hatte ihm eine Bescheinigung besorgt, aus der hervorging, daß er ein Visum für die Einwanderung nach New York hatte. Die Amerikaner hatten allerdings Quoten für die Aufnahme von Ausländern festgesetzt, und danach hatte Max eine viel zu hohe Nummer, zwischen zwanzig- und fünfzigtausend, so daß wir vorläufig nicht ausreisen konnten.

Meine Mutter Sophie Jaffé, geb. Neumann, aus Aachen hatte mich noch besucht, aber ich durfte nicht mehr nach Aachen zu ihr: Für uns „Juden“ war alles gesperrt. Sie hat sich zuletzt mit schweren Tränen von uns verabschiedet. Von da ab hatten wir bis zu unserer Verschleppung nur noch brieflichen Kontakt.

Sie wurde 1865 in Bauerbach bei Meiningen (Thüringen), nicht weit entfernt von Eisenach und Weimar geboren und war kolossal aufgeschlossen und intelligent. Ihre Großeltern mütterlicherseits, die einer Familie Gutmann aus dem 17. Jahrhundert entstammten, hatten nach ihren Erzählungen Friedrich Schiller gekannt, einen der berühmtesten deutschen Dichter. Dieser war gelegentlich zur Großmutter gekommen und war froh, wenn er was zu essen bekam, was den Großvater zu der Bemerkung veranlaßt haben soll: „Was will der ‚Gattes‘ (arme Schlucker) von uns?“

Etwas 1878, als zwölfjähriges Mädels, reiste sie drei Wochen mit dem Schiff zu Verwandten nach Amerika, wo sie 15 Jahre blieb. Sie ging dort zur Schule, beherrschte die Sprache perfekt in Schrift und Wort. Obwohl sie schon Amerikanerin war, wollte sie eines Tages unbedingt nach Deutschland zurück. In Eisenach hatte sie ein Geschäft, heiratete später meinen Vater, geboren in Posen, damals Textilreisender aus Berlin, und in Eisenach wurden auch meine Geschwister Werner (1899) und Rosa (1900) geboren. Über Nacht brannte ihr Ge-

schäft ab, und zu allem Unglück hatte sie versäumt, die Brandversicherung rechtzeitig zu verlängern. Als mein Vater eine Stelle bei Tietz in Aachen bekommen konnte, zogen sie in meine Geburtsstadt.

Durch ihre Sprachkenntnisse konnte meine Mutter in der Nazizeit vielen Jungen und Mädchen helfen, nach England zu kommen. Sie wollte auch unsere Hedi unbedingt ins Ausland haben, dann wäre sie gerettet worden, jedoch wollten sich Max und meine Schwiegereltern nicht von unserer einzigen Tochter trennen. Meine Mutter hatte die Gefahr durch die Nazis längst erkannt. Wir waren bei meinem Bruder in Aachen zu Besuch, als sie sagte: „Werner, du mußt raus, ihr müßt alle raus, sie nehmen euch noch das Leben.“ Mein Bruder: „Nein, das kann man nicht, wir haben unser Vermögen ehrlich erworben, so weit werden sie nicht gehen.“ „Deutschland tut doch so was nicht, das gibt es doch nicht“, hat mein Bruder gesagt und nie geglaubt, daß in einem so hochkultivierten Land so was passieren konnte. Meine Geschwister sind 1939 mit dem letzten Schiff nach Peru entkommen.

Ab 1938 mußten wir unser Manufakturwarengeschäft aufgeben, das dann von fremden Leuten übernommen wurde.² Die jungen Männer wurden nach ihrer Rückkehr aus Dachau gezwungen, niedere Arbeiten zu verrichten: Simon Harf, der aus Wickrath stammte, war bei der Müllabfuhr und mußte die Mülltonnen leeren. Ab und zu verschaffte er sich einen kleinen Nebenverdienst, indem er Schuhe oder ähnlichen alten Kram aus den Mülltonnen zurecht machte und weiterverkaufte.

Max fuhr täglich mit dem Zug nach Krefeld, wo er als Handlanger am Bau eingesetzt wurde. Was Sally Sanders machte, weiß ich nicht mehr, der war aber immer körperlich recht schwach. Ansonsten waren nur noch alte Männer da, die von diesen Zwangsarbeiten verschont blieben. Ich habe Max manchmal in Krefeld abgeholt. Später war das endgültig vorbei, wir durften Kaldenkirchen nicht mehr verlassen.

Wenn wir ab September 1941 auf die Straße gingen, mußten wir den sogenannten „Judenstern“ auf unseren Kleidern tragen. Dieser bestand aus dicker, schwarzer Schrift auf gelbem Grund. In der Mitte stand das Wort „JUDE“ in besonderer, der hebräischen Schrift angepaßten Form. Ich mußte die ex-

tra anfertigen. Auch Hedi und alle Kinder älter als sechs Jahre durften sich ohne den „Judenstern“ nicht mehr draußen blicken lassen. Das war im ganzen Reich Vorschrift! Verschiedene Kaldenkirchener werden sich sicher noch gut daran erinnern.

Mit Else Cohen war ich befreundet, und natürlich kannte ich auch ihren Mann Abraham. Beide wohnten im Haus von Johanna und Simon Devries, gegenüber dem Kirchplatz. Soweit ich mich erinnern kann, sind die Nazis auch in dieses Haus eingedrungen und haben die Einrichtung demoliert. Vermutlich ist Simon vor Schreck die Treppe heruntergefallen und an den Folgen am 2. Januar 1939 gestorben.

Mit Johanna Devries, geborene Holländer, die aus der Aachener Gegend stammte, kamen wir öfter zusammen. Sie ist noch mit Mina Sanders, ihrer Schwägerin nach Holland geflohen, wurde dort abgeholt und ins Vernichtungslager verschleppt. Ihre Schwester aus Westfalen, die auch später noch mal hier war, ist nach Peru ausgewandert. Der habe ich noch eine Tafel Schokolade für meine Geschwister in Lima mitgegeben. Ihre Tochter war mit einem Dr. Holzer verheiratet. Johanna und ihre Schwester waren übrigens mit Anne Frank verwandt, deren Mutter auch eine geborene Holländerin war.

Die Devries hatten einen Verwandten in Weeze, Max Devries, der im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren hatte. Der besaß noch den Mut, sich mit den „Braunen“ anzulegen, ist vordem zum Ortsgruppenleiter gegangen, hat seine Beinprothese abgenommen, damit auf den Tisch gekloppt und gesagt: „Wir sind durchs Rote Meer gekommen, wir kommen auch noch durch die braune Scheiße!“

Er ist nicht verhaftet worden, sie haben ihn noch laufen lassen, das war noch ein Wunder. Jedenfalls soll das Tatsache gewesen sein, daß der sich beim Ortsgruppenleiter in dieser Form beschwert hat, und damals haben wir das alle wunderbar aufgenommen. Später wurde er mit seiner Frau Julchen, Tochter Edith und drei anderen Kindern in das Ghetto Theresienstadt verschleppt. Sie sind aber alle wieder zurückgekommen und haben in Weeze gelebt. Ich kannte nämlich seine Frau gut, eine geborene Hartoch, eine Freundin meiner Schwester aus Aachen.

Johanna Sanders wohnte eine Zeitlang bei meinen Schwiegereltern und zuletzt bei Tante Frieda. Sie hatte ein Hüftleiden. Auch ihr Vater, Onkel Jo-



Hedi, „Mein erster Schultag den 21. April 1938“. (127)



Max Lothar Grünwald
im Garten in Kaldenkirchen

V.l. Sigmund Grunewald, Max Lion und sein Vetter Lothar Sanders aus Hinsbeck. (128)

sef, wohnte bis zu seinem Tod bei Emil Simon, nachdem er sein Haus an Gatsches verkauft hatte. Er ist gestorben am 22. Februar 1941, als unsere Männer nicht zu Hause waren. Er war zu der Zeit schon sehr alt. Ich habe bei ihm die Totenwache gehalten und bin bei ihm gewesen bis zum letzten Atemzug. Hedi war bei meinen Schwiegereltern. Zur Sterbezeit sollen eigentlich die Männer anwesend sein, aber die waren ja nicht da.

Auch bei Onkel Moses (Hoffstadt) habe ich die Wache gehalten, als der einen Tag später am 23. Februar 1941 gestorben ist. An Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur, daß ich bei beiden gewesen bin, weil unsere Männer nicht da waren.

Einer oder zwei unserer Verstorbenen haben bei der Beerdigung keinen Totenwagen mehr gehabt, die sind auf einem einfachen Karren zum Friedhof geschafft worden. Die Frauen gehen normalerweise

mit, aber vor allen Dingen immer die Männer. Unsere Verwandten sind alle mitgegangen.

An der Ecke Synagogen-/Bahnhofstraße wohnte früher Rosa Cahn mit ihrem Mann Jakob und dem einzigen Sohn Walter. Rosa und ihr Bruder Hermann waren Kinder von Samuel Sanders, dem ältesten Sohn von Salomon und Adelheid. Als ich sie kennenlernte, waren sie recht hochnäsiger: „Wir fahren nur 1. Klasse.“ Später, als sie in Krefeld wohnten, kamen sie noch viel nach Hinsbeck und Kaldenkirchen. Alle sind in Riga umgekommen.

Die Familien Jacob und Philipp Sanders aus Hinsbeck sind 1939 noch rechtzeitig mit dem letzten Schiff über Lissabon nach New York ausgewandert. Ich stehe noch sehr eng mit ihren Kindern Hertha Koesterich und Else Landauer sowie Ruth, der Frau des verstorbenen Lothar Sanders, in Verbindung. Hertha war früher beim Speditionsbetrieb C.A. Niessen in Kaldenkirchen angestellt.

Lothar war der beste Freund von Max. Die haben sich so gut verstanden und sich immer getroffen, schon zu der Zeit, als Lothar noch nicht mit seiner Frau, einer Christin, verheiratet war. Wie so die alten Landjuden waren, die haben nicht gerne Mischehen gehabt. Sie haben seine Frau erst nicht so anerkannt, aber wir trafen uns heimlich. Anfangs waren wir auch in Kaldenkirchen zum Ball.

Die Ruth, früher hieß sie Lieselotte, war eine bildschöne Frau. Sie stammte aus Krefeld, wo sie erste Sekretärin in einem großen Betrieb war. Später führen wir nach Venlo zum Ball und amüsierten uns dort, weil wir hier nicht mehr in die Lokale gehen konnten. Es war doch „Rassenschande“, wenn ein christliches Mädchen sich mit einem „Juden“ einließ. Siegfried Hoffstadt aus Straelen war auch dabei.

Lothar ist schon 1936 nach Amerika gegangen. Ruth nahm Religionsunterricht bei Rabbiner Dr.

Blum in Krefeld, trat zum jüdischen Glauben über und folgte ihm ein Jahr später. Nach ihrer Ankunft in New York haben sie sofort geheiratet. Ihr Schwager Arthur Bobel, der Mann ihrer Schwester, brachte sie 1937 zum Schiff nach England, und als er nach Krefeld zurückkam, haben die Nazis ihn furchtbar verprügelt und ihm ein paar Zähne ausgeschlagen. Damals war die Familie froh, daß er beim Militär war. Er hatte Fotos von der Nazizeit aufgenommen, das wären heute wichtige, interessante Dokumente. Aus Angst, die Alliierten könnten sie selbst für Nazis halten, haben sie alle Bilder verbrannt.

Bernhard Sanders, genannt „Pinnes“, war geistig nicht ganz hundertprozentig in Ordnung, aber er kam immer zu mir, auch noch, als wir zusam-

mengelegt worden sind auf der Venloerstraße. Er wohnte im Haus von Tante Frieda, seiner Schwester. Im Februar 1939 hat er plötzlich eine schwere Krankheit gekriegt. Innerhalb von acht Tagen bekam er am ganzen Leib einen solch entsetzlichen Ausschlag, daß er daran gestorben ist. Keiner wußte, was es war. Seine ganze Wäsche mußte Tante Frieda verbrennen, so schlimm war das. Ich war nicht dabei, als er gestorben ist, aber ich habe ihn fast täglich besucht. „Laßt mich in Ruh!“ hat er immer gesagt. Auf jeden Fall hat er noch in den Jahren gelebt, in denen die Nazis so gewalttätig gegen uns waren.

Er war ein eigenartiger Kerl. Zu der Zeit, als unsere Männer in Dachau waren, kam er die Treppe rauf zu uns in die Küche, in der wir alle zusam-

men hockten. Ich wollte ihm helfen: „Komm Bernhard.“ „Laß mich in Ruh!“ hat er dann gesagt. Was der früher gemacht hat, weiß ich nicht, aber ich kenne folgende Anekdote, die seine Verwandten über ihn erzählten: Bernhard war immer scheu, er war doch nicht verheiratet. Sie haben ihm mal eine Puppe ins Bett gelegt, und da schimpfte er: „Was wollt ihr von mir?“ Man hat mit ihm manches gemacht.

Der hat unmenschlich gegessen, darin kannte er kein Maß, und auf Grund einer Wette hat er einmal fast ein ganzes Faß Heringe verschlungen. In der schlimmen Zeit, als das alles passiert ist, und alle waren bei mir, und wir mochten nichts essen: Ich hatte einen großen Topf voll gekocht, den hat der Bernhard dann alleine gegessen, der konnte



„Hedi, ein Jahr, Besuch in Aachen mit Freunden von Max aus Kaldenkirchen.“

Radtour von Willi Thönissen, seinem Vetter Jakob und Josef Moonen nach Aachen, Pfingsten 1933. Hinfahrt über Holland, zurück die deutsche Strecke. Unterwegs trafen die drei in Valkenburg die Kaldenkirchener Hans und Johanna Frenken sowie Erich und Johanna Mossler. Zusammen fuhren sie nach Aachen zu Jaffés. Die Aufnahme entstand beim Spaziergang in der Nähe des Theaters. Die Kamera hatten sie gefunden. V.l. Junge Herbert Jaffé (New York), Johanna Frenken, geb. Franzen, Erich Mossler, Hans Frenken, Max, Johanna Mossler, geb. Engels, Jakob Thönissen, Else, Kind Inge Jaffé (Löwenstein, Nashville/USA), Willi Thönissen, im Kinderwagen Hedi. Fotografiert von Josef Moonen. (129)

doch essen, essen, essen! Ich habe nur gestaunt über Onkel Bernhard. Ich glaube, der hatte keinen Grund im Magen.

Ich erinnere mich an ein großes Transparent auf der Kehrstraße: „Schenk dem Führer zum Geburtstag ein Kind!“ Das war groß und breit und reichte in der Nähe vom Rathaus, vielleicht auf der Höhe von Grunewalds Geschäft, von einer Straßenseite zur anderen. Dahinter stand die „Organisation Jungbrunnen“. Es war modern, Kinder in die Welt zu setzen.

Eine Mutter wohnte mit ihrer Tochter in der Nähe von Tante Julchen. Die Tochter war noch jung, und eines Tages bekam sie von einem älteren Mann ein Kind. Die Mutter hat sich furchtbar darüber aufgeregt und beschwert: „Wie kannst du dich mit so einem einlassen?“ Daraufhin soll die Tochter gesagt haben: „Hör mal, wenn du darüber sprichst, zeig' ich dich an!“

Kurz nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich am 11. März 1938 kamen Flüchtlinge aus Wien nach Kaldenkirchen, um von hier „schwarz“ über die Grenze zu gehen. Es waren etwa 30 bis 40 Personen, die eine Nacht bei uns auf dem Fußboden übernachteten. Max und Gottlieb Assenheimer haben ihnen nachts den Weg gezeigt und geholfen, nach Holland zu kommen.

Also damals, im Mai 1940, nach dem Bombenangriff auf Kaldenkirchen, ist das in keiner Zeitung erwähnt worden, nirgendwo, das weiß ich. Wir sind in den Keller gegangen, und meine Hedi hatte Scharlach, die mußte trotzdem mit nach unten.

Unter den Zöllnern, die zum Teil von auswärts kamen, gab es eine ganze Reihe schwerer Nazis. Das habe ich immer gesagt, hauptsächlich waren

es die Zöllner, die gar nichts mit Kaldenkirchen zu tun hatten. Ich bin davon überzeugt, daß einige dieser extremen Fanatiker, die an den Zollämtern ihren Dienst taten, viel, viel zum Verhalten mancher beigetragen haben, indem sie den Haß in der Stadt schürten.

Die meisten Kaldenkirchener dagegen waren keine Nazis, haben sich während der NS-Zeit anständig verhalten und uns auch geholfen: Die Hebamme Christine Moonen, die meine Hedi 1932 geholt hat, wohnte auf der Venloerstraße 4, ganz in unserer Nähe. Um die Ecke, Hochstraße, schräg gegenüber dem früheren Zollamt, war ein Haushaltwarengeschäft, das „Jansses Leiken“ (Janssen Leonhard) gehörte. Sehr anständig! Familie Lenssen, Hochstraße 44 (jetzt Kehrstraße 72) waren keine Nazis. Friedrich Lenssen (genannt Fitti, der spätere Stadtdirektor) war vor der Nazizeit mit Max befreundet. Die kannten sich gut, ich glaube, die sind zusammen zur Rektoratschule gegangen. Dadurch, daß er in der „Partei“ war, konnte er so gar Gutes tun. Er hat sehr vielen geholfen, das weiß ich durch Henny Leven, die ich später im Lager traf. Die Mutter kam auch sehr oft zu uns und meinen Schwiegereltern. Der zweite Sohn Ferdinand ist katholischer Geistlicher geworden. Seine erste Messe hat er im Aachener Christenser Kloster gelesen, neben meinem Elternhaus. Die Schwestern des Klosters kamen oft zu uns, der Vater schenkte ihnen auch Stoffe aus unserem Geschäft. Nach der Messe frühstückte Ferdinand bei meiner Mutter. Meine Mutter ist im Alter von 77 Jahren in Theresienstadt verhungert.

Van Wylick waren Holländer und haben unter Gefahr Fallschirmspringer versteckt und über die

Grenze nach Holland gebracht. Alle Bäcker, wie Konrad Maaßen, Hochstraße, Lambert Maaßen, Steylerstraße, die Familie Mertens in der Gaststätte nebenan und die Familie Küppers in Kaldenkirchen, waren hochanständig.

Ein Metzger auf der Steylerstraße und viele andere haben uns geholfen, auch Herr Assenheimer besuchte uns ab und zu nachts. Auf der Bahnhofstraße, gegenüber der Synagogengasse, war das Gemüse- und Lebensmittelgeschäft von Leo und Lieschen Küster. Sie war eine Schwester von Hoeben Hein. Und die Frau hat uns abends, wenn es dunkel war, Sachen gebracht. Das war lebensgefährlich.

Willi Reynders war sehr anständig, und besonders seine Frau Grete war so nett. Auch die Eltern brachten uns nachts was zu essen. Wir wohnten ja zeitweilig unter einem Dach. Willi ist anfangs mal in schmucker „SA“-Uniform zu Hause erschienen. Keine halbe Stunde später mußte er sie ausziehen, seine Frau sorgte dafür.

Lankes, Bauern aus der Nachbarschaft schräg gegenüber, haben uns nachts Milch gebracht. Ich muß immer wieder betonen, der alte Sanitätsrat Dr. Karl Hild war ein guter „Judenfreund“. Er schenkte Salomon Sanders zur goldenen Hochzeit einen Spazierstock mit silbernem Knauf. Ich glaube, sein Sohn Hans dagegen war in der „Partei“.

Auch der alte Dr. Hermann Lueb war ein guter Freund, wie auch sein Sohn Hans, der auch kein Nazi war. Das Foto von Aachen ist doch interessant mit den Kaldenkirchenern. Da sind doch Leute drauf, die wirklich keine Nazis waren. Der Willi Thönissen ist jetzt schon 90 Jahre alt.



V.l. Sally Simon, Fritz Müller, unbekannt, Heinrich Bolten, Jakob Baums, Hilde Haasen, Maria Hermanns, Johann Baums, Else Laue (Alfken), Heinrich Baums, Erich Unruh, Lehrer Gustav Mohr. (130)

„Winterhilfe“ für das Deutsche Volk

Mitte 1941 wurden wir alle aus unserer Wohnung getrieben, mit Ausnahme von Sally Sanders, seiner Schwester Lina Harf und ihren Angehörigen, die noch im eigenen Haus Steylerstraße bleiben durften. Wir wohnten von da an bei Tante Frieda Simon hinter der Synagoge.

Meine Geschwister Werner und Röschen in Peru hatten uns ein Einwanderungsvisum für Bolivien geschickt, zu der Zeit waren meine Schwiegereltern noch sehr engherzig: „Bolivien, da können wir euch nicht besuchen, wohl in New York.“ Nachher wären wir alle froh gewesen, wenn wir überhaupt hätten entkommen können, aber da ließen sie uns nicht mehr raus. Unsere jungen Leute unter 40 Jahre mußten zwangsarbeiten, und da war es zu spät.

Wir wären sonst offiziell nach Bolivien ausgewandert, hätten aber in Peru das Schiff verlassen. Das war so mit unseren Verwandten vereinbart, die uns in Lima in Empfang nehmen wollten. Das hätte

zwar viel Geld gekostet, wäre aber unsere letzte Chance gewesen, zumal das Schiff schon gefunden war. Ich habe doch noch die Briefe, die Max damals geschrieben hat. Dann war es zu spät, alles zu spät.

Keiner hätte gedacht, daß für meine Schwiegereltern und die alten Leute Gefahr bestehen könnte. Am 25. Juli 1942 wurden Bertha (80) und Jakob Lion (77), zusammen mit Johanna Sanders, Frieda und Emil Simon von Kaldenkirchen abtransportiert und zwar in das Ghetto Theresienstadt/Nordböhmen. Seitdem hat man nie mehr was von ihnen gehört.

Sieben Monate zuvor, am 10. Dezember 1941, vier Tage vor dem 80. Geburtstag meiner Schwiegermutter Bertha, wurden wir jüngeren Bürger, die wir noch in Kaldenkirchen festsaßen und keine Möglichkeit mehr hatten, das Land zu verlassen, abgeholt. Man hatte uns Sand in die Augen gestreut:

„Ihr kommt in ein Arbeitslager im Osten“, und erlaubt, 20 kg pro Person an Gepäck mitzunehmen. Am helllichten Tag erschien der Ortspolizist und führte uns wie Verbrecher ab zum Bahnhof, nicht auf dem Trottoir, das wir in Kaldenkirchen nicht mehr betreten durften, sondern wie Tiere auf der Straße. Alle waren dabei, auch Lina und die kleine Ruth.

Aus der ganzen Umgebung wurden die jüdischen Bürger verhaftet, gesammelt und mit dem Zug nach Düsseldorf zum Schlachthof gebracht. Dort wurden wir registriert. Ein Mann namens Goldschmied aus Dülken hatte sich tags zuvor das Leben genommen. Als einer sagte: „Der hat sich erhängt“, hieß es, „Gott sei Dank, ein Schwein weniger von denen!“

Die Nacht verbrachten wir im Schlachthof. Unsere Kinder hatten wir in den Tränken der Tiere schlafen gelegt. Die meisten Babys und Kinder weinten die ganze Nacht, wahrscheinlich vor Aufregung



Schulklasse der evangelischen Volksschule 1921 mit Lehrer Mohr. 4. Reihe, ganz rechts Sally Simon, 1. Reihe, ganz rechts Richard Schmidt.

Friedolf Lappen, Ernst Kaftan, Theo Scheer, Karl und Paul Wichelhaus, Willi und Ernst Grosser, Willi Klies, Willi und Hedwig Bartels, Erich und Walter Haasen, Gertrud Baums, Viktoria Klug, Elfriede Seeling (Briese), Grete und Henriette Lappen, Kathrinchen Janssen, Lotte Briese, Ilka Strauss, Martha Franke, Irene Seidel, Alwine Norf, Else Assenheimer, Emmy Mohr, Hilde Haasen, Maria Hermanns, Else Laue (Alfken), Minchen Maubach (Bolten), Lydia Ginditzki (r.vor Sally Simon), Jakob und Heinrich Baums, Fritz Müller, Hermann Schmitz, Willi Franke, Spranglewski, Erich Unruh. (131)

und Kälte. Am nächsten Tag transportierte man uns mit einem normalen, aber verschlossenen Personenzug, der von der „Gestapo“ begleitet wurde, über Königsberg nach Riga/Lettland, wo uns deutsche „SS“-Männer in „Empfang“ nahmen und im Ghetto einsperrten. Dort war tiefster Winter. Wir besaßen nur noch das, was wir am Leib trugen. Unser gesamtes, von zu Hause mitgebrachtes Gepäck haben wir im Leben nicht mehr gesehen. Dabei hatten wir nur die besten und teuersten Sachen eingepackt. Alles wurde im Auftrag der „SS“ sortiert und wieder als „Winterhilfe“ nach Deutschland zurückgeschickt.

Innerhalb des Ghettos fanden wir Kleidung und Wäsche, auch Bettwäsche, die die Letten zurückgelassen hatten, versteckt in Schuppen. In den Häusern stand noch das Essen, Kaffee, Brote der letti-

schen „Juden“ auf den Tischen. Die Menschen hatte man kurz vor unserer Ankunft niedergemetzelt, um Platz für uns zu schaffen. Im Schnee fanden wir überall Blutspuren des Massakers.

Die jüdischen Bürger wurden aus ganz Deutschland und dem besetzten Ausland nach Riga verschleppt, zum Teil unter den entsetzlichsten Bedingungen. Während wir mit dem „Düsseldorfer Transport“ eintrafen, gab es Transporte von Köln, Hannover, Bielefeld, Berlin, Westfalen, Prag, Wien usw. In Riga waren wir mit folgenden Verwandten und Bekannten zusammen, darunter alle jungen Leute aus Kaldenkirchen:

Sally Sanders mit Frau Henny, Steylerstraße
Simon Harf mit Lina und Töchterchen Ruth (3), Steylerstraße
Sally Simon, Synagogenstraße

Sally und Mintjen Sanders aus Lobberich, die Eltern von Walter, Egon und Edith
verschiedene Bürger aus Breyell, darunter Klaber und Levy

Siegfried Hoffstadt aus Straelen, Neffe von Jakob und Moses aus Kaldenkirchen

An Abraham und Else Cohen, Kirchplatz (zuletzt wohnhaft in Breyell), kann ich mich im Ghetto nicht erinnern. Aufgrund des Transportdatums 11. Dezember 1941 gehörten sie aber mit Sicherheit dem Transport nach Riga an. In Kaldenkirchen waren wir sehr eng befreundet gewesen.

Unsere Männer kamen schon nach acht Tagen in das Lager Salaspils, ein nicht umzäuntes Barackenlager, etwa 20 km entfernt von Riga, das wegen der verheerenden Lebens- und Arbeitsbedingungen als Todeslager galt. Dort sind die meisten Menschen

umgekommen, nur ein geringer Teil überlebte.

Sally Simon kam mit einer schweren Typhus-Infektion zurück ins Ghetto und wurde in einem sogenannten „Lazarett“ untergebracht. Die grauenhaften Zustände in diesem Notlazarett „Kassel“ hat Hilde Sherman in ihrem Buch eindrucksvoll beschrieben. Da in Salaspils ohnehin so viele Menschen umkamen, ist es unbegreiflich, daß man sich noch die Mühe machte, Sally und einige andere Schwerkranke zurück ins Ghetto zu bringen, um sie wieder arbeitsfähig zu bekommen.

Wer konnte damals in Kaldenkirchen ahnen, daß er so ein Ende nehmen würde. Ich habe ihm zu Hause mal eine so geknallt, daß meine fünf Finger auf seiner Backe abgedrückt waren. Wir waren alle zusammen im Zimmerchen oben bei uns in der Wohnung, und da stand, wie man das früher hatte, ein Öfchen. Mein Onkel Louis Neumann aus Nürnberg war zu Besuch, und ich glaube, die Männer spielten Skat. Sally saß an der Ecke am Öfchen und ist mal mit dem Arm ein bißchen unanständig gewesen, da habe ich ihm glatt eine ins Gesicht gefeuert. Er hatte alle fünf Finger abgezeichnet. Er war ja ein komischer Kerl. Ein anderes Mal kam mein Onkel auf die Idee: „Wir wollen ihn mal auf den Arm nehmen.“ Sally Sanders war da, und dann drehten sie ihm eine richtige Zigarre, die mit Stroh gefüllt war. Sally Simon machte die ersten Züge, stutzte und sagte: „Was ist das für eine Zigarre?“ Bis er unter dem allgemeinen Gelächter merkte, was los war. Da waren wir noch jung und zu allerhand Späßen aufgelegt.

Lina und ich besuchten ihn, denn innerhalb des Ghettos konnten wir uns frei bewegen. Da hat er gesagt, hauptsächlich zu mir: „Och Else, gib mir doch noch ein Küßchen.“ Und ich hab's getan. Am nächsten Tag, wie wir gekommen waren, war er tot.

Siegfried Hoffstadt aus Straelen war im Lager Salaspils mit Max zusammen, und sie gingen zusammen zur Arbeit. Und sie haben ein Stückchen Butter gehabt und ich glaube, auch ein Stückchen Brot und sind geschnapppt worden. Daraufhin hat Siegfried zu Max gesagt: „Weißt du Max, ich nehm' die Schuld auf mich. Du hast noch Frau und Kind.“ Und der Siegfried ist nicht erhängt, sondern erschossen worden. Das hat mir mein Mann Max später erzählt.

Das Ghetto in Riga war ringsum mit Stacheldraht umzäunt und verschlossen und stand ständig unter strenger Bewachung. Auch Letten, die keine „Ju-

den“ waren, sondern Sympathisanten und Handlanger der deutschen „SS“, wurden hierzu eingesetzt. Es hieß: Wenn einer flüchtet, werden zehn andere dafür erschossen! Verließen wir das Ghetto oder kamen nach der Arbeit zurück, wurden wir kontrolliert. Die Menschen, die man mit Lebensmitteln oder anderen Sachen erwischte, die zum Teil geklaut oder bei den Letten getauscht waren, wurden von den deutschen Scharführern erschossen oder erhängt. Ich hab's gesehen, wie sie hingehen! Wir sind als „Kommando“ dran vorbei geführt

worden: „So geht's euch, wenn ihr was mitbringt.“

Wir hausten in der Nähe des Friedhofs, wo täglich Schüsse fielen. Eine Mutter wurde im Beisein ihrer Kinder erschossen, weil sie etwas Essen für die Kinder bei sich trug, obwohl sie auf Knien um ihr Leben flehte. Ich selbst habe meinen Trauring von Max, den ich nicht mehr tragen und besitzen durfte, gegen ein halbes Pfund Butter getauscht und diese, im Futter meines Mantels versteckt, ins Ghetto gebracht. Wenn sie mich erwischte hätten, wäre ich auch nicht mehr da, aber es war einem irgendwann



Links Tante Berta, die Schwester der Mutter aus Hannover. (132)

gleichgültig, geschnappt zu werden, Hauptsache, wir hatten zu essen. Unsere Zuteilung bestand aus Fischköpfen, verfaulten Kartoffeln und Möhren sowie etwas Brot und Zucker. Außerdem ernährten wir uns von Löwenzahn, den wir wie Spinat kochten.

Mit wenigen Ausnahmen wurden wir alle im Ghetto zu Arbeitseinsätzen abkommandiert. Ich gehörte irgendwann zu einem „Küchenkommando“ bei der Armee, und wir haben gespült, geputzt und die Büros saubergemacht, auch von den hohen Offizieren. Aus der Küche brachten wir die Abfälle mit nach Hause und kochten zum Beispiel von den Knochen ein Süppchen für unsere Leute. Hauptsächlich Geflügel, davon gab es viel Abfall, denn die Offiziere waren sehr verwöhnt.

Innerhalb des Ghettos bestand ein jüdischer Ordnungsdienst, die sogenannten „Kapos“, Vorarbeiter für die Gefangenen, meistens von der „SS“ eingesetzte Neider und Wichtigtuer, die uns noch manches wegnahmen: „Jetzt kriegt ihr's!“ Wir hatten doch nichts zu essen, wir kriegten nur verfaulte Sachen, und auf einmal bekamen wir auch mal so was. Und so dauerte es auch nicht lange, da haben sie mir, wie so die Neider waren, das „Kommando“ weggenommen und andere aus unserem jüdischen Kreis dahin gesetzt. Nur aus Neid, weil sie an diese Küchenabfälle nicht rankamen. Ich sage immer, der ewige Kampf ums Goldene Kalb.

Wir waren doch an einem Meerbusen der Ostsee, deshalb mußte ich in der Küche auch Meereskrebse säubern, das war ekelhaft. Die wurden jeden Tag in kochendes Wasser geworfen, von uns zubereitet und dann von den Soldaten gegessen.

Einer von diesen großen Offizieren, ich weiß nicht, wer das war, ein Älterer, hat mal zu mir gesagt: „Es tut uns leid, daß wir Sie so erniedrigen müssen, daß Sie für uns sämtliche Arbeiten verrichten müssen, aber was kann man machen!“ Und er fuhr fort: „Man sollte die Rädelsführer, die oben sitzen, mal zusammen in eine Arena bringen, mit faulen Tomaten und faulen Eiern bewerfen, dann wär das nicht so.“

Das war ein Soldat der Wehrmacht, kein „SS“-Angehöriger, aber eine Seltenheit, daß einer es wagte, so was zu uns zu sagen. Der war sehr nett und hat sich dafür entschuldigt, aber wie gesagt, der war



Das letzte Foto von Hedi, 1940, neun Jahre alt. (133)

in der Armee. Sicher mußte er noch ins Feld.

Bei einem anderen Einsatz mußten wir die geklauten Pelze oder andere Sachen im Ghetto stapeln. Hatten wir die schön gestapelt, dann sagte der Soldat, der uns beaufsichtigte: „Geht da oben rauf und schlaft. Schlaft euch aus, aber schnarcht nicht. Keiner darf wissen, daß ich das erlaubt habe.“ Das Interessante war, das war ein einfacher Soldat innerhalb des Ghettos. Es waren auch gute darunter. Das sind so kleine Erinnerungen, ich seh' noch, wie wir die Pelze gestapelt haben.

Es gab auch „Kommandos“, die die ganzen ge-

klauten Sachen aus den Koffern sortierten. Da hat man mich mal ein bißchen als Vorarbeiterin eingesetzt, und schon kamen wieder die alten Weiber, die noch da waren und mich nicht anerkannten, weil ich jung war. Ich sagte zu denen: „Tut doch mir einen Gefallen und arbeitet, wenn die kontrollieren, sonst könnt ihr machen, was ihr wollt!“ „Von dir lassen wir uns nix sagen!“ Nach anderthalb Tagen haben sie mich abgesetzt, also solche Sachen gab es.

Leben und Tod im Ghetto Riga

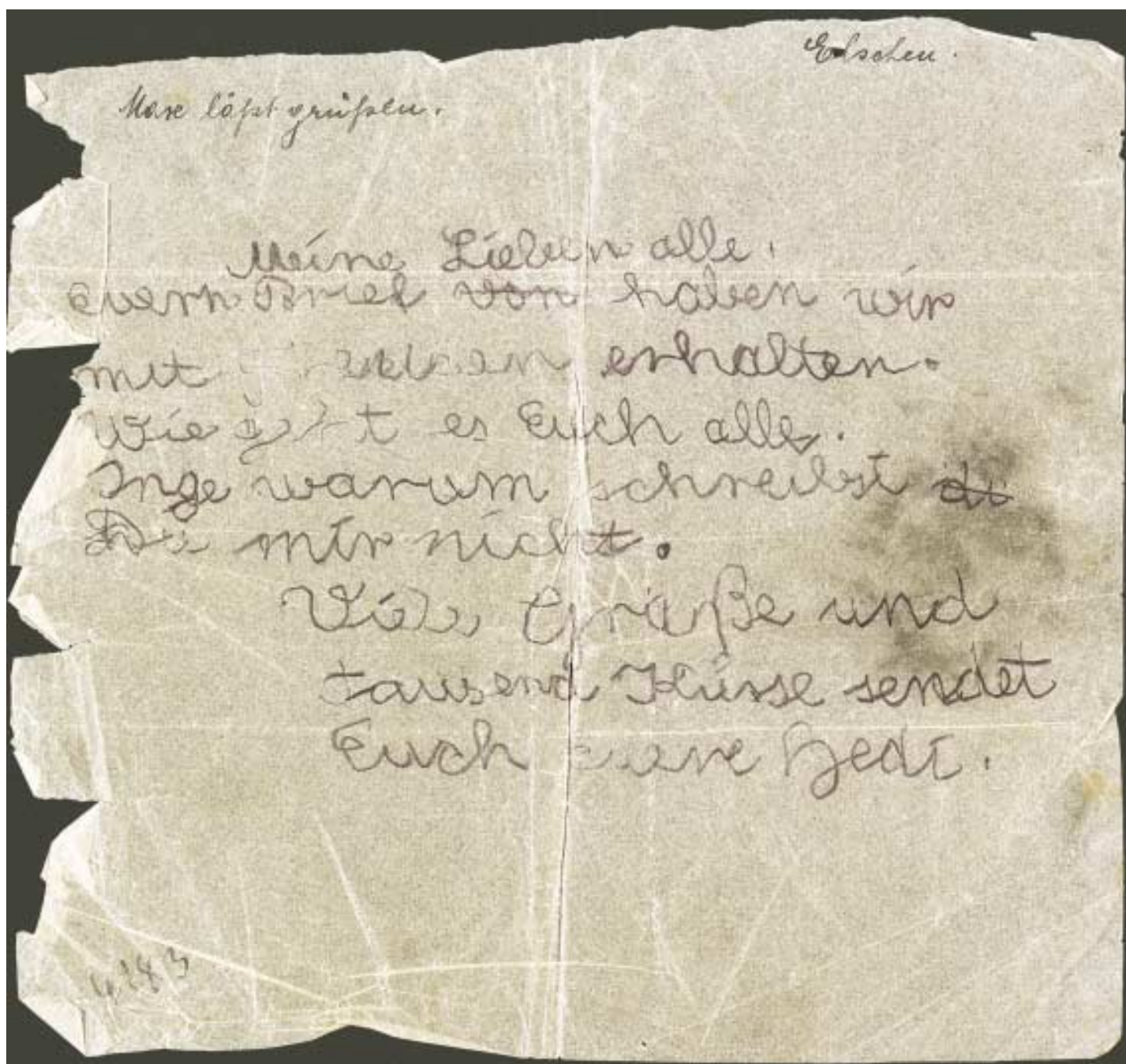
Wir vegetierten in einem einzigen Zimmer dahin. Nebenan lebten alte Leute, Kamps aus Westfalen, die man vorübergehend in unser Zimmer legte, dann jedoch schon bald umbrachte. Nachts, wenn wir auf den alten Matratzen lagen, kamen Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer zu Hunderten aus Löchern, Wand- und Bodenritzen und fraßen uns fast auf. Das sind kleine, platte Tierchen, die Wanzen, und die stinken fürchterlich! Dort haben wir sie zu Hunderten gehabt, und das gibt solche Beulen. Früher war das vielleicht mal ein Armenviertel gewesen, und bevor wir kamen, hatte man da die ganzen Letten reingepfercht.

Eines Nachts drangen uniformierte, lettische „SS“-Männer in das Haus ein und vergewaltigten Henny, Sallys Frau, und mich im Beisein unserer Kinder. Mit mir sind sie nicht so fertig geworden, obwohl sie die Pistole daneben gehabt haben. Aus Wut darüber wollten sie mich zwingen, ein Mäntelchen von der vierjährigen Ruth anzuziehen. Das ging natürlich nicht. Bevor sie abzogen, schütteten sie mir einen Eimer Wasser über den Kopf.

Ich lag mit Hedi auf der Matratze, und da hat die Hedi mich gestreichelt und getröstet: „Arme, arme Mami!“ Zu dieser Zeit waren unsere Männer in Salaspils. Das kann man nicht beschreiben, das

muß man selbst erlebt haben. Der Ghettokommandant „Gymnich“ und seine Schergen ließen uns dann kommen. Sie stellten uns ein paar Letten vor und wollten wissen, ob wir welche davon erkennen. Aber ich habe keinen erkannt!

Außer uns deutschen „Juden“ befanden sich noch lettische, jüdische Männer im Rigaer Ghetto, getrennt von uns. Ab und zu trafen wir einige von ihnen bei Arbeitskommandos außerhalb des Lagers. Ihre Frauen und Kinder waren schon alle weg. An einem Nachmittag wurde eine Menge von ihnen zu uns ins Lager getrieben auf den sogenannten „Blechplatz“. Dort mußten sie in der Runde laufen. Außen waren „SS“-Männer postiert, die sämtliche Letten mit Maschinengewehren niedermachten, die Schüsse waren in unserer Wohnung zu



Brief von Hedi, 1941. (134)



Else, Max und Hedi im Garten Venloerstraße, 1936. (135)

hören. Wie es hieß, war eine Revolte vorausgegangen.

Durch Zufall ist dabei auch ein „SS“-Mann getroffen worden. Dem hat man später für sein „tragisches Ende“ ein Denkmal gesetzt. Die gemeinsten Menschenmörder im Ghetto waren „Gymnich“ und Krause, „SS“-Scharführer, die sich ein gutes Leben machten.

Eines Tages kam jemand von Salaspils ins Ghetto und erzählte: „Da ist bei der SS ein Schmidt aus Kaldenkirchen, der hat sich nach den Kaldenkirchener Juden erkundigt.“ Daraufhin haben wir gesagt: „Wenn der nach uns fragt und sich für uns interessiert, kann der ja nicht so schlecht sein.“ Die Antwort war: „Der ist mehr als schlecht, der hat die Erschießung eines Häftlings durchgesetzt, der schon von den anderen SS-Leuten freigelassen war.“

In Riga habe ich zufällig meine Tante, die Schwester meiner Mutter aus Hannover, getroffen. Früher war sie eine sehr gepflegte, elegante und gutsituierte Frau, recht eigen. Wir trafen uns bald jedes Jahr, meine Schwester war bei ihr in Hannover öfter in Pension. Onkel Georg war schon früh gestorben und meine Cousine Lene (Strauß) ist noch rechtzeitig nach New York emigriert. Ich seh' sie heute noch vor mir: Meine Mutter war klein, die Tante dagegen groß. Sie war noch im Unterleibchen und wusch sich gerade in einer Emailleschüssel mit abgestoßenem Rand. Erst erkannte sie mich nicht. Ich ging zu ihr und sprach sie an: „Tante Berta.“ Frug sie mich erstaunt: „Wer sind Sie?“ „Tante Berta, kennst du mich denn nicht? Ich bin doch's Elschen!“ So wurde ich zu Hause gerufen. Was die sich gefreut hat!

Sie bekam ein bißchen Zuteilung, Grütze und Zucker und fragte mich: „Was tue ich damit?“ „Verwahr es dir. Von der Grütze kannst du ein Süppchen kochen. Butter hast du keine, nimm den Zucker und tu ihn dir aufs Brot.“ Ich gab ihr bei der Armee geklaute Wolle. Sie konnte sehr gut handarbeiten und strickte davon ein Paar bunte Handschuhe, die ich dann wiederum bei den Letten gegen etwas Butter, Hirse oder andere Lebensmittel eintauschte.

Sie ist auch noch mal zu mir gekommen, um die Hedi wiederzusehen und sagte zu mir: „Ohne dich fahre ich nicht nach Amerika!“ Bald darauf war sie verschwunden. In Lastwagen haben sie die alten Leute weggeschickt, in der Regel in den umliegenden Wäldern erschossen oder in geschlosse-

nen Fahrzeugen durch Abgase vergast und in Massengräbern verscharrt. So ging es transportweise direkt in den Tod oder in Arbeitslager. Wie es das Alte Testament beschreibt: Die Versklavung des Volkes Israel.

Wir jüngeren Leute wurden täglich zur Arbeit abkommandiert. Wir wohnten zwar noch im Ghetto, wurden aber tagsüber nach außerhalb gebracht, in „Kommandos“, unter Bewachung der „SS“. Im Winter habe ich in Riga bei klirrender Kälte Schnee und Eis von den Straßen geräumt. Unsere Aufseher bei diesen Arbeiten waren Straßenkehrer, einfachstes Volk, sogenannte Asoziale. Ich habe gelernt, nicht auf diese Menschen herabzusehen, denn man weiß nie, wie sie in eine solche Lage gekommen sind. Im Frühjahr wurden wir zu anderen niederen Arbeiten herangezogen.

Lina Harf ging nicht zur Arbeit, sondern blieb im Haus zusammen mit Ruth und unserer Tochter Hedi. Ich glaube, es war am 2. November 1943, ich habe immer noch die Bilder vor Augen: Ich komm' nach Hause, wir kommen von der Arbeit zurück, da war das Ghetto ausgeräumt von Kindern und alten Leuten, und ich habe meine Hedi nicht mehr gesehen. Auch Lina und ihre Ruth waren dabei. Verschwunden, ohne daß ich wußte, wo sie geblieben sind. Ich war verzweifelt!

Alle Mütter mitsamt Kindern, alle älteren oder nicht arbeitsfähigen Leute waren vom Ghetto abgeholt und sofort in der Umgebung von Riga ermordet worden. Im Lager Kaiserwald haben sie viele Tote gemacht, haben sie alle erschossen. Dort müssen Massengräber liegen, die bis heute nicht erforscht sind. Oder sie wurden mit Lastautos zur Bahnstation Shirotawa gebracht und per Waggon zu Lagern wie Auschwitz transportiert und dort vergast und verbrannt.

Von Max war ich kurz nach unserer Ankunft in Riga getrennt worden. Ein halbes Jahr später kam er von Salaspils noch mal ins Ghetto zurück, und wir waren ungefähr zwei bis drei Monate zusammen. Als Max noch weg war, habe ich einen Teil von meinem Brot alt werden lassen. Und der Max kam aus Salaspils und hat sich über das alte, trockene Brot hergemacht und war glücklich, daß ich das gesammelt hatte. Ein Stück Brot war für uns doch Gott weiß was. Das hätte jede andere treu sorgende Frau doch in einer solchen Situation auch gemacht!

Anschließend wurde er zur Militärverwertung

außerhalb des Ghettos verlegt, wo er auch manchmal besseres Essen bekam, wie er mir später berichtete. Nach dieser Trennung arbeitete ich zeitweilig im Rigaer Exporthafen. Dorthin fuhren wir mit einem Schiffchen über die „Düna“ in Begleitung von Soldaten, die auch mit diesen Waggons zu tun hatten, die ich mit beladen mußte. Die haben mich mit Max noch mal zusammengebracht, vielleicht für eine halbe Stunde. Es gab auch anständige Soldaten!

Keiner von uns ahnte zu diesem Zeitpunkt, daß es das allerletzte Zusammentreffen sein sollte, denn von da ab habe ich ihn nie mehr wiedergesehen und erst nach dem Krieg erfahren, daß er unter einem Birnbaum im Osten Deutschlands begraben liegt. Es war besonders bitter für ihn, erstmals vom Verschwinden unserer Tochter, der Verwandten und Freunde zu erfahren. Ich sagte zu ihm: „Hedi ist weg!“ Das war für ihn furchtbar, furchtbar ...!

Während unserer Arbeit im Exporthafen kamen Transporte mit Soldaten an, darunter auch Jugendliche im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren, die „zu Ehren des Vaterlandes“ an die Front geschickt wurden. Ich habe selbst erlebt, wie sie aus Angst und Entsetzen vor dem Grauen des Krieges nach ihrer Mama riefen.

Das Rigaer Ghetto wurde immer leerer und danach aufgelöst. Das war furchtbar schlimm, da sind so viele umgekommen. Viele mußten sich ihr eigenes Grab schaufeln, bevor sie von ihren eigenen Landsleuten, deutschen Männern der „SS“ erschossen wurden.

Von den Tausenden Menschen aus dem Ghetto und den umliegenden Konzentrationslagern war nur noch ein kleiner Teil übrig geblieben. Sally Sanders, Simon Harf, Abraham und Else Cohen, die Eltern von Walter Sanders, Sally und Mintjen, und alle anderen waren schon längst abgeholt und tot. Ich ging davon aus, daß auch Max dazugehörte und von unseren Kaldenkirchener, Breyeller und Lobbericher Verwandten und Bekannten nur noch ich alleine lebte. Schließlich wurde ich mit einigen anderen aus dem Ghetto in ein fürchterliches Konzentrationslager in der Nähe von Riga gebracht, wurde nur registriert und kam dann in ein Militärlager, ABA-Mühlgraben (Armeebekleidungsamt).

Aus dem Ghetto hatte ich eine sehr gute Freundin, Erna Valk aus Krefeld, die mit mir dort zur Arbeit ging und über uns wohnte. Die kannte ich schon, bevor wir alle verschleppt worden waren.

Auch sie hatte mit mir und den wenigen anderen Überlebenden das Glück, über das schlimme Konzentrationslager zum ABA zu kommen und bei den Soldaten einkaserniert zu werden. Wir hatten es, wie man so sagte, beim Militär noch einigermaßen gut, sortierten Wäsche und Kleider aus den Koffern, spülten Geschirr und verrichteten ähnliche Arbeiten.

Erna hat wie ich als eine der wenigen überlebt und ist neunzig Jahre alt geworden. Von der habe ich auch ein Foto. Was eine große Ausnahme war: Sie hat ihren Mann wiedergefunden. Sie ging nach dem Krieg über die Straße in Krefeld, und wer begnete ihr, ihr Mann! So ein seltener Fall ist mir nur noch von einer anderen Freundin, Hertha Salus, die ich erst hier wieder getroffen habe, bekannt geworden: Die hat auch ihren Mann wiedergefunden.

Eine andere Bekannte von mir, Metha Harf aus Kettwig, hat ihren Sohn durchs Ghetto gerettet. Metha hat mir sehr geholfen, nachdem Hedi und die anderen verschwunden waren. Ihr Mann war von der „SS“ eingesetzter Ghettopolizist, der allerdings bald abgesetzt wurde, weil er zu gutmütig war. Durch seine Tätigkeit als Polizist hatte er Kenntnis von einer geplanten Aktion. Daraufhin packte er seinen Sohn, der zwei Jahre älter war als Hedi, in einen Strohsack, und man hat ihn nicht gefunden. Weil der Junge groß war, nahm er ihn später mit zur Arbeit und gab ihn älter aus, als er war. Der Junge lebt! Er heißt Hermann Harf und ist heute etwa 63 Jahre alt. Er ist ein anständiger, netter Kerl, aber durch die Ereignisse hat er doch was mitgekriegt.

Wir konnten in dieser gnadenlosen Zeit nur überleben, weil wir wie Sklaven gehalten wurden und keine Menschen mehr waren, sondern uns nur noch wie Maschinen verhielten, die angetrieben wurden und funktionierten. Und trotz der furchtbaren und entsetzlichen Ereignisse, der ständigen Todesgefahr im Nacken gab es auch Momente, wo wir untereinander mal einen Witz erzählten. Und wir haben uns von Essen erzählt, was uns so gut geschmeckt hat. Wie überall, Ausdruck und Zeichen menschlicher Instinkte und Anpassungsfähigkeit.

In den Lagern Stutthof und Bromberg

Als die Rote Armee anrückte, rasierte man uns vollständig die Haare ab und steckte uns in gestreifte Sträflingskleider. Im Duschaum erkannten wir Frauen uns mit den kahlen Köpfen kaum wieder! Man verfrachtete uns mit einem Schiff über Königsberg nach Danzig und hielt uns am Leben mit verschimmeltem Erbsenbrot. Wie man Vieh transportiert, so ging es von Danzig mit „Apfelkähnen“ über einen Kanal in das Konzentrationslager Stutthof. Die Unterbringung erfolgte unter schlimmsten Bedingungen in Baracken mit drei übereinander liegenden Kojen. Wir haben wie die Heringe gelegen.

In jeder Koje schliefen drei Frauen. Die Liegen waren so schmal, da haben zwei nebeneinander gelegen und die dritte anders herum.

In Stutthof lernte ich Henry Leven aus Krefeld kennen, mit der ich dann im Lager sehr eng befreundet war. Wir aßen zu zweit aus einer kleinen Emailleschüssel, die wir gefunden hatten und deren Kante schon überall abgesprungen war. Löffel gab es keine, außer man hatte sich ein Stück Holz irgendwie ausgehöhlt und aß damit. Das Essen wurde im Freien in eine anderthalb Quadratmeter

Vorname / nom
 Elise
 Christian name / prénom
 geb. / né
 11.12.1903
 in / at / à
 Kempen
 Nationalität / citizenship / nationalité
 D.R.
 Wohnhaft / domicile / domicile à
 Kaldenkirchen
 Straße Nr. / street / rue
 Fahrtstr. 10
 Eigenhändige Unterschrift / personal signature / signature personnelle
 Elise Lion
 war in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Zuchthäusern und Gefängnissen in Haft gehalten
 was kept in captivity in Nazi-German concentration camps, convict prisons and prisons
 emprisonné en Nazicamps, maisons de force et prisons
 von / from / de 10.12.44 bis / to / à 25.1.45 in / at / dans Riga, Stutthof
 von / from / de bis / to / à in / at / dans
 von / from / de bis / to / à in / at / dans
 Kreis Kempen - Krefeld
 Der Ausschuss / The committee of the Union / Comité de l'Union

„Berechtigt zur bevorzugten Abfertigung bei allen Behörden und Geschäften.“ (136, 137)



große Holzkiste geschüttet und von uns heraus geschöpft. Die Aufseherinnen waren oft weit schlimmer als ihre männlichen „Kollegen“: Bei irgendeinem launischen Anlaß stießen sie einfach die Kiste um. Gut waren die Weiber, wenn sie Männer hatten, dann ließen sie uns in Ruhe.

Also, das war die Hölle! Es gab dort auch Gaskammern. Von uns abgetrennt waren auch andere Gefangene. Unsere Sträflingskleider bekamen Nummern und farbige Dreiecke: „Juden“ schwarz, politische Gefangene rot, Kriegsdienstverweigerer eine andere Farbe. Deserteure erhielten auf dem Rücken eine große Zielscheibe. Wie in Riga mußten wir morgens Appell stehen. Ich versuchte immer, mich in der Mitte aufzustellen. Die Häftlinge am Anfang oder Ende der Reihen wurden meistens geschlagen. Im Lager waren auch gefangene Russen, die man mit Ochsenziemern, sehr langen Peitschen aus Stahl, schlug. Ich habe das selbst mit ansehen müssen.

Eines Tages legte man uns mit „Zigeunern“ zusammen. Das war fürchterlich, die brachten uns beinahe um, so daß sogar die „SS“ uns trennen mußte. Die „Zigeuner“ machten uns für ihr Schick-

sal im Lager verantwortlich und meinten, wir „Juden“ seien letztlich an allem Schuld. Es gab auch ein Bordell, in dem sich die „SS“-Angehörigen und Wehrmachtssoldaten amüsierten. Dazu wurden die passenden Mädchen ausgesucht. Bekamen sie ein Kind, wurden sie sogleich beseitigt.

Henny Leven kannte Friedrich Lenssen (Fitti, den späteren Stadtdirektor) aus Kaldenkirchen und erzählte, er habe während seiner Tätigkeit in Krefeld viel Gutes getan, indem er jüdischen Bürgern half, obschon er in der „Partei“ war und das Parteiabzeichen trug. Lenssen habe in Krefeld „Judenbuße“ unter den Tisch fallen lassen, nachdem Henny angab, kein Geld zu haben.

Nach drei Wochen brach in Stutthof eine große Typhus-Epidemie aus. Henny und ich hatten zusammen aus einer Schüssel gegessen. Sie erkrankte, wobei wir das erst gar nicht merkten. Wir mußten uns nackt, wie wir gewachsen waren, vor die Soldaten stellen, die ihre Witze machten und dann mit der Hand nach rechts und links selektierten. Wir hatten Angst, wir wußten schon vom Gas. Scheinbar gab es auch Verbrennungsöfen für die Beseitigung der Leichen, denn man roch nicht das

Gas, sondern das Verbrannte. Wir gehörten zu denen, die nach rechts mußten, kamen sofort unter eine Dusche, um von Schmutz und Ungeziefer befreit zu werden, erhielten neue Sträflingskleider und kehrten nicht mehr in die Baracken zurück. Die nach links selektierten Häftlinge kamen sofort in die Gaskammer.

Henny Leven blieb in Stutthof und erlitt das gleiche Schicksal oder ist doch noch an Typhus gestorben. Ich wollte dableiben, weil ich mit ihr so gut befreundet war. Daraufhin sagte sie: „Hör mal, ich bin krank, du kannst deinen Mann noch mal wiederfinden. Denk nicht an mich, geh mit. Wenn du weggehen kannst, geh!“ Und da bin ich mitgegangen, als sich nach kurzer Zeit die Gelegenheit ergab, dieses schlimme und schreckliche Lager zu verlassen.

Vom Konzentrationslager Stutthof wurde unsere Gruppe von dreihundert Frauen in ein Arbeitslager außerhalb von Bromberg (Provinz Posen/Westpreußen) gebracht. Dort hatten wir einen guten „SS“-Scharführer, es war ein älterer Mann. Er versorgte uns mit warmen Mänteln, natürlich mit einem großen Kreuz auf dem Rücken, damit man

uns erkennen konnte. Außerdem hat er dafür gesorgt, daß wir frische Tücher auf dem Kopf hatten, wir waren doch geschoren. Wir wurden wieder in Baracken untergebracht, zwei Kojen übereinander und mit Strohsäcken. Zum Zudecken bekamen wir graue Militärwolldecken.

In unserer Bude, in der wir alle zusammenhockten, war ein kleines Kanonenöfchen, das wir mit Briketts feuerten, die von den Waggons auf die Gleise gefallen waren. Nach der Arbeit konnten wir unsere Hemden und Hosen waschen und daran trocknen. Wir trugen gestreifte Sträflingssachen mit Nummern drauf. Das war furchtbar. Auch hatten wir diese graue Unterwäsche an, wie die Zuchthäusler sie trugen, wir standen drauf wie regelrechte Schwerverbrecher. Jede von uns erhielt ein Paar grobe Strümpfe. Waren diese an einer Stelle verschlissen, so nähten wir ein abgeschnittenes Stück vom Hemd an. Ich weiß aber nicht mehr, wo wir Nadel und Faden herhatten.

Die Baracken wurden nachts verschlossen, so daß wir unsere Toilette in aufgestellten Kübeln verrichten mußten, die morgens entleert wurden. In aller Herrgottsfrühe wuschen wir uns im Waschraum mit eiskaltem Wasser, mitten im Winter. Ich war unter den ersten, und trotz der Kälte habe ich mich von oben bis unten mit schlechter „Sandseife“ gewaschen. Das kalte Wasser hielt mich fit. Diejenigen, die später kamen und das nicht auf sich nahmen, gingen elend zugrunde.

In einer extra Baracke war auch so ein „Notlazarett“ für die Kranken. Eine von unseren dreihundert Frauen ist sehr krank geworden. Diese Frau und andere Kranke wurden vom „Lazarett“ weggeholt und schon innerhalb eines Fahrzeugs durch Abgase vergast. Sie hatte eine Tochter in England. Es sind auch noch welche durch Spritzen umgebracht worden.

In Bromberg mußten wir auf dem Bahnhof Eisenbahnschienen verlegen und Steine in Waggons schütten, für mich besonders schwer, da ich von kleiner Statur bin. Erst wurden die langen und schweren Holzschwellen zu zweit auf den Schotter gelegt. Mehrere Frauen faßten dann die Gleise mit Zangen, so daß diese auf den Schwellen festgeschraubt werden konnten. Das war im Grunde Männerarbeit. Die Schwellen wurden dann gestopft mit Haken, das heißt, der Schotter wurde so verdichtet, daß die Schienen und Schwellen fest auflagen. Frauen, die nicht aufpaßten, sind auch überfah-



VI. Elschen (Elisabeth) Jaffé mit ihrer Schwester Röschen (Rosa) in Aachen, um 1917. (138)

ren worden. Die wurden dann in einen Sack gesteckt und an Ort und Stelle verscharrt.

Da wir ständig hungerten, aßen wir Abfälle, die andere wegwarfen, manchmal eine Delikatesse. Ich habe sogar mal das Hundefutter aus einem Napf gegessen, den ein Bahnarbeiter hingestellt hatte. Dann gingen wir auch die Böschung am Bahndamm runter, haben uns an den Mieten der Bauern bedient und die Runkelrüben nach der Arbeit auf unserem Öfchen zubereitet. Bei besonderem Glück erwischten wir auch mal eine Zuckerrübe. Den Bauern war das sicherlich nicht recht.

In Bromberg arbeiteten wir am Bahnhof und konnten dort die Toilette benutzen. Da sah ich plötzlich ein gut angezogenes Mädchen. Als ich sie so betrachtete, fing ich plötzlich fürchterlich an zu heulen, wurde mir doch auf einmal bewußt, wie ich früher sauber und adrett in Aachen und Kaldenkirchen ausgesehen hatte und wie verkommen ich nun war. Zu einem Hund, der Befehle auszuführen hat und obendrein ständig geprügelt wird.

Wir sahen in Bromberg auch gefangene Franzosen oder Engländer. Die wurden anders behandelt als wir. Sie erhielten Zuteilungen vom Roten Kreuz.

Kamen wir bei ihnen vorbei, so warfen sie uns was zu essen zu. „Juden“ unter ihnen nahmen meistens andere Namen an, denn wurden sie identifiziert, brachte man sie um. Außer den Russen standen alle ausländischen Kriegsgefangenen unter dem Schutz des Roten Kreuzes.

Hoffnungsschimmer: Klaviere und Betten in den Bäumen

Als die russische Front weiter vorrückte, wurden wir dreihundert Frauen zusammen mit tausend ungarischen Frauen aus dem nahegelegenen Lager Brahnau auf einem langen Fußmarsch ins Landesinnere getrieben. Wir kamen erst mitten durch Bromberg. Züge fuhren nicht mehr, die Häuser waren verlassen. Alle Bewohner waren aus Furcht vor den Russen geflohen und hatten vieles zurück-

gelassen, auch Essen und Kleidung. In den Häusern konnten wir unsere gestreifte Sträflingskluft gegen andere Kleidung tauschen. Die geschorenen Köpfe hüllten wir weiter in Tücher.

Nachdem wir Bromberg verlassen hatten, mußte ich mit eigenen Augen ansehen, wie die Deutschen noch einige Polen abknallten, die sie erwischen konnten. Zeitweilig befanden wir uns zwi-



Else in Aachen, um 1928. (139)

schen den Fronten, um uns herum tobte der Kampf. Es war mitten im Feld, da war richtig Krieg: Maschinengewehrfeuer, Bomben und Granaten fielen.

Morgens stießen wir auf Russen, die uns beruhigten und uns Brot versprachen. Am Nachmittag hatten die deutschen Soldaten und „SS“ den Ort vor Bromberg wieder erobert und ihren Feind vorübergehend zurückgeschlagen.

Wir wurden dann von der „SS“ weitergetrieben, mitten im Winter 1944/45. Ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren erhielt einen Granatsplitter mitten durch den Fuß und konnte nicht mehr laufen. Wir legten sie auf einen Schlitten. Da kam ein wunderbar aussehender „SS“-Mann, ich sehe ihn heute noch, ein schöner Kerl, elegant mit Lederanzug: „Wie, die kann nicht mit?“ Vor den Augen ihrer entsetzten Schwester von etwa 17 Jahren gab er der Kleinen einen Kopfschuß und schmiß sie in den Chausseegraben. Anschließend machte er uns unmißverständlich klar: „Wenn ihr einen Mucks tut, passiert euch dasselbe.“ So erging es jedem, der mit seiner Kraft am Ende war und nicht mehr mitkam. Auch bei den Märschen hielt ich mich immer in der Mitte. Die Vorderen liefen, und wenn man hinten war, kam man nicht mit. Das geschah alles instinktiv.

Wir wurden von Bromberg immer weiter nach Deutschland zurückgebracht, die ganze Strecke zu Fuß durch Westpreußen bis nach Stettin (Pommern). Uns angeschlossen waren auch russische Kriegsgefangene. Die Zahl unserer ausschließlich jüdischen Frauen wurde durch die Strapazen und Erschießungen immer geringer. Sehr viele müssen auch schon unterwegs geflohen sein. Und noch was Schlimmes: Zeitweilig wurden wir von fünfzehn- bis sechzehnjährigen Jugendlichen beaufsichtigt, die fleißig auch unterwegs die Leute erschossen haben.

Auf unserem Wintermarsch Richtung Westen trafen wir unterwegs viele Deutsche in Trecks, auf der Flucht vor den Russen. Wir durften in Ställen übernachten. Am wärmsten waren die Kuhställe, wo ich mich unter die Kühe legte. Da wir mitten im Winter Holzschuhe mit Segeltuch trugen, waren die

Schuhe angefroren und unsere Füße steif vom Frost. Erst im Laufe der Nacht tauten sie auf. Einige Bauern versorgten uns mit Erbsen- oder Kartoffelsuppe und viel Speck, für uns ein Festessen, zumal wir uns damit aufwärmen konnten.

Zu Fuß kamen wir schließlich in Pölitz bei Stettin an der Oder an. Ich hab' die Klaviere und die Betten in den Bäumen gesehen. Es war vorher furchtbar bombardiert worden. Ich hab' mich ehrlich gesagt gefreut, als ich das gesehen habe. Von ursprünglich 1.300 Frauen im Osten, von denen noch einige geflohen sind, waren nur noch 15 übrig geblieben. Jetzt wurden wir schon bewacht von „Schutzpolizisten“ der Nazis. Ich höre noch, wie einer höhnisch sagte: „Seht euch die Juden an. Wie sind sie ausgewandert, und wie kommen sie zurück!“ Und ich durfte nichts sagen.

In einem Gefangenenlager bei Pölitz wurden wir in Baracken untergebracht. Am gleichen Abend kam Fliegeralarm. Getrennt von uns jüdischen Frauen gab es noch andere Gefangene, zum Beispiel Franzosen, Polen und Russen. Beim ersten Alarm wurden wir noch in Bunker getrieben, alle zehn Meter wachte ein „SS“-Mann mit Maschinenpistole. Ausgerechnet die Küche wurde von den Bomben getroffen, wir hatten den ganzen Tag nichts zu essen bekommen. Nachdem wir wieder in unserer Baracke waren, kam erneut ein Bombenangriff auf das Lager, und kaum waren wir draußen, fiel unsere Baracke zusammen wie ein Kartenhaus. Alle Aufseher waren verschwunden.

Nach diesem Angriff habe ich nicht mehr lange überlegt, sondern bin instinktiv als einzige mit meinen Holzschuhen durch die Felder und Bombentrichter abgehauen. Es war noch naß und feucht zwischen Winter und Frühjahr, manchmal blieb ich mit den Schuhen im Schlamm stecken. Aber ich nahm keine Notiz davon, nur weg.

Schließlich kam ich in ein Dorf, wo ich in einem Schulhaus auf deutsche Flüchtlinge stieß. Da ich nun alleine war, blieb ich bei ihnen. In der Nacht kamen Bewacher des Lagers auf der Suche nach entsprungenen Gefangenen. Seit Bromberg trug ich Zivilkleider und immer ein Kopftuch. Außerdem

hatte ich mich als Deutsche ausgegeben und kaum ein Wort von mir gegeben. Am Morgen erkannte die Schulleiterin dennoch, daß ich eine Gefangene des Lagers war. Sie gab mir noch zu essen und riet mir dringend zu verschwinden: „Beeilen Sie sich, die Lagerinsassen werden abgeführt!“ Daraufhin bin ich zur anderen Seite ausgewichen und habe mich als deutschen Ostflüchtling ausgegeben.

Von den letzten fünfzehn Frauen hatte ich mich alleine abgesetzt. Auf meinem Weg Richtung Mecklenburg ließ ich mich zum Teil von Flüchtlingstrecks mitnehmen, erhielt auch mal Lebensmittelkarten und Geld geschenkt. Selbst bei der NS-Frauenschaft bin ich notgedrungen eingekehrt, habe dort gegessen und mir Kleider und Schuhe aushändigen lassen. Ich übernachtete bei verschiedenen Leuten und arbeitete als Dienstmädchen. Die waren froh, Hilfskräfte zu bekommen.

Auf der Flucht und vorher in den Lagern habe ich alles erdenkliche Ungeziefer kennengelernt: Kopf- und Kleiderläuse, Wanzen, Flöhe usw. Durch mein Kopftuch fiel kaum auf, daß mein Kopf kahl geschoren war, außerdem wuchsen die Haare langsam nach. Ich hatte mir eine Geschichte ausgedacht und erzählte, für die Wehrmacht gearbeitet zu haben. Das Lager sei getroffen worden, und ich hätte mit den anderen flüchten müssen. Meine Papiere und Ausweise seien verschwunden.

So kam ich bis Neubrandenburg in Mecklenburg. Ich fühlte mich ausgehungert und war das Herumstreunen satt. Beim dortigen Amt erzählte ich mein „Märchen“ und fragte nach Arbeit. Sie boten mir einen Einsatz beim Militär, aber ich wollte bei einem Bauern auf dem Lande arbeiten. So kam ich auf einen Bauernhof in einem Vorort von Neubrandenburg. Der Bauer war froh, eine billige Arbeitskraft zu bekommen. Ich gab ihm zu verstehen, daß es mir bei dem Lohn nur um das Essen ginge. Er richtete mir eine sehr primitive Unterkunft in einem Anbau ein, in dem auch polnische Zwangsarbeiter untergebracht waren.

Ein „Märchen“ bei der Roten Armee

Inzwischen ging der Krieg dem Ende zu. Sowohl Russen als auch Deutsche warfen Flugblätter ab. Die Polen hatten schnell raus, daß ich „Jüdin“ war und waren besonders gut zu mir. Sie übersetzten mir die russischen Flugblätter, aus denen hervorging, daß der Krieg bald aus sein würde. Die Alliierten waren schon längst in Deutschland. Ich übersetzte den Polen die deutschen Flugblätter, in denen es unter anderem hieß: „Berlin bleibt Berlin.“

Von morgens bis abends arbeitete ich auf dem Feld oder im Haushalt. Die Bäuerin brachte uns gute, dick belegte Brote zum Feld. Ich war so ausgehungert, daß ich mich unbemerkt über Kartoffeln und andere Speisen aus dem Kochtopf hermachte. Auch aus dem Kessel, in dem für die Schweine das Fressen zubereitet wurde, nahm ich mir Kartoffeln zum Essen. Einmal erzählte die Schwiegertochter des Bauern, sie habe in einem anderen Dorf jüdische Frauen beobachtet, wie sie unter Bewachung ihre Toilette auf freiem Feld verrichteten. Ich hörte mir das an, sagte aber nichts.

Die russische Front rückte unaufhaltsam heran. Der Sohn des Bauern war beim Wehrschutz. Ich sah, wie er Gewehre, Mehl, Speck und andere Essenssachen in einem Brunnen versteckte. Vor dem Einzug der Russen setzte er sich jedoch ab.

In jedem Ort, den die Russen einnahmen, steckten sie das erste Haus in Brand. Die Bauern und die Polen flüchteten in den Wald. Da die Polen nun wußten, daß ich „Jüdin“ war, wollten sie nicht zulassen, daß ich bei den deutschen Bauern blieb. Also schloß ich mich ihnen an. Die Russen nahmen den Bauern das Vieh und was sie bekommen konnten. Nachdem sie das Dorf besetzt hatten, kehrten die Bauern in ihre Häuser zurück. Zunächst blieb ich bei den Polen, worüber sich die Deutschen wunderten. Sie hatten immer noch keine Ahnung, daß ich „Jüdin“ war. Bei den Polen war es jedoch so schmutzig, daß ich es nicht lange bei ihnen aushielt. Ein kleines Mädchen von zwei Jahren machte ihr „großes Geschäft“ mitten ins Zimmer. Davor ekelte ich mich so, daß ich wieder zum Bauern zurückkehrte. Die Polen arbeiteten jetzt nicht mehr für ihn.

Nach dem Einzug der Russen lagen auf den Straßen Packen von Geldscheinen. Ich war zu dumm, sie aufzuheben, kannte nicht mal den Wert des

Geldes. Vor den Russen war keine Frau sicher, ohne Rücksicht auf ihr Alter wurden sie vergewaltigt. Kamen die Soldaten auf den Hof, versteckte ich mich sofort.

Im Radio hörte man immer noch die Propaganda „Berlin bleibt Berlin“, obwohl die Russen schon vor den Toren der Stadt standen. In der Nähe unseres Ortes hatten sie ein großes Gut in Beschlag genommen und dabei den Gutsherrn erschossen. Alle übrigen Gutsbewohner waren mit ihren Familien geflohen. Ein russischer Offizier hatte mit seiner Truppe einige polnische Frauen, die aus Lagern befreit worden waren, auf der Straße aufgelesen und mit zum Gut gebracht.

Es war um die Erntezeit, und die Bauersleute mußten auf Befehl des Kommandanten auf den Feldern des Gutes arbeiten. Da ich nichts von der Landwirtschaft auf dem Bauernhof verstand, ging ich mit der Schwiegertochter des Bauern auf das Gut. Abends brachte man uns wieder ins Dorf.

Der russische Soldat, der uns begleitete, ging noch am Abend zu dem Polen, bei dem ich gewohnt hatte. Dieser hatte ihm voller Wut erzählt, daß ich eine „Jüdin“ aus den Konzentrationslagern sei und dennoch wieder bei den deutschen Bauern wohne. Der Russe verfolgte mich nun andauernd und strich auch um den Hof herum, so daß ich mich bedroht fühlte. Das ging so weit, daß ich mich vor ihm versteckte und auch nicht mehr mit den Leuten vom Dorf aufs Feld ging, sondern die Hausarbeiten des Bauern verrichtete.

Eines Tages erschien der russische Offizier, der das Gut besetzt hielt, mit zwei Polen auf dem Bauernhof. Als ich sie kommen sah, ergriff ich sofort die Flucht, da die Russen den Frauen meist Gewalt antaten. Der Offizier ließ mich jedoch holen und durch die Polen fragen, ob ich Angst vor ihm hätte. Ich versuchte, mir meine wirkliche Angst nicht anmerken zu lassen und verneinte. Mit Hilfe des Dolmetschers sprach er beruhigend auf mich ein. Er gab sich und den Soldaten, der mir ständig gefolgt war, als russische „Juden“ zu erkennen. Er wisse von dem Polen, daß ich auf dem Hof arbeite, wer ich wirklich sei und wolle mit mir reden. Er forderte mich nun auf, meine Sachen zu packen und auf das Gut zu ziehen. Ich hätte es ab sofort nicht mehr nötig, die „Drecksarbeiten“ für den Bauern zu ma-

chen, meinte er. Dann ging er zum Bürgermeister des Ortes, wo er zum Kaffee eingeladen war. Vorher hatte er ganze Säcke voll Wäsche einsammeln lassen.

Etwa eine Stunde, nachdem er den Hof verlassen hatte, erschien die Tochter des Bürgermeisters, um mich zu ihrem Vater und dem russischen Kommandanten zu holen, die mich sprechen wollten. Nun war die Neugierde bei den Bauern geweckt, was ich wohl verbrochen hatte.

Ohne Furcht ging ich los. Als ich beim Bürgermeister ankam, war der Tisch reichlich mit Kaffee und Kuchen gedeckt. Der Kommandant erklärte: „Jetzt können wir anfangen, ich habe nur auf diese Frau gewartet!“ Auf einmal sprach er ein gebrochenes Deutsch, bei dem Bauern hatte er noch Dolmetschen lassen. Er händigte mir drei große Säcke mit Wäsche und Pullovern aus, die er den Dorfbewohnern abgenommen hatte. Vom Bürgermeister und dem Bauern, der mich aufgenommen hatte, nahm er nichts.

Als ich mit den Sachen wieder zum Hof zurück kam, wunderten sich die Leute und stellten mir Fragen. Da habe ich zum ersten Mal gesagt, daß ich „Jüdin“ sei und mich auf der Flucht befände. Zu der Zeit war der Krieg noch nicht beendet. Der Bauer war nun sehr lieb zu mir und auch die Tochter des Bürgermeisters. Sie machten mir Vorwürfe, warum ich nicht zugegeben hatte, „Jüdin“ zu sein. Ich antwortete: „Wenn ihr alle gewußt hättet, wer ich wirklich bin, ich wäre auf der Stelle von euch erschossen worden.“ Schließlich war der Sohn des Bauern bei der Wehrmacht.

Am nächsten Tag fuhr ich mit den Leuten zum Gutshof. Zuvor hatte ich noch zwei Säcke mit den Sachen, die mir der Kommandant gegeben hatte, beim Bauern zurückgelassen und ihn gebeten, diese den Leuten zurückzugeben. Auch habe ich nie verraten, daß er Lebensmittel und Gewehre im Brunnen versteckt hielt.

Auf dem Gut nahm mich der Kommandant in Empfang und übergab mir ein Zimmer. Ich konnte mir Möbel aussuchen, die hineingestellt wurden. An den Türen ließ er Schlösser anbringen, damit ich vor den Soldaten sicher war, die sonst rücksichtslos auf alle Frauen losgingen. Ich bekam einen russischen Ausweis und konnte mich jederzeit frei bewegen. Dagegen durften die deutschen Bewohner ab acht Uhr abends die Häuser nicht mehr verlassen.

Inzwischen war es Frühjahr 1945 geworden. Der Kommandant gab mir die Aufsicht über das Küchenpersonal, da ich nicht ohne Arbeit sein wollte. In der Küche waren Polinnen aus deutschen Lagern beschäftigt, die mich als Deutsche nicht anerkannten, so daß ich normal mitarbeiten mußte. Als mich der Kommandant mal beim Wasserschleppen vom Brunnen zur Küche überraschte, nahm er mir die vollen Eimer aus der Hand, trug sie selbst zur Küche und machte dort mit den Polinnen einen fürchterlichen Krach. Von da ab respektierten sie mich. Auch die Dorfbewohner waren sehr höflich zu mir.

Um mich vor Übergriffen zu schützen, hatte der Kommandant verbreitet, ich sei eine Schwester von ihm und jedem schwere Strafe angedroht, der gegen seine Anordnungen verstoße. Er selbst war verheiratet und hatte zwei Kinder. Nach seinen Angaben hatte er seine Familie in Sibirien vor der deutschen Wehrmacht in Sicherheit gebracht.

Die Russen haben damals in der Umgebung des Gutshofs sehr gehaust. Ein Unteroffizier hatte das ganze Silber, das er auf dem Gut fand, nach Rußland geschickt. Die schönsten Porzellane, Delfter Teller, deren Wert sie nicht kannten, warfen sie einfach auf den Misthaufen. Die einfachen Soldaten waren zum Teil sehr, sehr primitiv. Als die mal einen Wecker läuten hörten, dachten sie wunders was das für ein Ding sei und ballerten drauflos.

Der Offizier war schon was Besseres, zu mir war er einmalig. Oft ging er mit mir spazieren. Aber selbst als Kommandant war er sich nicht zu schade, abends auf die Straße zu gehen, Flüchtlinge zu filzen und ihnen Uhren und Wertsachen abzunehmen, die er mir noch zeigte: „Wie haben sie uns behandelt! Jetzt sollen sie es spüren!“ Auch die Frauen ließen sie immer noch nicht in Ruhe: „Von wegen Rassenschande! Jetzt sollen sie spüren, was Rassenschande ist!“ sagte er zur mir.

Als er den Polen mit seiner Familie, bei denen ich kurze Zeit gewohnt hatte, auf der Straße traf und sah, daß sie mit einem Kärren zurück in ihre Heimat ziehen wollten, ließ er sie in Ruhe und gab ihnen noch Sachen mit auf den Weg. Als Dank dafür, daß sie in schweren Zeiten gut zu mir waren



Mutter Sophie Jaffé, um 1928. (140)

und den Deutschen meine Identität nicht verraten hatten. Wie ich geschildert habe: Ein feiner Kerl, hat aber die Deutschen beklaut!

Auf dem Gut bekam ich viele gute Sachen zu essen. Erdbeeren mit so viel Sahne, daß ich es kaum

bewältigen konnte. Auch gespickten Rehbraten, Huhn usw. Manchmal kam es sofort wieder raus, denn ich war kein gutes Essen mehr gewohnt. Das war auch wie ein Märchen für mich, das sage ich immer wieder.

Strohfeuer der Gerechtigkeit

Als der Krieg 1945 zu Ende war, ließ mich der Kommandant nicht gleich ziehen. Obwohl ich erst mal in meine frühere Heimat wollte, meinte er, es sei noch zu gefährlich auf den Straßen. Er sprach auf mich ein: „Du mußt mir versprechen, daß du nicht in Deutschland bleibst. Dein Mann und dein Kind sind sicher umgebracht worden und leben nicht mehr.“

In dem Dorf bei dem Bauern hatte ich eine Familie aus Berlin kennengelernt, die sehr gut zu mir war. Die besuchte mich auch auf dem Gut. Der Russe erkundigte sich genau nach dieser Familie, besonders vergewisserte er sich, daß sie keine nationalsozialistische Vergangenheit hatten. Nach drei bis vier Monaten ließ er mich zusammen mit der Familie gehen. Er gab mir zweitausend Mark mit auf den Weg, vier kleine Schweinekeulen und einen großen Sack Mehl, so daß auch meine Begleiter glücklich waren, soviel Reiseproviant zu haben. Außerdem erhielt ich einen besonderen russischen Ausweis, mit dem ich ohne Schwierigkeiten in den Westen gelangen konnte. Die Zonengrenze zwischen Ost und West in Deutschland hatte angefangen zu existieren.

Nach meiner Befreiung kam ich in verschiedene Lager, so unter anderem nach Bergen-Belsen und später in ein Auffanglager bei Braunschweig, wo ich Überlebende aus den Konzentrationslagern traf. Meine Erkundigungen nach Max und Hedi blieben ergebnislos. In Braunschweig ermöglichte mir ein amerikanischer Offizier, mit meinen Verwandten im Ausland Kontakt aufzunehmen. Da ich die Adresse meines Bruders und meiner Schwester in Peru im Kopf hatte, konnte ich ihnen schreiben und ein Telegramm mit einem Lebenszeichen von mir schicken. Es gab noch keinen privaten Postverkehr mit dem Ausland, nur das Militär konnte Auslandspost befördern. Und noch etwas. Mein Bruder hat bis zuletzt nie geglaubt, daß Deutschland so etwas macht: „Deutschland tut doch so was nicht!“ Er hat das erst geglaubt, als mein Brief oder Telegramm durch die Alliierten in Lima eintraf, in dem ich schrieb: „Ich bin alleine zurückgekommen, Max und die Hedi sind weg.“ Da hat er geglaubt, was los war.

Anschließend begab ich mich nach Kaldenkirchen. Im Zug traf ich Willi Reynders, der mich zu

meinem früheren Zuhause begleitete. Zu der Zeit wohnte er noch im hinteren Teil unseres Hauses. Nach meiner Rückkehr in Kaldenkirchen waren im Amt alle sehr anständig zu mir. Unser von den Nazis zwangsweise enteignetes Eigentum, Haus und Garten, erhielt ich zurück. Ich konnte kurzfristig wieder in unser Haus ziehen und trotz Wohnungsmangels dort alleine wohnen, es war ja alles durch die Siegermächte beschlagnahmt. Ich bekam Möbel von der Stadt hingestellt, darunter ein elegantes Schlafzimmer aus Birke sowie einen kombinierten Herd für Gas und Kohle. Viele Kaldenkirchener waren zu der Zeit noch nicht aus der Evakuierung zurück. Dr. Hans Lueb untersuchte mich gründlich, ob gesundheitliche Schäden von den Konzentrationslagern zurückgeblieben waren.

Damals gab es Zuteilungen für Lebensmittel und Kohle. Überall kam ich als erste dran. Auf Grund meiner Verfolgtenausweise bekam ich doppelte Ration an Briketts und solchen Sachen, dazu doppelt Brot, doppelt Butter. Darüber hinaus haben mir einige Geschäftsleute, darunter ein Metzger, immer so viel gegeben, wie ich brauchte. Und ganz besonders muß ich betonen, van Wylick, das waren Holländer. Ob von denen noch jemand lebt? Die waren alle, alle so anständig zu mir.

Hatte ich Anliegen an die Stadt, so wurde ich bevorzugt behandelt, nie habe ich warten müssen. Da ich kein Geld besaß, erhielt ich Sozialhilfe. Ich habe mich sehr geschämt, diese in Anspruch nehmen zu müssen, aber Herr Assenheimer sagte zu mir: „Sie brauchen sich nicht zu schämen, alles steht Ihnen zu, schließlich hat man Ihnen alles genommen!“ Kaldenkirchen stand unter Verwaltung der englischen Besatzung.

Im Juni und Juli 1945 erhielt ich zwei Briefe von einer Frau aus Ostpreußen, die sich in einem Lager bei Lauenburg aufhielt, über das Schicksal von Max. Beide Briefe sind glücklicherweise noch erhalten. Ich bekam sie in diesem Jahr von meinen Verwandten in New York zurück. Damals haben sie die Briefe in Amerika aufgehoben und meinten, ich solle mich nicht noch ständig damit belasten (Seite 173 ff).

Walter Sanders habe ich in Kaldenkirchen wieder getroffen. Zu der Zeit lebte er noch in Holland. Was er anfangs alles aufgetrieben hat, wo es so wenig

gab, war enorm. Er hat auf jeden Fall vieles gemacht.

Nach meiner Rückkehr habe ich mich der jüdischen Gemeinde Mönchengladbach angeschlossen, um meiner Religionsgemeinschaft weiterhin anzugehören. Von dort bekam ich auch meine erste Kleidung, von amerikanischen Organisationen nach Deutschland geschickt.

Meine alte Mutter ist von Aachen ins Ghetto Theresienstadt verschleppt worden und dort verhungert. **V e r h u n g e r t !!!** Man hat sie am 11. September 1942 tot vor der Türe aufgefunden! Verwandte von mir, hauptsächlich mein Neffe aus Amerika, forschten nach und fanden das heraus von Leuten, die auch dort gewesen sind und uns von Aachen her kannten. Meine Mutter mußte in Aachen aus der Wohnung raus und wurde in ein Altersheim geschleppt. Im September 1941 wurde sie gezwungen, den „Judenstern“ zu tragen. Alle Heimbewohner wurden am 25. Juli 1942 von den Nazis deportiert, das komplette Altersheim. Zu der Zeit ging meine Mutter schon auf die achtzig zu.

Alex Bonn hat sich in Kaldenkirchen vor der NS-Zeit das Leben genommen. Als ich 1931 nach Kaldenkirchen kam, hatte seine Frau Emmi das Geschäft schon aufgegeben und stand mit den Söhnen alleine. Sie war eine sehr nette, attraktive und gutaussehende Frau. Durch den Sohn Günther, der mich ebenfalls nach dem Lager in Kaldenkirchen aufsuchte, weiß ich, daß die Mutter mit den zwei Söhnen nach Holland ausgewandert war. Von dort wurden sie alle nach Auschwitz und Sobibor verschleppt. Nur Günther, der Jüngste, überlebte. Er zeigte mir seinen Rücken. „Da, guck mall!“ sagte er zu mir. Am ganzen Körper hatte er Striemen und Narben von Peitschen oder anderen brutalen Folterungen. An den Folgen des Konzentrationslagers ist er bald nach seiner Rückkehr 1948 in Venlo gestorben. Er war erst Anfang zwanzig, hatte noch 1946 geheiratet und ließ dann seine junge Frau mit einem kleinen Kind zurück (Seite 257 ff).

Albert Sanders und seine Frau Ida habe ich nach dem Krieg zusammen mit meinem zweiten Mann in New York wieder getroffen. Zu der Zeit wohnten sie mit Lothar und Ruth in einem Haus. Zuerst war ich alleine bei Albert und seiner Frau untergebracht, aber da sich Ida überhaupt nicht mit Ruth verstand, mochte ich nicht mehr bei ihnen bleiben. Albert kannte ich von Kaldenkirchen gut, er war immer ein netter, anständiger Kerl. Er hat seine Frau wäh-

rend des Krieges kennengelernt und in Haiti geheiratet. Die Frau war nicht ganz gescheit, sie litt unter Verfolgungswahn, und aus diesem Grund ist Albert Anfang der achtziger Jahre in New York aus dem Fenster gesprungen und hat sich das Leben genommen.

Wie schon erwähnt, war die holländische Familie Jacques Keizer sehr befreundet mit meinen Schwiegereltern. Den Sohn Paul hatte ich noch vor meiner ersten Begegnung mit Max in Euskirchen kennen gelernt. Seine Eltern und Geschwister Etty und Ilse waren nach Venlo umgezogen. Nach dem Krieg habe ich Paul in Kaldenkirchen wieder getroffen.

In der Nazizeit besaß ich verschiedene Schmuckstücke, sehr schöne Sachen. Die hatte ich den Keizers bei ihrer Ausreise nach Holland mitgegeben, weil ich dachte, an Holländer gehen sie nicht. Ich hatte ein sehr schönes, ganz kleines Ringelchen mit sechs Brillanten und sechs Perlen, das war ursprünglich die Krawattennadel meines Vaters. Den Ring hat meine Mutter mir mit einer Platinkette zur Hochzeit geschenkt. Von Max hatte ich zur Verlobung einen Ring mit kleinen Brillanten und Saphiren. Hinzu kamen noch verschiedene andere Sachen, z.B. aus Silber, die ich den Keizers anvertraute. Die Stücke hatten sie in Holland vor ihrer Deportation Bekannten zur Aufbewahrung übergeben. Als ich zurückkam und mich an diese Leute wandte, haben die einfach behauptet: „Wir wissen von nichts“, und haben die Sachen behalten.

Ich war früher mal sehr krank und lag eine ganze Zeit im Krankenhaus. Bei der Gelegenheit habe ich mir eine Decke gearbeitet, eine wunderschöne Leinendecke aus Kreuzstich, blau und gelb gestickt. Die entdeckte ich eines Tages in Kaldenkirchen bei Leuten um die Ecke auf der Hauptstraße. Ich bin zurückgekommen, nach dem Krieg, ich hatte nichts mehr! Auf einmal seh' ich die da auf dem Tisch! Die haben sich herausgeredet: „Die Decke haben uns Ihre Schwiegereltern geschenkt.“ Dann hatte man früher für die Handtücher so einen Halter. Habe ich auch von mir bei denen entdeckt. Und die wollten nie Nazis gewesen sein!

Eines Tages bat man mich zum Bürgermeister-

amt, wo mir der frühere „SA“-Obersturmführer Peter Heußen, einige Zollbeamte und andere Nazis gegenüber gestellt wurden, darunter auch der Postbote Franz Leven. Nach meiner Rückkehr aus den Lagern hatte ich die angezeigt. Ich sollte als Zeugin dazu aussagen, wie diese Leute in unser Haus eingedrungen waren, alles demoliert und meinen Schwiegervater Jakob Lion mit 73 Jahren verhaften, zu Boden geworfen und am Kragen wieder hochgezogen hatten. Ich lehnte es ab, mit denen direkt zu reden. Vorher, als ich noch nicht da war, konnten sie ihre Schandtaten leugnen. Jetzt mußten sie alles eingestehen, behaupteten jedoch, sie könnten sich nicht genau erinnern und hätten in angetrunkenem Zustand gehandelt. Bei der Vernehmung war auch ein Vertreter der englischen Besatzung anwesend.

Eine Schande! Nachdem ich schon in Peru war, erhielten Heußen und die anderen nur geringe Gefängnisstrafen von den deutschen Gerichten und wurden auf Grund der „erlittenen“ Lagerinternierung, Untersuchungs- und Polizeihaft sofort auf freien Fuß gesetzt. Der Vater von Inge Bobel, Krefeld, Schwager von Ruth Sanders, hatte mich noch zum ersten Prozeßtermin begleitet. Später schrieb er einen empörten Brief über den Ausgang der Prozesse nach Peru.

Wie ich erst in jüngster Zeit aus Zeitungsartikeln über die Berufungsverhandlungen in Krefeld erfahren habe, wurden einige Täter zum Teil vom Vorwurf des „Verbrechens gegen die Menschlichkeit“ freigesprochen, Franz Leven sogar wegen „Mangels an Beweisen“.

Zur Begründung wurde vom Gericht hervorgehoben, die „Zeugin Lion habe sich vielleicht infolge ihrer damaligen Erregung geirrt ... was aufgrund von Lebenserfahrungen auch leicht möglich ist.“ Es ist für mich unfaßbar, daß sich das Gericht darauf eingelassen hat, ich wäre nicht ganz gescheit, wie das in dem Zeitungsartikel stand. Aber ich war ja nicht da, sondern schon in Peru, also konnten sie alle möglichen Behauptungen aufstellen! Damit wurden meine Zeugenaussagen, die ich in Anwesenheit der englischen Besatzung gemacht hatte, manipuliert und ich wieder auf die gleiche Stu-

fe mit diesen Nazihalunken und ihren ganzen Helfershelfern gestellt.

Früher hieß es von Schmidt Richard, der inzwischen „krepirt“ ist, der habe eine reiche Bauers-tochter geheiratet, eine Gertrud Sauels von der Breyellerstraße. Eines Tages, als ich kurz nach meiner Rückkehr aus dem Lager noch bei Grete Reynders wohnte, kam die Schmidt zu mir und bat mich, ihr ein paar Äpfel aus unserem früheren Garten an der Schulstraße zu geben. Wenn ich mich nicht irre, wurde der Garten nach der Enteignung von den Schmidts bewirtschaftet. Der habe ich die passende Antwort gegeben: „Ich würde Ihnen noch nicht ein Stückchen Apfel geben, nicht mal ein Viertel, eher würde ich den mit dem Fuß zertrampeln! Und nun machen Sie, daß Sie raus kommen!“ Später erschien das Weib noch mal bei mir und wollte mich verklagen. Ich sehe sie noch vor mir, die Schmidt: „Ich zeig' Sie an, Sie haben Unwahrheiten und Lügen von meinem Mann erzählt. Mein Mann war nicht in Riga!“ Grete Reynders war dabei und hat noch gegrinst, als ich die rausgeschmissen hab'.

Als ich zurückkam, war Pauw nicht mehr im Bürgermeisteramt. Das war ein großer Schweinhund, das glaubt niemand! Die Erinnerung an den erfüllt mich mit Ekel und Abscheu. Genauer charakterisieren kann ich ihn nicht, dafür habe ich ihn zu wenig gekannt und kaum persönlichen Kontakt mit ihm gehabt. Er hatte auf der Bahnhofstraße ein herrliches Haus, da bin ich öfter vorbeigegangen. Auf Grund der schrecklichen Jahre und Vorkommnisse in Kaldenkirchen, seiner perfekten Handlangerdienste für die Nazis und der Weigerung, uns Hilfe und Unterstützung zu gewähren, kann ich nur betonen: Er war ein ekelhafter, falscher und hinterlistiger Kerl!

Das Schlimme war, wie ich zum Amt kam: „Macht die Fenster auf, hier stinkt's!“¹ Und ich mußte dahin in der Angelegenheit „Judenbuße“, um unseren Garten zu übertragen. Pauw hatte damals vier bis fünf Kinder, Jungen und Mädchen, die waren hinter meiner Hedi her und haben sie „verklöpft“.

Mit den Nazis zum Appell

Auf dem Weg von Venlo nach Kaldenkirchen begegnete ich nach 1945 einem Angehörigen der englischen, „Jüdischen Brigade“, die in Bergen-Belsen stationiert war. Er trug am Ärmel seiner englischen Khakiuniform ein blau-weißes Emblem mit dem jüdischen Stern, das ihn als Mitglied dieser Organisation auswies. Wir kamen ins Gespräch, und als er von meinem Schicksal hörte, vertraute er mir schließlich an, zur Unterstützung einer Bewegung dabei mitzuwirken, ehemalige jüdische Widerstandskämpfer aus dem Warschauer Untergrund, Männer und Frauen, illegal über die Grenze nach Holland zu bringen. Diese polnischen Partisanen, deren Aktivitäten im Zusammenhang mit der Besetzung Polens und dem Warschauer Ghetto standen und die sich zu jener Zeit in den dortigen Wäldern aufhielten, wollten über einen holländischen Seehafen in das damals unter englischem Protektorat stehende Palästina auswandern. Zum Teil waren die Leute sehr schwer lungenkrank oder hatten andere Krankheiten durch mangelhafte Ernährung.

Der Mann bat mich, eine Kontaktperson vorübergehend bei mir in Kaldenkirchen aufzunehmen, die die Polen über die Grenze bringen sollte. Daraufhin quartierte sich ein einfacher, junger Mann bei mir ein, der die Trupps am Bahnhof in Empfang nahm und über die „grüne Grenze“ führte. Auf diese Weise sind mehrere Gruppen von hier nach Holland gelangt. Einer dieser Trupps ist in Zypern gelandet. Ich habe das ehemalige, große Lager dort Jahre später während einer Urlaubsreise selbst gesehen.

Die letzte Gruppe, die nach Steyl sollte, ist dann geschnappt worden. Meines Erachtens verraten von Kaldenkirchenern, von denen auch mich jemand angezeigt haben muß. Bei einem der Männer wurde meine Adresse gefunden. Anstatt den Zettel runterzuschlucken oder zu vernichten, haben die Engländer den in die Finger gekriegt.

Ich war in Aachen und komm' nach Kaldenkirchen, da war der ganze Bahnhof mit englischem Militär besetzt, und die haben mich festgenommen! Anschließend verhörten sie mich und durchsuchten meine ganzen Briefe, die ich von Amerika be-

kommen hatte, aber da stand natürlich nichts drin. Ich habe von nichts gewußt. Bei der Vernehmung traf ich sogar auf Engländer, die keine „Juden“ waren, aber „Jiddisch“ sprachen, eine Sprache, die von hier kommt, halb Dialekt.

Schließlich brachten sie mich mit den anderen festgenommenen Polen nach Frankfurt, wo ich eine Nacht im Gefängnis verbringen mußte. Danach kamen wir in das Naziinternierungslager Recklinghausen, so daß ich mich zum wiederholten Mal in meinem Leben im Lager wiederfand. Obwohl ich von den Leuten keinen kannte, haben die Engländer mich gleichfalls inhaftiert. In Recklinghausen wurde ich wieder vernommen und gefragt: „Kennen Sie die?“ „Keinen einzigen!“

Der junge Mann, der bei mir gewohnt hatte, war ihnen entwischt und hatte sich längst über die Grenze abgesetzt. Ein englischer Beamter meinte vorwurfsvoll zu mir: „Hören Sie mal, es ist doch eine Schande, wenn Sie einen fremden Mann bei sich wohnen haben.“ Dem habe ich geantwortet: „Mir macht das nichts aus. Wenn Sie durchs Lager gegangen sind, dann macht's Ihnen überhaupt nichts!“ Diese Antwort habe ich dem gegeben. Ich bin dabei geblieben, daß ich zwar eingeweiht war, aber ansonsten absolut nichts mit der Sache zu tun hatte. Über die Grenze geführt hatte der junge Mann, und die hatten mich von Anfang an aus der illegalen Sache herausgehalten.

Wir haben acht Tage in dem Lager gesessen und Appell gestanden mit den Nazis! Die durften ihren Geistlichen empfangen, wir erst nicht. Wieder waren wir getrennt nach Frauen und Männern, konnten aber durch den Zaun miteinander sprechen. Die Polen waren sehr nett zu mir, und wir konnten uns gut verständigen, die sprachen zum Beispiel ein „Jiddisch“.

Schließlich richteten die jungen Leute aus dem Warschauer Untergrund einen Brief nach Braunschweig an den jüdischen Militargeistlichen. Der hatte die Nachricht kaum erhalten, da erschien er mittags schon in Recklinghausen, informierte sich und meinte: „So Kinder, macht euch keine Sorgen, Ende der Woche seid ihr draußen. Und jetzt schick' ich euch heute abend Verpflegung.“

Daraufhin schickte dieser Feldrabbiner sowohl den polnischen Männern als auch den Frauen und mir eine Kiste so groß wie mein Couchtisch, noch etwas breiter. Da war drin Schokolade, Zigaretten, alles, was man sich zur damaligen Zeit nur denken konnte. Er selbst war Militargeistlicher der „Jüdischen Brigade“.

Und da stand, ich seh' es heute noch, Alfried Krupp von Bohlen und Halbach. Der war anstelle seines haftunfähigen Vaters auch in Recklinghausen festgenommen. Die und noch verschiedene andere mußten die Kiste in unsere Frauenbaracke tragen. Wir Frauen und auf der anderen Seite die jungen Männer packten aus und fanden Zigaretten und alles. Daraufhin kamen einige deutsche Häftlinge und bettelten: „Gebt uns doch eine Zigarette.“ Aber unsere Leute hätten ihre Zigaretten eher auf den Boden geschmissen und mit den Füßen zertreten. Das war nämlich ein Lager für deutsche Nazis. So war ich zum zweiten Mal interniert, wenn ich auch ausdrücklich betone, daß jeder Vergleich mit den deutschen Arbeits- und Vernichtungslagern völlig abwegig ist.

Am nächsten Freitag kamen von Bergen-Belsen Angehörige der „Jüdischen Brigade“, um uns abzuholen. Sie fuhren mit drei Lastwagen ins Lager, blau-weiß gezeichnet mit dem Stern und brachten uns nach Bergen-Belsen. Freitag abends beginnt für uns der Feiertag. Bei unserer Ankunft war der Tisch in blau-weißen Farben gedeckt. Wir erhielten Essen, Schokolade und alles, was unser Herz beehrte. Damit war die Lagersache erledigt. Jetzt stand es mir frei: Willst du nach Israel oder gehst du zurück nach Kaldenkirchen. Ich entschied mich zunächst für meine Rückkehr.

In Kaldenkirchen wußte keiner, was mit mir geschehen war. Ich war plötzlich verschwunden, sie hatten mich ja abgefangen. Kurz danach war der jüdische Präsident Auerbach in Düsseldorf. Der hatte von der Sache erfahren und mir bei einem Treffen noch auf die Schulter geklopft und gesagt: „Machen Sie weiter so!“ Später hat er meine Auswanderung nach Peru unterstützt. Noch heute sage ich: Zu der Zeit, wenn es noch mal so ist, ich würde es wieder tun! Etwa 1946 war darüber eine Gerichtsverhandlung in Krefeld, bei der ich freigesprochen wurde.

Führungszeugnis einer „judenreinen“ Stadt

Ich blieb ungefähr zwei Jahre in Kaldenkirchen. Meine Post von meinen Geschwistern aus Peru erhielt ich über Holland an der Venloer Grenze. In Deutschland konnte man zur damaligen Zeit noch keine Post direkt aus dem Ausland bekommen. Als ich bei der Stadt die Absicht äußerte, auszuwandern, bot man mir einen Kredit zur Wiedereröffnung unseres Geschäfts, einschließlich Bezugscheinen für Wäsche und Kleider. Auch wollte man die zerstörte Synagoge wieder aufbauen, worauf meine Reaktion war: „Für wen?“

Da ich nie ein Geschäft alleine geführt hatte und als einzige nach Kaldenkirchen zurückgekommen

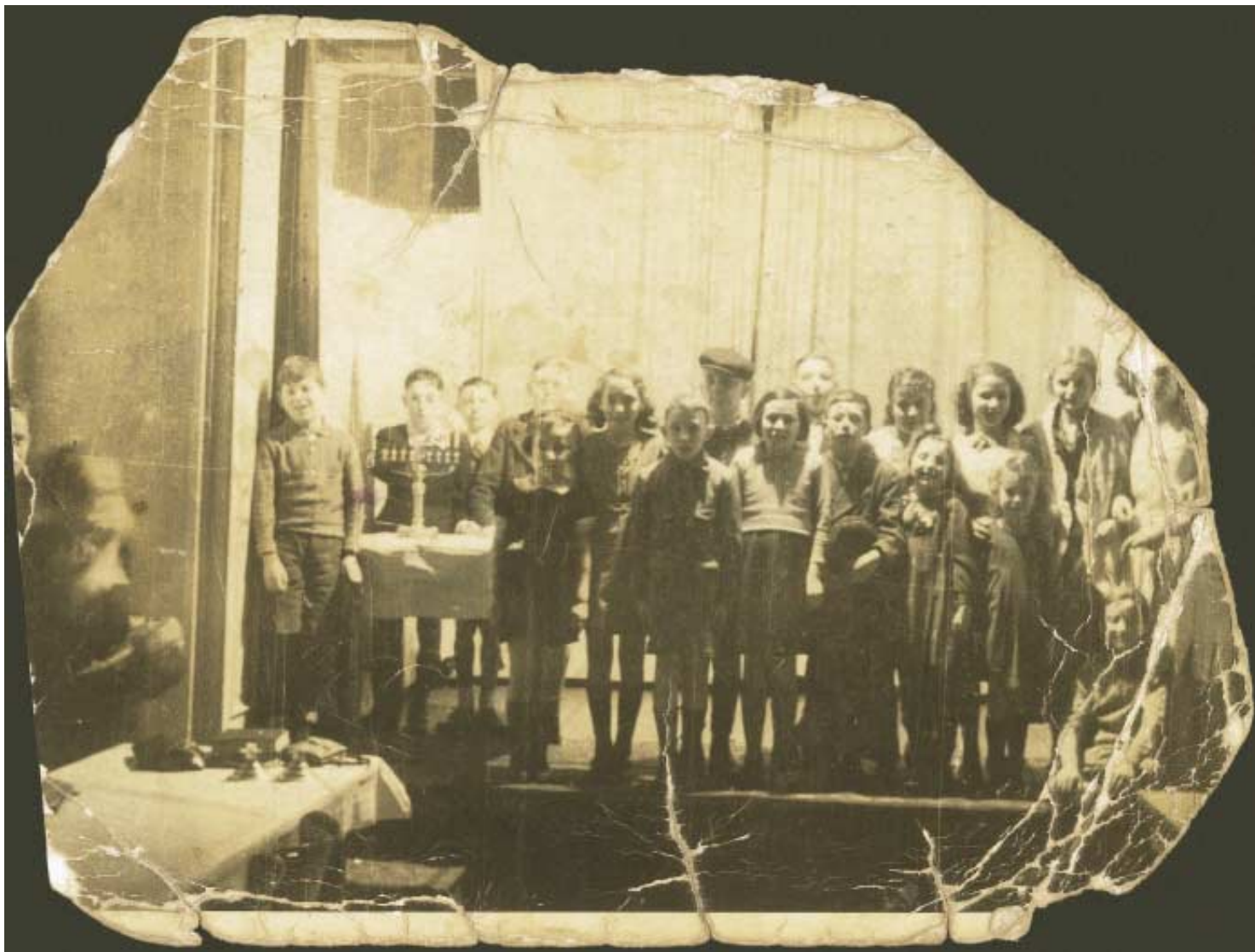
war, lehnte ich ab, was damals bedauert wurde. Man gab mir ein gutes Führungszeugnis³ mit auf den Weg nach Peru und hielt meine Wohnung noch ein halbes Jahr frei, obschon Wohnungsmangel war. Als ich dann in Südamerika war, habe ich meinen ganzen Besitz ordnungsgemäß an die Stadt verkauft. Herr Bobel aus Krefeld erledigte alle Formalitäten für mich. Zu der Zeit hätte ich nie geglaubt, jemals wieder nach Deutschland zurückzukommen.

In Lima/Peru habe ich meinen zweiten Mann Edgar Heymann kennengelernt und geheiratet. 1948 wurde mein Sohn Leo geboren. Wir kehrten

1964 wieder nach Deutschland zurück, da mein Mann als gelernter Jurist in Wiesbaden eine Stelle als Oberregierungsrat antreten konnte. Ich war aus den Konzentrationslagern zurückgekommen mit einem unheimlichen Haß auf alle Deutschen. In jedem habe ich einen Nazi gesehen, mit Ausnahme derjenigen, die sich immer schon anständig verhalten haben.

Mit den Jahren hat sich vieles geändert. Seit meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich viele gute Freunde in Wiesbaden gefunden, besonders durch meinen zweiten Mann, der Mitglied der Freimaurerloge war. Eines ist jedoch in mir haften geblieben: Ich liebe Blumen, ich liebe Tiere, aber bei den Menschen muß man vorsichtig sein!

Mit Aachen, meiner Geburtsstadt, bin ich heute versöhnt. Die Stadt hatte ihre in alle Welt verstreuten ehemaligen Bürger jüdischen Glaubens im



Vordere Reihe, stehend, 2. Kind von rechts Hedi.

Chanukka-Feier (Lichterfest) in der jüdischen Schule Mönchengladbach, 1938/39. Die Lichter des achtarmigen Leuchters erinnern an die Rückeroberung des Tempels in Jerusalem durch die Makkabäer.

Else: „Dieses Foto habe ich all die Jahre meiner Verschleppung bei mir getragen und wie durch ein Wunder durch die Konzentrationslager gerettet. Ich weiß bis heute nicht, wie ich das geschafft habe!“ (141)

April/Mai 1992 eine ganze Woche als Ehrengäste eingeladen, darunter auch mich, und allen, die gekommen sind, eine großzügige und warmherzige Gastfreundschaft zuteil werden lassen. Über die Ansprachen unserer Gastgeber und die Danksagungen ehemaliger Bürger existiert ein ganzer Stapel Unterlagen.

Auch wenn ich die Stadt seit meiner Rückkehr regelmäßig besuchte, so wurden bei mir doch alle Erwartungen durch eine mit viel Liebe gestaltete Aufnahme weit übertroffen und trotz der schmerzlichen Ereignisse viele schöne Erinnerungen an meine Jugendzeit und unser Elternhaus geweckt. In den Hotels klappte alles tadellos, jeder Wunsch wurde uns erfüllt. Neben dem reichhaltigen Programm mit Empfängen im historischen Krönungssaal des gotischen Rathauses, Stadtbesichtigungen, Theaterbesuchen, Konzerten im Dom, Gedenkveranstaltung auf dem jüdischen Friedhof am Tag „Jom Hascho'a“ (Tag des Massenmordes), gab es auch rührende Szenen von Verwandten und Freunden, die sich Jahrzehnte nicht gesehen hatten.

Für diesen aufrichtigen Beweis der Verbundenheit bin ich meiner alten Heimatstadt von Herzen dankbar. Dieser Besuch war ein unvergeßliches Erlebnis, und sie haben mir damit eine große Freude gemacht. Die persönlichen Worte von Herrn Oberbürgermeister Dr. Linden: „Seien Sie willkommen in Aachen. Shalom. Frieden“, haben sich mit der

Bitte um Vergebung in jeder Weise als ehrlich und überzeugend erwiesen.

Ein Gast aus Amerika hat in seiner Abschiedsrede ausgedrückt, was viele von uns empfanden: „Sie und das heutige Aachen haben durch Ihre Einladung bewiesen, daß es bei Ihnen nichts zu verzeihen gibt. Sie sind frei von Schuld und brauchen nicht darunter zu leiden, daß es Verbrecher gibt. Die, die um Verzeihung bitten müßten, die tun es nicht. Denen werden wir nie verzeihen.“

Den Neuaufbau der Aachener Synagoge hatte der Oberbürgermeister noch 1992 als „moralische Verpflichtung meiner Generation und der Bürgerschaft“ bezeichnet. Inzwischen steht die Synagoge wieder an vertrauter, historischer Stelle, an der Max und ich am 14. Juni 1931 feierlich getraut worden sind: „Still wie die Nacht und tief wie das Meer soll eure Liebe sein.“

Ja, ich muß sagen, Aachen und eine ganze Reihe anderer Städte, die uns so kompromißlos ehren und als „wichtige Zeugen gegen die Unmenschlichkeit“ würdigen, sind eher eine Ausnahme. Fünfzig Jahre nach dem Krieg sind viele unserer Generation entweder tot oder eben sehr alt, und nur noch wenige können unsere Geschichte weitergeben. Die Leute, die das nicht selbst erlebt haben, wissen nichts mehr und wollen auch von der Vergangenheit nichts hören. Die Jugend erfährt erst recht nichts.

Neonazis, besonders aus den Reihen deutsch-nationaler Parteien, verbreiten gar die „Auschwitz-Lüge“. Ich habe manchmal Angst um diejenigen, die überall herumwühlen und sich bemühen, die Verbrechen aufzuklären und die Erinnerung wach zu halten. Das ist vielen nicht angenehm. Ich finde das wirklich allerhand, weil auch ich dafür bin, daß es nicht vergessen wird!

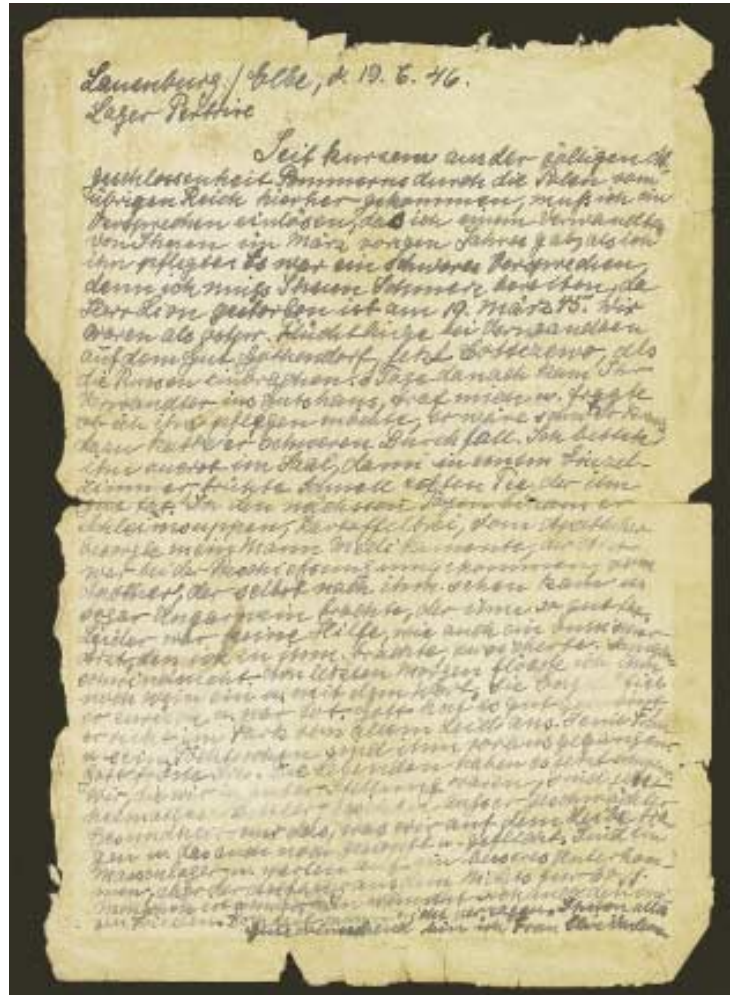
Durch meine Hochzeit mit Max bin ich 1931 nach Kaldenkirchen gekommen. Wir waren innerhalb der jüdischen Gemeinde sozusagen eine Großfamilie, das habe ich ja erzählt. Aber heute muß ich sagen, und man stelle sich das vor: Die einzige, die zurückgekommen ist, wirklich, die alles mitgemacht hat, bin ich. Da hört man nichts von in Kaldenkirchen, das ist von allen verkommen und vertuscht. Kaldenkirchen ist für mich erledigt! Kaldenkirchen existiert für mich nicht mehr, auch wenn ich weiß, daß dort viele gute Menschen leben, die von den Dingen nichts wissen oder ahnen! So ist es eine Ironie des Schicksals: Kaldenkirchen kann stolz sein, es ist „judenfrei“. Und wie lange waren die „Juden“ in der Stadt!

Ich freue mich, daß ich meine Familie habe und bin stolz auf meinen Sohn Leo, seine Frau Leah, eine gebürtige Israelin und meine Enkelkinder Vivian und Carolin.

An Max und Hedi denke ich noch jeden Tag und träume oft von ihnen.



Else Heymann, 2. August 1994. (142)



Briefe Cläre Werdermann, Lauenburg über den Tod von Max. (143)

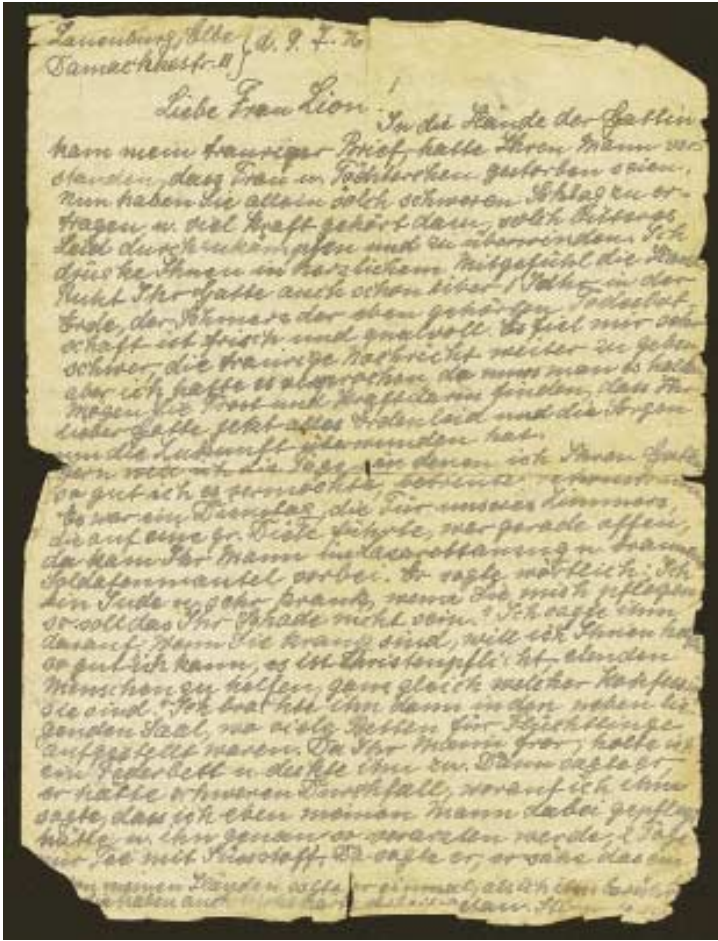
„Sie Engel!“

Cläre Werdermann
Lauenburg/Elbe Lager Pertrice

Familie Lion
Kalsenkirchen an Hollands Grenze

Seit kurzem aus der völligen Abgeschlossenheit Pommerns durch die Polen vom übrigen Reich hierher gekommen, muß ich ein Versprechen einlösen, das ich einem Verwandten von Ihnen im März vorigen Jahres gab, als ich ihn pflegte. Es war ein schweres Versprechen, denn ich muß Ihnen Schmerz bereiten, da Herr Lion gestorben ist am 19. März 45. Wir waren als ostpr. Flüchtlinge bei Verwandten auf dem Gut Gothendorf, jetzt Cottzewo, als die Russen einbrachen. 3 Tage danach kam Ihr Verwandter ins Gutshaus, traf mich u. fragte ob ich ihn pflegen möchte, er wäre schwer krank dazu hatte er schweren Durchfall. Ich bettete ihn zuerst im Saal, dann in einem Einzelzimmer, brühte schnell echten Tee, der ihm gut tat.

In den nächsten Tagen bekam er Schleimsuppen, Kartoffelbrei, vom Apotheker besorgte mein Mann Medikamente, der Arzt war bei der Beschießung umgekommen, vom Apotheker, der selbst nach ihm sehen kam u. sogar Ungarwein brachte, der ihm so gut tat. Leider war keine Hilfe, wie auch ein russischer Arzt, den ich zu ihm brachte, versicherte. Lungenschwindsucht. Am letzten Morgen flösste ich ihm noch Wein ein u. mit dem Wort „Sie Engel“ fiel er zurück u. war tot. Gott hat es gut gemeint er ruht im Park von allem Leid aus. Seine Frau und sein Töchterchen sind ihm vorausgegangen. Gott tröste Sie. Die Lebenden haben es jetzt schwerer. Wir, die wir in guter Stellung waren, sind jetzt heimatlose Bettler, besitzen außer geschwächter Gesundheit nur das, was wir auf dem Leibe tragen u. das auch noch gestopft und geflickt. Sind im Massenzlager und warten auf ein besseres Unterkommen, aber der Anfang aus dem Nichts für 60 Jg. Menschen ist schwer, man wünscht sich auch den ewigen Frieden. Doch darf man nicht verzagen. Ihnen alles Gute wünschend bin ich
Frau Cläre Werdermann



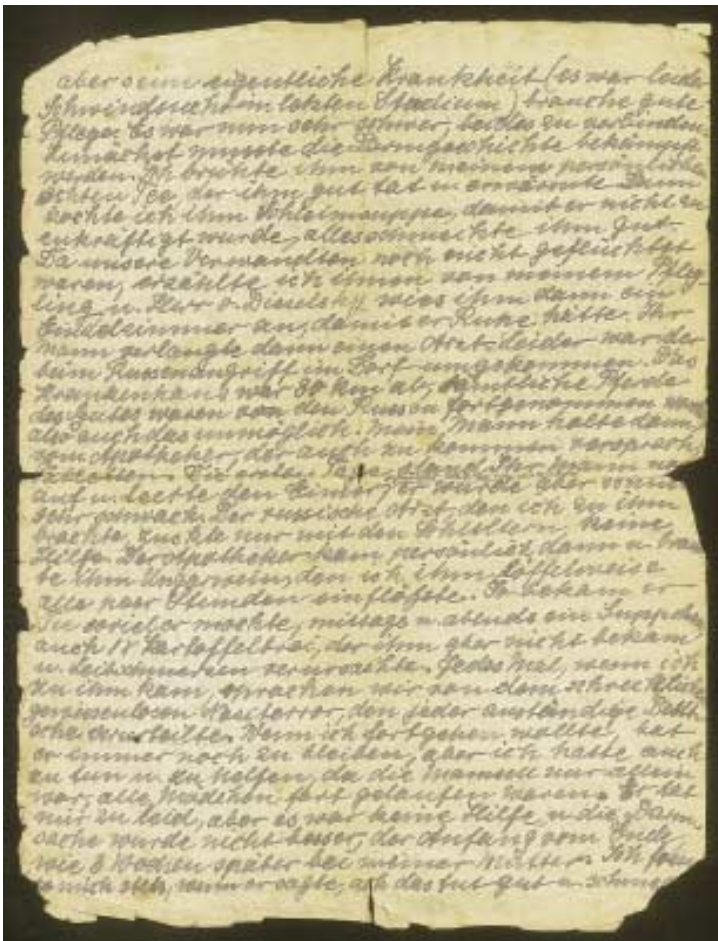
„Es ist Christenpflicht elenden Menschen zu helfen, ganz gleich welcher Konfession sie sind.“

Lauenburg, Elbe Damaekkestr. 11 d. 9.7.46

Liebe Frau Lion !

In die Hände der Gattin kam mein trauriger Brief, hatte Ihren Mann verstanden, daß Frau und Töchterchen gestorben seien. Nun haben Sie allein solch schweren Schlag zu ertragen u. viel Kraft gehört dazu, solch bitteres Leid durchzukämpfen und zu überwinden. Ich drücke Ihnen in herzlichem Mitgefühl die Hand. Ruht Ihr Gatte auch schon über 1 Jahr in der Erde, der Schmerz der eben gehörten Todesbotschaft ist frisch und qualvoll. Es fiel mir sehr schwer, die traurige Nachricht weiter zu geben aber ich hatte es versprochen, da muß man es halten. Mögen Sie Trost und Kraft darin finden, daß Ihr lieber Gatte jetzt alles Erdenleid und die Sorgen um die Zukunft überwunden hat.

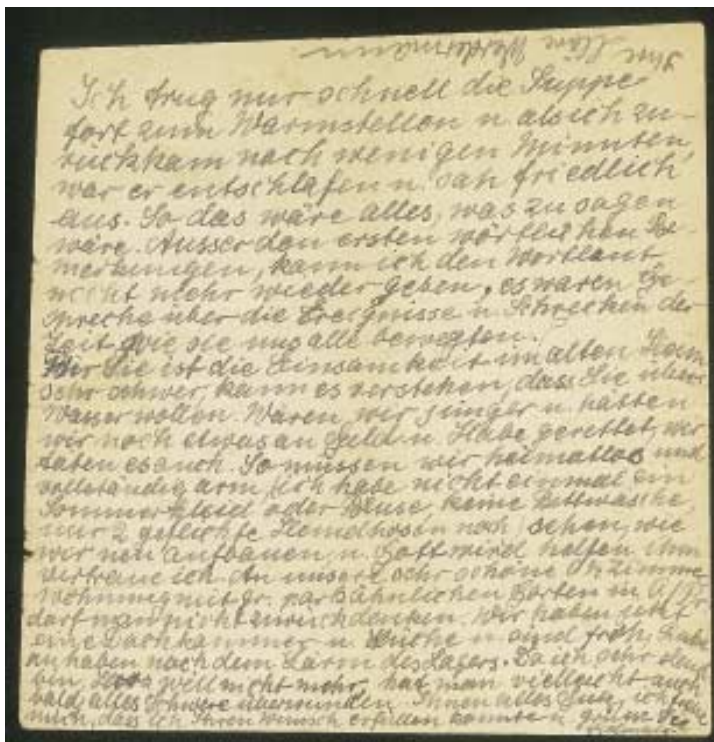
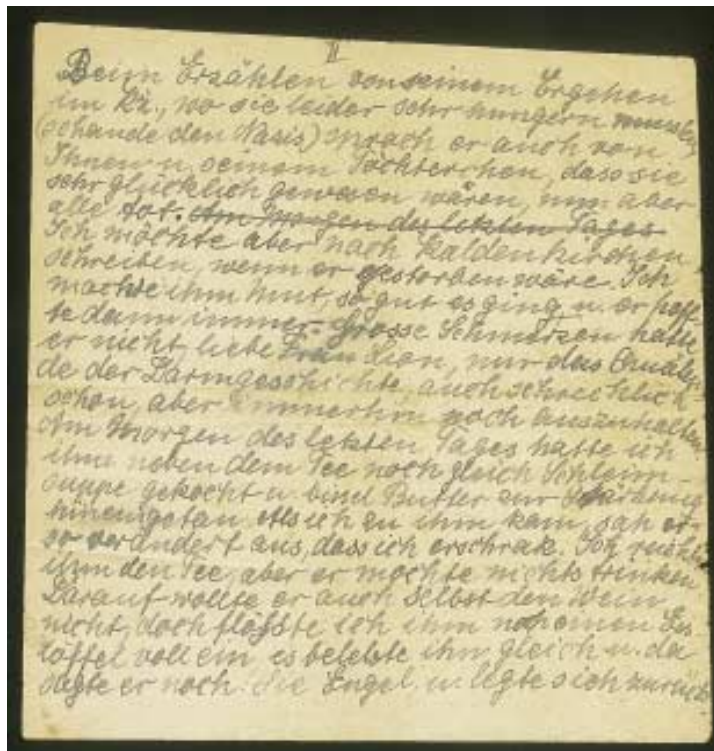
Gern will ich die Tage, in denen ich Ihren Gatten so gut ich es vermochte, betreute, rekonstruieren. Es war ein Dienstag, die Tür unseres Zimmers, die auf eine gr. Diele führte, war gerade offen, da kam Ihr Mann im Lazarettanzug u. braunem Soldatenmantel vorbei. Er sagte wörtlich: „Ich bin Jude u. sehr krank, wenn Sie mich pflegen so soll das Ihr Schade nicht sein.“ Ich sagte ihm darauf: „Wenn Sie krank sind, will ich Ihnen helfen so gut ich kann, es ist Christenpflicht, elenden Menschen zu helfen, ganz gleich welcher Konfession sie sind.“ Ich brachte ihn dann in den neben liegenden Saal, wo viele Betten für Flüchtlinge aufgestellt waren. Da Ihr Mann fror, holte ich ein Federbett u. deckte ihn zu. Dann sagte er, er hätte schweren Durchfall, worauf ich ihm sagte, daß ich eben meinen Mann dabei gepflegt hätte u. ihn genau so verarztet werde, 2 Tage nur Tee mit Süßstoff. Da sagte er, er sähe das ein und von meinen Händen sagte er einmal, als ich ihn berührte, die haben auch nicht harte Arbeit getan. Stimmt so. Aber seine eigentliche Krankheit (es war leider Schwindsucht im letzten Stadium) brauchte gute Pflege. Es war nun sehr schwer, beides zu verbinden. Zunächst mußte die Darmgeschichte bekämpft werden. Ich brühte ihm von meinem persönlichen echten Tee, der ihm gut tat u. erwärmte. Dann kochte ich ihm Schleimsuppe, damit er nicht entkräftigt wurde, alles schmeckte ihm gut. Da unsere Verwandten noch nicht geflüchtet waren, erzählte ich ihnen von meinem Pflegling u. Herr v. Diezelsky wies ihm dann ein Einzelzimmer an, damit er Ruhe hätte. Ihr Mann verlangte dann einen Arzt. Leider war der beim Russenangriff im Dorf umgekommen. Das Krankenhaus war 30 km ab, sämtliche Pferde des Gutes waren von den Russen fortgenommen worden, also auch das unmöglich. Mein Mann holte dann vom Apotheker, der auch zu kommen versprach, Tabletten. Die ersten Tage stand Ihr Mann noch auf u. leerte den Eimer, er wurde aber schnell sehr schwach. Der russische Arzt, den ich zu ihm brachte,



zuckte nur mit den Schultern, keine Hilfe. Der Apotheker kam persönlich dann u. brachte ihm Ungarwein, den ich ihm löffelweise alle paar Stunden einflößte. So bekam er Tee soviel er mochte, mittags u. abends ein Süppchen auch 1 x Kartoffelbrei, der ihm aber nicht bekam u. Leibschmerzen verursachte. Jedes Mal, wenn ich zu ihm kam, sprachen wir von dem schrecklichen gewißenlosen Naziterror, den jeder anständige Deutsche verurteilte. Wenn ich fortgehen wollte, bat er immer noch zu bleiben, aber ich hatte auch zu tun u. zu helfen, da die Mamsell nur allein war, alle Mädchen fortgelaufen waren. Er tat mir zu leid, aber es war keine Hilfe u. die Darmsache wurde nicht besser, der Anfang vom Ende, wie 3 Wochen später bei meiner Mutter.
Ich freute mich stets, wenn er sagte, ach das tut gut u. schmeckt.

II

Beim Erzählen von seinem Ergehen im Kz., wo sie leider sehr hungern mußten, (Schande den Nazis) sprach er auch von Ihnen u. seinem Töchterchen, daß sie sehr glücklich gewesen wären, nun aber alle tot. Ich möchte aber nach Kaldenkirchen schreiben, wenn er gestorben wäre. Ich machte ihm Mut, so gut es ging, u. er hoffte dann immer. Große Schmerzen hatte er nicht, liebe Frau Lion, nur das Quälende der Darmgeschichte, auch schrecklich schon, aber immerhin noch auszuhalten. Am Morgen des letzten Tages hatte ich ihm neben dem Tee noch gleich Schleimsuppe gekocht u. bissel Butter zur Stärkung hineingetan. Als ich zu ihm kam, sah er so verändert aus, daß ich erschrak. Ich reichte ihm den Tee, aber er mochte nichts trinken. Darauf wollte er auch selbst den Wein nicht, doch flößte ich ihm noch einen Esslöffel voll ein, es belebte ihn gleich u. da sagte er noch: Sie Engel, u. legte sich zurück. Ich trug nur schnell die Suppe fort zum Warmstellen u. als ich zurückkam nach wenigen Minuten, war er entschlafen u. sah friedlich aus. So das wäre alles, was zu sagen wäre. Ausser den ersten wörtlichen Bemerkungen, kann ich den Wortlaut nicht mehr wiedergeben, es waren Gespräche über die Ereignisse u. Schrecken der Zeit, wie sie uns alle bewegten. Für Sie ist die Einsamkeit im alten Heim sehr schwer, kann es verstehen, daß Sie übers Wasser wollen. Wären wir jünger u. hätten wir noch etwas an Geld u. Habe gerettet, wir täten es auch. So müssen wir heimatlos und vollständig arm, (ich habe nicht einmal ein Sommerkleid oder Bluse, keine Bettwäsche, nur 2 geflickte Hemdhosen noch) sehen, wie wir neu aufbauen, u. Gott wird helfen, ihm vertraue ich. An unsere sehr schöne 6 1/2 Zimmer Wohnung mit gr. parkähnlichen Garten in O/Pr (Ostpreußen) darf man nicht zurückdenken. Wir haben jetzt eine Dachkammer u. Küche u. sind froh, Ruhe zu haben nach dem Lärm des Lagers. Da ich sehr elend bin, Herz will nicht mehr, hat man vielleicht auch bald alles Schwere überwunden. Ihnen alles Gute, ich freue mich, daß ich Ihren Wunsch erfüllen konnte u. grüße Sie vielmals.
Ihre Cläre Werdermann



1. Nach übereinstimmender Aussage verschiedener Bürger und Unterlagen aus dem Kreisarchiv, handelt es sich um Leni Vieten, Tochter des Zollbeamten Heinrich Vieten und seiner Frau von der Ringstraße, die auf dem Bürgermeisteramt beschäftigt war.

2. Schreiben Bürgermeister Pauw an den Landrat in Kempen vom 20. Oktober 1937 (auszugsweise): „Betr. Antrag des Matthias Thelen, wohnhaft in Tegelen (Holl.). Der Antragsteller beabsichtigt, sein von ihm in Tegelen seit 1. Oktober 1931 betriebenes Manufakturwarengeschäft mit dem gleichartigen Geschäft des jüdischen Inhabers Max Lion in Kaldenkirchen zu tauschen. Der Antragsteller ist Reichsdeutscher und in Leuth b. Kaldenkirchen geboren. Durch die Übernahme würde in Kaldenkirchen ein weiteres einschlägiges Geschäft von einem jüdischen auf einen arischen Inhaber übergehen. Ich befürworte daher den beigefügten Antrag.“ Gez. Dr. Pauw

3. Der Stadtdirektor Kaldenkirchen, den 10. Februar (1947) Führungszeugnis: Der Frau Else Lion, geb. Jaffé am 27. Dez. 1909 zu Aachen geboren, wird amtlich bescheinigt, daß sie in der Zeit vom 8. Juni 1931 bis heute (vom 10.12.1941 bis Ende April 1945 war Frau Lion zwangsverschleppt im Konzentrationslager) hier polizeilich gemeldet gewesen und daß über sie in den polizeilichen Listen eine Strafe nicht verzeichnet ist. I.A. gezeichnet Cürvers Stadtsekretär.

Vieles von dem, was Else Heymann erfahren hat, findet sich auch in dem von ihr empfohlenen Buch von Hilde Sherman-Zander „Zwischen Tag und Dunkel, Mädchenjahre im Ghetto“, Verlag Ullstein.

Ein Kaldenkirchener SS-Mann in Riga

Ein Zeitzeuge berichtet

Richard Schmidt war mir bekannt aus dem Rigaer Ghetto und dem in der Nähe befindlichen Riga Kaiserwald. Aus meiner Erinnerung ist mir noch geläufig, er sprach mich eines Tages an und frug mich: „Kennen Sie Lion oder Sanders?“ Ich sagte: „Nein.“ Er grinste etwas, stellte aber keine weiteren Fragen. Es ging ihm wohl darum, mich auszuhorchen, etwas in Erfahrung zu bringen, was er später für sich irgendwie verwenden wollte. Einem guten Zweck, so hatte ich das Gefühl, diente die Frage nicht. Bei dieser Gelegenheit muß es auch gewesen sein, daß er sich als Kaldenkirchener zu erkennen gab, jedenfalls wußte ich eindeutig seinen Namen und woher er kam. Wie lange dieser Schmidt dort war, kann ich nicht genau sagen, wir waren teilweise in Kasernierung, das heißt Arbeitseinsatz im Dorf oder ähnliche Einsätze.

Schmidt hatte eine besondere Aufgabe bei einer höheren SD-Stelle, im Hauptquartier des Sicherheitsdienstes der „SS“ in Riga. Er nannte sich zwar Fahrer der Lagerkommandanten, gehörte aber zum Stab dieser Schergen und war ihr enger Vertrauter. Er war auch mehrere Male im Lager Kaiserwald mit den SS-Führern zur Inspektion.

Ich wurde 1916 geboren. Im Dezember 1941, ich war damals 25 Jahre alt, erfolgte meine Verschleppung nach Riga. Im ganzen verbrachte ich vier Jahre in Lagern bis zu meiner Befreiung durch die Russen und Rückkehr 1945. Meine Eltern sind 1942 abtransportiert worden nach Izbica (Lublin), ein Bruder kam in Auschwitz um.

Das Rigaer Ghetto war ein abgezauntes und bewachtes Stadtviertel, in das man uns einsperrte. Bei

unserer Ankunft fanden wir in den Häusern noch Essensreste auf den Tischen. Später erfuhren wir, daß kurz zuvor Tausende von lettischen Juden auf die Straße getrieben und erschossen worden waren, um Platz für uns Neuankömmlinge zu machen. In den Häusern hausten wir ganz eng zusammen.

Männer und Frauen waren getrennt untergebracht. Am Sperrzaun konnte man sich manchmal treffen, je nachdem, wie der Posten eingestellt war. Auch meine Schwester war in Riga, ich habe sie noch mal gesehen, bis wir dann endgültig getrennt wurden und ich nie mehr was von ihr gehört habe.

Die jungen und arbeitsfähigen Menschen, darunter auch ich, kamen in eine Kasernierung und vegetierten bei der Zwangsarbeit dahin. Wir mußten unsere normalen Kleider abgeben und wurden dafür in blau-weiß gestreifte Sträflingsklamotten gesteckt. In den Lagern hausten wir in Baracken.

Die anderen bekamen so eine Art Sackkleidung, wurden hinter Stacheldraht gesperrt, später abgeholt und in den Wäldern, zum Beispiel im Wald von „Bikernieki“ liquidiert durch Erschießen. Es gab in Riga keine Gaskammern oder ähnliche feste Vernichtungsanlagen.

Selbstverständlich wußten wir alle, was da vor sich ging, es war ein offenes Geheimnis. Überall in Polen oder anderen Ostländern war es dasselbe Schema von den damaligen deutschen Besatzern, wie sich inzwischen gezeigt hat.

Ich gehöre zu den wenigen Menschen, die Glück hatten, überleben zu können. Ich kam zunächst in das Lager Salaspils, das damals aufgebaut wurde, etwa 20 km entfernt vom Ghetto. Wir mußten das

ganze Holz herbeischaffen und die Baracken selbst zusammenzimmern. In diesem Auffanglager für das Ghetto wurden die Menschen wieder eingeteilt, weiter geschickt und kaserniert. Salaspils war ein rauhes Lager, nur Baracken, kaum Essen.

Männer die krank wurden, kamen entweder zum Ghetto zurück oder wurden in den Wäldern umgebracht. Man kann es deswegen als Vernichtungslager bezeichnen, weil die Häftlinge durch die Zwangsarbeiten bei ganz geringer Verpflegung bald kreppten, was ja auch nach dem System der Nazis Sinn der Sache war, „Vernichtung durch Arbeit“.

In Salaspils kam Siegfried Hoffstadt aus Straelen vom Arbeitskommando ins Lager zurück. Dabei wurden alle kontrolliert von einem SS-Mann. Sie mußten ihre Taschen leeren, und der stellte fest, daß Siegfried ein kleines Stückchen Speck bei sich hatte. Daraufhin sagte dieser SS-Mann zu ihm: „Geh mal zu dem Posten und frag, ob der noch eine Kugel für dich hat!“ Am nächsten Tag ist er dann aufgehängt worden. Ich bin sicher und kann mir noch genau vorstellen, wie er da hing und daß es Siegfried war. Als er unter dem Galgen stand, hat er noch mit klarer Stimme in hebräisch ausgerufen: „Sch'ma Israel!“ (Höre Israel, der Ewige ist unser Gott). Das war das Ende von Siegfried Hoffstadt.

Eines Tages wurde ich gefragt: „Verstehen Sie was von Landwirtschaft? Dann werden Sie ein Gut übernehmen.“ So kam ich nach Riga Kaiserwald in die Kasernierung. Hierbei handelte es sich eigentlich um ein großes, landwirtschaftliches Gut mit einem See in einer hügeligen Landschaft. Dieses Gut

Süschenhof war der Landsitz der „SS“ mit Häusern, Scheunen, Kasino und einem Reitstall. Auf dem Gut waren SD-Führer untergebracht. Dorthin kamen auch die Lagerkommandanten von Riga in ihrer Freizeit, Krause an der Spitze.

Es ist schwer zu sagen, ob Schmidt auch an den Erschießungen von Tausenden von Menschen beteiligt war. Er gab sich ja nur als Fahrer für die Kommandanten aus. Er war immer in Begleitung dieser Kommandotrupps, nicht direkt in erster aber doch in zweiter Reihe. Also, es gab noch höhere Ränge im Sicherheitsdienst der „SS“ als seine Stellung.

Er war ein sehr zynischer und ganz gefährlicher Strolch, hinterlistig und falsch bis zum Äußersten. Dieser Kerl kann kein guter Bürger Kaldenkirchens gewesen sein.

Auch, daß er sich nach Lion und Sanders bei mir erkundigte, indem er selbst keine Gründe nannte, sondern nur versuchte, mich auszufragen, war immer ein typisches Verhalten dieser SS-Schergen.

Ein anderes Beispiel: Wenn diese SS-Strolche Erschießungen durchgeführt hatten, gingen sie anschließend in einen jüdischen Kindergarten im Lager, nahmen ein Kind auf den Arm oder gaben ihnen Schokolade. Auch hielten sie sich Frauen zum Abregieren.

So wie ich das kennen gelernt habe, gab es „brutale SS und brutale Mörder“, denen man ihre Grausamkeit schon ansehen konnte und „Frauentypen-Mörder“, schmeichelhaft und heuchlerisch, hatten aber den Revolver locker sitzen. Ich würde sagen, daß Schmidt einer dieser „Frauentypen“ war. Man denkt gar nicht, daß Menschen zu so was fähig sind.

In Bracht führte Richard Schmidt meines Wissens nach dem Krieg ein Hotel. Dort hat er mal „jüdische“ Gäste aus Amerika beherbergt, die in Bracht zu Besuch waren. Denen servierte er Kaffee mit der allergrößten Freundlichkeit und Herzlichkeit. Die traf ich später, und sie erzählten mir, wie ein Engel habe er sich benommen. Natürlich ahnten oder wußten sie nichts von seiner Vergangen-

heit. Schmidt wäre superfreundlich gewesen, die typische Art der SS-Heuchler.

In einem Prozeß nach dem Krieg wegen „Verbrechens gegen die Menschlichkeit“ hat Schmidt in Krefeld ausgesagt: „Wenn über Juden verhandelt worden ist, war nie ein Jude dabei.“

Der Massenmord an den jüdischen Menschen war ein perfekter Mord, und dafür konnten die Nazis nur bestimmte Leute brauchen. Ich möchte sagen, daß auch dieser Schmidt dazu der passende Mann war. Widerstand seitens der Opfer gab es kaum. Es war so geplant, daß die meisten durch den Entzug der Nahrung schon nach einigen Monaten an Entkräftung krepieren mußten. Die Menschen bekamen so wenig zu essen, daß sie nach und nach verhungerten und dadurch schon eine Art Gedächtnisschwund eintrat. Hinzu kam die extreme Kälte im Winter 1941/42 mit Temperaturen bis minus 40 Grad.

Das ganze Vernichtungssystem, die ganze Struktur war durch die „SS“ aufgezogen wie ein feinstes Maschendraht. Wenn da nicht die passenden Menschen für gewesen wären und nicht genügend freiwillige Mörder, dann hätte das gar nicht zustande kommen können.

Dasselbe, was diese Deutschen erst mit den „Juden“ machten, haben sie später auch in Rußland und anderen Ländern gemacht: Den Menschen alles abgenommen und sie umgebracht. Das war ein perfektes System.

Wenn in Berlin ein Befehl herausgegeben wurde: In zwei Stunden sind in Riga Tausende Menschen zu liquidieren, dann fuhr die „SS“ in Fahrzeugen mit Waffen und Munition raus und liquidierte Teile des Lagers. Dasselbe passierte mit ankommenden Zügen. Die Menschen stiegen irgendwo aus dem haltenden Zug und wurden kurz darauf erschossen. Wir mußten das Gepäck, Koffer und Pakete, ins Lager schaffen. Das war perfekter, systematischer Mord.

Der NS-Staat hat es verstanden, die tiefsten und niedersten Instinkte aus diesen Männern der „SS“

herauszuholen. Sonst hätte man sie nicht für diese Zwecke gebrauchen können. Der Instinkt war in diesen Leuten drin, die sich auch zum Teil darum beworben und später dafür hergegeben haben.

Von Riga Kaiserwald sind wir mit wenigen Überlebenden wieder nach Deutschland zurückgekommen. Zuerst ging es nach Danzig und von dort mit Kähnen in das Konzentrationslager Stutthof. Ein paar Stationen weiter bei Rieben wurden wir dann endlich von den Russen befreit. Es war grausam, was die Soldaten vorfanden. Die noch Lebenden lagen zwischen den Toten in einem Nebenlager. Die russischen Offiziere haben geweint, als sie dieses Elend gesehen haben. Ich wog noch mal gerade 80 Pfund.

Die medizinische Versorgung in der Roten Armee war gut organisiert. Die russischen Ärztinnen haben sich unwahrscheinlich gut um die Kranken und Häftlinge gekümmert und uns wieder aufgepäppelt.

Der Massenmord wird für immer bleiben, solange es ein Deutschland gibt, er ist für ewig in die deutsche Geschichte eingegangen. Mir sind Fälle bekannt, in denen sich die Kinder ihrer Eltern schämen, die an den NS-Verbrechen beteiligt waren. Auf keinen Fall ist die Vergangenheit in diesem Land bewältigt. Viele sagen, man solle die alten Sachen nicht aufwühlen, man könne nicht ständig mit der Vergangenheit leben. Was die Betroffenen selbst anbelangt, so fragt keiner danach, ob sie mit den Erlebnissen fertig werden.

Das deutsche Volk will nicht daran erinnert werden und scheut die Wahrheit. Außerdem gibt es immer noch einen Antisemitismus in der christlichen Gesellschaft. Wichtig ist es darum, aufzuklären und darüber zu reden, was passiert ist, in den Schulen wie im Elternhaus. Nur auf diese Weise und über internationale Beziehungen, wie z.B. den Jugendaustausch, kann es wieder Verständigung und Versöhnung geben.

Die Geschichte wiederholt sich nicht, wohl das Verhalten der Menschen.



Oben r. Schmidt Richard.
 Vorne liegend v.l. FiB Will, Küppers Jupp, Schroers Hein.
 Sitzend v.l. Füsers Raimund, Laue Emil, Otten Karl. Stehend v.l. Küppers August, Nieskens Berti,
 Laue Willi, Schmidt Richard, Alfken Georg, um 1928. (144)

Strafanzeige

Moers, den 20. Mai 1948

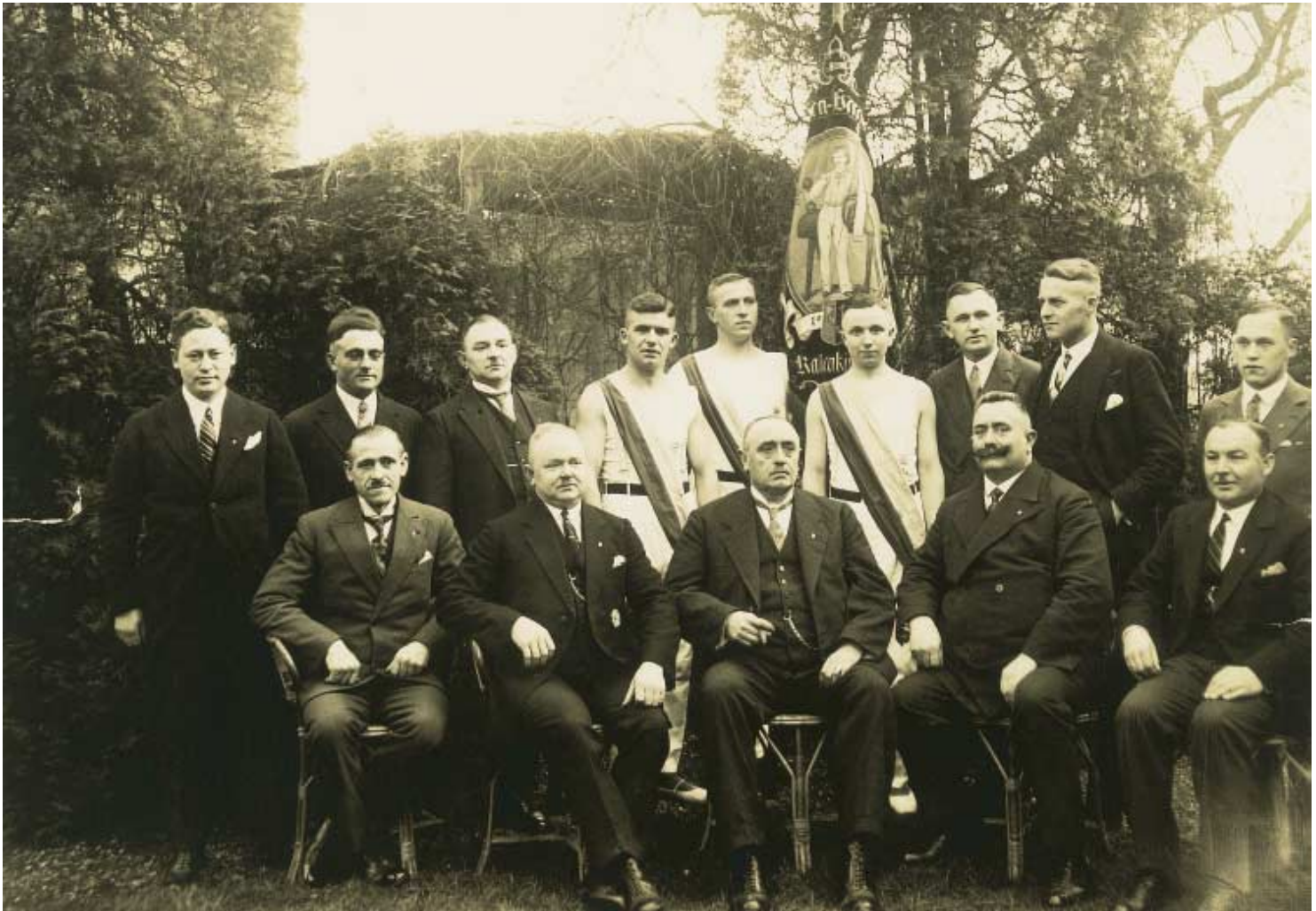
Im Jahre 1941 wurde ich von den Nationalsozialisten auf Grund meiner rassischen Abstammung aus dem Kr. Moers wo ich seiner Zeit ansässig war, nach Riga (Lettland) deportiert. Nach verschiedenen Kasernierungen kam ich etwa Sommer 1943 oder 1944 in das SS-Umschulungslager Süschenhof bei Riga. Hier wurde ich als Verwalter einer Arbeitsgruppe beschäftigt. Dieses Umschulungslager unterstand dem S.D. Hier wurden von besonderen Ausbildern, deutsche und lettische SS-Angehörige, eingefangene Zivilrussen zu SS-Leuten ausgebildet. Diese Russen wurden von den deutschen Dienststellen des Sicherheitsdienstes zu Partisanenkämpfen gegen Russen und der Liquidierung von jüdischen Ghettos ausgebildet und später auch eingesetzt.

Zur SD-Hauptstelle Lettland in Riga gehörte seiner Zeit auch ein gewisser SS-Oberscharführer Richard Schmidt aus Kaldenkirchen. Schmidt gehörte zu dem Führungsstab des Lagers Süschenhof.

Aus der Zeit meines Aufenthaltes in Süschenhof

ist mir folgender Fall in Erinnerung, der bezeichnend für die Arbeitsweise des S.D. ist. Bei einem Spitzelgang des Schmidt, es war im Sommer des Jahres 1943 (44), der ihn auch an dem im Lager befindlichen Kasino vorbei führte, stellte er einen ebenfalls inhaftierten Häftling namens Erich Jäger, aus Duisburg beheimatet. * Jäger soll aus dem Verpflegungsraum durch eine Lettin, die dort beschäftigt war, ein Paket Honig und eine Wurst erhalten haben. Auf dem Wege nach draußen, wurde er von Schmidt gestellt und nach der Herkunft der Sachen befragt. Auf Veranlassung des Schmidt wurde dann Jäger einem SS-Obersturmbannführer Reese vorgeführt, der z.Zt. nicht anwesend war. Der zuständige deutsche Arbeitsgruppenführer ordnete die Bestrafung des Jäger auf Grund dieses Vorfalls an. Mit 30 Stockhieben die Jäger durch seinen Arbeitsgruppenführer, einem SS-Rottenführer dessen Namen ich nicht mehr weiß, erhielt, sollte die Tat gesühnt sein. Schmidt war aber mit dieser Erledigung der Angelegenheit nicht zufrieden. Er veranlaßte dann, daß Meldung über den Vorfall dem

Hauptverwalter des Umschulungslagers, einem SS-Obersturmbannführer vorgelegt wurde. Jäger wurde aber während dieser Verhandlungen auf dem Hofe mit dem Gesicht zu einem Baum unter Bewachung zweier Russen mit Gewehr aufgestellt. Mit Bestimmtheit weiß ich, daß der SS-Obersturmbannführer diese Sache durch Bestrafung des Jäger zu 30 Stockhieben als erledigt ansehen wollte. Schmidt bestand aber auf Erschießung des Jäger, scheinbar darum, um das Ansehen der SS-Horden zu verstärken. Jäger wurde dann in den späten Nachmittagsstunden von einer Abteilung Russen die mit Gewehren und Schaufel ausgerüstet waren, in einen naheliegenden Busch geführt, dort an einen Baum gebunden und von sechs Russen erschossen. Die Rücksprache, die ich dann später mit dem SS-Rottenführer (Arbeitsgruppenführer des Jäger) hatte, führte zu dem Ergebnis, daß Schmidt die treibende Kraft an der Erschießung des Jäger war. Nach Angaben des SS-Rottenführers hat der Lagerkommandant SS die Angelegenheit mit der Bestrafung des Jäger zu 30 Stockhieben als erledigt betrachtet.



Hinterere Reihe, vor der Vereinsfahne, Richard Schmidt.
Vorstand des Turnverein 1885 Kaldenkirchen im Jahre 1930. Sitzend v.l. Heinrich Lehnen, Willi Küppers, August Trynes, Matthias Pelters (Vorsitzender von 1933-1945, Ehrenkreisführer 1935), Leo Frenken.
Stehend v.l. Bernhard Dahmen, Heinrich Lüstraten, Matthias Küppers, Heinrich Schroers, Martin Grüters, Richard Schmidt, Raimund Füsers, Josef Borghoff, Willi Merle. (145)

Bemerken möchte ich noch, daß Schmidt derselben Dienststelle in Riga angehörte, der auch der in einem bayrischen Internierungslager befindliche Kommandant des Rigaer-Ghettos, Krause angehörte, der wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit demnächst zur Verantwortung gezogen wird. Ferner wurde vor längerer Zeit der Adjutant des Krause, ein Max Gymig aus Köln von der Staatsanwaltschaft verhaftet.

Ich bin jederzeit bereit, meine Aussagen in einem zu erwartenden Prozeß zu wiederholen und evtl. auch zu beeden.

**Der Gruppe des J. stand ich als Vorarbeiter vor.
Er war durch mich zur Erledigung von bestimmten Arbeiten in der Nähe des Casinos eingesetzt worden.*

**Schmidt wird in der Lage sein, den jetzigen Aufenthalt des Kommandeurs des SD von Lettland Lange, angeben zu können.*

Der Oberstaatsanwalt 1 Js 835/50

Krefeld, den 24. März 1950.

Auf Ihre Anzeige vom 20. Mai 1948 gegen den ehemaligen SS-Oberscharführer Richard Schmidt wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit:

Ich habe das Verfahren eingestellt.

Die getätigten umfangreichen Ermittlungen reichen nicht aus, um den Beschuldigten die Begehung der ihm vorgeworfenen strafbaren Handlung nachzuweisen. Von den in dieser Sache vernommenen Zeugen war keiner Augenzeuge der Unterredung zwischen dem Beschuldigten und dem Lagerkommandanten. Die Kenntnisse der Zeugen beruhen vielmehr auf Mitteilungen dritter Personen. Der Aufenthalt dieser Personen konnte nicht ermittelt werden. Die nicht auf eigenen Wahrnehmungen beruhenden Zeugenaussagen genügen aber keineswegs, dem Beschuldigten die strafbare Handlung nachzuweisen. Vor allem kann seine Ein-

lassung, er habe vormittags mit einem Wagen das Lager Süschenhof verlassen und sei erst am späten Nachmittag oder Abend zurückgekehrt, nicht widerlegt werden. Diese Einlassung findet zudem Unterstützung durch Zeugenaussagen, nach welchen der Beschuldigte nach der Festnahme und ersten Bestrafung Ihres Kameraden Erich J ä g e r im Lager nicht mehr gesehen wurde.

Da somit der Nachweis nicht zu erbringen ist, sehe ich mich gezwungen, das Ermittlungsverfahren einzustellen.

Im Auftrage: (Unterschrift)

Alex Salm

Wegberg, den 27. Mai 1948

Sehr geehrte Familie

Ich bestätige unser gestriges Telefongespräch und teile Ihnen mit, daß ich in der Angelegenheit Schmidt am 12. Januar vor der hiesigen Polizei folgende Aussage machte:

Ich bin Jude und wurde 1941 nach Riga deportiert. Ich war in verschiedenen Nebenlagern des Ghettos und des späteren KZ-Lagers Riga.

Unter anderem auch im Lager Süssenhof, welches der Ausbildung von Ausländern in besonderen Bataillonen diente. Ich mußte dort als Schlosser arbeiten. Im Lager traf ich mit einem Erich Jäger zusammen, den ich bereits von früher kannte. Erich Jäger arbeitete als Maurer. Eines Tages wurde Jäger von einem Oberscharführer Schmidt, der gleichzeitig Krafffahrer beim Lagerkommandeur war unter der Bezeichnung des Diebstahls festgenommen. Er wurde beschuldigt, Lebensmittel, die aus dem Depot der Truppe stammten, entwendet

zu haben. Es stellte sich aber heraus, (daß die Sachen) die bei Jäger vorgefunden wurden, nicht aus diesem Depot stammten, sondern daß er diese von einem lettischen Mädchen, das in einer Kantine im Lager beschäftigt war, eingetauscht hatte. Jäger wurde wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem er mit drei Wochen Brotentzug und dreißig Stockschlägen, die er sofort von unserem Kolonnenführer Paul Berger erhielt, bestraft worden war.

Auf Betreiben des Oberscharführers Schmidt wurde Jäger nach einigen Stunden erneut festgenommen. Schmidt war bei dem Lagerkommandeur und dessen Vertreter vorstellig geworden und hatte diese zu der Ansicht gebracht, daß die gegen Jäger verhängte Strafe zu gering war. Schmidt hatte bei dem Lagerkommandeur Peschau erreicht, daß Jäger erschossen werden sollte. Die darauf hinzielende Unterredung wurde von unserm Kolonnenführer Paul Berger mit angehört.

Am selben Nachmittag wurde Jäger auch von einem angestellten Kommando russischer Freiwilliger, die bereits vorher in einem in der Nähe liegen-

den Walde eine Grube ausgehoben hatten, erschossen. Die Erschießung wurde von einem lettischen Oberscharführer geleitet. Schmidt selbst war bei der Erschießung nicht zugegen, obwohl diese trotzdem nur auf sein Betreiben erfolgte.

Im Lager war bekannt geworden, daß Oberscharführer Schmidt in Kaldenkirchen beheimatet sein sollte. Nach meiner Befreiung war ich dann auch in Kaldenkirchen und hatte Erkundigungen über Schmidt eingezogen. Schmidt selbst würde ich bei einer Gegenüberstellung wiedererkennen.

Ich besitze eine Kopie des Originals der Verhandlung. Diese werde ich morgen bei der Verteilung in Mönchengladbach dem Vorstand Herrn Hecht übergeben, damit er Anklage bei der Staatsanwaltschaft erhebt. Sollten Sie in dieser Angelegenheit wieder etwas hören, bitte ich um Ihren Bescheid.

Mit freundlichen Grüßen

(Unterschrift Alex Salm)

Else Heymann: „Unsere Männer kamen schon nach acht Tagen in das Lager Salaspils“

Alex Salm

Wegberg, den 18. Mai 1949.

Venloerstr. 6

An den

Magistrat von Groß-Berlin

Büro des Oberbürgermeisters

Hauptamt Opfer des Faschismus II

Berlin N4

Oranienburgerstr. 28

Betr.: Ihr Schreiben vom 12. Mai 49

OdF II Ei/Ka AK-Vorordn. Zimmer 29

Nachstehend gebe ich Ihnen einen Bericht der damaligen Geschehnisse, bitte Sie jedoch gleichzeitig, mir über das weiter Geschehene Nachricht zukommen zu lassen. Der Zeitraum meiner Schilderung erstreckt sich von Dezember 1941 bis Mai 1942.

Ich befand mich seinerzeit im Lager Salaspils,

etwa 20 km von Riga entfernt. Dr. Lange, der damalige Kommandeur SD Lettland, kam fast jede Woche sonnabends oder sonntags nachmittags allein oder auch mit anderen SS-Offizieren ins Lager. Wenn er jemanden von uns Häftlingen sah, der nicht emsig arbeitete so schoß er diesen an Ort und Stelle nieder. Zwei Fälle habe ich selbst mit angesehen. Außerdem sind mir folgende Fälle besonders in Erinnerung.

Etwa Mitte Dezember 1941 waren zwei Jugendliche aus dem nicht umzäunten Lager entflohen. Diese beiden Kameraden hatte die SS in Riga wieder aufgegriffen. Das gesamte Lager mußte nun zur Erschießung bei ca. 25 Grad C Kälte vier bis fünf Stunden auf dem Lagerplatz stehen und auf Dr. Lange warten, der die Erschießung nach einer Ansprache an uns Häftlinge leitete. Damals gab uns Lange bekannt, daß für jeden Flüchtling, der nicht ergriffen würde, zehn Häftlinge aus unserer Mitte erschossen würden.

Dem zweiten Fall muß ich vorausschicken, daß

die Kost im Lager Salaspils zu dieser Zeit und schon lange vorher aus folgendem bestand. (Etwa Februar 1942) ca. 300 gr. Häftlingsbrot und 3/4 l Suppe deren Beschreibung unglaublich klingen würde. Weihnachten hatten wir drei Tage kein Brot und Sylvester einen Tag. Als derartig ausgehungerte Menschen wurden wir alle beordert, einen Gepäcktransport, (sechs Waggons) Rucksäcke und Koffer Wiener Juden, die sich nicht im Lager befanden, und die fast nur Lebensmittel enthielten, zu entladen und mehrere Hundert Meter ins Lager zu schleppen. Wir taten alle das in diesem Falle Natürlichste. Wir aßen von den Lebensmitteln. (Brot etc.). Plötzlich kam Dr. Lange mit dem Lagerältesten Einstein dazu, zog einen von uns, der sich etwas Brot unvorsichtigerweise in die Tasche gesteckt hatte, aus dem Waggon und erschoss den Kameraden, nachdem er diesen die Taschen entleeren ließ. Dann ging er an den nächsten Waggon und holte einen zweiten Kameraden, Aaronsohn aus Hamburg, heraus und erschoss diesen, nachdem er

durch den Lagerältesten dieses vorher durch Aufforderung: „Einstein, ruf aus, jetzt wird der zweite erschossen!“ bekanntmachen ließ. Sein drittes Opfer war Heinz F r e u n d aus dem hiesigen Kreis gebürtig und aus Rheydt deportiert. Auch dieses mußte Einstein vorher ausrufen. Die beiden letzten Erschießungen habe ich selbst gesehen, dagegen die des ersten Kameraden nicht.

Die nächsten Begebenheiten habe ich selbst ganz mit angesehen und benenne Ihnen hierfür folgende Personen als Zeugen: Heinz Bärmann und Rudi Billig, Simmern/Hunsrück, Artur Kann, die genaue Adresse können Sie bei Bärmann erfahren. Siegfried Kaufmann, Korbach/Waldeck, als oberster Polizist des Lagers. Max Leib bei Paul Kleinschmidt, Raanana, Bramdaisstr. Israel.

Eines Tages (Anfang April 1942) waren zwei Kameraden, Erich Kahn aus Köln und Ballon aus Brünn geflüchtet. Erich Kahn fing man wieder ein. Unter der Leitung Dr. Langes wurde er, nachdem das gesamte Lager angetreten war, gehängt. Vorher erhielt Kahn noch 30 Schläge mit einer geflochtenen Lederpeitsche, auf Befehl Langes, auf das nackte Gesäß. Der mit Kahn geflüchtete Ballon wurde nicht

ergriffen. Dafür ließ Lange durch den Barackenältesten der Baracke 3, in der Ballon lag, zehn Personen aus dieser Baracke zur Erschießung herausuchen. Als diese beisammen waren, fragte Lange, woher Ballon sei. Als man ihm sagte, aus Brünn, fragte Lange weiter, wer von uns aus Brünn wäre. Es meldete sich ein Kamerad. Diesem ließ Lange mit den Worten: „Du hast ihn gekannt, du Schwein.“ ebenfalls 30 Schläge mit der Lederpeitsche auf das nackte Gesäß schlagen. Darauf ließ er den Kameraden durch die lettische SS-Lagerwache erschießen.

Daraufhin konnte das gesamte Lager, außer derjenigen, die sich als Autoschlosser gemeldet hatten, wegtreten. Während wir, d.h. die vorhin erwähnten Kameraden außer Kaufmann, stehen blieben, geschah folgendes.

Der Kamerad Hans Hirschfeld aus Hannover wurde von Einstein und Kaufmann Dr. Lange vorgeführt. Er war von der lettischen Wache wegen versuchten Tauschhandels gemeldet worden, da ein Wachmann gesehen hatte, daß Hirschfeld zwei Röcke übereinander anhatte. Es war jedoch zu der Zeit noch so kalt, daß dieses gerechtfertigt war. Am

9. Mai 1942 fiel in Riga noch Schnee. Der Posten nahm jedenfalls an, daß Hirschfeld die zweite Jacke gegen Lebensmittel vertauschen wollte. Als die Angelegenheit Lange vorgetragen wurde, ließ er Hirschberg sich herumdrehen und hinknien. Er nahm seine Pistole heraus und zielte auf Hirschbergs Genick, überlegte es sich aber im Moment, ließ Hirschberg wieder aufstehen, sich Mantel und Rock ausziehen, damit diese nicht beschmutzt würden. Dann erschoss Lange den Kameraden, nachdem dieser sich wieder hingekniet hatte. Nach einigen Minuten stöhnte der Erschossene laut auf, da er offenbar nicht tödlich getroffen war. Nachdem der Lagerführer Oberscharführer Nickel herbeigerufen worden war, wurde Hirschberg erst durch diesen durch vier Schüsse getötet.

Ferner habe ich noch mehrere Erhängungen unter der Leitung Langes in Salaspils mitangesehen.

Ich versichere ausdrücklich, daß vorstehende Angaben der Wahrheit entsprechen.

Salm

Alex Salm

Brief vom 22.11.93 (auszugsweise)

Von Salaspils weiß ich außer dem bereits Berichteten noch, daß diejenigen, welche dort krank wurden und nicht arbeiten konnten, nur eine halbe Essensration bekamen. Dann ging in diesem Vernichtungslager alles noch schneller.

... sie haben auch eine Broschüre einer damals sehr jungen Frau, die heute in Amerika lebt. Ich habe nur ihren ersten Mann, Kurt Winter, aus Korschenbroich gekannt, der in Salaspils ums Leben kam, als er anfangs 1942 im Winter begrabene Leichen aus Einzelgräbern ausgraben mußte, damit sie ins Massengrab kamen. Dabei zogen er und verschiedene andere sich Leichenvergiftungen zu.

Die Familien Gustav Sanders und Simon Harf



Steylerstraße 11, 1913, v.l. Lina mit Puppe, Julie, Gustav, Sally mit Jakob Pollmanns,
Anna Pollmanns mit Elisabeth (Backes). (146)



Steylerstraße 11 (heute Nr.7), 1909, Julie Sanders mit Sally, oben im Fenster Anna und Josef Pollmanns (gefallen 1915) mit Sohn Jakob. Elisabeth Backes, geb. Pollmanns: „Meine Mutter hat immer gesagt: ‚Am Schönsten haben wir bei Sanders gewohnt. Sie waren ganz friedliche Menschen.‘ Mit Lina und Sally habe ich als Kind immer zusammen gespielt.“ (147)



„Familienschule 1918“ mit Lehrerin Frl. Knoop. Die evangelische Schule wurde eingerichtet, um Fahrten zu höheren Schulen nach auswärts zu vermeiden. Unterricht von Sexta bis Untertertia. V.l. Etty Keizer, Erna Emmerich, Lina Sanders, Adele Vogt, Friedrich Kaftan, Hermine Schmidt. (148)



Lina, um 1923. (149)



Hochzeit Simon und Lina Harf. Sitzend links Moses und Julchen Hoffstadt, rechts die Eltern von Simon aus Wickrath, ganz rechts Gustav Sanders. Stehend v.l. Rabbiner, vermutlich Bruder und Schwester von Simon, ganz rechts Sally Sanders. Aufnahme auf dem Hof Steylerstraße 11, um 1936/37. (150)

Die Familien Jacob und Philipp Sanders, Hinsbeck



Lothar Sanders (ganz rechts) vor der Auswanderung 1936, vor dem Haus Hinsbeck, Neustraße.
1. Reihe v.l. Otto Herzmann, Pauline, Hertha, Lina Haburger, Vater Herzmann, Lothar.
Dahinter v.l. Herr und Frau Willner, Frau Herzmann, in der Tür Philipp und Jacob. (151)

Ruth Sanders, New York

Ich wurde in Krefeld als Tochter der Eheleute Tasche geboren. Meine Eltern gaben mir den Namen Lieselotte.

In den dreißiger Jahren lernte ich Lothar Sanders kennen. Von da ab kam ich regelmäßig zu seiner Familie nach Hinsbeck.

Jacob Sanders mit Frau Sara (Eltern von Lothar) und sein Bruder Philipp mit Frau Pauline wohnten auf der Neustraße. Sie waren als Viehhändler tätig. Beide stammten aus Kaldenkirchen und gehörten zu den elf Kindern von Salomon und Adelheid Sanders. Aus diesem Grund hatten sie ein sehr enges Verhältnis zu den Verwandten, gehörten auch zur dortigen israelitischen Gemeinde und gingen oft zu Fuß nach Kaldenkirchen.

Alle haben sich früher in Hinsbeck sehr, sehr wohl gefühlt und genossen hohes Ansehen. Auch Sara war sehr bekannt und beliebt. Ich weiß noch genau, daß sie sich damals als einzige um eine behinderte Nachbarin kümmerte.

Sara ist noch am 8. Juli 1935 in Hinsbeck gestorben und liegt auf dem neuen jüdischen Friedhof in Kaldenkirchen begraben. Zu der Zeit hatte das Kesseltreiben gegen die beiden Familien durch die Nazis bereits begonnen. Sogar im „Stürmerkasten“ wurde das Verhältnis zu den anderen Bürgern angeprangert.

Ich war mit Lothar sehr eng befreundet, und wir hatten die Absicht zu heiraten. In Krefeld nahm ich noch jüdischen Religionsunterricht, bin zum jüdischen Glauben übergetreten und habe den Vornamen Ruth angenommen.

Wegen der politischen Verhältnisse bekamen wir immer mehr Zweifel, ob unsere Hochzeit hier überhaupt durchführbar sein würde. Inzwischen galt unsere Beziehung in Deutschland als „Rassenschande“.

Wir sollten Bürgschaften stellen, ich wurde zum Finanzamt bestellt, das alles geschah unter wachsender Angst. Schließlich wurden wir in Krefeld beobachtet. Meine Mutter fiel fast in Ohnmacht, als SS-Männer mit ihren Stiefeln eines Tages bei uns zu Hause die Treppe hochpöhlten.

Lothar ist 1936 in die USA ausgewandert. Ich folgte ein Jahr später und kam am 26. September 1937 in New York an. Wir mußten innerhalb von drei Tagen vor den Traualtar. Die Hochzeit war am 30.



V.l. Lieselotte (Ruth) Tasche und Hertha Sanders. Sportplatz Hinsbeck, 1932. Lothar beteiligt sich an einer Sportveranstaltung. (152)

September vor drei Rabbinern in der Synagoge. Ich besaß nur englische Schulkenntnisse, die ich dann auch gleich anwenden mußte. Wir waren 56 Jahre verheiratet.

Lothar und ich haben in New York mehrere Jahre mit Ida und Albert Sanders aus Kaldenkirchen unter einem Dach gewohnt. Ida hat früher in einem Haushalt in der Schweiz gearbeitet. Sie lernte Albert durch ihre Schwester kennen und ist mit ihm Mitte 1939 nach Haiti und später New York ausgewandert. Durch die Jahre der Verfolgung und die schweren Zeiten in Haiti war sie schizopren ge-

worden. Sie war zeitweilig aggressiv und durcheinander, dagegen im normalen Zustand herzensgut, brav und eine gute Köchin. Sie ist mal im Nachthemd abgehauen, tobte und schrie und mußte in eine Nervenklinik gebracht werden. Albert ist mit ihrem Zustand nicht mehr fertig geworden und hat sich etwa 1983 aus dem Fenster seiner Wohnung zu Tode gestürzt.

Ida ist nach seinem Tod noch eine Zeitlang in der Wohnung geblieben. Sie hat sehr viel für Richard Sanders aus Straelen getan und war sehr gut zu ihm.



„Vor dem Sanders Haus in Hinsbeck.“ Treffen der Nachbarschaft anlässlich einer Feier, um 1934/35.
4. Dame von l. Sara, Frau von Jacob, 3. Dame von r. Pauline, Frau von Philipp,
Bildmitte mit Hut Lothar, daneben l. mit Hut Jacob, zwischen den beiden Hertha. (153)

Etwas zum Lachen
Erst das Geschäft

Levysohn, Pinkus und Marcus wollten sich taufen lassen. Levysohn betritt als erster das Pfarrhaus. Außen warteten die anderen schon eine halbe Stunde. Levysohn kam nicht zurück. Endlich streckt er grinsend seine Frage aus der Türe.
„Nun?“, schreien die beiden anderen. „Bist endlich e Gai?“
„Mir haben noch garnich gefangen an“, erklärt Levysohn, „hab ihm zuerst verkauft en Staubsauger!“

Erinnerung an die Inflation

Es war im heurigen Sommer. Isidor und Abraham watschellen zur Badeanstalt. An der Kasse mußten sie 40 Pfennig Eintritt bezahlen.
„Gott, wie billig“, staunte Isidor. „Wie ich gebadet habe das letzte Mal, mußte ich bezahlen tausend Mark.“

Er zahlt drauf

Jud Blau ist sehr traurig:
„Seit 3 Jahren zahle ich ununterbrochen auf mein Geschäft drauf!“
Sagt ein anderer:
„Jo, warum sperren Sie denn dann nicht zu?“
Blau ist empört!
„Großer Gott, wovon soll ich dann leben!“

Das Darlehen

Jud Pinkus und ein Nichtjude sind im Walde von Räubern überfallen worden. Eben schicken sich die

Wegelagerer an, die beiden auszuplündern. Da zieht Pinkus schnell seine Brieftasche heraus und sagt zu seinem Leidensgenossen:
„Ja, richtig, ich bin Ihnen noch 500 Schilling schuldig, da haben Sie sie zurück!“

In der Straßenbahn

Levy und Moses unterhalten sich.
„Gestern hat mich der Schaffner in der Straßenbahn angeschaut, wie wenn ich noch nicht bezahlt hätte.“
„Und was hast du da gemacht?“
„Ich habe ihn zurückgeschaut, wie wenn ich doch bezahlt gehabt hätte!“

Kleine Nachrichten
Was das Volk nicht verstehen kann

Der Wildentrallaffierer Madras Mändel in Tübingen unterhält Bekehrungen zu den in Tübingen und anfalligen Juden. Am 18. März 1939, mittags 13.00 Uhr unterhielt er sich persönlich mit der Heiljüdin Elze Strauß.

Der Wegemeister Josef Berten in Hinsbeck bei Baddeck (Rheinland) begnügte am 17. Juni 1939 vor seinem Laden in der Hermann-Görling-Straße den Juden Philipp Israel Sanders mit den Worten: „Na, Philipp, wie geht es Dir denn noch?“ Daraufhin betrat der Jude den Laden des Wegemeisters.

Bei Wegemeister Stefan Hill in Reuß, Bez. Hofenz, geht der Jude Salomon aus Reuß ein und aus.

Der Holzenbänder und Fuhrunternehmer Heinrich Bernhart Schewe, wohnhaft in der Leonid-Wartingstraße 4 zu Badersborn, bekehrte am 28. Juni 1939 die Witwe des Juden Louis Israel Eisenberg aus der Hermann-Martin-Straße 17 zu Badersborn, trotz der Jüde neben ihm auf dem Lagerwagen saß.

Was nicht Rasse ist auf dieser Welt ist Spreu! Adolf Hitler

„Der Stürmer“ Nr. 32, August 1939, mit einer Meldung über Philipp Sanders und Josef Berten, unten rechts. (154)

Richard kam ebenfalls von Haiti, studierte auf Staatskosten, wurde Lehrer und heiratete eine Frau aus Puerto Rico mit zwei Kindern. Diese Frau hat ihn plötzlich verlassen. Er heiratete dann eine Frau aus unserer Glaubensgemeinde und zog in einen Vorort von New York. Vermutlich hat er veranlaßt, daß Ida in ein Heim gekommen ist. Jedenfalls hat man nichts mehr von ihr gehört.

Auf der Beerdigung von Albert erzählte Richard, er habe Krebs. Er ist auch bald darauf gestorben. Der Name seiner Frau ist unbekannt, Kinder hatten sie keine.

Mein Schwiegervater Jacob mit Tochter Else (Landauer) und sein Bruder Philipp mit Pauline und den beiden Töchtern Erna (Stern) und Hertha (Kösterich) mußten Hinsbeck ebenfalls in der Nazizeit verlassen. Sie sind nach 1939 gerade noch rechtzeitig über Lissabon nach Amerika ausgewandert und haben hier mit uns zusammengelebt.

Lothar und ich haben zwei Kinder Roy und Sandra und einen Enkelsohn, der den Namen der einst großen Sandersfamilie aus Kaldenkirchen in Amerika weiterführt.



V.l. Ruth Sanders, Else Heymann und Inge Bobel, Krefeld, die Nichte von Ruth.
Besuch am 2. August 1994 in Wiesbaden. (155)

Hertha Kösterich, New York

Ich bin eine Tochter von Philipp und Pauline Sanders und eine Schwester von Erna (Stern). Wir haben uns vor der Nazizeit in Hinsbeck immer sehr wohl gefühlt, niemals wären wir ausgewandert.

Ich bin früher in dem wunderbaren Pensionat „Schwester unserer lieben Frau“ in Mülhausen zur Schule gegangen, fuhr täglich hin und machte dort mein „Einjähriges“. Die Zeit in Mülhausen war die schönste Zeit meiner Jugend. Ich war damals die einzige Schülerin mit israelitischer Religion, und besonders auch die Lehrerinnen und Nonnen haben mich phantastisch behandelt.

Nach der Schulzeit war ich viereinhalb Jahre bei der Kaldenkirchener Spedition C.A. Niessen als kaufmännische Angestellte und Sekretärin beschäftigt. Ich hatte eine sehr gute Stellung, mein Chef war allerdings streng und duldeten keinen Widerspruch. Er hat mich dann in der NS-Zeit nur sehr ungern ziehen lassen.

Mit der Familie Gustav Sanders und besonders Lina, meiner Cousine, war ich sehr eng verbunden.

Mittags ging ich immer zu ihnen zum „Lunch“.

1936 heiratete ich Hermann Kösterich aus Frankfurt. Wir hatten eine sehr schöne Hochzeitsfeier in Wiesbaden.

Meine Mutter Pauline ist in New York 97 Jahre alt geworden. Eine Lebensweisheit von ihr war: „Man muß tun und nicht getan kriegen!“



V.l. Erna und Hertha (Kinder von Philipp und Pauline) sowie Lothar und Else (Jacob und Sara). (156)



Lothars erstes Auto vor dem Haus Neustraße, Hinsbeck, 5. April 1930. V.l. Otto Herzmann, Hertha und Lothar Sanders, am Steuer Rudolf Kaufmann aus Krefeld. Rudolf ist später nach Experimenten im KZ auf entsetzliche Weise ums Leben gekommen. (157)

Walter Sanders

„Facharbeiter“ Nr. 175530 in Buna und Dora

Ich wurde am 7. Oktober 1925 in Lobberich geboren. Meine Eltern hießen Sally Sanders, geboren 1888, und Mintjen (Wilhelmine), geborene Sanders, 1898. Meine beiden Zwillingsgeschwister Egon und Edith, geb. am 5. März 1928, waren mehr als zwei Jahre jünger als ich. Mein Großvater väterlicherseits aus Lobberich hieß Abraham Sanders. Die Mutter kam aus Straelen und war eine Tochter von Samuel Sanders, der wiederum aus Kaldenkirchen stammte. Samuel und Simon waren Brüder, daher war sie eine Cousine von Siegfried Sanders und seinen Geschwistern.

Mintjen hatte in Straelen einen Bruder, Isidor und eine Schwester, Betty Bruckmann, die in Krefeld mit ihrem Mann ein Textilgeschäft besaß. Isidor ist 1939 im letzten Moment mit seiner Frau Fanny und Sohn Richard über Haiti nach Amerika ausgewandert.

mußte ich mehrere Wochen täglich mit dem Bus nach Krefeld fahren. Das war eine Strafe für mich, dort bin ich überhaupt nicht zurechtgekommen. Ich konnte mich bei dem jungen Lehrer in der „jüdischen Schule“ nicht einleben. Mit 12 bis 13 Jahren habe ich damals weltlich gedacht, ich war noch nicht auf den Trichter gekommen, daß ich einer anderen Religion angehörte, etwas anderes sein sollte als die anderen Kinder. Ehrlich gesagt, ich wußte gar nicht, daß wir „Juden“ waren, der Unterschied kam nur durch die ständige Hetze der Nazis.

Mein Vater war verhaftet worden und befand sich im KZ Dachau. Dadurch habe ich in der Schule nicht aufgepaßt und war geistig abwesend, wenn der Lehrer mal was fragte. Manchmal habe ich eine komische Antwort von dem bekommen, das inter-



Walter Sanders. (158)

che. Schweinefleisch zu essen hat man vermieden, aber das war auch alles, sonst waren sie vollkommen liberal und gar nicht, wie man so sagt, „koscher“. Zur Synagoge in Kaldenkirchen gingen die Eltern nur an den höchsten Feiertagen wie „Rosh Haschana“ (Neujahr), „Jom Kippur“ (Versöhnungsfest) und ähnlichen besonderen Anlässen.

Mein Vater hatte als Soldat im Ersten Weltkrieg 1914-18 gekämpft und als Auszeichnung das „Eiserne Kreuz“ verliehen bekommen. Wir fühlten uns als „Deutsche“ und verhielten uns genau so wie alle Lobbericher, feierten Nikolaus und Weihnachten mit Weihnachtsbaum. Wir Kinder gingen mit den anderen Schülern in die evangelische Kirche, wir nahmen ja auch an deren Religionsunterricht teil.

Unser früheres Wohnhaus mit Laden befand sich auf der Süchtelnerstraße 20. Bei der Zerstörung unseres Geschäfts durch die Nazis im November 1938 ist unsere alte Oma Eva von einem Stein getroffen worden und ein paar Tage danach gestorben. Daran kann ich mich ganz genau erinnern.

Sie stammte aus Kaldenkirchen, war eine Tante meiner Mutter, die zweite Frau meines Großvaters

Wir fühlten uns als Lobbericher

1931 kam ich in die evangelische Volksschule, Lobberich und hatte Unterricht bei Lehrer Niederbröcker. Dieser war überzeugter Nationalsozialist und trug das Parteiabzeichen jeden Tag in der Schule. Marschierten wir Jungen zum Sportplatz, wurden Lieder gesungen, worin auch vorkam „Juden raus“, und dann rief er: „Sanders! Mitsingen!“

Jüdischen Religionsunterricht bekamen wir Kinder von einem Religionslehrer aus Krefeld, der kam öfter hierhin, etwa ein Jahr lang. Ansonsten nahmen wir am evangelischen Religionsunterricht in der Volksschule teil.

Ab 1938 durften wir „jüdischen Kinder“ die Schule in Lobberich nicht mehr betreten. Von da ab

essierte mich aber überhaupt nicht.

In der Kaldenkirchener Synagoge bin ich nur wenige Male gewesen, unter anderem zu meiner „Barmizwa“ (Bar Mitzwa), vergleichbar mit der Konfirmation. Soweit ich mich erinnern kann, hat ein Religionslehrer aus Krefeld die Messe gelesen. Damit war ich der Letzte, der kurz nach dem 7. Oktober 1938, meinem 13. Geburtstag, diese Feier in Kaldenkirchen erlebt hat. Etwa einen Monat später zerstörten die Nazis dieses Gotteshaus.

Meine Eltern waren im Grunde gläubige Menschen, sie glaubten immer an Gott. Sie nahmen die Religionsausübung nicht so genau, beachteten keine besonderen Glaubensvorschriften oder Gebräu-



Klasse der evangelischen Volksschule, Lobberich, 1935/36.
Sitzend, 3.v.l. Egon, ganz rechts Walter, stehend, 2.v.r. Helga Zanders. Hintere Reihe,
zwischen Lehrer Niederbröcker (links) und der Lehrerin: Ilse Zanders,
r. der evangelische Pastor. (159)



Klasse der evangelischen Volksschule, Lobberich, 1936.
Sitzend v.l. 3. Walter (Mitte), stehend v.r. 1. Bruno Zanders, 2. Egon, 3. Edith,
4. Helga Zanders. Links mit Parteiabzeichen der „NSDAP“
Lehrer Niederbröcker. (160)

Abraham und schon 87 Jahre alt. Wir nannten sie immer Evchen. Jedenfalls war sie unsere Oma und wohnte bei uns oben im Haus. Ihr Schlafzimmer befand sich genau über dem Laden mit einem Fenster zur Straße. Die Steine, die die Nazis durch die Scheiben geschmissen hatten, lagen auf dem Bett, dicke Steine, vielleicht sogar Pflastersteine, und ich erinnere mich, daß mein Vater sagte: „Evchen wurde auch von einem Stein getroffen.“

Wir hatten damals Metzgerei und Viehhandel. Nach der Zerstörung nahmen die Nazis die Messer und Hackbeile (Hauer) mit und behaupteten: Bei den „Juden“ haben wir Waffen gefunden.

Mein Vater schickte mich los, die Messer zurückzuholen, und ich ging daraufhin zu Schreven Hein, Sturmbannführer im „Braunen Haus“, hier auf der Ecke. „Mach dat de raus komms, Drecksjude“, schrie der nur. Nach dem Krieg traf ich ihn noch mal: „Dinne Vatter, dat woar doch ooch e'ne Fründ van mich ...“ Der Bruder von Schreven war bei der „Schwarzen SS“.

Anfangs haben meine Eltern die Machtübernahme der Nationalsozialisten und was sich daraus entwickelte unterschätzt. Ich erinnere mich, daß sich mein Vater noch wie folgt äußerte: „Wir sind durch das Rote Meer gekommen, wir kommen auch durch die braune Scheiße!“

Am 9. November 1938 wurden alle vier Familienväter unserer israelitischen Gemeinde verhaftet und bis zu ihrem Abtransport in einem vergitterten Kellerraum des Lobbericher Rathauses eingesperrt. Nach der Rückkehr meines Vaters aus dem KZ Dachau mehrere Wochen später gab es für ihn keinen Zweifel mehr, daß wir Kinder sofort wegmüßten von hier. Meine Geschwister Edith, Egon und ich wurden dann Anfang 1939 in Kaldenkirchen in den Zug gesetzt. Ich erinnere mich, wie traurig meine Eltern damals waren und wie bitterlich meine Mutter weinte.

Wir fuhren ohne Begleitung direkt nach Holland. Ich war 13 Jahre alt und mußte auf die beiden 11-jährigen Zwillinge Obacht geben. Jeder hatte einen Koffer, und so kamen wir im benachbarten Ausland an. Als wir da alleine saßen auf dem Bahnhof, kein Mensch war mehr da, fragte man uns schließlich: „Wer seid ihr denn?“ „Joodse fluchtelingen!“ (jüdische Flüchtlinge).

Wir kamen direkt in ein Heim bei Nijmegen. Später brachte man uns in ein Heim nach Rijswijk bei Den Haag, das nach dem Einmarsch der Deut-



Sally als Soldat im Ersten Weltkrieg 1914-18, ganz rechts. (161)

schen im Mai 1940 aufgelöst wurde, angeblich, weil es zu nah an der Küste lag. Wir sind dann einige Wochen bei „jüdischen“ Privatleuten in Den Haag untergekommen. Die Familie, bei der ich wohnte, hieß Pinto. Der Hausherr war von Beruf Schuster, sehr fromm und brachte mir die religiösen Regeln bei. Wir Kinder mußten dann das Küstengebiet endgültig verlassen und zogen nochmals um in ein „kinderen tehuis“ in Arnhem. Ich nehme an, daß wir dort auch den „Judenstern“ tragen mußten.

Die Familien in Den Haag sind später weggebracht worden und kamen nicht mehr zurück, meine Familie Pinto und auch die Familien von Egon und Edith, alle mußten weg. Dabei haben sie uns Kinder aufgenommen, alle. Grauenhaft! Besonders auch in Holland haben die Deutschen gewütet! Das kann nicht nur „Wietje“ (Louis) deWijze bezeugen, ein weitläufiger Verwandter von mir aus Nijmegen, mit dem ich in Auschwitz war!

1939 war unser Geschäft geschlossen. Alle jüdischen Bürger Lobberichs wurden gezwungen, zusammenzuziehen und wohnten in unserem kleinen Haus. Mein Vater sorgte für die ganzen Leute, weil sie keine Lebensmittelkarten bekamen. Die

anderen Männer haben am Ringofen des Holländers Theelen, wo Steine hergestellt wurden, hart an den Loren arbeiten müssen, ganz hart. Mein Vater hatte es da besser. Bei dem Bauer Heythausen in Sittard hat er schon mal den Stall ausgemistet und gemolken und bekam dafür Eier und Brot.

Es müssen furchtbare Verhältnisse gewesen sein. Die haben hier mit fünf Familien in der kleinen Wohnung gehaust, das war grauenhaft. Da hätten sie die nicht noch umzubringen brauchen! Das ist überhaupt nicht zu glauben, ich kann es mir heute immer noch nicht vorstellen, sechs bis sieben Millionen Menschen insgesamt, hier und aus den umliegenden Ländern.

Meine Eltern besuchten uns 1941 zum letzten Mal in Arnhem und wohnten 14 Tage in einem Hotel. Wir trafen damals noch Julius, Siegfrieds Bruder, mit seiner Frau Friedel. Bei einem früheren Besuch hatte mein Vater uns noch beruhigt und gesagt: „Kinder, macht euch keine Sorgen, überall wird Brot gebacken.“

Der letzte Abschied in Holland von unseren Eltern war entsetzlich. Die haben geweint in dem Zug, furchtbar, spürten irgendwie, daß es das letzte Mal

war, daß sie aus Deutschland rauskommen konnten. Sie haben zwar gesagt: „Wir kommen wieder“, als die aber in den Zug stiegen, und ich blieb mit den Geschwistern in Holland zurück, haben die schrecklich geheult, „ooch minne Vatter“. Sonst hatte ich das noch nie bei ihm erlebt. Ich selbst habe das gar nicht so empfunden oder innerlich verarbeiten können. Wir waren regelrecht abgestumpft und in unser Schicksal ergeben, auch meine Geschwister. Wie sollten wir begreifen, was da mit uns geschah?

Das muß ich wohl sagen, an dieser Stelle: Meis Hans war ja ein sehr, sehr großer Nazi, hier in Lobberich. Der hat ja nur die „braune“ Uniform angehabt. Er hat zu mir gesagt nach dem Krieg, er sei ein Freund von Vater gewesen und hätte ihm noch die Möglichkeit verschafft, sozusagen aus letztem Anstand dafür gesorgt, daß er noch mal über die Grenze gehen konnte, ohne als „Jude“ abgestempelt zu sein. Das hat er trotz allem noch gemacht.

Mein Vater hat ihm wohl ein Schreiben gegeben, daß er immer zu den „Juden“ gut gewesen sei und sich korrekt verhalten habe. Das diente dem als



Großvater Abraham Sanders, Lobberich. (162)



Sally. (163)



Wilhelmina (Mintjen), geb. Sanders aus Straelen. (164)

Rückhalt und Sicherheit, auch wenn sich alle wunderten, daß der nach dem Krieg noch im Amt geblieben ist. Den Schein hat er nämlich damals auch dem holländischen Verbindungsoffizier Tinkhoff vorgelegt, und da sagte der natürlich: „Ja, so 'n Schreiben ...“

Nach dem Krieg hat er mir die Bescheinigung gezeigt und mich gebeten, dies zu bestätigen. Aber das habe ich abgelehnt: „Herr Meis, ich bin im Krieg nicht hier gewesen. Ich weiß es nicht.“ Das Schreiben war ausgestellt in 1941, bevor meine Eltern weggamen und ist seit dieser Zeit in seinem Besitz. Das rückt der nicht raus (Seite 206).

Kurz danach, am 11. Dezember 1941, sind meine Eltern selbst auf Transport nach Riga/Lettland gekommen. Sie wurden in Lobberich abgeholt mit einem offenen Lastwagen von Feikes. Vorher waren meine Eltern von dem Polizisten Stelkens abgeführt worden, mußten sich fertig machen mit Koffern und sind dann wie die anderen Familien Arthur und Otto Zanders abtransportiert worden, zusammen mit Max Rosenthal und seiner halb-toten Frau Martha. Obwohl Dr. Carl erklärt hatte: „Die ist nicht transportfähig!“ Sie lag im Krankenhaus, und da haben die Nazis ihn vor die Wahl gestellt, aus dem Weg zu gehen oder sich über den Haufen schießen zu lassen. Nach dem Krieg bin ich noch mit Dr. Carl zusammengekommen, und er hat mir das so erzählt. Unterwegs auf dem Transport ist sie gestorben. Bevor sie in Krefeld ankam, war sie schon tot.

Das kann Else Heymann bezeugen. Als unsere Bürger, darunter auch meine Eltern, im Rigaer Ghetto und Konzentrationslager ankamen, hatte die „SS“ (Schutzstaffel) gerade die lettischen „Juden“ abgeschlachtet, um dort Platz für die Neuankömmlinge zu schaffen.

In Arnhem sind wir nicht direkt im Heim verhaftet und abgeholt worden. Die jüdischen Familien wurden angewiesen, sich mit Koffern an einem bestimmten Ort zu melden. Die Leute hatten Angst genug und wußten ja nicht, wo es hingehet. Alles war im Ungewissen. Im Sammeltransport sind wir Heimkinder dann mit dem Zug in das Durchgangslager Westerbork in Nordholland gebracht worden. Dort habe ich Edith Stein gesehen, in Klostertracht, mit ihrer Schwester Rosa. Edith Stein, Tochter eines „jüdischen“ Holzhändlers aus Breslau war Christin geworden und eine deutsche Philosophin. In dem holländischen „Karmelkloster“ von Echt hat-

ten die deutschen Besatzer sie im August 1942 aufgespürt. Von Westerbork kam sie gleich auf einen Weitertransport und ist sicher sofort vergast worden.

Der Aufenthalt in den Baracken von Westerbork war noch relativ menschlich. Wir erhielten Essen in Kübeln, natürlich hätte man mehr vertragen können, aber es war nicht so katastrophal wie später. Ich habe dort jedes Zeitgefühl verloren, hatte keine klaren Gedanken mehr und lebte so in den Tag. Einige ahnten ja, darunter auch ich, wenn wir auf Weitertransport kämen, so bedeutete das Arbeitslager oder Mord. Da gingen wir von aus, wer auf Transport kam, war erledigt! Darum ist Fritz Klaber aus Breyell trotz des hohen Risikos von Westerbork durch den Stacheldraht abgehauen und hat sich bis Kriegsende in Amsterdam versteckt.

Es gab in dem Lager auch ein Revue-Theater mit bekannten deutschen und holländischen Schauspielern und Sängern, die sich an die Hoffnung klammerten, die „SS“-Führung und ihre hohen Gäste bei Laune halten zu können, um dem Weitertransport zu entinnen. Alle traten mit „Judenstern“ auf. Die Strophe eines Volksliedes, das dort gesungen wurde, ist in mir haften geblieben: „Wij gaan verdwijnen, gaan hashiwijne, gaan terug naar Amsterdam, waar ik op de wereld kwam.“ (Wir werden verschwinden und untertauchen, gehen zurück nach Amsterdam, wo ich zur Welt kam.)

Ich hatte Ernst Weiner aus Wien kennengelernt und mich mit ihm im Heim angefreundet. Er hat in Westerbork durchgehalten, dagegen kam seine



Sally (Mitte) mit Freunden in Lobberich, links Jakob Abels, Metzger, rechts Jakob Boetzkes, Großhandel, Kolonialwaren. (165)



Isidor Sanders aus Straelen, Bruder von Mintjen, ausgewandert 1939 mit Sohn Richard nach Haiti und USA. (166)

Schwester in Auschwitz um. Nach dem Krieg war er zwei Monate hier in Lobberich, wanderte nach Israel aus, und wir besuchten uns gegenseitig. Er konnte sich noch an die Besuche meiner Eltern in Arnhem erinnern.

Damals war er Elektriker und berichtete mir in Westerbork, daß ein „SS“-Mann, der den Transportzug begleitete und Mitbewacher war, mal zu ihm gekommen sei wegen eines defekten Radios, das er ihm dann repariert habe.

Während des Gesprächs hatte der so beiläufig zu ihm gesagt: „Bevor du auf Transport gehst, lauf besser hier gegen den Zaun.“ Ernst: „Aber die SS-Bewachung, da werde ich doch erschossen.“ Der antwortete nur: „Besser erschossen, als auf Transport zu gehen.“ Ernst: „Da wußte ich genug!“ Das hat der ihm so deutlich gemacht: Besser, sich hier erschießen zu lassen, als auf Transport in den Osten

zu gehen! Zu der Zeit war ich etwa 17 Jahre alt.

In Westerbork gab es noch nicht viele Tote, das haben die deutschen Besatzer sich da noch nicht erlaubt, sonst wären viel mehr Menschen geflüchtet. Dort haben die Deutschen noch den „feinen Mann“ gespielt. Einige sind noch entkommen, aber nicht mehr viele.

An die endgültige Trennung von meinen Geschwistern Edith und Egon kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Ich meine, wir wären zuletzt im Heim zusammengewesen. Offenbar sind sie schon einige Zeit vor mir nach Westerbork verschleppt worden. Fritz Klaber hat noch von ihnen erzählt, als ich ihn im Lager traf: „Deine Geschwister sind hier gewesen“, die hatte er erkannt.

„Von Daten kenn’ ich überhaupt nix.“ Ich war damals im Rausch, war weggetreten, bin mitgelauften, hab’ nur noch an den Tod gedacht. Ein totaler



Walter, 3. Dezember 1993. (167)

Blackout, der mich vor dem völligen Zusammenbruch schützte. Heute kann man sich das nicht mehr vorstellen, aber zu der Zeit ging alles drunter und drüber.

Die Zwillinge sind Monate vor mir in einem Zug auf Transport gekommen. In Auschwitz wurden sie sicherlich nach der Ankunft gleich ermordet, ich hab' das ja erlebt, wie das lief: „Mit vierzehn Jahren Hand in Hand direkt ins Gas marschiert!“



Die Zwillinge Edith und Egon, geb. am 5. März 1928.
Walter: „Mit 14 Jahren Hand in Hand direkt ins Gas marschiert.“ Transport Westerbork - Auschwitz
19. Oktober 1942, ermordet in Auschwitz am 22. Oktober 1942. (168)

„Arbeit macht frei“

Ja, wie war das überhaupt möglich, Auschwitz zu überleben, wo ich von März 1944 bis Januar 1945 im Arbeitslager zur Zwangsarbeit eingesetzt war?

Von Westerbork kam ich nach Auschwitz, im Viehwaggon, mit 110 Mann drin. In diesem Waggon waren nur junge Männer im Alter von etwa 18 Jahren, ich war der Jüngste. „Wietje“ de Wijze aus Nijmegen war auch auf diesem Zug.¹ Noch schlimmer wie Tiere, keine Verpflegung, nichts, kein Wasser, keine Toiletten. Der Transport dauerte mehrere Tage. Kalt war es nicht, es muß wohl im Frühling gewesen sein. Ich hab' kein Datum gekannt, ich hab' überhaupt keine Orientierung mehr gehabt.

Nach der Ankunft des Zuges an der „Rampe“ des berühmten KZ Auschwitz-Birkenau (Auschwitz II) kamen die meisten Menschen direkt in die Gaskammern, besonders Kinder, Frauen, alte Leute, Kranke und Behinderte. Arbeitsfähige wurden ausgesondert, darunter auch ich. Natürlich habe ich das hautnah erlebt. Der KZ-Arzt Josef Mengele, ein ganz schlanker, großer Kerl mit der Peitsche in der Hand, führte Regie.

Wir standen links, und rechts liefen die Menschen in ihr Verderben. Ich seh' die Frauen mit den Kindern noch vor mir, in einer riesigen Schlange, die sich in Richtung der Todesfabrik bewegte. Ich hatte Karl Kahn kennengelernt mit seiner bildschönen Frau, die lief auf der anderen Seite im Pelz-



Walter mit eintätowierter KZ-Nummer 175530 des Konzentrationslagers Auschwitz. (169)

mantel und hat noch gewunken. Die fiel direkt auf, eine ganz junge Frau.

Man konnte die Vernichtungsanlagen und Krematorien von außen nicht erkennen, und viele ahnten auch nichts. Es roch wohl ein bißchen nach dem Gas, aber da, wo es rein ging, stand ja groß „Waschraum“ drauf. Diejenigen, die das nun wußten oder ahnten und sich weigerten, weiterzugehen, hat die „SS“ da rein geprügelt. Schließlich haben sie sich in ihr Schicksal gefügt, um nicht vorher noch mißhandelt zu werden.

Mit dem Vernichtungsapparat haben wir nur anfangs zu tun gehabt, danach war ich mit den Gaskammern und Verbrennungsanlagen nicht mehr direkt konfrontiert. Wir wurden noch am Ankunftstag von Birkenau in das Stammlager Auschwitz I mit dem Eingangstor „Arbeit macht frei“ verlegt, wo wir die ganzen Sachen mitmachten.

Wir wurden völlig kahlrasiert. Man steckte uns in gestreifte Sträflingsklamotten und Holzschuhe, mit Tuch bespannt. Es war absolut unmöglich, irgendetwas an Wertsachen oder persönlichem Eigentum zu behalten. Alles, was nicht vorher schon gefilzt worden war, mußte abgegeben werden. Diese Zuchthauskleidung trug ich bis zum Kriegsende, bis zum letzten Tag, bis ich nach meiner Befreiung in Holland reinmarschierte!

Wir waren keine Menschen mehr, wir waren nur noch Nummern. Links 'ne Nummer, und rechts 'ne Nummer, hier 'ne Nummer mit rotem Dreieck (politisch) und ein gelbes Dreieck (Jude). Die Nummer 175530 erhielt ich auch eintätowiert auf meinem linken Arm. „On de Haare immer geschoren on 'n Käppken op.“ Wie ich da drauf gestanden habe, kann sich keiner vorstellen!

„So 'n Mützkes“ mußten wir aufhaben, andernfalls liefen wir Gefahr, sofort erschossen zu werden. Die „SS“ machte sich in den folgenden Wochen bei einem Kommando einen „Jux“ daraus: Die haben sich um einen Gefangenen herumgestellt, den sie nicht „sympathisch“ fanden, ihm die Mütze vom Kopf gerissen und über den „Gordel“ geschmissen.

Also, was sollte der Mann tun? Der stand da und hat gezweifelt. Schließlich holte er sich die Kappe und wurde erschossen. Wenn er sie nicht geholt hätte, wäre er auch umgelegt worden. Das ist wahr, das ist nicht gesponnen, solche „Scherze“ haben die sich da erlaubt.

Erstaunlich ist, daß sie uns nicht noch eine Kette am Fuß befestigt haben mit 'ner Eisenkugel dran.



Rechts Louis (Wietje) de Wijze, der Auschwitz überlebte, KZ-Nr. 175564. Sybilla de Wijze, geb. Devries aus Kaldenkirchen mit ihrem Sohn Jaap und Enkel Louis, um 1935 in Holland. (147)

Wenn es noch bei den Schikanen geblieben wäre, und alle wären da heil rausgekommen, wäre es noch gegangen. Wir wurden wie die schlimmsten Verbrecher und Zuchthäusler behandelt, die man sich überhaupt vorstellen kann, wie vielfache Mörder. Was war das schrecklich! Was war das eine Lumperei! Was waren das für Lumpen!

Wir lagen in Block 12, daneben war ein Frauenblock. Mit den armen Menschen haben sie irgendwelche Experimente gemacht. Genaueres weiß ich nicht, wir konnten nichts direkt erkennen, weil sich zwischen unserem Block und dem Frauenblock 13

ein Appellplatz befand. Das ist natürlich erzählt worden, daß da experimentiert wurde, zum Beispiel, den Frauen würde ein Serum eingespritzt. Ab und zu sah man schwangere Frauen, und dann waren sie wieder verschwunden.

In unserem Bau und den anderen Blocks waren unheimlich viele Menschen untergebracht. Eines Tages wurden wir zur Blutabnahme in den Krankenbau kommandiert. Ich hatte eine Blutgruppe, von der schon genug Blutkonserven vorhanden waren, dadurch blieb ich verschont. Den anderen dagegen haben sie Blut abgezapft, zum Teil so viel,

daß davon einige umgekommen sind. Wir machten uns so unsere Gedanken. Unser Blut zur Rettung verwundeter „arischer“ Helden, „Judenblut“ für die Front? Das konnten wir uns eigentlich kaum vorstellen, aber eine andere Erklärung fiel uns beim besten Willen nicht ein.

Vom Stammlager kommandierte man uns nach etwa 10 Tagen ab nach Monowitz (Auschwitz III), in das Arbeitslager unter der Herrschaft der IG Farben (Interessengemeinschaft), die dort das Werk Buna errichteten. Wir wurden in Baracken untergebracht. Dort bin ich dann nach einigen Wochen als Schweißer tätig gewesen. Kommando 90: „Facharbeiter raustreten!“ Ich ging dann zu meiner Werkskiste, nahm Werkzeug und Brenner heraus und hab' geschweißt. Dicke Rohre, die mußten verschweißt werden, ganz rundum, in der Fabrik, die noch im Aufbau war. Eine regelrechte Sklavenarbeit für eine wäßrige Rübensuppe.

Wohl wurden alle paar Wochen Gesundheitskontrollen und Selektionen durchgeführt. Ich weiß, daß ich nicht einmal, sondern wohl fünfmal bei diesem mörderischen Spiel auf der Todesliste gestanden hab' in Auschwitz: „Da hin!“ weil ich so mager war, wie ein „Muselmann“, und daß der Blockälteste jedesmal sagte: „Das ist aber ein Facharbeiter!“ „Ja? Dann soll er da rüber!“ Dann konnte ich wieder auf die andere, rettende Seite. So habe ich überlebt, den Tod ständig im Nacken. Diejenigen, die zu schwach waren und nicht mehr ausgebeutet werden konnten, wurden nackt auf offenen Lastwagen wegtransportiert, umgebracht und direkt im Krematorium verbrannt. Im Winter war es so kalt, daß die gar nicht mehr vergast zu werden

brauchten, die waren schon tot, bevor sie ankamen. Wie schon beschrieben, war ich bei dieser Auswahl ein paar Mal dabei.

Das Grauen war unbeschreiblich, es war die Hölle, nur wer das am eigenen Leib erfahren hat, kann nachvollziehen, wie unvorstellbar grausam Auschwitz und das ganze System dahinter wirklich waren. In Buna, Auschwitz III, sind auch viele Leute aufgehängt worden, die versucht hatten zu fliehen oder aus anderen Gründen, die haben sie gnadenlos aufgehängt. Ich kann mich noch erinnern: Wir mußten alle auf dem Appellplatz antreten. Ein holländischer Offizier, der einen Fluchtversuch gewagt hatte, wurde hingerichtet. Ich glaube, er war kein „Jude“. Der stand auf dem Treppchen am Galgen und schrie: „Nehmt euch vor den Lumpen in acht, wir sind die Letzten!“ Das sollte bedeuten, daß es im Lager aufs Ende zugeht und die Befreiung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, wie man damals munkelte. Dann haben sie ihn aufgehängt. Wir mußten alle an ihm vorbei, der lief blau an und war tot.

„Wietje“ de Wijze war auch im Werk Buna wie ich. Dort spielte er in einer Fußballmannschaft, die gegen andere Häftlinge spielte. Die deutsche „SS“ schaute zu. Die kriegten natürlich etwas mehr Essen, um ein bißchen fitzubleiben. Mit „Wietje“ war ich in Auschwitz zusammen und habe selbst gesehen, wie er Fußball spielte. Ich habe die KZ-Nummer 175530 auf dem Arm und er 175564. Wir gehören beide zu den wenigen Überlebenden. Sonst bin ich nie Bekannten aus Lobberich oder Umgebung begegnet.

Karl Kahn, dessen junge Frau in Birkenau sofort

nach rechts selektiert worden war, ist ebenfalls noch aus Auschwitz rausgekommen. Er war anfangs mit mir zusammen im Reparaturbereich, zu der Zeit war ich noch nicht als Schweißer eingesetzt. Er stammte aus Ankeveen/Holland und hatte dort Backpulver „Mina bak graag“ hergestellt. Erst mußte er in den Buna-Werken die Loren mit Sand und Kies beladen, eine aufreibende Arbeit, obwohl er kein Schwächling war.

Ich wurde als „Facharbeiter“ dazu herangezogen, die Loren zu reparieren und arbeitete in einer Holzbude an einem Amboß. Wenn zum Beispiel ein Rad krumm war, mußte Kahn den Blasebalg treten, um das Feuer zu entfachen, damit die glühenden Eisenteile geschmiedet werden konnten. Ich war der Monteur, und er stand mir zur Seite.

Eines Tages wurde gemurrt unter den Häftlingen, er sei kein „Facharbeiter“. Daraufhin stellte der „SS“-Mann mich zur Rede: „Hör mal, ist das ein Fachmann?“ „Ja, der ist in Ordnung!“ Das war sein Glück. Nachher hat er ein „Buchhalterkommando“ gekriegt, aber die erste Zeit hab' ich ihn über Wasser gehalten, sonst wär' er untergegangen bei der schweren körperlichen Arbeit. Er war nämlich ein Büromensch, sehr intelligent.

Er wußte, daß er mir viel zu verdanken hatte und hat mir auch nach dem Krieg in Holland sehr geholfen. Als ich zu der Zeit noch nichts verdienen konnte und mich todkrank fühlte, übernahm er das Kostgeld für mich. Ich hab' ein Schreiben von ihm, in dem er erwähnt, daß ich der Jüngste war in dem „Kommando“.

Dora – Hölle der Lager

Zum Schluß, etwa um den 20. Januar 1945, als die Rote Armee anrückte und das Lager Auschwitz von den Deutschen geräumt wurde (Befreiung von Auschwitz am 27.1.1945), haben sie uns auf Transport gestellt. Nach einem langen Fußmarsch erreichten wir Gleiwitz, eine kleine Bahnstation und wurden in offene Waggonen gepfercht.

An die fürchterlichen Strapazen der Eisenbahnfahrt von Gleiwitz nach Nordhausen, etwa sechs Tage und Nächte, mitten im Winter bei Eiseskälte, kann ich mich nicht mehr deutlich erinnern. Ich hatte nur so 'n „Jäcksken“ an, war ja ausgehungert wie noch nie, ein Skelett, und durch die entsetzliche Kälte in jeder Weise gelähmt und apathisch. Man hat nichts mehr empfunden, man konnte nicht mehr denken, man konnte überhaupt nichts mehr.

Wir hielten irgendwo an einem Bahnhof, wo die „SS“ mit gekochten Kartoffeln stand: „Reichsdeutsche vortreten!“ Offenbar waren noch ein paar „echte Deutsche“ auf dem Zug. Ich drängte mich instinktiv nach vorne und stellte mich so hin, daß man die Nummer nicht so direkt erkennen konnte. „Bist du Reichsdeutscher?“ blaffte mich einer der Kerle an, der zum Glück nicht auf die Nummer achtete. „Jawoll!“ Kaum hatte ich einen Schub Kartoffeln in Empfang genommen, brach hinter mir ein Tumult los, die übrigen Häftlinge stürzten nach vorne, um mir das Essen zu entreißen. Daraufhin habe ich die kleine Ration trockener Kartoffeln schnell in den Mund gestopft und runtergeschlungen. Das war die einzige „Verpflegung“, die ich auf der Fahrt bekommen habe und letzte Rettung, sonst wäre es aus mit mir gewesen.

Mehr tot als lebendig kamen diejenigen, die diese Höllenfahrt überlebten, im Konzentrationslager Mittelbau-Dora, bei Nordhausen/Thüringen am Südrand des Harzes an. Aus Dora, einem „Außenkommando“ von Buchenwald, ist so gut wie keiner mehr lebend rausgekommen.

Im Kohnstein befanden sich Stollen, die in den Felsen gesprengt und geschlagen worden waren. Aus ganz Europa verschleppte Häftlinge und Zwangsarbeiter hatten diese riesigen Schläuche ab August 1943 in kürzester Zeit zu einer unterirdischen Fabrik für die deutschen V1-Flügelbomben und V2-Raketen ausgebaut. Wir mußten vom Lager im

Dunkeln in die Stollen einmarschieren und im Dunkeln wieder rausmarschieren. Die ganzen Anlagen habe ich nicht gesehen, meine Baracke war vorläufig die letzte, bis ganz nach hinten bin ich nicht gekommen. Der Arbeitseinsatz dauerte von Januar bis April 1945. Die V1 und V2 sind dort fertig hergestellt, zusammengeschweißt und montiert worden. Ich selbst habe die Raketen auf Schienen noch eigenhändig mit rausgedrückt.

Im Lager Dora gab es keine Gaskammern, wohl ein Krematorium für die Verbrennung der unzähligen Leichen, die auf Grund der Ideologie, „Vernichtung durch Arbeit“, massenweise angefallen sind. Beim Einmarsch in das Barackenlager im Winter lagen die menschlichen Skelette draußen links und rechts der Lagerstraße aufeinander gestapelt so hoch wie 'ne Hecke. Ausgemergelte Körper, nur Haut und Knochen, völlig ausgezehrt, natürlich unbekleidet, vollkommen nackt.

Die Häftlinge sind ja bald alle verhungert, vor Entkräftung gestorben, es gab kein Essen mehr. Unter diesen grauenhaften Verhältnissen und Arbeitsbedingungen sind die Menschen an Unterernährung krepirt „wie die Fliegen, wie die Fliegen! Da kriegtest du doch überhaupt bald nix mehr zu essen. War ja nix mehr da!“ Die Not unter den Häftlingen war so groß, daß sich einige, wohl dem Wahnsinn nahe, vom Fleisch der verreckten Kameraden ernährten, um überhaupt am Leben zu bleiben.

Dazu haben die „SS“-Bewacher noch viele Häftlinge im Stollen aufgehängt zur Abschreckung, damit keine Fehler gemacht wurden. Als „Facharbeiter“ und „Autogen Schweißer“ hatten sie mich wieder zum Schweißen von Kupferleitungen an der V2 abkommandiert. Dabei geht immer mal was schief, wo zweihundertfünfzig atü durchgehen, durch so 'n Ding. Du hattest doch die Gedanken gar nicht dabei, „du woars doch kinne Minsch mehr“.

Wenn irgendwie 'ne Leitung defekt war oder irgendein anderer Vorfall oder Panne sich ereignete, wurden mal fünf, mal zehn oder mehr Arbeiter aus einem Arbeitsraum mit fünfzig Mann rausgezogen, egal, um wen es sich da handelte, und aufgehängt. Als Vergeltungsmaßnahme zur Verhinderung von Sabotage. Ich war einer der Kleinsten und habe

versucht, mich unauffällig im Hintergrund zu halten. Die Unglücklichen hingen an einer Stelle im Stollen, wo jeder dran vorbei mußte, wenn er seinen Arbeitsplatz verließ. Die liefen erst blau an und dann rot.

Es ist kaum einer mehr rausgekommen aus Dora, fast keiner. Auch von den ehemaligen russischen Kriegsgefangenen soll es keine Zeugen mehr geben. Die trugen ihre Uniformen und hatten hinten auf dem Rücken die Buchstaben „K G“ groß draufgepinselt. Angeblich sind die von Stalin nach dem Krieg als Überläufer erschossen worden.

Eine Journalistin aus München ist vor einigen Jahren auf mich als einen der wenigen, letzten Zeugen gestoßen. Nach ihrer Aussage stand das Projekt während des Krieges unter der Leitung des Wernher von Braun und diesen ganzen Raketenexperten. Die „SS“, zu der auch von Braun gehörte, bewachte alles und führte ein grausames Regiment.

Sie erzählte mir: „Ich habe Wernher von Braun angesprochen bezüglich Dora oder Peenemünde. Darüber hat der keine Auskunft gegeben. Wo haben die denn die Raketen produziert? Keine klare Antwort darauf.“ Natürlich wußte von Braun, was da mit den Gefangenen vor sich ging, es gab doch zuletzt kein anderes Herstellungswerk mehr als dieses Dora. Alle Maschinen, die dadrin standen, waren ausländischer Herkunft, aus Holland, Frankreich usw. Deutsche Techniker, Wissenschaftler und Militärs mit Sklaven haben das Ganze gebaut, hauptsächlich nur mit KZ-Häftlingen aus über 40 Nationen.

Bevor die Sowjets einmarschierten, trieb die „SS“ uns zuerst in die Stollen, zusammen mit den vielen russischen Kriegsgefangenen. Anschließend wollten sie die Stollen sprengen, um auch das Werk zu zerstören. Wie man später munkelte, hatten die Kriegsgefangenen die Dynamitladung entfernt. Daraufhin haben sie uns wieder rausgetrieben. Andernfalls hätten die uns alle in die Luft gejagt, wir wären alle draufgegangen, was die ja wollten. Aber das Dynamit war weg.

In „Totenmärschen“ entfernten wir uns nach der Auflösung des Lagers von Nordhausen, allerdings befanden wir uns nicht direkt im militärischen Kampfgebiet. Ich kannte keine Zeit, keine Wochentage, ich wußte überhaupt nichts vom normalen Leben, sondern siechte mit den anderen nur so dahin.



Die Zeichnung des ehemaligen Dora-Häftlings Carlo Slama kurz nach der Befreiung 1945 zeigt die Erhängungen im Stollen. Häftlinge, die man der angeblichen Sabotage an den Raketen bezichtigte, wurden sowohl an hölzernen Galgen auf dem Appellplatz als auch im Stollen selbst an einem Demag-Kran erhängt. Dies sollte zur Abschreckung dienen. Die Exekutionen mußten meist von allen anderen Häftlingen verfolgt werden. Insbesondere Ende 1944 bis März 1945 kam es zu zahlreichen Morden. (171)

Wir sind noch auf Transport gekommen, glaube ich, in Waggons verladen worden. Nach dem Ausladen ging es zu Fuß weiter, immer weiter auf „Todesmarsch“, halb kaputt schleppten wir uns dahin, und wieder sind viele „kriecht wie die Fliegen“. Die „SS“ liquidierte alles mit Genickschuß, was nicht mehr weiterkonnte.

Irgendwo bin ich mit Hendrik, einem Belgier, als letzter in den Wald gelaufen und habe den hinter einen Baum gezogen, als die „SS“ vorne wieder einen erschöß. Die anderen haben sich noch umgesehen, als wir uns absetzten, wir waren aber alle so fertig, ausgehungert und schwach.

Einen Tag später war die Front da, erschienen plötzlich die Russen. Die ersten kamen in einem Motorrad mit Beifahrersitz. Wir saßen im Wald, und ich sagte noch zu Hendrik: „Das sind die letzten von der ‚SS‘“, aber als die näherkamen, sah ich den roten Stern. Wir raus aus dem Wald.

Die Soldaten reagierten sehr gut, als sie uns erbärmliche KZ-Gestalten in den typischen Sträflingsachen entdeckten. Wir umarmten uns und bekamen von denen zu essen. Die fragten uns direkt nach der „SS“. Ich zeigte ihnen: Hinten im Wald sind die abgezogen. Dann fuhren sie weiter. Ich bin durch die Russen befreit worden!

Nach dem Ende unseres Leidenswegs ernährten wir uns erst mal bei den Bauern in der nächsten Siedlung. Anschließend machten wir uns auf zur Elbe, wir wußten inzwischen, dort sind die Amerikaner. Später gab es Transporte nach Holland und Belgien. Ich schloß mich den wenigen Holländern an und kam mit ihrem Transport nach Holland. Ich wollte ja nicht mehr nach Deutschland zurück, um Gottes Willen.

Ich hielt mich zunächst in Deventer auf, wohnte jedoch nicht bei der Familie Zendijk, sondern privat im „kosthuis“ bei Leuten, die mich versorgten. Nach einiger Zeit der Erholung, habe ich hart und schwer gearbeitet, trotzdem fühlte ich mich praktisch als „Schnorrer“.

Jedes Wochenende ging ich zu Tante Mina Sanders, die ebenfalls in Deventer lebte nach ihrer Befreiung in Amsterdam und bis zu ihrer Emigration 1947. Sie war die einzige, die ich von früher kannte. Zu der Zeit bekam sie Pakete von Siegfried und Ilse aus Kalifornien. Ich rauchte nun sehr viel nach den jahrelangen Entbehungen, und sie gab mir „Lucky Strike“. Mir hat niemand geholfen außer Tante Mina, die war phantastisch.

Was wir den Toten schuldig sind

Meine Eltern hatten von Deutschland aus etwa 2.500 Gulden sowie einige andere Sachen, z.B. Pelzmäntel, nach Deventer in Sicherheit gebracht, die sich während der deutschen Besatzungszeit beim Bürgermeister van Dorning in Verwahrung befanden. Ein bißchen Unterstützung fand ich auch bei Ernst Gerson, der ebenfalls in Auschwitz war, eine geborene Zendijk geheiratet hatte und nach dem Krieg so furchtbar ums Leben gekommen ist.

Als ich genug Geld hatte, um neu anzufangen, entschloß ich mich, doch wieder nach Lobberich zu gehen, da ich in Holland absolut nicht Fuß fassen konnte. Ich erhielt unser früheres Eigentum zurück und eröffnete ein Geschäft für Fleischereibedarf. Bei Zendijk in Deventer bezog ich die Därme für meinen Handel und wurde auch immer gut bedient. Von da ab habe ich mich „aufgekrabbelt“ und sehr mit Freuden gearbeitet.

Nach meiner Rückkehr hatte ich einen sehr engen Kontakt zu Else Lion, die nach dem Krieg wieder kurze Zeit in Kaldenkirchen wohnte. Wir haben uns gegenseitig unterstützt. Später war ich sehr mit Anny und Paul Kauwertz befreundet, jeden Sonntag waren wir zusammen unterwegs.

Ich kann mich noch erinnern, wie ich als Kind am Lobbericher Marktplatz vorbeilief. Was haben sie alle geschrien „Heil Hitler“. Die Masse, ich soll wohl sagen neunzig Prozent derer, die da versammelt waren, hat mitgeschrien „Heil, Heil, Heil“, neunzig Prozent! Deshalb brauchen sie nicht zu behaupten, es wären nur ein paar bei den Nazis dabei gewesen.

Natürlich ist das ganze Thema unangenehm und wird daher unter den Teppich gekehrt. Jeder, der was auf dem Kerbholz hat, vertuscht das auch am liebsten und will nichts mehr davon hören. Das Unangenehme hat niemand gerne. Dennoch müßte die Öffentlichkeit in unserer Stadt eigentlich froh sein, daß einige Dokumente und Fakten mal unter die Leute kommen, zumindest sollte man das meinen.

Die Menschen im Widerstand gegen Hitler und besonders ihre Familien haben auch viel mitgemacht und sind zum Teil hart, sehr hart bestraft worden. Ich erinnere an die fürchterlichen Prozesse vor dem Volksgerichtshof, zum Beispiel gegen die Attentäter auf Hitler. Freisler: „Sie Lump! Mit Ihnen werden wir fertig!“

Aber die meisten haben nicht das durchgemacht, was wir über Jahre erleiden mußten, angefangen bei unserer Verfolgung in Lobberich ab 1933 bis zur

Ermordung in den Gaskammern oder den anderen Greueln der Konzentrationslager.

Sicher habe ich die Geschichte nicht alleine mitgemacht, viele andere waren auch davon betroffen. Von Riga, wo auch meine Eltern hin verschleppt worden sind, ist nur Else Lion zurückgekommen. Auch sie hat solche schrecklichen Sachen der Unmenschlichkeit erlebt: Ihre Tochter verschwand vor ihren Augen und wurde ermordet. Das geht unter die Haut. Heute ist das sicher etwas Vergangenes, ich bin über vieles hinweg und empfinde keinen Haß. Dennoch holen mich die Erinnerungen jetzt im Alter wieder ein. Die Brandschatzung jüdischer Gotteshäuser, für die der banale und verharmlosende Name „Reichskristallnacht“ in keiner Weise angemessen ist, die Demolierung und Plünderung von Geschäftshäusern und Privatwohnungen durch „Vandalen“, sowie das Schicksal unserer Bürger sollten uns auch heute noch mit Schrecken und Abscheu erfüllen.

Ich kann bis heute nicht verstehen, daß das deutsche Volk so einem Verbrecher nachgelaufen ist. Daher weiß ich, daß das Thema immer wichtig bleibt als Mahnung für die kommenden Generationen. Wir, die wir „Auschwitz“ überlebt haben, müssen darüber sprechen. Das sind wir den Toten schuldig.



Sitzend hinten r.: Walter, einziger Überlebender der von Lobberich deportierten Bürger, 1946. (172)



Walter nach seiner Rückkehr in Holland, 1945. (173)



Holland 1945. (174)

Ich gebe hiermit freiwillig und aus eigenem Antrieb folgende Erklärung zu Gunsten des Herrn Meis, Lobberich, ab:

In seiner Eigenschaft als Amtsinspektor bei der Verwaltung in Lobberich hatte Herr Meis u.a. die Angelegenheiten der jüdischen Einwohner der Gemeinde Lobberich zu bearbeiten. Er hat die hiesigen Juden stets zuvorkommend behandelt und sie von den gegen sie in Vorbereitung befindlichen Maßnahmen völlig uneigennützig so rechtzeitig in Kenntnis gesetzt, daß sie sich nach jeder Richtung hin sichern und auf sie einstellen konnten.

Vor ihrem Abzug aus Lobberich, am 14. Dezember 1941, erschien bei mir als Beauftragter der hiesigen jüdischen Einwohner der Jude Sally Sanders und verpflichtete mich in seinem und im Namen der übrigen Juden Lobberichs, für Herrn Meis, wenn es einmal nötig sein sollte, mit ganzer Kraft einzutreten, da die hiesige jüdische Bevölkerung ihm zu großem Dank verpflichtet sei. Herr Meis ist es gewesen, der den Juden trotz der Nazityrannie das Leben erträglich gestaltet hat. Er war es, der ihnen unter Hintansetzung eigener Interessen und, obwohl er Gefahr lief, bei Aufdeckung dieser Begünstigungen nicht nur seines Postens verlustig zu gehen, sondern auch noch in ein Konzentrationslager gesteckt zu werden, aus rein menschlichen Beweggründen heraus, mit Rat und Tat zur Seite stand und ihnen die schweren Zeiten überwinden half.

Der Jude Sally Sanders kam tags vor seinem Weggang von Lobberich im Dezember 1941 zu mir und sagte mir dem Sinne nach folgendes: "Wenn ich nicht mehr zurückkehren sollte, dann wollen Sie es für mich übernehmen, für den Herrn Meis einzutreten, falls es einmal nötig sein sollte; denn dem Herrn Meis habe ich es in erster Linie zu verdanken, daß es mir vergönnt wurde, eine Reise nach Holland anzutreten, um meine dort studierenden Kinder besuchen zu können. Dies waren die schönsten Tage meines Lebens. Wenn ich hier bin, wird dem Herrn Meis niemals etwas passieren."

Bei ihrem Abzug haben alle Lobbericher Juden sich bei Herrn Meis für dessen ausserordentliche anständige Behandlung der Juden in ihrer kritischsten Lage herzlichst bedankt. Ich aber bin von ihnen beauftragt, mich mit meinem ganzen Einfluß für Herrn Meis einzusetzen, wenn ihm aus seiner aufgezwungenen Parteizugehörigkeit irgendwelche Nachteile entstehen sollten.

In diesem Zusammenhang möchte ich in meiner Eigenschaft als der von der amerikanischen Militärregierung eingesetzte

eingesetzte Beauftragte und Betreuer der hiesigen niederländischen Bevölkerung nicht verfehlen, auf das tadellose, stets hilfsbereite Verhalten des Herrn Meis den niederländischen Staatsangehörigen gegenüber hinzuweisen. Er hat sich immer korrekt benommen und war ihnen bei der Regelung ihrer Angelegenheiten persönlich behilflich. Als z.B. die Holländer zur Einwanderung gezwungen werden sollten, hat er ihnen unter Darlegung der Hintergründe davon abgeraten.

Auch die hiesigen holländischen Staatsangehörigen setzen sich stets und uneingeschränkt für Herrn Meis ein, in dem sie niemals einen Bazillfreund erblickt haben. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Herr Meis trotz seines schweren Standes beagl. seiner Parteizugehörigkeit den Holländern gegenüber immer Loyalität in überaus bemerkenswerten Maße bezeugt hat.

Herrn Meis, der allgemein geachtet und beliebt ist, kenne ich seit etwa 20 Jahren.

Lobberich, den 19. Mai 1945.

H. Theelen

Beauftragter der amerikanischen
Militärregierung für die Betreuung
der niederländischen Evakuierten
im Amtsbezirk Lobberich.

Durch persönliches Einschreiten des Ortsgruppenleiters sollte ein normaler Arbeitsgang in der von mir geleiteten Abteilung der Verwaltungspolizei vielfach unmöglich gemacht werden. Es galt, sich gegen fortgesetzten Druck der Partei zu behaupten. So habe ich es vereitelt, daß die früheren Mitglieder des Gemeinderates im Jahre 1944 auf Anordnung des Reichsführers ⁴⁴ Himmler verhaftet wurden. Dieserhalb mußte ich mich beim Landrat in Kempen verantworten. Ein auf Befehl des Ortsgruppenleiters verhaftetes früheres S D-Mitglied wurde gegen den Willen der Partei auf meinen telefonischen Anruf aus der Strafanstalt Anrath entlassen.

Von den gegen die hiesigen Juden im Jahre 1941 inszenierten Massnahmen habe ich die Betroffenen so rechtzeitig in Kenntnis gesetzt, daß sie alle Vorkehrungen zur Sicherstellung von Hab und Gut in Ruhe treffen konnten. Ich habe ihnen alle möglichen Erleichterungen gewährt, die, wenn sie der Partei bekannt geworden waren, meine Überführung in ein Kz.-Lager unweigerlich zur Folge gehabt hätten (Ausstellung von Pässen, Rechtsberatung, Verkauf ihres Mobiliars bis auf einige wenige unbedeutende Stücke, Unterbringung ihrer Barbeträge und Schmuckstücke usw.).

Meine Opposition gegen die Anordnungen der Ortsgruppe löste ständig heftigste Auseinandersetzungen mit dem Ortsgruppenleiter in meinem Büro aus, wovon der Bürgermeister Marx und der Oberinspektor Brocher neben den Amtsgehilfinnen Frl. Schommer und Frl. Lauth berufene Zeugen sind.

Auch die im Jahre 1933 auf Veranlassung der NSDAP. verhafteten KPD.-Angehörigen der Gemeinde Lobberich (Homes, Kempener Str. 44, und Genossen) sind von mir in loyalster Weise unterstützt worden, worüber sie heute noch Zeugnis ablegen können.

Für die Richtigkeit meiner Angaben benenne ich die Herren Christoph Milleneisen, Lobberich, Graf-Mirbach-Str. 3, Konrad Hennen, Lobberich, Mühlenstr. 55, Willi Gartz, Lobberich, Flothend 38, und alle Lobbericher Juden.

Rolf Grunewald, Buenos Aires/Argentinien

Zusammenarbeiten für eine bessere Welt

Ich wurde am 26. Februar 1920 in Kaldenkirchen, Breyellerstraße 1 (Kölner Straße), im Hause von Baumeister Schmitz geboren. Meine Eltern waren Sigmund Grunewald, geb. 1887 in Kaldenkirchen und Käthe, geb. Joachim, geb. 1888 in Königs Wusterhausen bei Berlin. Mein Großvater besaß auf der Kehrstraße, im Zentrum Kaldenkirchens, rechts neben dem Bürgermeisteramt, das bekannte „Warenhaus Elias Grunewald“, das auf verschiedenen alten Fotos und Postkarten abgebildet ist.

In Krefeld lebte vor meiner Zeit Robert Grune-

wald, ein Bruder meines Großvaters. Er arbeitete früher bei der Bahn, und seine Frau hatte einen Obst- und Gemüsestand in der Markthalle. Ein Sohn von Robert, also ein Vetter meines Vaters, mit gleichem Namen Sigmund, ehemaliger Gemüse-großhändler, schrieb uns mal nach dem Krieg aus den USA, jedoch leider ohne Angabe seiner Adresse. Ein weiterer Bruder meines Großvaters Elias soll vor dem Ersten Weltkrieg nach Kalifornien ausgewandert sein und dann eine Post verwaltet haben, weiter ist über ihn nichts mehr bekannt.



Sigmund als Soldat im Ersten Weltkrieg 1914-18. (177)



Rolf Grunewald, Oktober 1993. (176)

Dann gab es in der Gegend noch Verwandte mit dem Namen Schrickel, ich war zu jung damals, um das im einzelnen zu behalten. Selma, Emma und Ernst waren Geschwister meines Vaters und stammten ebenfalls aus Kaldenkirchen. Meine Tante Emma heiratete 1933 Max Scheffel, und ich erinnere mich, daß mein Onkel Max in einem Geschäft in Mönchengladbach eine junge Verkäuferin mit den Worten begrüßte: „Wissen Sie, daß ich Ihnen einen Kuß geben könnte, denn ich bin nun Ihr Onkel!“ Diese junge Frau muß meiner Ansicht nach meine Cousine Lotte (Charlotte) Heumann gewesen sein, Tochter von Tante Selma, die mit einem Herrn Heumann verheiratet war und früh verstarb. Auf jeden Fall hörte ich vom tragischen Schicksals dieses Mädels, das wahrscheinlich bis 1939 in Deutschland lebte und später in einer Anstalt in England landete, ein Opfer Hitlers, wie so unzählige.

Ein großes Ereignis war für mich, als mein Vater im Hause Schmitz einen Radioapparat anschaffte. Das muß vor 1926 gewesen sein, denn er benötigte meines Wissens dazu die Erlaubnis der belgischen Besatzungsbehörde. Das Radio bestand aus einem großen Kasten, in dem sich verschiedene Röhren befanden. Zum Empfang der Sender mußte an al-



Katharina und Sigmund Grunewald, um 1913/14. (178)

len möglichen Knöpfen gedreht werden. Zur Einstellung einer bestimmten Wellenlänge wurde ein Ding benutzt, das wie ein Stück Schokolade aussah und ausgewechselt werden konnte. Der Strom kam aus einem Akku bzw. einer Trockenbatterie. Draußen auf dem Dach war eine lange Antenne gespannt. Lautsprecher gab es noch nicht. An den Apparat war ein rundes Brett angeschlossen mit Steckkontakten, worin die Kabel der Kopfhörer eingestöpselt wurden, und dann saß die ganze Familie mit Besuchern aus der Nachbarschaft um den Tisch, jeder mit seinem Kopfhörer auf den Ohren und lauschte den Tönen aus dem Äther. Heute funktioniert alles anders und perfekt, damals war dieses Gerät eine Sensation.

Ich erinnere mich an die noch schöne Zeit, als ich sechs Jahre alt war und in die Schule kam. Alle Menschen waren noch gleich, und es wurden keine Unterschiede gemacht, wie die Nazis das später so diabolisch-meisterhaft verstanden. Bei der Einschulung war es für die Eltern üblich, mit dem Kind zum Photographen zu gehen für eine Aufnahme: Matrosenanzug, eine große Zuckertüte in der Hand, Tornister auf dem Rücken mit raushängendem Schwamm, der dazu diente, die Schrift des Griffels

auf der dazugehörigen Schiefertafel auszuwischen. Davor eine deutliche Tafel, mit der stolzen historischen Aufschrift: „Mein erster Schultag“.

Ich besuchte vier Jahre die evangelische Volksschule auf der Schulstraße. Soweit ich mich erinnere, waren die ersten beiden Jahrgänge in einem Klassenzimmer bei Fräulein Hannessen untergebracht, und dann ging der Unterricht bei Lehrer Mohr, der übrigens in der Nähe des Fußballplatzes wohnte, in einem anderen Klassenzimmer weiter. Während der gesamten Schulzeit vor der Nazizeit war ich mit den anderen Schülern „ein Herz und eine Seele“. Oft trafen wir uns bei Hans Hilmar Haasen auf der Poststraße, wo wir meistens Zirkus spielten, mit Gesichtsbemalung, Sackhüpfen und möglichst viel Lärm.

Zum jüdischen Religionsunterricht in einem kleinen Raum der höheren evangelischen Schule nebenan (evangelische Familienschule), an dem nur Günther Bonn und ich teilnahmen, kam ein Lehrer mit dem Rad aus Kempen. Um erst einmal die hebräischen Buchstaben zu lernen, erhielten wir eine Fibel mit Kinderzeichnungen. Anschließend kam die biblische Geschichte an die Reihe. Später lernte ich dann in Mönchengladbach beim Rabbi-

ner Dr. Siegfried Gelles das Alte Testament und die Glaubensgrundsätze unserer Religion.

Nach dem vierten Schuljahr in der Volksschule trennten sich die Wege von uns Klassenkameraden. Ich wurde von meinen Eltern im Alter von zehn Jahren nach einer Aufnahmeprüfung im Gymnasium Mönchengladbach eingeschult. Vorher hatte mir noch der Schwiegersonn des früheren Bürgermeisters Moritz Peters (Amtszeit 1899-1923) vorsorglich Nachhilfestunden in Grammatik erteilt, um mich besser auf die neuen Anforderungen vorzubereiten. Er war selbst Lehrer und gab mir damit eine gute Basis für die höhere Schule und das weitere Leben.

Mit Familie Moritz Peters waren meine Eltern sehr befreundet. Er wohnte früher neben dem Kaufhaus meines Großvaters auf der Ecke Schulstraße. Wir besuchten uns gegenseitig sehr oft, auch als er später nach Lobberich zog. Peters stammte aus Breyell, sein Vater war der bekannte Komponist des Liedes „Strömt herbei ihr Völkerscharen an des Rheines schönen Strand.“ Oft sagte Herr Peters zu meinem Vater in gütigem Ton: „Du Altes Testament.“

Außerdem wurde vom Ex-Bürgermeister in ge-

bührendem Abstand, da für Kinderohren ungeeignet, der neueste Witz erzählt. Peters fuhr mit seiner Gemahlin in einem Kleinwagen Marke „Messerschmitt“, der aussah wie ein Segelflugzeug ohne Flügel, zwei Räder vorne und eins hinten, die Sitze hintereinander, mit aufklappbarem Dach, um einsteigen zu können. Ich glaube, die Höchstgeschwindigkeit des Gefährts lag bei 40 km, also gemütlich und relativ unschädlich für die Umwelt.

Moritz Peters war ein fabelhafter Weinkenner, die Flaschensammlung im Keller war sein ganzer Stolz, aber nie wurden die Grenzen des Erlaubten überschritten. Meine Eltern legten persönlich keinen Wert auf Alkohol, nur manchmal an heißen Tagen wurde ein Krug Bier von Eicker an der Ecke geholt.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Bürgermeisteramt war Moritz Peters Kreisbrandmeister der Feuerwehr. Ich erinnere mich noch, als er zum Teilscherzhaft von der Vorführung einer neuen, modernen Brandspritze erzählte. Bei den Anwendungsvorschriften sprach man von einem A-Schlauch und einem B-Schlauch, was ein Schmunzeln auslöste.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich an die eiserne Freundschaft zwischen Eugen Küppers, Paul Kauwertz und Siegfried Sanders, für mich die „vorbildliche Vereinigung der drei Religionen“.

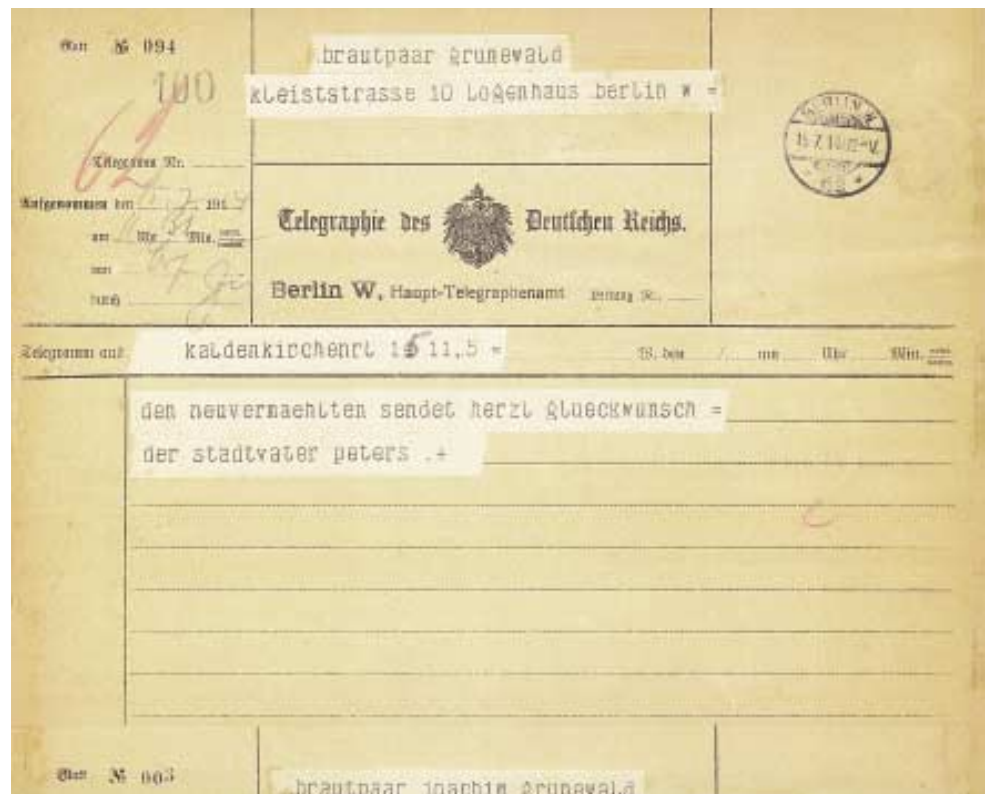
Vor der Hitlerzeit sprachen am „Heldengedenktag“ auf der Kehrstraße jedes Jahr abwechselnd ein katholischer Pastor, ein evangelischer Geistlicher oder der Rabbiner unserer Gemeinde zum Gedenken an die gefallenen Soldaten.

In der Nähe war der Rauchwarenladen von Hoffstadt mit dem unvergeßlichen Bild der Moschee von Konstantinopel und der eindrucksvollen Brücke. Dann denke ich noch an das alte Nachrichtensystem in Kaldenkirchen zurück, als Dirks Jennchen, der Bote des Bürgermeisteramts von Straße zu Straße ging mit seiner „Schelle“ und dem Spruch: „Der Bürgermeister macht bekannt, daß heute von dann bis dann das Wasser abgestellt wird.“ Das waren noch gemütliche, alte Zeiten!

1928 zogen wir von der Breyellerstraße in unser neu fertiggestelltes Haus Karlstraße 6. Zunächst hatte ich damals einen Freund in einer kurzen Seitengasse vor der Synagogenstraße. Ich glaube, der Junge wohnte bei seiner Großmutter, als Kind machte ich mir keine Gedanken über die Hintergründe. Mein Freund war Maßdiener, und wenn die



Glückwunschkarte zur Verlobung am 25.12.1913 in Berlin, „dem Brautpaar Grunewald - Joachim & deren Eltern“. (179)



Glückwunschtelegramm Moritz Peters zur Hochzeit am 15. Juli 1914 in Berlin. Weitere Gratulationskarten von Rudolf Zilleßen und Frau, Dr. med. Lueb und Frau sowie Telegramme der Familien Samuel und Simon Sanders, Otto Spelten aus Rheydt, Pruemen sowie von Emma und Ernst Grunewald sind im Besitz von Rolf. (180)



Katharina (Käthe), Sigmund und Rolf Grunewald vor dem neuen Haus Karlstraße 6, 1928. (181)

Glocken läuteten, betete er jedes Mal mit seiner Oma. Wir spielten zusammen „Halma“ und „Dame“.

In unserer neuen Nachbarschaft lernte ich Gerhard Dammer kennen, der schräg gegenüber, Venloerstraße 39 wohnte, und mit dem ich dann bis zu unserem Umzug nach Holland viele Jahre befreundet war. Aus dieser Zeit existiert noch eine schöne Kindergruppenaufnahme im Vorgarten Fünferlings (Venloerstraße 41) mit zwei Brüdern von Gerhard, einer Tochter von Fünferlings und

einem Mädelsommer, aus dem kleinen Haus gegenüber.

Links neben Dammers Haus stand ein altertümliches Giebelhaus mit einer zweiteiligen Tür, wovon man den oberen Teil für sich öffnen konnte (Klöntür). Als Kind erinnerte mich das ganze Milieu immer an das Märchen „Der Wolf und die sieben Geißlein“. Die Bewohnerin des Hauses war „Dick-Marie“ (Zilgens Marie, Venloer Str. 35), wie sie im Volksmund hieß. Hinter dem Haus befand

sich ein riesiger Garten, verwildert wie ein Dschungel. Beim Ballspiel auf der Straße landete der Ball mehr als einmal in ihrem Garten. Meine Mutter mußte dann extra kommen, um den Ball zu holen. Marie benutzte diesen Vorwand, um sich bei meiner Mutter darüber zu beklagen, wie ich mich mit „solchen Kindern“ (gemeint waren arme Leute) abgeben konnte. Die Frau irrte sich gewaltig, wir machten nämlich keinen Standesunterschied. Unsere Freundschaften entsprachen normaler menschlicher Natur, unabhängig von materiellen Dingen oder sonstigem Dünkel. Was es heißt, gemieden und verachtet zu werden, erfuhren wir später am eigenen Leib: Da gehörten wir als „Volksfeinde“ zu den Außenseitern der Gesellschaft und hatten neben Hab und Gut auch jedes Ansehen verloren.

Der Vater meines Freundes Gerhard Dammer und die beiden älteren Brüder Peter und Heini waren Dachdecker. Gefährlich war die Reparatur des Kirchturms, wovon auch mein Freund Gerhard ein Lied singen konnte, da er zuweilen seinem Vater bei dieser riskanten Arbeit half.

Wenn die alljährliche Fronleichnamsprozession in Kaldenkirchen war, schlugen die Brüder die Glocken oben im Kirchturm mit dem Klöppel in der Hand. Diesen charakteristischen Ton nannte man „beiern“.

Gerhard und ich waren immer zusammen, oft begleitete er uns auf Ausflügen. In der Nazizeit kam er anfangs noch im Dunkeln zu uns, nachher trennte uns die beiderseitige Lebensgefahr. Auf Anraten des Rektors kam er auf die Rektoratschule, übersprang auf Grund seiner Intelligenz zwei Klassen. Das imponierte mir damals schon sehr, und diese Hochachtung vor ihm hat sich noch immer bis heute bewahrt.



Rolf „Mein erster Schulgang 1926“. (182)



Das Foto wurde aufgenommen von dem ehemaligen Kaldenkirchener Bürgermeister Moritz Peters im Garten seines Hauses in Lobberich. V.r. Sigmund Grunewald und seine Schwester Emma, Peters 3. Ehefrau, Käthe Grunewald und Rolf. Das Paar mit Sohn links ist unbekannt. Um 1927. (183)



Im Garten Kaldenkirchen, Karlstraße 6. V.l. Käthe Grunewald, Robert Grunewald (Bruder von Elias) mit seiner Frau aus Krefeld, Moritz Peters und Frau, Emma Grunewald. Ganz rechts Friedrich (Fritz), der Sohn von Moritz Peters, und seine Frau Else. Um 1932. (184)

Meine Schulzeit und die „braune Pest“

Während Gerhard unter anderem Latein, Griechisch und für die Kommunion den „Katechismus“ studierte, lernte ich in Mönchengladbach Latein, Englisch und Französisch. Zur Vorbereitung auf meine „Barmitzwe“ kam der Religionslehrer aus Kempen persönlich zu uns ins Haus, um mir Unterricht zu erteilen. Die „Barmitzwe“ ist eine Einsegnung, eine Art Konfirmation oder Kommunion, die jeder Jugendliche in unserer Gemeinde nach seinem 13. Geburtstag empfängt. Die zuvor beim Religionsunterricht einstudierten Abschnitte aus der „Thora“ (Gesetzesrolle, fünf Bücher Moses) werden von den Kindern in der Synagoge in einem feierlichen Akt mit bestimmtem Tonlaut auf hebräisch vorgelesen, eingerahmt von einem Segensspruch, vor und nach der Prozedur. Anschließend gilt jeder Jugendliche als vollständiges Gemeindeglied. Für einen Gottesdienst sind mindestens zehn Personen, das heißt „Minjen“, erforderlich.

In der Stadt oder auf dem Weg zum Bahnhof traf ich in der Hitlerzeit auch meine ehemaligen Schulkameraden von der Volksschule wieder. Aber eines Tages kannten sie mich nicht mehr. Jeder kann sich vorstellen, wie sich das bei einem Jugendlichen auswirkt, plötzlich von allen gemieden zu werden. Ich dachte immer: „Was habe ich nur verbrochen, als Sohn jüdischer Eltern!“

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an den damaligen, netten Pastor der katholischen Kirche, Jan van Nooy. Als unsere Wege sich eines Tages beim Überqueren der Karlstraße kreuzten, flüsterte er mir leise, aber deutlich vernehmbar zu: „Alles wird nicht so heiß gegessen wie gekocht.“ Nie vergaß ich diesen gutgemeinten Trost, der sich aber leider nicht bewahrheitete.

Ein Neffe dieses vorbildlichen Geistlichen wohnte eine Zeitlang bei ihm und fuhr auch mit dem Zug zum Gymnasium nach Mönchengladbach, wo er seine Laufbahn vom Referendar zum Studienrat vorbereitete. Er besuchte ab und zu die junge Tochter von Kremers in unserem Nachbarhaus und bewies auch seine Spielkunst auf dem Klavier nebenan.

Das war noch die Anfangszeit der „braunen Pest“, was aber besonders gefährlich war, weil kaum einer einschätzen konnte, welch schreckliches Ende dieses „Höllenspiel“ nehmen würde. Im vertrauten Familien- oder Freundeskreis wagte man noch,



„Zur Hochzeit meiner Tante Emma mit Max Scheffel im Garten Karlstr. 6, um 1933.“ Von links Günther, Rolf mit Kaninchen, Hans (Günther und Hans sind die Kinder von Ernst und Johanna Grunewald). (185)

sich lustig zu machen und Witze zu erzählen:

„Warum sagt jemand, der in einen Hundehaufen auf dem Bürgersteig getreten ist ‚Heil Hitler?‘ Überall steht geschrieben: ‚Trittst du irgendwo hinein, soll dein Gruß ‚Heil Hitler‘ sein!‘“

„Warum hat Goebbels ein kürzeres Bein?“ „Lügen haben kurze Beine!“ Die vierstündigen Reden von Goebbels nannte man „Klumpfüßchens Märchenstunde“.

Ein Heringverkäufer bietet seine Ware auf der

Straße feil mit den Worten: „Heringe, so dick wie Göring!“ Er wird eine Woche eingesperrt. Darauf ruft er die folgende Woche: „Heringe, so dick wie vorige Woche!“

1934 im Zoologischen Garten Berlin las ich mit eigenen Augen ein Schild vor einem stattlichen Löwenkäfig: „Eigentum des Reichsfeldmarschalls Göring.“

Ich besuchte das Realgymnasium Mönchengladbach sechs Jahre lang von 1930 bis Mitte 36,



Hans auf der Hochzeit von Emma und Max Scheffel. (186)

davon drei Jahre in der Hitlerzeit. Einschließlich der einjährigen Lehre nach meiner Schulzeit ging es bis auf die freien Tage jeden Tag mit dem Zug hin und her, und zwar sieben Jahre. Darauf ist auch heute noch meine spezielle Zuneigung zu allen Fahrzeugen zurückzuführen, die sich auf Schienen bewegen, sei es der normale Zug oder noch schneller, die unterirdische U-Bahn.

Ich vergesse nie, wie 1934 der am Bodensee beheimatete „Graf Zeppelin“, in Form einer riesigen Zigarre, mit leisem Brummen, vom Gelände unseres Gymnasiums unter dem Staunen von uns Schülern über der Stadt zu sehen war.

Von anfänglich 50 Schülern schrumpfte die Klasse ungefähr auf 30 zusammen, darunter waren wir Kinder jüdischen Glaubens zu dritt. Auf unserer Schule merkten wir in der Nazizeit seitens unserer Mitschüler keinen Unterschied. Auch waren die Lehrer, besonders Direktor Dr. Giesing noch nicht vom „braunen Geist“ vergiftet.

Ich erinnere mich noch: Zu der Zeit, als die gro-

ßen vier-Pfennigmünzen aufkamen, machte ein Mathematiklehrer namens Darius sogar die Bemerkung, daß Goebbels trotz seiner nationalen Reden kein Held sei, damals eine gefährliche Meinungsäußerung. Goebbels stammte übrigens aus Rheydt. In der Turnhalle mußten wir im Gänsemarsch den Hitlergruß in richtiger Augenhöhe üben. Der Lehrer paßte sich wohl oder übel diesem ganzen Zirkus an, aus dem sich später das mörderische Spiel der Nazis entwickelte. Betrat ein Lehrer das Klassenzimmer, mußte er jedesmal die Schüler mit gehobenem Arm begrüßen und „Heil Hitler“ sagen. Die Klasse stand auf und verrichtete die gleiche Zeremonie. Dieses Affentheater wurde zur Gewohnheit und ging nach und nach in Fleisch und Blut über!

Samstags kamen die Schüler der „Hitlerjugend“ in Uniform, wir drei „jüdischen“ Klassenkameraden befanden uns dann zufällig mitten dazwischen. Hierbei ergab sich die eigenartige Situation, daß wir drei nach den ersten zwei Stunden frei beka-



Rektoratschule um 1934/35, erste Reihe, ganz rechts Günther Grunewald, links Lehrer Franz Joseph Giese (später Realschuldirektor), rechts Lehrer Görtches. (187)



Evangelische Volksschule, Klasse FrI. Biermann, 1928/29. Vor dem Treppenaufgang, sitzend, vorne links: Rolf. Gruppe von vier Jungen rechts auf der Mauer vom Treppenaufgang, vorne rechts: Günther Bonn, I. daneben auf der Mauer sitzend: Herbert Wende. Gruppe von fünf Mädchen auf der Treppe vor der Tür, vorne rechts: Leni Vieten. Hans-Hilmar Haasen (vor der Lehrerin), Kurt und Hans Mohr, Johannes und Gustav Linshöft, Karl-Heinz Senf, Günther Köster, Martin Hendrix, Eduard Reichert, Günther Steinberg, Günther Rossa, Erich Otten, Anneliese Uhlig, Elisabeth Hertel, Helmut Ulonska, Erich Sommer, Hans Kaftan, Günther Thomas, Jakob Janssen, Martha Lappen, Grete Reichert, Heinz Wirtjes, Horst Richter. (188)

men, um unserem Gottesdienst in der Synagoge beiwohnen zu können, was der Rabbiner Dr. Gelles bei dem hochanständigen Direktor Dr. Giesing erreicht hatte. Gleichzeitig gingen die „Hitlerjungen“ zu ihren Verbänden, so daß die „Neutralen“ in der Schule zurückblieben.

Die Klassenlehrer, die die Klasse unabhängig vom Fachunterricht unter sich hatten, wechselten von Jahr zu Jahr. Ich glaube, heute immer noch sagen zu können, daß wir am meisten bei einem Lehrer namens Schick lernten, der von Dülken kam und einen Teil des gleichen Schulwegs hatte wie ich. Also, Lehrer Schick war eine kleine rundliche Person, weshalb wir ihn „Pröpken Schick“ nannten. Er war gütig, überhaupt nicht streng und ließ zu, wenn wir mal untereinander im Unterricht schwatzten. Gerade durch seine nicht autoritäre, sondern eher liberale Art hielt er die Disziplin unter uns lang-

sam heranreifenden Schülern aufrecht. Wir lernten bei ihm spielend leicht Mathematik, Biologie (im Biologiesaal mit Kinogerät, das durch eine Bogenlampe belichtet wurde) und Chemie (im Chemiesaal an einzelnen Tischen mit Gasanschluß für Bunsenbrenner).

Stand nationalsozialistische „Rassenlehre“ auf dem Stundenplan, so war er es, der auf uns drei „jüdische“ Schüler Rücksicht nahm und uns vom Unterricht suspendierte, indem er uns vorher leise aufforderte, die Klasse zu verlassen. Dann denke ich noch an einen sehr netten Französischlehrer mit der Haltung eines Offiziers. An Hitlerfeiertagen, wenn sich das Schülerbild schon etwas „braun“ uniformiert zeigte, erschien er in Zivil, jedoch auf seinem Haupt präsentierte er stolz einen Offiziershelm mit „Spitze“. Es machte ihm sichtlich Spaß, sich dadurch von den Nazis zu unterschei-

den. Diese mußten den Affront zähneknirschend dulden, während andere heimliche Schadenfreude empfanden.

Unser beliebter Musiklehrer hieß Hannappel, im Schul-Volksmund natürlich „Hannibal“ genannt. Er und noch ein weiterer Musiklehrer studierten das Schulorchester ein. In der Nazizeit wurden im Musikraum neue Liederbücher ausgeteilt. Als jugendlicher Gymnasiast war es für mich ein Schlag ins Gesicht, als ich unter dem bekannten Lied der „Loreley“ las, daß der Verfasser nicht der „Jude“ Heinrich Heine sei. Glücklicherweise waren meine Lehrer und Mitschüler für solche Schmähungen noch nicht empfänglich, was ich dem Gymnasium für die damalige Zeit hoch anrechne.

An der Bahnhofstraße in Kaldenkirchen lag früher der alte katholische Friedhof. An den Feiertagen „Allerseelen“ oder „Allerheiligen“ stellten dort



Hermann Flörsheim

FERNSPRECHER:
SAMMEL-NR. 25051
TELEGRAMM-ADRESSE:
FLÖRSHEIMCORD



GOLDENE MEDAILLE DÜSSELDORF 1926

Weberei-Aktiengesellschaft

BANK-KONTO:
KREISBANK GLADBACH A-G.
M. GLADBACH
REICHSBANK-GIRO-KONTO
POSTSCHECK-KONTO KÖLN NR. 44561

Dr./Hy. M. GLADBACH, DEN 30. Juli 1937.

Ze u g n i s .

=====

Herr Rolf Grunewald war in der Zeit von 1. Juli 1936 bis heute bei uns als Webereilehrling tätig. Sein Vater erklärt uns heute, dass er den Lehrling nicht einhalten kann, da er in den nächsten Tagen zuwandern beabsichtigt.

Wir bedauern dieses ausserordentlich, denn wir verehren in Rolf Grunewald trotz seiner kurzen Tätigkeit bei uns einen ungewöhnlich eifrigen, fleissigen, handwerklich begabten jungen Mann, der sich trotz seiner Eigenschaft als Jude bei Allen grosser Beliebtheit erfreute. Unser Obermeister erklärt, dass G. bereits die Qualitäten eines Hilfmeisters besitze.

Rolf Grunewald wurde bei uns zu allen vorkommenden Arbeiten herangezogen. Er wurde, nachdem er das Weben gelernt hatte, einem Meister zur weiteren Ausbildung beigeordnet und hatte später auch kleinere Reparaturen selbst auszuführen. Nach der Arbeitszeit nahm G. an einem theoretischen Kursus teil, der in unserem Betriebe stattfand und konnte so seine praktischen Kenntnisse im Webereifach auch in theoretischer Hinsicht ergänzen.

Wir sind gerne bereit auf Anfrage jede nähere Auskunft zu geben und wünschen Rolf Grunewald für sein weiteres Fortkommen alles Gute.

ppa. Hermann Flörsheim

Weberei *J. Köhler*

... Große Beliebtheit trotz seiner „Eigenschaft als Jude“. (189)

viele Gläubige brennende Kerzen auf die Gräber der Verstorbenen. Ich erinnere mich besonders, daß wir im Gymnasium einen Aufsatz über diesen katholischen Brauch schreiben mußten und der Lehrer, Studienrat Dr. Dinges, sich über meine genauen Kenntnisse wunderte. Ich hatte mich immer schon mit vollem Respekt sowohl für die Sitten und Bräuche andersdenkender Menschen als auch anderer Völker interessiert.

Allmählich kamen dann andere Lehrer von umliegenden Schulen auf unser Gymnasium, die etwas „braune Farbe“ in die bis dahin reine Sphäre brachten. Nach der Lektüre eines deutschen Dichters der „vorhitlerischen“ Zeit bekamen wir zum Thema, den Sinn und die Gedanken dieses Werkes zu ergründen, um schließlich die ideologische Übereinstimmung der Dichtung mit den Nazithesen herauszufinden und deren Richtigkeit unumstößlich zu beweisen. Ein von oben diktiertes Spiel!

Oft wurde der Unterricht im Klassenzimmer unterbrochen, und dann ging es in die Aula, die übrigens wunderbar feierlich mit dem Gemälde der Akropolis im Vordergrund ausgestattet war. An der Seite befanden sich Marmortafeln mit vielen Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten. Dahinter die große Öffnung für das eigene Schulorchester, das bestimmten Veranstaltungen den musikalischen Rahmen gab. Hier wurde uns Schülern eines Tages ein Zeitzeuge des sogenannten „Komintern“ der Sowjetunion präsentiert, um schon die Stimmung der Jugend für den Krieg im Osten vorzubereiten.

Im Frühjahr 1936 war eine Rede des „Führers“, und ich vergesse nie, als ich danach zum Bahnhof in Mönchengladbach kam, bot sich mir ein völlig ungewohntes Bild für unsere Gegend: Züge vollbesetzt mit deutschem Militär. Die Nazis hatten die entmilitarisierte Zone plötzlich aufgehoben und damit den Friedensvertrag von Versailles nach dem Ersten Weltkrieg gebrochen.

Zu Hause hatte noch niemand was davon erfahren, heute absolut undenkbar, wo alles im Nu durch

die modernen Medien in der ganzen Welt wie ein Lauffeuer verbreitet wird. Übrigens begann 1934/35 schon ein Training für den Luftschutz, bei dem demonstriert wurde, wie man sich bei Fliegerangriffen zu verhalten habe. Meines Wissens wurden auch Gasmasken vorgeführt. Wer konnte zu der Zeit ahnen, daß die Welt fünf Jahre später in Flammen aufgehen sollte, wovon wir alle noch jetzt die Nachwehen spüren. Hinzu kommt ein immer noch in der Asche züngelndes oder gefährlich aufloderndes Feuer in Form vieler neuer Konflikte weltweit.

Im Zug, auf der Fahrt zur Schule, freundete sich ein zwei Jahre älterer Schüler namens Kirchhofer aus Dülken mit mir an, der die Oberrealschule in Mönchengladbach besuchte. Obwohl er merkwürdigerweise in der „SA“ war und eines Tages begeistert vom Reichsparteitag in Nürnberg mit dem „Führer“ zurückkam, hatte er meiner Ansicht nach, zumindest, wie ich es jetzt analysiere, das Bedürfnis, mich als „jüdischen“ Freund irgendwie in seine Obhut zu nehmen. Meine Eltern luden ihn sogar mal nach Kaldenkirchen ein, wobei er folgende Geschichte zum Besten gab, die er gehört oder gelesen hatte: „Jüdische“ Eltern hatten ein „christliches“ Kind adoptiert. Dieses Kind hatte eines Tages seine Adoptiveltern im echt nationalsozialistischen Geist angezeigt, nachdem ihm bewußt geworden war, welch ungeheures Verbrechen der „Rassenschande“ sein Zusammenleben mit den nicht leiblichen Eltern bedeutete. Mein damaliger Freund zeigte sich entrüstet über diesen gemeinen Verrat. Allerdings waren wir alle noch nicht reif, die grausame Zukunft zu ahnen, die uns überhaupt erst bevorstand.

Obwohl es auf dem Gymnasium noch sehr gnädig zuging, eine wahrhaft hervorzuhebende Ausnahme in dieser schon Nazi-infizierten Welt, kam ich leider nicht umhin, die Schulausbildung 1935 gezwungenermaßen abzubrechen. Ich erhielt zu meinem Abgang mit dem Einjährigen in der Untersekunda am 27. März 1936 ein Abschlußzeugnis, das noch gut ausfiel.

Die nationalsozialistische Verfolgung meiner El-

tern in Kaldenkirchen hatte derartige Ausmaße angenommen, daß meine Eltern sich entschieden, Deutschland zu verlassen. Sie wollten die Zeit bis zu unserer bevorstehenden Auswanderung nutzen, mich durch eine Ausbildung auf einen praktischen, handwerklichen Beruf vorzubereiten.

Unter den damaligen gesetzlosen und rechtswidrigen Verhältnissen war es fast unmöglich, als „Jude“ eine Lehrstelle zu bekommen. Dank der Hilfe des Rabbiners Dr. Gelles wurde ich schließlich im Alter von 15 Jahren doch noch in der Mönchengladbacher Cordweberei Hermann Flörsheim untergebracht. Ich erinnere mich, daß mein Vater mich bei der betreffenden Firma vorstellte und nach Vorlage meines Abgangszeugnisses des Realgymnasiums ein Schriftstück unterschrieb. Man sagte mir, daß ich als Lehrling angenommen sei. Während der weiteren Besprechungen meines Vaters mit der Leitung der Weberei, zeigte mir der Webstuhlmeister meine zukünftige Arbeitsstätte, mit dem für mich bisher völlig unbekanntem Geklapper der vielen Webstühle: Eine neue fremde Welt nach der Schulzeit tat sich für mich auf.

Am nächsten Tag begann schon mein erster Lehrtag, und in der Folgezeit lernte ich erst einmal das Weben an einem Webstuhl, dann die Webstuhlmechanik unter der Leitung von einem der besten Webstuhlmeister, Herrn Müller. Der Obermeister der Weberei hieß Kamps.

An bestimmten Tagen nahm ich abends im technischen Büro an einem theoretischen Kursus über die Textilbindungslehre unter der Leitung eines Herrn Hören teil. In diesem Unterricht lernte ich auch Herbert Löwensberg kennen, der bei einem Meister in einer anderen Abteilung eingesetzt war. Herbert lebte später in Montevideo und seine Aussagen und Unterlagen aus der gemeinsamen Zeit bei Flörsheim sollten für mich noch von größter Wichtigkeit werden. Bei Flörsheim arbeitete ich ein Jahr und erhielt zum Abschluß ein ausgezeichnetes Zeugnis mit auf den Weg, das ich wie alle weiteren Arbeitsbescheinigungen in meinem Leben bis heute wie ein Wertpapier aufhob!

„Es war einmal ein treuer Husar“

Mein Vater hatte sich Anfang der zwanziger Jahre mit Otto Spelten aus Rheydt zusammengetan und die Zigarrenfabrik „Spelten-Grunewald“ gegründet. Zuvor betrieb er die Fabrik viele Jahre mit Josef Sanders unter dem Namen „Sanders, Grunewald & Co.“¹ Meines Wissens gab es neben der Firma „Spelten-Grunewald“ eine zweite Firma „A. Wolf & Co.“. Wolf war ein junger Mann aus dem süddeutschen Raum, der seine Anteile an die Partner abgetreten haben muß. Eine Firma diente für den Verkauf en gros (Großhandel) und die andere für den Verkauf an private Kunden. In der Krise vor und während der Hitlerzeit gab es leider viele „faule“ Kunden unter den Rauchwarengeschäften, so daß die Außenstände oft beim Amtsgericht Lobberich eingeklagt werden mußten.

Ich nehme an, daß auch die Ehefrauen an einer der Firmen beteiligt waren, da die Damen öfter mit nach Lobberich fuhren. Als Kind blieb ich dann in Verwahrung beim Bauernhof Peters, den Eltern von Theodor Peters, dem Buchhalter unserer Zigarrenfabrik. Die Produktion befand sich erst in den hinteren Räumen von Baumeister Schmitz. 1924 bauten die Partner eine neue Fabrik auf der Spital-/Ecke Brückenstraße.

Während Otto Spelten in Rheydt blieb, zog sein Sohn Josef mit Ehefrau Margarete 1925 nach Kaldenkirchen, um die Fabrik gemeinsam mit meinem Vater zu betreiben. Nach unserem Umzug in das neue Haus übernahmen sie unsere bisherige Wohnung.

Der größte Teil der Belegschaft arbeitete an Tischen, Radio gab es noch nicht, und so sangen die Männer und Frauen zusammen die landläufigen Lieder wie: „Es war einmal ein treuer Husar ...“, oder das Lied von der Mutter mit dem kranken Kind und dergleichen. Es herrschte eine friedliche und gemütliche Stimmung.

Erfolgte die Zigarrenherstellung über Jahre hinweg per Hand, so wurde eines Tages zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit und Produktivität eine Maschine angeschafft, die verschiedene Arbeitsabläufe automatisierte. Ich weiß nicht mehr genau, ob das vor oder zu Beginn der Hitlerzeit geschah.

Die Zigarre besteht aus der sogenannten Einlage (zerkleinerte Zigarrenblätter ohne Stengel), dem Umblatt (ganzes Blatt schon mit etwas besserem



Fahrt mit einem Landauer nach Lüttelforst, 1924.
V.r. 2. u. 3. Sigmund und Käthe, dahinter Anna, Otto, Margarete und Elisabeth Spelten, sitzend Rolf mit Spielgefährtin aus der Nachbarschaft, rechts der Buchhalter der Firma Theodor Peters. (190)

Aussehen) und dem Deckblatt, dem besten Tabakblatt mit schöner, gleichmäßiger Maserung und Farbe. Die Einlage wurde an einer Seite in die Maschine geführt, auf der anderen Seite das Umblatt, und dann reichte der Apparat mit einem Arm die provisorischen Zigarren noch ohne Deckblatt in die Form, Stück für Stück nebeneinander. Danach wurde die Form mit dem Gegenstück per Hand geschlossen und in einer Presse zusammengedrückt. Nach der Formgebung wurde das Deckblatt durch Handarbeit ergänzt. Es gab noch eine Pudermaschine und die Sortierung nach Farben. Auf diese Weise sollte die Zigarre ein vollendetes Aussehen bekommen, ehe sie später in Rauch aufging. Diese Erklärung erhebt jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit!

Ich erinnere mich, daß diese Maschine eines Tages gesetzlich stillgelegt werden mußte, wobei der Staat meines Wissens sogar einen Ausgleich bezahlte. Die Zeit war noch nicht reif für die Konkurrenz der Maschine zur menschlichen Arbeitskraft. So

viel ich weiß, verfügte die Zigarrenfabrik über ein sogenanntes Transilager für die Lagerung von Tabak unter Zollverschluß. So wurde der Zoll erst nach Entnahme und Verarbeitung der jeweiligen Tabakballen aus dem Lagerbestand entrichtet. Schon Jahre vor der Nazizeit sprach mein Vater von der großen Krise, die sich für die Kaldenkirchener Tabakindustrie abzeichnete, mit den Worten: „Wir legen Geld dazu!“

In der Hitlerzeit machte dann allmählich der totale Boykott durch die Nationalsozialisten dem Geschäft den Garaus. Im Jahre 1935 verkaufte mein Vater schweren Herzens seinen Anteil an der Fabrik an seinen Sozius Spelten, da diese mit einem „jüdischen“ Teilhaber nicht mehr weitergeführt werden konnte. Das gute Gewissen des Herrn Spelten ließ dies anfänglich nicht zu. Wie mein Vater erzählte, äußerte er sich damals so: „Ich will nicht den Namen haben, daß ich einen Juden rauschmeiße!“ Aber dieser humane Vorsatz konnte unter den bedrohlichen Umständen nicht aufrecht

erhalten werden, der Verkauf des Anteils wurde getätigt.

Mein Vater erhielt unter anderem als Abfindung ein Kontingent, um Tabak beziehen zu können, und mit ein paar Arbeiterinnen und einigen Formen und anderen Hilfsmitteln begann er in unserem Privathaus eine winzige Zigarrenproduktion. So versuchte er, uns durch den Verkauf von Zigarren an Privatpersonen mit Ach und Krach über Wasser zu halten. Dennoch wurde nach den ursprünglich guten Vermögensverhältnissen unsere finanzielle Lage äußerst kritisch.

Da ich meinem Vater auf der Tasche lag, war es für mich eine Genugtuung, ein wöchentliches Entgelt von meiner Lehrfirma zu bekommen. So konnte ich mir davon die Monatsrückfahrkarte Kaldenkirchen - Mönchengladbach kaufen und mit großer Sparsamkeit allmählich Utensilien wie Millimeterpapier, Spezialmappen zum Einkleben der Muster für den Fachkursus, ein paar Zigaretten, einen Essensträger, Thermosflasche und sonstige Kleinigkeiten selbst anschaffen.

Kaum hatte sich mein Vater von seinem hochanständigen Partner durch Ausscheiden aus dem Betrieb getrennt, konnten wir leider auch nicht mehr die Hausangestellte Lene Reinders halten, die sieben Jahre lang bei uns „den Himmel auf Erden“ hatte. Jedes Jahr bekam sie ein Weihnachtsgeschenk im Wert ihres Gehalts. „Dank Hitler“ war das nun plötzlich aus.

Nach ihrer Entlassung randalierte eines Nachts eine „Nazihorde“ vor unserem Haus und brach die schöne Fahnenstange ab, die zwischen zwei Holzbalken in der Erde eingelassen war, während ein Sprechchor lautstark und drohend verkündete: „Jude bezahle, was du schuldig bist, sonst kommt dir das Femgericht!“

Lene war Holländerin, gebürtig aus Kaldenkirchen. Nach dem Krieg wohnten wir kurz bei ihrer Schwester in Venlo am Leutherweg, nicht weit vom Venloer Berg entfernt. Wie sich dabei herausstellte, war die ganze Familie unserer Hausangestellten damals von den Brüdern aufgehetzt worden, die in der „Partei“ waren und den Krawall angestiftet hatten.

Das eigentliche gewaltsame Kesseltreiben mit allen erdenklichen Schikanen erlebten wir glücklicherweise nur als Einzelfall in der vorstehend beschriebenen Form. Jedoch erinnere ich mich, daß mein Vater mit Rabbiner Dr. Gelles nach Venlo fuhr,



Wassenberg Pfingsten 1924.
Mitte Käthe mit Rolf, v.l. Elisabeth, Anna, Otto u. Margarete Spelten. (191)

und sich beide bei der Rückkehr im Grenzzollamt einer vollständigen Leibesvisitation unterziehen mußten.

Die Familie Keizer wohnte in der Hitlerzeit im ersten Stock über dem Geschäft von Siegfried Sanders. Inzwischen war das „Schächten“, das Schlachten von Tieren nach jüdischer, religiöser Vorschrift mit einem scharfen Messer verboten. Als holländische Staatsbürgerin besorgte Frau Keizer die sogenannten „koscheren“ Hühner aus Holland. Da mein damaliger Religionslehrer Dr. Gelles streng religiös lebte, beschaffte ich auch ihm jeden Freitag zwei dieser Hühner, was er wegen seiner Überzeugung sehr zu schätzen wußte.

In den Jahren 1933 oder 34 wurde in Venlo der Film „Im Westen nichts Neues“ gezeigt. Unter Hit-

ler war dieser Streifen als Anti-Kriegsfilm streng verboten. So gab es damals einen regelrechten Kino-Tourismus nach Venlo. Meinen Eltern war das Vergnügen aber im ersten Moment nicht vergönnt, da der Motor des damaligen Opel irgendwie durch Fehlzündung Feuer fing. Ich löschte den Brand durch Überstülpen nasser Säcke und fälschlicherweise auch mit Sand. Wir kamen mit dem Schrecken und einigen Reparaturkosten davon. Ob meine Eltern den Film später doch noch sahen, ist mir nicht in Erinnerung. Außerdem gab es in dieser Zeit in Venlo eine Anti-Nazi-Zeitung „Der Weg“ und zwar in deutscher Sprache, angeblich herausgegeben von einem katholischen Geistlichen. Mein Vater brachte das Blatt sogar über die Grenze, aus heutiger Sicht eine sehr riskante Sache, bedenkt



Pferdefuhrwerk Kauwertz & Co. vor der neuen Zigarrenfabrik Spelten-Grunewald, nach 1924. (192)

man die ganzen Folgen des nazistischen Terrors.

Von Nazigrößen aus Kaldenkirchen ist mir nur Ernst Lappen bekannt. Ich glaube, auch der Name Karl Otten fiel.

Bürgermeister Dr. Pauw, Nachfolger von Moritz Peters, wohnte in der Nähe von uns auf der Bahnhofstraße 24, sozusagen in unserer Nachbarschaft, und war auch in der Nazizeit im Amt. Ich erinnere mich noch, daß das schöne Haus gebaut wurde, in dem er später wohnte und traf ihn gelegentlich im Zug. Das Zusammentreffen mit ihm vor und in der Hitlerzeit war mehr ein Grüßen, ohne irgendeine Verdächtigung meinerseits. Ich sah ihn immer nur mit dem unschuldigen Blick durch die Brille eines heranwachsenden, reifenden Jugendlichen.

Vom Zigarrenfabrikanten zum Heißmangelgehilfen

Im Jahre 1936 spitzten sich die Verhältnisse derartig zu, daß wir beschlossen, nach Brasilien auszuwandern, um uns dort eine neue Heimat zu suchen. Der „Verkauf“ unseres Wohnhauses, das übrigens wie die Fabrik von Baumeister Schmitz gebaut worden war, an das Hauptzollamt Kaldenkirchen auf deren Initiative hin, erfolgte zu einem Spottpreis, wobei wir 15.000 Reichsmark für „Reichsfluchtsteuer“ aufzubringen hatten, um das Land verlassen zu können. Als offenkundig wurde, daß in der Urkunde die großen, weißen Bänke im Garten nicht erwähnt waren, die mein Vater als „Geschenk“ hinzufügen wollte, mußte noch zusätzlich ein Schriftstück aufgesetzt werden, um die Bänke in den Kaufvertrag einzubeziehen. Das Reich durfte von „Juden“ nämlich keine Geschenke annehmen. Hinzu kam, der Leiter des Hauptzollamts, Regierungsrat Zellmann, war Träger des Goldenen Parteiabzeichens der NSDAP!

Am 2. August 1937 gingen wir über die Grenze ins Nachbarland, was als erste, kurze Etappe unserer Weiterreise nach Südamerika gedacht war. Mein Vater besorgte alle Einwanderungspapiere und be-

mühte sich um die Einreise nach Brasilien. Es war uns aber nicht vergönnt, dorthin zu emigrieren, da die Einreise für „Juden“ auf Druck des deutschen Naziregimes hermetisch gesperrt war, wie wir beim brasilianischen Konsulat erfuhren. So wurde Holland unsere neue Heimat.

Anfangs fanden wir in einem Fabrikgebäude in Tegelen, Rolandstraat 20, eine provisorische Unterkunft. Wegen der katastrophalen politischen Entwicklung in Deutschland hatte mein Vater zusammen mit Josef Spelten überlegt, die Produktion nach Holland zu verlagern und in diesem Gebäude eine Tabak- und später Zigarrenfabrikation erprobt, was aber zu keiner erfolgreichen Lösung führte. Nach kurzer Zeit zogen wir von Tegelen nach Steyl, wo wir in einem Zimmer unterkommen konnten. Inzwischen fand ich in einer Fahrradreparaturwerkstatt eine kurze Beschäftigung, die ich aber nach wenigen Wochen aufgeben mußte, da ich keine Arbeitserlaubnis besaß.

Mein Vater hatte einen guten Freund in Tegelen, einen Herrn Wilhelm Wolters, ehemaliger Direktor der Arbeitsbörse Venlo. Durch seine Beziehungen in Den Haag erreichte er für mich doch die nötige Erlaubnis, um von Dezember 1937 bis Oktober 1940 bei der „Nederlandsche Weverij - Stoffenfabrik Voss“ in Tegelen arbeiten zu können, da in dieser Region Knappheit an Webern herrschte.

Dieser Herr Wolters war auch an der Rettung von Besitzümern unserer Verwandten Heymann, Berlin, später Montevideo, beteiligt und wurde von uns nach dem Krieg als Zeuge in unseren Strafanzeigen genannt.

Mein Vater fiel bei der langen Suche nach einer neuen Existenz auf einen Schwindler rein. Ein Schuft, wie sich nachher herausstellte, hatte die Idee, eine Fräsmaschine in ein altes Auto einzubauen, um auf diese Weise besser und schneller die Holzblöcke direkt bei den Metzgern glätten zu können. Mein Vater übernahm die Finanzierung. Eines Tages täuschte der „Partner“ eine Erkrankung vor, eignete sich die Maschine an und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Bei der Fahndung der Polizei



„Die ‚Freifahrkarte nach Jerusalem‘ wurde mir auf der Kehrstraße, gegenüber dem Bürgermeisteramt, von einem unbekanntem Jungen gereicht.“ (193, 194)

stellte sich heraus, daß dieser „Herr“ schon andere Betrügereien auf dem Kerbholz hatte. Dieser zusätzliche Skandal trug meinem Vater nach allen bisherigen Strapazen einen Nervenzusammenbruch ein.

Glücklicherweise ergab sich dann doch ein Ausweg. In Venlo gab ein deutsches Ehepaar, das nach Deutschland zurückkehrte, einen Heißmangelbetrieb mit Annahmestelle für chemische Reinigung und Färben von Kleidungsstücken auf. Meine Eltern übernahmen das Geschäft P. Mey, Grote Kerkstraat 8 und arbeiteten sich gut ein, wenn es auch schwer war, sich ohne jegliche Erfahrung auf diese Sache umzustellen. So standen meine Mutter und mein Vater, Sohn des Kaufmanns Elias Grunewald am Rathaus, langjähriger Freund des Bürgermeisters Moritz Peters, sowie ehemals bekannter und sehr angesehener Kaldenkirchener Zigarrenfabrikant, der vielen Menschen ohne Unterschied mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatte, hinter der Mangel und plätteten die feuchte Wäsche, die zahlreiche Venloer zu ihnen brachten.

Wir wohnten über dem Geschäft, und ich fuhr jeden Tag mit dem „fiets“ zur Weberei nach Tegelen. Inzwischen ging ich in Venlo zur „Gemeentel. Handelsavondschool“, um durch einen Kursus ein „diploma“ zu erlangen. Natürlich lernte ich dabei wichtige Fächer für meine Allgemeinbildung und

meine zukünftige Entwicklung, wie auch die holländische Sprache.

Am 10. Mai 1940 erfolgte der deutsche Überfall auf Holland, das in wenigen Tagen von den deutschen Truppen besetzt wurde. Schon einige Monate zuvor hörte man andauernd ein bedrohliches Böllern von der deutschen Seite. Vor dem Einmarsch wurde von den holländischen Behörden bekanntgegeben, daß die Maasbrücke eventuell gesprengt werden müsse. Die Bürger wurden aufgefordert, vorsorglich Papierstreifen diagonal über die Scheiben zu kleben. Lebensmittelkarten für Hülsenfrüchte wurden eingeführt. Viele deutsche Beschäftigte kehrten nach Deutschland zurück. Alles kam viel schlimmer, als wir es uns in unseren kühnsten Träumen vorgestellt hatten. Mit kaputten Scheiben allein hätten wir uns noch getröstet.

Das Venloer Zentrum wurde durch die holländische Artillerie von der Blericker Maasseite aus beschossen. Da auch die Kerkstraat zu den gefährdeten Zonen zählte, flohen wir zu Bekannten außerhalb des Zentrums. Dabei erfuhren wir zu unserem Leidwesen von unseren treuen Nachbarn Kusters, daß ihr Sohn sein Leben durch den Beschuß verloren hatte.

So war die anfängliche Ruhe in Holland jäh gestört. Nach der allgemeinen Kriegsgefahr durch den militärischen Überfall, begann auch hier wieder die Judenverfolgung. Nach einigen Monaten bekamen wir ein Schild ins Schaufenster unseres Geschäfts: „Für Angehörige der deutschen Wehrmacht verboten!“ Inzwischen ließen die Nachbarn die Kellerwände durchbrechen, damit man bei Bombenangriffen oder anderer Gefahr von einem Keller in den

anderen gelangen konnte, was für unsere besondere Notlage später sehr wichtig sein konnte.

Abends war strikte Verdunkelung wegen der Fliegerangriffe. So griff ich einmal irrtümlich nach einem Lichtschalter im Laden, was ein kurzes „Blitzlicht“ im Schaufenster auslöste. Sofort erschien die holländische „Marechaussee“ auf der Bildfläche, verzieh aber sofort aus freien Stücken mein Vergehen, da wir als „Juden“ schon genug zu leiden hätten. Eine äußerst humane Geste aus unserer Sicht.

Ein mit uns befreundeter „jüdischer“ Herr namens Wiener machte uns auf einen Erlaß der Wehrmacht aufmerksam, wonach alle kupfernen Gegenstände abgeliefert werden mußten. Wir persönlich besaßen keine, aber ich schlug ihm vor, seine Kunstgegenstände bei uns im oberen Stock unter den Dielen zu verbergen. Nach kurzer Zeit machte er sich Sorgen, daß bei Hausdurchsuchungen diese Gegenstände entdeckt werden könnten. Also schnürte ich ein Paket und beförderte es unauffällig mit dem Fahrrad an die Maas. Mit einem Wurf landete es leider noch vor dem Wasser, trotzdem nahm ich schleunigst unbemerkt Reißaus.

Nach den ersten Tagen der Besetzung in Venlo erlebte ich folgenden Vorfall: Ich tätigte einen Einkauf in einem Kolonialwarengeschäft und wartete mit den anderen Kunden in geordneter Reihe auf die gut organisierte Bedienung. Da erschien ein deutscher Offizier. Nachdem er sah, daß er nicht sofort an der Reihe war und warten mußte, regte er sich wütend auf und schrie plötzlich wie ein Verrückter: „Sie lassen mich absichtlich warten, ich werde das Geschäft schließen lassen!“

Ein allgemeines, verbissenes Schweigen war die

Antwort, jedoch, der Mann wurde sofort bedient, eine Minikapitulation vor den Machthabern von holländischer Seite, ein kleiner Vorgeschmack auf das, was noch alles kommen sollte ...

Eine andere Beobachtung klingt eher wie ein Witz, ist aber wahre Begebenheit: Beim Straßenrestaurant Dielen kam ein Nazi mit einem großen Hakenkreuzabzeichen rein, worauf der Kellner reagierte: „Dat moet U in de zak steken!“ (Das stecken Sie man in die Tasche!) Außerdem wurde in Holland gesungen: „Op de hoek van de straat staat een NSBer, het is geen man, het is geen vrouw, het is een ras-plebéer, met de krant in de hand staat hij daar te venten, en verkoopt zijn vaderland voor een paar rotte centen.“ (An der Straßenecke steht ein holländischer Nazi, er ist weder Mann, noch Frau, nur absoluter Pöbel, mit der Zeitung in der Hand versucht er sich anzubiedern, und verkauft sein Vaterland für ein paar Scheiß-Cente.)

Anfang 1942 mußten wir, wie alle übrigen jüdischen Bürger, als Personen „van geheel of gedeeltelijk joodschen bloede“ (von ganzem oder teilweise jüdischem Blut) ein Formular für eine Sonderabteilung der deutschen Besatzungsbehörden ausfüllen, und zwar diente diese Erfassung angeblich zur Bearbeitung und Genehmigung unserer bevorstehenden Auswanderung.

Bei der persönlichen Anmeldung am 15. April 1942 in Amsterdam lernte ich eine Dame kennen, und zwar die Schwägerin des weltbekannten Filmregisseurs Lubitsch (1892-1947), der nach 1923 in den Anfängen des Tonfilms in Hollywood eine große Rolle spielte.

In Wirklichkeit handelte es sich bei dieser zynischen Anmeldepflicht lediglich um eine Registrierung aller jüdischen Personen des Landes und ihrer Vermögenswerte, der Anfang der sogenannten „Endlösung“, wie sich nachher herausstellte. Wir mußten unsere deutschen Pässe abgeben und erhielten holländische Ausweise mit einer speziellen Markierung: „J“ für „Jude“. Wir durften ab sofort weder öffentliche Anlagen betreten oder Sitzbänke benutzen noch den Wohnsitz verlassen. Außerdem wurden wir ab 2. Mai 1942 gezwungen, als Kennzeichnung einen gelben „Judenstern“ zu tragen. Trotzdem ahnten wir nicht, was uns noch alles bevorstehen sollte, wenn es auch ohnehin kaum ein Entrinnen gab.

Inzwischen hatte ich die Stelle in der Tegeler Weberei aufgegeben und Ende 1940 in Nijmegen



Rolf: „Zynische Erklärung der Nazis, Kommentar unnötig!“ (195)



Rolf: „Zynische Formulierung der Nazis mit heimlichem Hintergedanken der sog. Endlösung!“ (196)

eine neue Arbeit in der „Chemische Reiniging/Ververij de Vlinder“ (Schmetterling) begonnen, zu der meine Eltern die Reinigungssachen zwecks Bearbeitung sandten. Ich sollte also einen neuen Beruf erlernen, die Kleiderfärberei.

Ich arbeitete ungefähr ein Jahr in diesem Fach, eine schwere und ungesunde Tätigkeit. Glücklicherweise wurde von den holländischen Behörden neben der Verpflegung auf Lebensmittelkarten ein wenig mehr an Butter und Milch verteilt. Um meine Eltern besuchen zu können, mußte ich mich

von einem Schiffsführer im Rumpf eines Maaskahns verbergen lassen, von Nijmegen nach Venlo, hin und zurück!

Im Juni 1941 konnte ich noch in Nijmegen die Prüfung der Abendhandelsschule absolvieren und ein Diplom erlangen. Damals wurde gerade eine Vorschrift erlassen, die es erlaubte, mit dieser Urkunde ein Geschäft zu eröffnen. Ich habe dieses Schriftstück zwar nie für diesen Zweck einsetzen können, aber das erlernte Wissen war ein Gut, das mir niemand streitig machen und auch keine Ver-

folgung oder Hyperinflation zerstören konnte.

Ich wohnte bei einer Familie Heuvel, sehr nette, gütige Leute, die sehr judenfreundlich waren. Der Hausherr machte mir immer Mut und sagte, wenn einmal die Stunde der Freiheit schlägt, würde er mich in ein „oranje pakje“ (Anzug) kleiden, um zu feiern. „Oranje“ ist die Farbe des Königshauses Oranje Nassau. Leider verlor dieser gute Mensch später bei einem Bombenangriff im Zentrum von Nijmegen sein Leben.

Haft und Deportation

Von Freitag, 21. bis einschließlich Dienstag, 25. Oktober 1941 wurde mein Vater auf Anordnung des deutschen Oberzollsekretärs Knab beim „Devisenschutzkommando Holland“ inhaftiert, um die Abgabe unseres Vermögens zu erpressen, und zwar im Polizeigefängnis von Venlo. Vorsorglich hatte mein Vater vor unserer Auswanderung für uns und auch für meine Verwandten Heymann in Berlin (Montevideo), Scheftel (London) und einige bekannte Leute Wertsachen über die Grenze schaffen lassen, um diese dem Raub durch die Nazis zu entziehen und nicht im Ausland betteln gehen zu müssen.

In den Augen der „braunen Seuche“ war das natürlich ein schweres Vergehen. Sie drehten den Spieß um, beriefen sich auf ihre Gesetze und versuchten mit allen Mitteln, die Sachen für das Deutsche Reich zu „requirieren“ (beschlagnahmen).

Diese Freiheitsberaubung und Gleichsetzung mit gewöhnlichen Verbrechern griff die durch „Angina pectoris“ (Herzkrankung) angeschlagene Gesundheit meines Vaters entsetzlich an. Im Verlauf des Arrestes wurde er jeden Tag, außer dem dazwischen gelegenen Sonntag, unter Drohungen verhört. Da er dennoch keine Angaben machte, wurde dann noch meine Mutter am Montag, dem 24. Oktober zu Hause vorgenommen. Nachdem ihr Knab vorhielt: „Erinnern Sie sich einmal, daß im Stübchen hinter dem Laden über Brillanten verhandelt wurde, Zaayen hat's mir erzählt“, und gleichzeitig massiv damit drohte, meinen Vater nach Deutschland zu überstellen, sackte sie schließlich bei einem fünfstündigen Verhör zusammen und offenbarte das Versteck amerikanischer Aktien, Wertpapiere und Schmucksachen, darunter einige kostbare Erbstücke meiner Großmutter, in dem

durch den Durchbruch zugänglich gemachten Keller des benachbarten Drogisten Pierre Delnoy.

Mein Vater kam nach fünf Tagen frei als gebrochener Mensch, nicht aber ohne vorher noch dem Hitlerschergen zu versichern, daß er mit den ausländischen Wertpapieren nur „eine schön aussehende Seifenblase“ erpreßt hätte. In Wirklichkeit war jedoch auch der Rest unseres durch harte Arbeit verdienten Eigentums auf fremdem Territorium gestohlen worden.

Wie sich aus den Verhören ergeben hatte, ging der Verrat meiner Eltern an den deutschen S.D. (Sicherheitsdienst der SS) wahrscheinlich von Herman Zaayen aus, Sohn einer Familie, die neben dem Restaurant Dielen, nicht weit entfernt vom Restaurant Wilhelmina, ein Reisebüro betrieb. Zaayen und

eine Frau Ehren waren vor dem deutschen Einmarsch für Transaktionen über die Grenze bekannt und hatten 1939 daran mitgewirkt, für unsere Familie Wertsachen, unter anderem von einer Tante Dora in Greffrath, nach Holland zu holen. Sie hatten somit Kenntnis von unserer Situation.

Später erschien dieser Beamte Knab noch des öfteren, um mehr zu erzwingen, indem er behauptete, daß mein Vater noch weiteres Vermögen zurückhielt. In unserer Wohnung äußerte er in meinem Beisein: „Es geht nicht darum, Leute zu bestrafen, sondern nur um Gelder, die unrechtmäßig über die Grenze gelangt sind, zurückzubekommen!“ Mein Vater verwies auf seine Krankheit, worauf er sich sogar telefonisch bei unserem Hausarzt Dr. Schaak, Villapark 13, Venlo erkundigte und noch drohte, ihn in ein Gefängnislazarett nach Deutschland zu überführen.

Einige Wochen später übergab Knab mir die bis auf ein wertloses Armband geplünderte Kasse in seinem Büro in Nijmegen. Auf meine Frage erklär-



„Mein Vater Sigmund im Eingang unserer Heißmangel MEIJ in Venlo, Grote Kerkstraat 8, 19.5.1941.“ (197)

te er mir, daß mein Vater wegen „Devisenschmuggels“ vor ein Gericht gestellt würde. Dann ließ er endlich nach, und wir hörten vorerst nichts mehr von ihm.

Im Januar 1942 verschärften sich die Krankheits-symptome meines Vaters: Schmerzen in der Brust und den Schultern durch Arterienverengung, Kurzatmigkeit, zu hoher Blutdruck, natürlich ungünstig beeinflußt durch seinen hoffnungslosen und wehrlosen Zustand. Er mußte seine Ernährung umstellen und das Rauchen beenden. Auf Grund einer konsequenten Diät besserte sich sein Zustand vorübergehend.

Da meine Eltern laufend Reinigungs- und Färbereisachen nach Nijmegen schickten, wo ich beschäftigt war, und auch der Chef der Firma regelmäßig nach Venlo fuhr, um abzurechnen, kam die Korrespondenz pünktlich in meinen Besitz und umgekehrt.

Im August 1942 brachte mir Frau Ponsioen, die Tochter des Geschäftsinhabers van Kempen, weinend die Nachricht, daß die Nazis meine Eltern am 21. mit dem größten Teil der jüdischen Bürger Venlos in einen Kohlenkeller getrieben hatten, um einen Sammeltransport der „SS“ nach Maastricht zusammenzustellen, zur weiteren Deportation über holländische Durchgangslager nach Polen.

Die Untersuchung meines Vaters nach seiner Ankunft in Maastricht ergab einen so extrem hohen Blutdruck, hervorgerufen durch die furchtbare Aufregung, daß die zuständige Ärztin, die noch etwas Menschlichkeit zeigte, sich unmißverständlich äußerte: „Der Mann übersteht die Reise nicht!“ Gemeint war die Deportation! Sie hatte leider Recht, denn er war schwer herzkrank, wie sich vier Monate später zeigte. Glücklicherweise kam mein Vater frei. Meiner Mutter wurde von Mitgliedern der „SS“ gestattet, mit ihm nach Venlo zurückzukehren und ihn dort zu pflegen. Meine Eltern konnten als einzige den Transport verlassen.² Nach ihrer Rückkehr eröffneten sie das Geschäft wieder mit übermenschlicher Anstrengung und Hilfe der Nachbarn, wobei die Leute sie mehr denn je unterstützten.

Am 27. August 1942 schrieb ich einen Brief an meine Eltern, nachdem sie dem Los des Abtransports entronnen waren und ich mich auf ein Lager vorbereitete, wie man es sich damals vorstellte: „Meine Lieben! Ihr seid doch wohl glücklich, daß ihr wieder in eurem trauten Heim gelandet seid. Dieses Abenteuer ist wieder hinter dem Rücken, hoffentlich bleiben euch weitere erspart. Heute sind hier 16 junge holl. Leute, die „gekeurd“ (registriert) waren, ins Kamp gereist. 23 waren aufgerufen, sieben sollen sich aber nicht gestellt haben. Wie ich hörte ist die „Keuring“ für Ausländer und Staatenlose, die für nächste Woche vorgesehen war, abgesetzt. Ob günstig oder ungünstig, wer weiß? Das Wetter ist wunderbar und die Arbeit reichlich. Den Füllfederhalter halte ich für Reserve. Knöpfe, Garn u.s.w., Eßnapf, Waschschüssel (die für holl. Kamp erforderlich ist) und Einlagen habe ich inzwischen besorgt. Ich bin noch auf der Suche nach einer Feldflasche, die in Geschäften nicht zu haben ist, vielleicht „twede hands“ (gebraucht)? Frau Ponsioen ist äußerst gefällig zu mir und macht sogar Besorgungen für mich in der Stadt. Sie rechnet sich das als große Ehre an, um uns zu helfen. Dienstag hat sie euretwegen den ganzen Tag geweint. In der Not lernt man Leute kennen! Wer ist noch in Venlo oder welche Jd. (Juden) sind weg und wohin. Grüße alle Nachbarn, die sich so hilfsbereit u. gefällig erwiesen. Meine Wäsche habe ich färbereigemäß „gemerkt“ (markiert) / gemäß Jd.Raad (Joodse Raad) Alles Gute und Kopf hoch! euer Rolf“

Inzwischen kam auch Nijmegen bei den Nazis an die Reihe. Man sprach von einer Deportation der jüdischen Einwohner zu Bergwerken in Osteuropa, dabei wurde natürlich das grauenhafte Schicksal der sogenannten „Endlösung“, das dahinter stand, mit keiner Silbe erwähnt. Ich erstand einen Rucksack und ähnliche Gegenstände, die man für einen solchen Abtransport und Einsatz als notwendig erachtete. Außerdem erkundigte ich mich sogar nach einem Arzneimittel für die in Aussicht gestellte, ungesunde Arbeit.

Inzwischen erhielt der Buchhalter der Färberei

bei meinen Eltern in Venlo Informationen über eine Untergrundbewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, Bürger durch „Untertauchen“ vor der drohenden Deportation zu retten. Meinem Vater war längst klar geworden, daß die Lage der „Juden“ immer hoffnungsloser wurde durch die unmenschlichen und gnadenlosen Aktionen der Deutschen. So wurde mir auf Ersuchen meiner Eltern eine Adresse in s'Hertogenbosch übermittelt, wo ich Unterschlupf finden sollte.

Zu meiner Sicherheit und auch meiner guten Pensionsleute wegen, mußte ich erst eine Notlüge erfinden, um mich unauffällig absetzen zu können. Den „Judenstern“ befestigte ich nur mit Stecknadeln und legte meinen Regenmantel über die Schulter, so daß er den „Stern“ bedeckte. So machte ich mich am 12. September 1942 auf den Weg zum Bahnhof, wo ich den „Stern“ unter meinem Mantel entfernte.

Meine Bahnfahrt führte nach s'Hertogenbosch, und als ich an der bestimmten Adresse ankam, traf ich noch mit zwei weiteren „Untertauchern“ zusammen. Der dortige Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Wie verlautete, wurde der Sohn des Hausbesitzers schon am nächsten Tag verhaftet, und wir wurden gewarnt und aufgefordert, das Haus aus Sicherheitsgründen sofort zu verlassen. In meiner Not erinnerte ich mich an einen Bekanntenkreis in dem nahe gelegenen Oss. Dort wohnende jüdische Leute, die ebenfalls in ständiger Gefahr schwebten, beherbergten mich genau 16 Tage, bis wieder die Angst vor Hausdurchsuchungen und Deportationen meinem Aufenthalt ein Ende bereiteten.

Der einzige Weg für eine Übergangslösung war die Eisenbahnfahrt im Dunkeln nach Venlo zu meinen Eltern. Ich wollte ihnen das Leid ersparen, mich bei sich verstecken zu müssen, aber mir blieb keine andere Wahl. Den ganzen Monat Oktober hielt ich mich oben im Dachstübchen des Gebäudes auf. Im Notfall hätte ich über das Dach oder durch die verbundenen Keller flüchten müssen.

Retter in der Not

Endlich ergab sich eine andere Lösung. Auf dringendes Ersuchen meines Vaters besorgte der Vater Frans van Lin unseres Laufjungen Sjaak (Jacques) mir einen Unterschlupf in dem einsam gelegenen Bauernhäuschen seines Schwagers Martin Verhoeven und seiner Frau Truus, geb. van Lin, im Dörfchen Well.

Den Abschied von meinem Vater, der eine Herzattacke erlitt, werde ich nie vergessen! Ich ahnte zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht, daß wir uns nie mehr wiedersehen würden.

Wie verabredet empfing mich der Onkel von Sjaak mit meinem neuen Namen „Wim“ (Willem) an der „Tram“ in Well, einer „Bimmelbahn“ zur damaligen Zeit neben der Landstraße nach Nijmegen. Ich fand Zuflucht in dem vorstehend erwähnten Haus. Nach wenigen Wochen hatte ich mich eingelebt. Zu Beginn war ich unten in einem der vorderen Zimmer untergebracht. Ich erinnere mich, daß eines Tages einige Verwandte zu Besuch kamen. Da die Familie Verhoeven einen großen Verwandtenkreis hatte, die sich nicht unbedingt alle untereinander kannten, wurde ich als Neffe der anderen Familie vorgestellt.

Mein Vater war nun vorerst gezwungen, das Bett zu hüten und strikte Ruhe einzuhalten. Allerdings war er sich darüber im klaren, daß sein Krankheitsverlauf der einzige und beste Schutz vor der Deportation nach Polen bedeutete. In den nächsten Wochen bekam ich nette Briefe von ihm nach Well und übermittelte ihm von dort die besten und beruhigendsten Nachrichten zurück. Ende November bekam er plötzlich einen starken Anfall und drohte an Atemnot zu ersticken. Der Arzt rettete ihn durch Verabreichung von Sauerstoff, wonach sich sein Zustand wieder besserte. Am 7. Dezember 1942 wiederholte sich der Anfall. Der Arzt versuchte erneut, sein Leben durch die Sauerstoffbehandlung zu retten, aber diesmal ohne Erfolg. Mein Vater starb an Herzversagen, ohne auf seinen Tod vorbereitet gewesen zu sein.

Die Aufregungen der letzten Monate durch die ständigen Terrorakte der deutschen Besatzer, der in letzter Minute verhinderte Abtransport in den Osten und mein zunächst gescheitertes Untertauchen hatten seinen Zustand dermaßen verschlimmert, daß er sich davon nicht mehr erholte. Er wurde am



Lebensretter in Holland: Frans van Lin, geb. 1899. Margaretha, geb. van den Berg aus Walbeck/Kreis Geldern, geb. 1904. Fotos um 1952 und 1948. (198, 199)



Frans und Greetje van Lin mit Enkelin, um 1948. (200)

9. Dezember 1942 um zwei Uhr mittags auf dem jüdischen Friedhof in Venlo beerdigt.

Die Mutter Greetje van Lin (Margaretha) unseres Boten Sjaak aus Velden brachte mir die erschütternde Nachricht vom Tode meines Vaters einen Tag später, für mich ein schwerer Schlag. Es war der schwierigste Augenblick in meinem jungen Leben, umso mehr, als ich mich selbst in Lebensgefahr befand und ihn auf seinem letzten Weg nicht mehr begleiten konnte.

Im ersten Augenblick ging die Welt für mich

unter. Ich brachte keinen Bissen mehr runter. Herr Verhoeven, mein neuer Gastgeber, ermahnte mich: „Als je niet eet, kun je hier niet blijven!“ (wenn du nichts ißt, kannst du nicht hierbleiben). Er hatte vollkommen Recht, ich durfte für die folgende, nicht enden wollende Zeit der Ungewißheit den Kopf nicht verlieren und mich nicht unnötig schwächen, um den Unbilden des Schicksals trotzen zu können.

Jetzt war wieder meine Mutter in Gefahr, da man sie vorläufig nur von der Deportation freigestellt

hatte, um meinen Vater zu betreuen. Zum Glück fand sich eine Lösung. Der Schwiegersohn des Färbereibesitzers van Kempen, A.J.M. Ponsioen, wohnhaft in Nijmegen, kaufte heimlich das Geschäft mitsamt der Mangel und Inneneinrichtung von meiner Mutter, damit sie überhaupt zu Geld kam. „Jüdisches“ Eigentum durfte ansonsten weder verkauft noch gekauft werden.

Einer unserer Retter, Frans van Lin, brachte meine Mutter bei Nacht und Nebel mit einem Chaiselongue, einigen Büchern und sonstigen Habseligkeiten in meinen Unterschlupf. Wie wir später aus einer Protokollnotiz von Herrn Ponsioen erfuhren, war dieser Verbrecher Knab meiner Mutter sofort wieder auf den Fersen und wollte sie verhaften, als er von ihrem Verschwinden nach dem Tode meines Vaters erfuhr. Er drohte Herrn Ponsioen am 14. Dezember 1942 in einem dreistündigen Verhör mit schwerwiegenden Konsequenzen, würde er nicht den Aufenthaltsort der Witwe Grunewald auf der Stelle preisgeben. Anschließend begab er sich zu unserem früheren Wohnsitz Groote Kerkstraat 8, den er nach genauester, aber erfolgloser Kontrolle wutschnaubend verließ. Zuvor setzte er Herrn Ponsioen eine letzte Frist, die Informationen binnen acht Tagen nach Rotterdam zu melden, andernfalls er selbst verhaftet und so zur Aussage gezwungen werden würde.

Ich war heilfroh, daß wir damals nichts von der weiteren Verfolgung meiner Mutter durch diesen Schuft ahnten, denn das hätte uns in noch größere Unruhe gestürzt. Nach ihrer Flucht waren wir zwar wieder vereint, aber zutiefst traurig und deprimiert. Zu diesem Zeitpunkt dachte keiner von uns daran, daß der dortige Aufenthalt oben in einer kleinen Dachkammer zwei unendliche Jahre dauern würde. Es waren verzweifelte Wochen und Monate, da immer wieder in den Zeitungen gedroht wurde, „Untertauchnester“ zu vernichten. Wir kamen fast nie nach draußen, um nicht gesehen zu werden. Radio und elektrisches Licht gab es dort nicht. Rettung erschien uns fast unmöglich.

Frans van Lin war Kraftfahrer und sammelte die gefüllten Milchkanen bei den Bauern ein, um sie zur Molkerei zu bringen. Er wohnte mit seiner Familie und den noch nicht verheirateten Kindern in einem schönen Haus in Velden.

Als die holländische Finanzbehörde die Banknoten von 500 und 1.000 Gulden für ungültig erklärte und der Tausch in neue Banknoten nur bei per-

sönlichem Erscheinen vorgenommen wurde, kam für uns eine große Sorge hinzu. Unser Untertauchen machte eine normale Lösung unmöglich. Unser Retter in der Not, Frans van Lin, streckte uns ohne weiteres die benötigte Geldsumme stillschweigend vor.

Später erlangten wir unter Darlegung der besonderen Umstände und Zeugenaussagen bei den holländischen Behörden die Rückerstattung der damals nicht einlösbaren Beträge. Die Briefe schrieb ich unmittelbar nach der Befreiung auf primitive Weise mit der Hand, da ich weder Schreibmaschi-

ne noch Kopierpapier, geschweige denn ein Kopiergerät zur Verfügung hatte.

Unsere neuen Gastgeber Martin und Truus Verhoeven mit ihren drei Kindern Cisca, Hendrik und Truus waren sehr nett zu uns. Sie betrieben eine kleine Landwirtschaft, und mit unserem vorher vereinbarten monatlichen Zuschuß mußten sie uns alle über Wasser halten, denn wir hatten ja keine Lebensmittelkarten. Mit schwerer Feldarbeit und einer Kuh, später auch zwei, verdienten und erzeugten sie ihr Brot und die Nahrungsmittel für uns alle. Oft warteten wir ängstlich auf die Rück-



Martin Verhoeven, 1891-1977, Truus, geb. van Lin, geb. 1890, um 1950. (201)

kehr unseres Gastherrn, wenn er am späten Abend heimlich das Korn in der Mühle gegen Mehl eintauschte. Glücklicherweise kann ich hervorheben, daß wir dort nie hungerten, im Gegenteil, wir waren den Umständen entsprechend mit der Kost sehr zufrieden.

Eines Tages bekam ich heftige Zahnschmerzen, hervorgerufen durch Entzündung und Vereiterung eines hohlen Backenzahns. Einen Arzt hinzuzuziehen war unmöglich, und so half uns in dieser Situation wie durch ein Wunder ein Gesundheitsbuch, das uns auf Speichelfluß aufmerksam machte. Auf Grund dieser Eigenbehandlung mit primitiven Mitteln und einer Arznei von „Dr. Heumann“, die wir durch die Post in Amsterdam besorgten, wurde ich nach zwei Monaten endlich wieder gesund.

Heute denke ich oft darüber nach, wie wir die endlose Zeit der Ungewißheit mit dem ständigen Auf und Ab unserer Gemütsschwankungen überwinden konnten. Vor allen Dingen half uns Herr van Lin, der uns jeden Monat besuchte und uns die überzeugende Hoffnung gab, daß das Hitler-Deutschland den Krieg verlieren würde – für uns die einzige Rettung. Dann half mir das volle Gottvertrauen und die täglichen Gebete, wovon ich auch meine Mutter trotz unserer Trauer überzeugte. Auf wundersame Weise – woher und wieso weiß ich heute nicht mehr – hatte ich ein Buch mit unseren hebräischen Gebeten und genauen Erläuterungen über den Stand der jüdischen Feiertage nach dem hebräischen Kalender. So berechnete ich die Feiertage vom letzten mir bekannten Datum. Wir fasteten sogar am „Jom Kippur“ (Versöhnungstag) und wurden von unseren Wirtsleuten darin vollkommen respektiert.

Wir befanden uns den ganzen Tag in unserem einsamen Stübchen mit dem Fenster zum Feld. Der Hund unten war unser ständiger, sichtbarer Bewacher. Zu bestimmten Zeiten beobachteten wir unsere Gastgeber bei der schweren Feldarbeit mit einfachen Gerätschaften. Um nicht auf „dumme Gedanken“ zu kommen, sorgten wir für ständige Beschäftigung. Wir lasen die Geschichten in den Heften, die die Leute von der Kirchengemeinde mitbrachten und die Zeitung, die ab und zu mit bedrohlichen Nachrichten erschien, was uns Nerven kostete.

Meine Mutter beschäftigte sich mit Nähen, Stopfen, Kartoffelschalen usw. Ich erweiterte meine Sprachkenntnisse mit Lehrbüchern in englischer



Goldene Hochzeit Oktober 1967 von Truus und Martin Verhoeven, dahinter v.l. Cisca, Hendrik, Truus. (202)

und französischer Sprache. Dann kam ich auf die Idee, ein ganzes Schachspiel zu schnitzen. Außerdem beschäftigte ich mich mit Erinnerungen aus meiner Lehrzeit bei Flörsheim. Ich nahm dazu Stroh und legte die plattgedrückten Strohhalme wie eine Kette im Webstuhl nebeneinander und spießte oben und unten auf einem Brett eine Stecknadel ein. Nach der erlernten Bindungslehre machte ich dann einen Jaquardplan mit Mustern, z.B. einen Schwan. Das Bild ergab sich dann ohne Farbe aus dem Einführen der an den Stecknadeln betätigten Hoch- und Tiefgänge wie im Webstuhl. Diese interessante „Erfindung“ lenkte mich glücklicherweise etwas von trüben Gedanken und Krankheiten ab.

Da wir stets damit rechnen mußten, den Unterschlupf verlassen zu müssen, kam ich auf den Gedanken, unsere Gürtel aufzutrennen, um das Geld sorgfältig gefaltet darin aufzubewahren. Diese primitive Art war unauffällig, obwohl nach jeder Bezahlung zugenäht werden mußte, aber wir hatten ja Zeit in Hülle und Fülle. Außerdem verbargen wir auf diese Weise unseren gelben „Judenstern“ und die Adressen, wo wir uns nach einer Rettung melden konnten. Diesen Zettel fand ich jetzt, darunter die Adresse von A. Grunewald, San José, California, wahrscheinlich ein Nachkomme des Bruders meines Großvaters Elias Grunewald. Unser Umgang mit dem „Judenstern“ kommt mir heute sehr gefährlich und fahrlässig vor, aber wir dachten doch nie an eine solche „Hölle auf Erden“.

Der Lokus war unten im Stall und bestand aus

nur drei Wänden in Mannshöhe, also ohne Tür. Hier war man nicht allein, sondern befand sich in vertrauter Gesellschaft von einigen quiekenden Schweinen im Vordergrund, von einer, später zwei Kühen rechts daneben und einem Pferd dahinter. Eines Tages passierte mir ein Mißgeschick, glücklicherweise mit gutem Ausgang. Ich trug, wie zu jener Zeit üblich, Hosenträger, und da passierte es: Als ich auf dem Klo fertig war und die Hosenträger mit einem Ruck über die Schulter riß, erschrak sich das treue Pferd, scheute, machte kehrtum, stieß die Stalltür auf und nahm Reißaus. Hinzu kam, die Wirtsleute befanden sich auf ihrem sonntäglichen Kirchengang, wodurch wir also zwei oder mehr Stunden allein im Hause waren. Obwohl in der Einsamkeit fast nie jemand unerwartet kam, vermied ich es, durch das geöffnete Tor nach dem Pferd zu sehen. Schließlich kamen unsere Wirtsleute zurück und nahmen den Vorfall gelassen hin, wußten sie doch, daß das treue Tier nach kurzer Zeit zurückkommen würde, was sich auch bewahrheitete.

1944 rückten die Alliierten unaufhaltsam vor, und durch den Rückzug der deutschen Truppen wurde der Maasverlauf zur Kriegsfrontlinie. Die Bauern mußten mit deutscher Einquartierung leben. Da wir uns nicht mehr im Haus versteckt halten konnten, nannten wir den Deutschen in unserer Not falsche Namen und gaben uns als Flüchtlinge aus den bombardierten, holländischen Städten aus, die sämtliche Papiere sowie alles Hab und Gut verloren hatten und hier Schutz vor den Bom-

benangriffen suchten. Die erfundenen Namen und Herkunftsorte aus Gebieten, die wegen der zwischenzeitlichen Besetzung durch die Alliierten nicht kontrolliert werden konnten, hatte ich mit meiner Mutter schauspielerisch eingeübt: Weduwe (Witwe) Lenen, Wilhelmus (Willem/Wim) Lenen, Religion lutherisch, reformiert.

Hier noch eine Anekdote: Kurz vor der Evakuierung der Bevölkerung Nord-Limburgs, quartierten sich 1944 deutsche Soldaten in dem Haus unseres Unterschlupfs ein und stellten Funkgeräte auf, die im Aussehen an Spinde in Umkleideräumen erinnerten. Kaum traten sie mit ihrer Funkverbindung in Aktion, da machten die auf der anderen Seite der Maas liegenden Verbände, wahrscheinlich Kanadier, den Standort durch Peilung ausfindig und begannen, mit Artillerie auf das Ziel loszuballern. Plötzlich prallte ein Granatsplitter von der Wand unseres Schlupfwinkels ab, riß ein Loch in den Ärmelansatz meines neben dem Schrank hängenden Wintermantels und fiel anschließend noch heiß in die Manteltasche. Wir hatten großes Glück, denn meine Mutter und ich saßen genau in der Mitte des Zimmers, also in unmittelbarer Nähe der Flugbahn des Geschosses.

Als in den Mondnächten 1944 die Flugzeuge der Alliierten stundenlang in der Luft brummten, saßen wir mit unseren Wirtsleuten und ihren Verwandten mit kleinen Kindern, insgesamt zwölf Personen, im kleinen Keller, der vorsorglich wegen Einsturzgefahr durch Bombenangriffe mit einem starken Baumstamm in der Mitte abgestützt war. Sandsäcke vor den Kellerfenstern waren eine weitere Schutzvorrichtung. Wir schliefen auf Stroh. Um eine Kerze anzünden zu können, mußte vorher die Tür geöffnet werden, da durch die vielen Personen in dem kleinen, mit Sandsäcken abgeschirmten Raum kaum ausreichend Sauerstoff vorhanden war. Alles ging gut, wir litten keinen Hunger, und mit Gottes Hilfe überstanden wir alle Gefahren.

Eines Tages kam ein Soldat vom sogenannten deutschen Arbeitsdienst und forderte die Herausgabe von Pferd und Wagen. Er kam nicht weit, denn plötzlich merkte das treue Tier, daß nicht wie gewohnt sein Herr, sondern ein fremder Mensch die Zügel des Gespanns führte. Es machte einen Satz ..., und der Soldat blieb ohne Pferd und Wagen zurück. So ging dieser unverrichteter Dinge seines Wegs, während das Pferd nach einer ganzen Weile wieder in seinen Heimatstall zurückkehrte.

Unerkannt in Feindesland

Am 1. Dezember 1944 wurde endlich die gesamte niederländische Zivilbevölkerung aus der gefährdeten Kriegszone zwischen Nijmegen und Roermond über benachbarte deutsche Orte wie Xanten am Niederrhein und Kaldenkirchen nach Nordholland evakuiert. Auch die zu diesem Zeitpunkt mit uns im Haus lebenden deutschen Soldaten erhielten den Befehl, den Standort zu räumen. Unterwegs gerieten wir in ein Feuergefecht, und nachdem die Landstraße unter Beschuß genommen wurde, mußten wir schleunigst in einen überschwemmten Bauernkeller fliehen. Dort machte man uns auf eine Unterkunft in einem kleinen Bauernhof in der Nähe aufmerksam, noch auf holländischem Boden, der von einer alten Frau Creemers und ihrem Pflegesohn bewirtschaftet wurde. Auch hier war deutsche Truppeneinquartierung.

Die alte Frau machte die Stallarbeit, und meine Mutter arbeitete im Haushalt, wo jede Hand gebraucht wurde. Die Soldaten zogen mich dazu heran, mit ihnen im Wald Bäume zu fällen, um einen Bunker zu bauen. Auf dieses schwere Schleppen der Baumstämme führe ich mein langjähriges Leiden der Rückgratverkrümmung zurück.

Von Dezember 1944 bis Januar 1945 lebten wir natürlich weiter unter falschem Namen in diesem Haus, ständig unter doppelter Bedrohung: Einerseits dem Krieg zwischen den Fronten zum Opfer zu fallen, andererseits als „Juden“ entlarvt und umgebracht zu werden!

Vor Weihnachten kam noch eine andere Gruppe Soldaten ins Haus. Sie sahen meine Mutter und mich ebenfalls als Hausbewohner an und fühlten sich offensichtlich in der Umgebung von Privatpersonen so heimisch, daß der Befehlshaber die andere Gruppe zur Waldarbeit wegschickte, mich jedoch diesmal davon verschonte. Im tief in die Wand eingebauten steinernen Backofen zum Brotbacken erhitzen sie ihre Uniformen, um diese von Läusen und anderem Ungeziefer zu reinigen. Auf dem Küchentisch säuberten sie peinlich genau ihre Gewehre. Sie baten meine Mutter, für sie zu kochen. War sie mit dem Zubereiten fertig, ertönte ihre Stimme: „Nehmen Sie die ollen Sachen vom Tisch, jetzt gibt es Essen!“ Als Gegenleistung bekamen auch wir oft eine Portion von dem gut schmeckenden Eintopfgericht.

Meine Mutter sprach deutsch und ich holländische Mundart. Wir berührten nur oberflächliche Themen, weder wir noch die Soldaten stellten verhängliche Fragen. Aber untereinander kritisierten die Soldaten heftig Hitler, man konnte es sogar schon schimpfen nennen, was in unseren Ohren zum ersten Mal ein wenig wie hoffnungsvolle Musik klang. Schon zuvor, bei Fliegeralarm auf der Kellertreppe im Hause Verhoeven hatten wir folgende Äußerung gehört: „Die“, gemeint waren die Alliierten, „haben noch genügend Kriegsmaterial, wir dagegen sind ohne Nachschub.“

Ein Soldat, der einzige, der etwas „braun angehaucht“, aber sehr freundlich zu uns war, konnte das Fleisch des Eintopfgerichts nicht vertragen, er hatte den ganzen Körper voller Ausschlag. Er hatte das Glück, daß man ihn hinter die Frontlinie beorderte. Ein Offizier überreichte meiner Mutter eine kleine Flasche Rizinusöl und bat sie, ihm Kartoffeln in diesem Öl zu braten. Diese ungewöhnliche Zubereitung schien ihm ohne Folgen bekommen zu sein.

Zum Weihnachtsfest luden mich die Soldaten in den Bunker hinter dem Haus ein und boten mir einige Süßigkeiten an. Eine eigentümliche Welt. Wir waren Menschen, die alle das Kriegsende herbeisehnten, die einen trotz der sicheren Niederlage und ungewissen Zukunft, wir dagegen mit der einzigen Hoffnung auf Rettung, die der verlorene Krieg für uns bedeutete.

Draußen, hinter dem Haus, kam eines Tages ein Offizier zu mir und zeigte mit dem Finger auf eine Landkarte: „Morgen kommen Sie mit Pferd und Wagen um soundso viel Uhr zu diesem Punkt!“ Ich war so perplex, daß es mir die Sprache verschlug. Glücklicherweise hörte ich nichts mehr von diesem Strategen. Zum Schluß überließen mir die Soldaten auf dem Weg zur Evakuierung ein Fahrrad mit Vollgummireifen, das mir noch vier Monate zuverlässige Dienste leisten sollte.

Im Januar wurden wir mit den übrigen Limburgern endgültig evakuiert. Wir erreichten den Sammelplatz des Evakuierungszentrums, eine Holzhalle in der gespenstisch leeren Stadt Xanten. Bei der Registrierung und Kontrolle durch die deutschen Wachen machte ich mich schnell davon, unter dem Vorwand, meinen Koffer außerhalb der

Halle suchen zu müssen. Nachdem die Gefahr vorbei war, begab ich mich wieder zu meiner Mutter, die sich in der Halle schon große Sorgen gemacht hatte und heilfroh war, als ich unbehellig auftauchte. So lebten wir ständig in der Angst, doch noch als deutsche „jüdische“ Flüchtlinge unter den Holländern entdeckt zu werden.

Die Evakuierung erfolgte mit Güterzügen, deren Waggons mit Heu ausgelegt waren. Da die Alliierten auf ihrem Vorstoß gegen die deutschen Besatzer in der Mitte Hollands einen Keil gebildet hatten, führte die Fahrt über Deutschland nach Groningen, einer Provinz in Nordholland, wo wir in der „Kornbörse“ in Empfang genommen wurden. Anschließend quartierten uns die holländischen Behörden zunächst in Privathäusern ein.

Von Groningen brachte man meine Mutter und mich zu einem kleinen Ort Grootegast. Während meine Mutter mit einem Omnibus fuhr, kam ich mit einigen anderen Limburgern im Rumpf eines Schiffes nach einer unendlich langen Fahrt am Ziel an. Das werde ich nie im Leben vergessen: Als ich mit den Evakuierten unter Deck stundenlang durch einen Kanal von Groningen nach Grootegast schipperte, fingen alle Leute plötzlich an zu beten, ich natürlich im stillen auf meine Art. Die Szene war überwältigend und erinnerte mich unwillkürlich an die biblische Geschichte vom Propheten Jonas im Bauch eines Wales.

Glücklicherweise fand ich meine Mutter nach meiner Ankunft in einer kleinen evangelischen Kirche wieder, von wo aus wir über die Bevölkerung verteilt wurden. Während der ganzen Zeit unterwegs waren wir nur einer bekannten Person begegnet, die ich kurz und bündig auf unsere Gefahr hinwies und anflehte zu schweigen! Und das geschah auch, denn wir überlebten!

Beim holländischen Evakuierungsbüro erhielten wir Papiere auf unsere falschen, einstudierten Namen, da wir angaben, alles verloren zu haben. Solange der Krieg andauerte, konnten wir uns nicht sicher fühlen, auch die Heranziehung zu Arbeitsinsätzen bis nach Deutschland schien nicht ausgeschlossen, und so mußten wir uns mit Notlügen behelfen.

Wir wurden auf Staatskosten bei netten Leuten namens Staal untergebracht, ein älteres Ehepaar mit einer unverheirateten Tochter. Sie waren sehr religiös, „protestantisch orthodox“. Anstelle eines Klaviers besaßen sie ein Harmonium. Sie spielten

keinerlei Glücksspiele, eine religiöse Einstellung, die bei uns wirklich Respekt auslöste. Vor dem Mittagessen verlasen sie einen Abschnitt aus der Bibel, und nach dem Essen folgte das Tischgebet mit geschlossenen Augen. Wie zu unseren Ehren, kamen in den ersten drei Tagen nach unserem Eintreffen Abschnitte aus dem Alten Testament an die Reihe. Dann folgte das Neue Testament, wovon ich viel in meiner Jugend in der evangelischen Volksschule in Kaldenkirchen mitbekommen hatte.

Unseren Wirtsleuten Staal fiel die lange Kleidung der katholischen Priester aus Limburg auf. Auf diese Weise merkten wir, daß in dem Dorf keine Katholiken wohnten. Da wir wegen der Lebensgefahr mit einer anderen Identität leben mußten, konnten wir uns auf keine verfänglichen Gespräche einlassen. So gaben wir uns mehr der genauen Beobachtung hin. Die zwei verschiedenen Konfessionen lebten in Grootegast jedenfalls ein halbes Jahr friedlich und problemlos zusammen. Die Protestanten stellten den Katholiken ihre Kirchen zur Verfügung, und beide Konfessionen hielten abwechselnd ihren Gottesdienst.

Die Leute waren äußerst gastfreundlich und teilten das Essen redlich mit uns, auch wenn es zuweilen eine schwierige Aufgabe für die Köchin war, genug zu beschaffen. Glücklicherweise hatten wir von den Bauern Verhoeven noch Rinderfett mitgebracht, nachdem sie vor der Evakuierung eine Kuh schlachten mußten.

Mit dem Fahrrad besorgte ich jede Woche bei Bauern ein „Spint“ (ein bestimmtes Maß) Korn, das unsere Wirtsleute in der Kaffeemühle mahlten. Da es kein Salz gab, holte ich Salzwasser in der Käsefabrik. Um nicht so viel auf der Straße herumzulangern, arbeitete ich für den benachbarten Bauern Kloosterman auf dem Feld und bekam dafür Butterbrote zu essen, eine Art Pumpnickel, aber feuchter und dicker geschnitten. Kloosterman verfügte auch über Telefon.

Bei diesen Nachbarn wohnte ein Ehepaar, das sich als holländische Nazis entpuppte. Sie sprachen auch mit mir, aber ich vermied wohlweislich einen näheren Dialog, so blieb das Gespräch einseitig. Nach der Befreiung fand sich der „Herr“ im Internierungslager wieder und später hörte man, er habe sich das Leben genommen.

Übrigens gab es bei Kloosterman keine Schlafzimmer, sondern Betten in Wandschränken. Im Winter nahm Frau Staal einen Holzkasten, genannt

STOOF (Stövchen) mit einem heißen Brikett mit in die Kirche, um warme Füße zu haben.

Eines Tages fuhr ich in der Nähe von Grootegast mit dem „fiets“ ohne Bremsen, den mir die deutschen Soldaten mitgegeben hatten und den ich seitdem mitführte, in den morastigen Straßengraben. Ich sah aus wie ein halber Neger. Und wer kümmerte sich um mich und holte mich da raus? Ein Holländer mit einem großen Hakenkreuz auf der Brust! Wenn der geahnt hätte, mit wem er sich da einließ!

Nach kurzer Zeit zeigten sich bei meiner Mutter die Folgen des fast schon „schützengrabenmäßigen“ Lebens vor unserer Evakuierung in Well mit unseren damaligen Feinden, den deutschen Soldaten. Noch Wochen später konnte sie ein Lied von der Entlausungskampagne der Uniformen im heißen Backofen singen. Sie litt plötzlich an einer vermeintlichen Gürtelrose. Der Arzt stellte jedoch nur die Einwirkung von Filzläusen fest, die sich in den Nähten ihrer Kleider eingenistet hatten und nun mit einem heißen Bügeleisen entfernt werden mußten.

Ende März 1945 wurde eine Nasenoperation für mich dringend erforderlich, da eine Nasenöffnung durch Knorpelwucherungen ständig zu war. Mit dem „fiets“ begab ich mich zum „Academisch Ziekenhuis“, Groningen, wo der Eingriff am 28. März durchgeführt wurde. Hier drohte für mich eine neue Gefahr, als „Jude“ entdeckt zu werden: Auf Grund meiner Beschneidung, die ich als Kind aus religiösen Gründen bekommen hatte. Die Krankenschwester wusch jedoch nur meinen Rücken mit einem Schwamm und auch der Arzt stellte keine weiteren Fragen.

Obwohl ich noch nicht entlassungsreif war, forderte mich die Verwaltung einige Tage nach der Operation dringend auf, das Krankenhaus sofort zu verlassen und zu meiner Evakuierungspension in Grootegast zurückzukehren. Die Alliierten näherten sich der Provinz und keiner wußte, welche Auswirkungen die militärische Befreiung Groningens auf den großen Krankenhauskomplex haben würde. So kehrte ich also mit geschwollener Nase und leichtem Fieber auf dem alten Rad zu meiner besorgten Mutter zurück.

Ich erinnere mich, daß ich bei dieser ersten Rückfahrt so hungrig war – mit den Vollgummireifen war das Treten besonders anstrengend –, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben in einem Hause um etwas Brot bettelte. Ich werde nie vergessen, wie

schwer es mir fiel, das übers Herz zu bringen. Es war mir eine Lehre, wie man sich gegenüber dem Nächsten, der sich in Not befindet, richtig zu verhalten hat.

Endlich kam Mitte April 1945 die Umzingelung und damit die Befreiung der nordholländischen Provinz durch die alliierten Verbände. Trotzdem warteten wir noch etwa zwei Wochen, ehe wir uns den guten Leuten zu erkennen gaben, da eine plötzliche Frontverschiebung unsere Freiheit wieder hätte gefährden können.

Als in der Zeitung eine Nachricht über die Rettung einiger Menschen erschien, ähnlich gelagert wie unser Fall, berichteten wir mit Tränen in den Augen über unsere wahre Identität und Erlebnisse. Unsere Wohltäter waren erstaunt über unser Schicksal und freuten sich mit uns. Sie hatten zwar nicht geahnt, daß wir deutsche Flüchtlinge waren, aber etwas war ihnen doch aufgefallen: Sie hielten beim Tischgebet die Augen geschlossen, während wir uns nicht so verhalten hatten.

Aus meinen Unterlagen ist ersichtlich, daß ich am 16. Mai noch mal zur Nachuntersuchung im Krankenhaus erscheinen mußte. Auf der Rückfahrt ereignete sich noch eine bemerkenswerte Episode: Kurz hinter Groningen fuhr ich an einem großen Bauerngehöft vorbei, und siehe da, plötzlich öffnete sich das Tor, ein offener Jeep kam heraus und fuhr bis zu mir und einer anderen Radfahrerin vor. Wir trauten unseren Augen kaum. Am Steuer saß Prinz Bernhard, der Ehemann von Kronprinzessin Juliana und Schwiegersohn der holländischen Königin Wilhelmina. Ich brachte kein Wort heraus, während die Frau neben mir den Mut aufbrachte, Prinz Bernhard anzusprechen: „Hoe gaat het de Koningin?“ (Wie geht es der Königin?) „De Koningin is in Engeland“, war die Antwort. So konnte ich meiner Mutter und den Staats diese frohe Nachricht gleich überbringen!

Folgen der Tyrannei

Endlich fanden wir am 24. Mai 1945 einen Lastwagen zum Rücktransport nach Venlo. Wir empfanden tiefe Dankbarkeit und Anerkennung für das, was man für uns tat: Hut ab vor der Familie Staal und den Bürgern von Grootegast.

In Venlo war unsere Wohnung inzwischen vom Eigentümer selbst belegt. Seine eigene Behausung war durch die Bombardierung verwüstet worden. Erst hatten wir eine provisorische Unterkunft in Velden, bis wir nach großer Mühe ein kleines Zimmer in Venlo fanden. Natürlich war alles extrem schwierig, ganze Stadtteile waren durch den Krieg zerstört, außerdem hatten die Deutschen in unbeschreiblicher Weise gehaust, geraubt und geplündert und eine ehemals blühende Landschaft in ein Armenhaus verwandelt.

Wir kehrten mit ruinierten Nerven zurück. Zwar konnten wir nun aufatmen: Wir waren der Tyrannei Hitlers und seiner Handlanger mit knapper Not entronnen, hatten unser nacktes Leben gerettet, waren endlich frei und konnten wieder unter eigenem Namen leben. Aber es war ein trostloses Gefühl, nicht nur meinen Vater für immer verloren zu haben, sondern fast keinen unserer Verwandten und Bekannten unserer früheren Gemeinde mehr anzutreffen. Sie waren alle in Konzentrationslagern umgekommen, soweit sie nicht rechtzeitig emigriert oder wie wir erfolgreich untergetaucht waren.

Wir wohnten zunächst in einem Zimmer am „Venloer Berg“, Papegaaistraat 7, bei einer Witwe de Korte mit ihrer Tochter und Kind und fanden dann später Unterkunft in einem Raum über der Wurstküche eines Metzgers, Leutherweg 53, ganz in der Nähe. Es handelte sich bei dieser Familie um den Mann und die vier Kinder der Schwester unseres früheren Kaldenkirchener Dienstmädchens Lene Reinders. Alle waren äußerst anständig zu uns.

Unsere frühere Hausangestellte selbst, gebürtig aus Kaldenkirchen, jetzt Holländerin, war verheiratet und wohnte ein paar Häuser weiter. Sie entschuldigte sich wegen der Krawalle ihrer Brüder 1935 vor unserem Haus auf der Karlstraße mit den Worten, die ganze Familie sei von denen aufgehetzt worden, weil sie Angehörige der „Partei“ waren. So freundeten wir uns wieder an, und sie versprach auch, nach unserer Auswanderung für das Grab meines Vaters auf dem kleinen jüdischen Friedhof

in Venlo Sorge zu tragen. Aber wir hörten später nichts mehr von ihr. Eine Frau Lambert aus Viersen, deren Familie sich durch Untertauchen an „de Bovenste Molen“ rettete, übernahm diesen Liebesdienst. Leider fanden wir die Namen dieser Familie bei unserem letzten Besuch 1991 nur noch auf ihren Grabsteinen wieder.

Meine Verwandten Emma und Max Scheffel, London, und Heymann, Montevideo/Uruguay machten uns ausfindig und sahen es nach all den Millionen Opfern, die die deutsche Vernichtungsmaschinerie gefordert hatte, als Wunder an, daß wir noch lebten. Eines Tages fragten Scheffels durch einen englischen Soldaten an, was wir nötig hätten. Daraufhin sandten sie mir plötzlich ein Fahrrad, das ich nach dem überraschenden Telegramm auf dem damaligen Militärflughafen in Eindhoven in Empfang nahm. Damit konnte ich meine erste Arbeit beginnen, bevor die Färberei wieder eröffnet wurde. Ich besuchte die alten Kunden der chemischen Reinigung und Färberei meiner Eltern vor 1942 und sammelte Kleidungsstücke zur Bearbeitung bei „de Vlinder“. Außerdem bestritt ich anfangs noch unseren Lebensunterhalt mit Kunststoffen, damals noch gefragt, da Kleidung knapp war. Wie das funktionierte, hatte ich in der Tegelener Weberei Voss gelernt. Auch mein Vater hatte schon solche Arbeiten im ersten Heißmangelbetrieb angenommen. Meine erste Pionierarbeit war das Stopfen des Lochs, das der Granatsplitter in das Oberteil meines am Schrank hängenden Wintermantels gerissen hatte, als wir ahnungslos am Tisch in der Dachstube bei Verhoeven saßen. Diese Reparatur brachte mich auf die Idee, die Sache als vorübergehenden Notbehelf zu betrachten, auch wenn es eigentlich keine Männerarbeit war, aber schließlich hatte ich ja die Textil-Bindungslehre studiert. So wurde ich damals sogar von Nachbarn zum Teppichstopfen herangezogen.

Der Schwiegersohn A. Ponsioen meines früheren Nijmegener Chefs van Kempen eröffnete nach längerer Wartezeit eine neue kleine chemische Reinigung und Färberei „Libelle“, Straelseweg 40, Venlo. So arbeitete ich für ihn als Färbermeister und hatte alle Hände voll zu tun, da viele Leute Wolldecken usw. aus dem Krieg färben ließen.

Nach der Befreiung gab es zunächst kein Glas



Max und Emma in London. (203)

für die zerbrochenen Scheiben in der Färberei. So mußten wir uns im Winter an den heißen Färbe- kübeln aufwärmen, ehe wir Scheiben von den noch nicht in Betrieb genommenen Treibhäusern beziehen konnten.

Dann passierte 1946 das schreckliche Unglück, dem ein so guter Mensch, wie dieser junge Chef, in seiner eigenen Färberei „Libelle“ in Venlo zum Opfer fiel. Bei einer furchtbaren Explosion mit anschließendem Brand der Geschäftsräume, verursacht durch die Dämpfe des gefährlichen Reinigungsbenzins in Verbindung mit dem Dampföfen, kam er leider ums Leben. Ein besonders tragisches Menschenschicksal nach so kurzer Ehe. Im August 1942 hatte seine Frau noch den ganzen Tag so bitterlich geweint, als sie mir die Nachricht von der Verhaftung und dem Abtransport meiner Eltern nach Maastricht überbrachte. Der plötzliche Tod dieses jungen Mannes und das Unglück, das seiner guten Frau nach all den entbehrungsreichen Kriegsjahren widerfuhr, erschütterten mich zutiefst.

Nach der Schließung der Färberei in Venlo übernahm ein anderer Schwiegersohn des Seniorchefs mit Namen Bielschofsky die Belegschaft in seine Färberei „de Pauw“ (Pfau) nach Nijmegen. Ich nehme an, daß er ursprünglich bei seinem späteren Schwiegervater als Färber arbeitete, sich in seine Tochter verliebte, heiratete und sich selbständig machte. Als holländischer Staatsbürger jüdischen Glaubens, verheiratet mit einer „Christin“, wurde

er, wie nach dem Krieg verlautete, von den Nazis während der Besatzungs- oder Deportationszeit kastriert. So wurden wir nach der Geschäftsschließung in Venlo jeden Tag 120 km in seinem Frachtwagen von einem Chauffeur hin- und zurückgebracht, eine schwere und anstrengende Zeit.

Kurz nach der Befreiung in Grootegast und unserer Rückkehr zeigte ich die Vorfälle, die zur Verfolgung, Verhaftung und Erpressung meiner Eltern, insbesondere durch den Oberzollsekretär Knab beim „Devisenschutzkommando Holland“ geführt hatten, in allen Einzelheiten bei der holländischen Polizeibehörde in Venlo an. Ich muß hervorheben, daß sowohl unsere Nachbarn als auch die holländische Polizei sich vorbildlich uns gegenüber verhielten.

Unter anderem benannten wir als Zeugen Wilhelm Wolters, Tegelen, der uns nicht nur unmittelbar nach unserer Flucht aus Deutschland behilflich war, sondern sich auch jetzt sehr für uns einsetzte. Wie das Schicksal so grausam spielte, erlitt dieser gute Freund unserer Familie einen furchtbaren Verlust, als sein etwa fünfzehnjähriger Sohn beim Spielen im Wald auf eine Mine trat und elendig in Stücke gerissen wurde. Erst in diesen Tagen wird ein weltweites Verbot dieser entsetzlichen Waffen gefordert, die bisher soviel Unheil angerichtet haben.

Auch in Deutschland erging eine Anzeige unter Nennung von Zeugen an Herrn Beumer in Kaldenkirchen, der inzwischen wieder in seine alte Stellung beim Grenzkriminalkommissariat eingesetzt worden war. Dies erfolgte allerdings nicht persönlich bei ihm, sondern nur durch Vermittlung der damaligen englischen Besatzung. Herr Beumer gehörte in den dreißiger Jahren der Sozialdemokratischen Partei (SPD) an und wurde von den Nazis verhaftet und eingelocht, als er sich mal wie folgt äußerte: „Eh die Weihnachtskerzen brennen, siehst du Adolf Hitler rennen.“³

Nach fast zehnjähriger ständiger Verfolgung und Bedrohung, die besonders meinen Vater getroffen und zu seinem viel zu frühen Tod geführt hatten, fühlte ich mich damals durch mein Gewissen verpflichtet, nicht zu rächen, sondern vielmehr Gerechtigkeit zu suchen. Meine Anzeigen blieben allerdings unbeantwortet.

Inzwischen hörten wir von den schrecklichen Verbrechen in den Konzentrationslagern, wovon wir vorher nicht die geringste Ahnung hatten. Immer

konnte man sich noch nicht vorstellen, daß so etwas, wie die sogenannte „Endlösung“, in einem Land mit so hoch entwickelter Kultur möglich gewesen war. Verglichen mit diesen unbeschreiblichen, grausamen Leiden der anderen Bürger unserer Gemeinde waren wir noch mit dem Schrecken davongekommen.

Hinzu kam unser angegriffener Gesundheitszustand, der Existenzkampf nach der Befreiung, die verzweifelte Suche nach dem „Dach über dem Kopf“, die strapaziöse und ungesunde Arbeit in der Färberei, die täglichen Fahrten von 120 km zum Arbeitsplatz, der Brand in der Nijmegener Färberei mit dem tragischen Tod des jungen Chefs sowie die Lauferei wegen der Papiere auf Grund unserer späteren Auswanderungspläne. All diese Umstände führten dazu, daß wir nicht wußten, wo uns der Kopf stand und uns nicht weiter um die Ermittlung und gerechte Strafverfolgung kümmern konnten.

In Venlo nahm ich Kontakt auf zur sogenannten „Jüdischen Brigade“, die dort ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Wir wurden von einem Feldrabbiner zum Gottesdienst eingeladen, ein unglaubliches und ergreifendes Erlebnis für uns nach allem, was wir in den Jahren zuvor durchmachen mußten. Ich werde auch nie vergessen, wie ich dem Lager dieser englischen Heeresgruppe einen Besuch abstatten konnte. Ein deutscher Kriegsgefangener bepinselte in Seelenruhe das Nummernschild eines Jeeps „jüdischer“ Soldaten, ein geradezu friedliches Bild und symbolischer Hoffnungsschimmer für die Zukunft.

Eines Tages besuchten uns etwa vier Soldaten der „Jüdischen Brigade“ am „Venloer Berg“ im Hause der Witwe de Korte. Es stellte sich zufällig heraus, daß einer der Soldaten ein paar Tage in der Pension, die mein Onkel und Tante Scheffel in London betrieben, untergekommen war. Nach dem Gespräch nahmen sie unsere „Judensterne“ als Andenken mit.

Als ich erfuhr, daß Else Lion, die Frau von Max und Mutter von Hedi (Hedwig) als einzige der von Kaldenkirchen, Lobberich und Breyell nach Riga verschleppten Bürger unserer israelitischen Gemeinden zurückgekommen war, nahm ich Kontakt mit ihr auf. Da die Grenze gesperrt war, machte ich die „Jüdische Brigade“ auf Else aufmerksam. Daraufhin konnte ich sie jeden Sonntag morgen am Grenzzaun hinter dem Zollamt Schwanenhaus treffen.

Wir sprachen über unser gemeinsames schweres Schicksal als ehemalige Bürger Kaldenkirchens und die Umstände, die zu unserer Rettung geführt hatten. Else hatte ihren äußerst netten Mann Max und ihr hübsches Töchterchen Hedi durch die Nazi-mörder für immer verloren.

In den dreißiger Jahren, als wir wegen der Verfolgungen in unserer Gemeinde enger zusammenrückten, weilte die junge Familie oft bei uns in der Karlstraße, und mein Vater stand ihnen bis zu unserer Ausreise stets mit Rat und Tat zur Seite. Ich erinnere mich noch gut, daß meine Eltern mit mir und den Lions nach Aachen fuhren, um Elses Mutter dort zu besuchen. In Kaldenkirchen hatte sie sich nach ihrer Hochzeit mit Max sehr schnell zu recht gefunden und lebte glücklich und zufrieden in bescheidenen Verhältnissen mit einem Textil- und Nähwarengeschäft auf der Venloerstraße. Eine einzigartige, tapfere und lebensbejahende Person mit einer selten starken Natur, die immer hilfsbereit war. Nach ihrer Rückkehr fühlte sich Else nun einsam und sehnte sich nach ihren Geschwistern mit Anhang in Lima/Peru. Sie übergab mir ihre Briefe, die ich von Venlo aus weiterleitete. Auf diese Weise kam ihre spätere Auswanderung nach Südamerika zustande.

Nach den Greueln in den Konzentrationslagern gab es nur wenige überlebende jüdische Menschen auch aus den Nachbarländern, die nun in Deutschland heimatlos in Lagern lebten. Die „Jüdische Brigade“ kam diesen armen Menschen zu Hilfe, führte sie zusammen und unterstützte sie dabei, auf Umwegen, ich glaube über Marseille nach Palästina, dem späteren Israel zu gelangen.

Eines Tages kam Else mit einem sogenannten „Schlepper“ in unsere damalige primitive Einzimmerwohnung am „Venloer Berg“ und blieb eine Woche bei uns. Ein Angehöriger der „Jüdischen Brigade“ hatte sie dafür gewonnen, Menschen aus Polen und den Lagern für eine Nacht in ihrem Haus in Kaldenkirchen unterzubringen. Von dort aus wurden sie dann durch den „Schlepper“ unbemerkt über die Grenze nach Holland geführt.

Paradoxerweise wurden die Befreier, in diesem Fall die Engländer, zu Widersachern der Organisation. Sie wollten in Wirklichkeit die Abwanderung in das damalige Palästina verhindern, trotz der sogenannten Balfour-Erklärung, dem Versprechen zur Gründung eines Judenstaates. So kam, was kommen mußte: Die Engländer „rochen Lunte“ beim

illegalen Grenzübertritt einer Gruppe, und im Rahmen ihrer Ermittlungen stießen sie auf die Unterbringung der Leute bei Else. Sie wurde auf der Stelle verhaftet, und es blieb ihr trotz der Konzentrationslager nicht erspart, nochmals eine Woche unter englischen Arrest gestellt zu werden. Nach dem Auffinden meiner Adresse in Elses Notizbuch verhörten mich die britischen „Schlaumeier“ sogar an meinem Arbeitsplatz in der Venloer Färberei, aber ich stellte mich doof, und so wußten sie mehr als ich. „Hut ab“ vor der Lieben Else, die ohne Rücksicht auf die eigene Person noch anderen Leidensgenossen half. Sie war und bleibt ein Vorbild für die Menschheit. Nie hörte man von ihr ein Wort der Klage, im Gegenteil, sie heiterte andere Menschen noch auf.

Am Rio de la Plata

Auch wir fühlten uns in Venlo allein, da nur wenige unserer Freunde den Massenmord überlebt hatten. Außerdem lag sowohl in Holland als auch in Deutschland alles am Boden und schien auf Jahre hinaus keinerlei Perspektive mehr zu bieten. So entschlossen meine Mutter und ich uns 1947, nach Montevideo zu unseren Verwandten auszuwandern. Die erforderlichen Einwanderungspapiere erhielten wir durch unsere Verwandten. Wir mußten zu einem bestimmten Zeitpunkt in Uruguay eintreffen und uns entsprechend intensiv um unsere Schiffs- oder Flugpassage bemühen, damals, in den Trümmern von 1947, nichts Alltägliches wie heute.

In dieser verrückten Welt fehlte uns zu guter Letzt die „Non-enemy-verklaring“, die für mich zeitig, aber für meine Mutter erst im letzten Augenblick eintraf. Trotz über zehnjähriger schärfster und gnadenlosester Verfolgung durch die eigenen Landsleute, mußten wir als ehemalige deutsche Flüchtlinge noch den Nachweis erbringen, nicht zu den „Feinden“ der Siegermächte zu gehören, eine besondere Farce der Bürokratie!

Die Scheffels besuchten uns noch in Holland, es war ein freudiges, aber auch nach dem Tod meines Vaters bedrückendes Wiedersehen und später ein trauriger Abschied in Amsterdam, vor der endgültigen Emigration nach Südamerika. In Amsterdam trafen wir noch im Hotel meinen früheren Chef der Weberei Voss, Tegelen. Er erzählte, daß der damali-

ge deutsche Betriebsleiter der Tegelsche Weverij kurz vor der Befreiung die ganzen Maschinen demontierte und mit nach Deutschland nahm. Meneer Voss machte uns damals auf den Rechtsanwalt Fürst in Mönchengladbach aufmerksam, der unsere Anträge auf „Wiedergutmachung“ in Angriff nahm.

Am 26. August 1947 landeten wir in Montevideo, wo mein Vetter Heinz Heymann, Inhaber einer kleinen Kleiderreinigung, mit seinen Eltern Siegfried und Dora, der Schwester meiner Mutter, wohnte. Mein Onkel war früher in Berlin mit einem Sozium Inhaber eines Konfektionsgeschäfts. Er war schon vor seiner erzwungenen Auswanderung in Berlin erblindet und kam in diesem traurigen Zustand als Invalide mit seiner Familie in Montevideo an. Fünf

Tage nach unserer Ankunft starb er plötzlich, als hätte er bis dahin regelrecht auf uns gewartet. Nach unserer Ankunft hatte er sich noch eingehend mit uns unterhalten: menschliches Schicksal!

In Montevideo erlernte ich allmählich die spanische Sprache und arbeitete 13 Jahre in verschiedenen Webereien der Textilindustrie. Am 30. November 1957 heiratete ich meine jetzige Frau Sonia (Sonja), geb. Strang, geboren am 18. März 1925 in Berlin, die ich in Buenos Aires/Argentinien, auf der anderen Seite der Meeresbucht „Rio de la Plata“ kennengelernt hatte. Wir wohnten weiterhin in Montevideo, bis mein Schwiegervater Salomon Strang in Buenos Aires erkrankte und auch eine Textilkrise in Uruguay uns bewog, 1960 ins benachbarte Argentinien umzusiedeln, wohin auch später meine Mutter folgte.

In Buenos Aires wohnten wir anfänglich in der kleinen Mietwohnung meiner Schwiegereltern. Auch hier arbeitete ich zunächst in Webereien. Die Färberei hatte ich schon lange aufgegeben, da sie meiner Gesundheit nicht zuträglich war.

Auf Grund eines Zeitungsinserts übernahm ich die Vertretung einer Wurstfabrik, in der auch Waren nach deutscher Art hergestellt wurden. 22 Jahre blieb ich in dieser Branche. Schließlich wurde auch Argentinien zwangsläufig von einer großen Krise und vielen strukturellen Veränderungen erfaßt. Der Massenverkauf in den überall aus dem



Käthe und Rolf vor der Auswanderung nach Uruguay 1947. (204)

Boden schießenden Supermärkten verbilligte die Ware immer mehr, und der lange Zeit noch als notwendiges Übel angesehene Vertreter wurde durch andere verkaufsorganisatorische Maßnahmen ersetzt. Die riesige Inflation in Lateinamerika nagte am Einkommen. Die Firma geriet bis zu drei Monate mit der Zahlung von Gehältern und Provisionen in Rückstand. So blieb es denn nicht aus, daß ich in den letzten Jahren von meinem Kleinwagen auf das Fahrrad umstieg und viele Kilometer mit dem Rad, zum Teil in Kombination mit der Bahn zurücklegte.

Mein Schwiegervater Salomon Strang starb kurz nach unserer Übersiedlung in Buenos Aires. Inzwischen wohnten wir in dem Häuschen, das wir uns zu Beginn unseres Ortswechsels nach Argentinien von der „Wiedergutmachung“ der zwangsweisen Enteignung unseres Eigentums in Kaldenkirchen leisten konnten und das uns heute noch gehört.

Nachdem meine Mutter mir von Montevideo nach Buenos Aires gefolgt war, wohnten wir zusammen mit ihr und meiner Schwiegermutter Regina Strang, geb. Ledermann, unter einem Dach, bis ihre Abberufung aus dem irdischen Leben meine Frau und mich alleine hier im Haus zurückließen.

Nach mehr als zwei Jahrzehnten in der wurstverarbeitenden Industrie wurde mir eine Vertrauensstellung in einem Produktionsbetrieb für Autozubehörteile von einer Nachbarin vermittelt, die dort als Buchhalterin tätig war. Als einfacher Angestellter war es nun sechs Jahre lang meine Aufgabe, Bankangelegenheiten, Behördengänge, Firmenbesuche und sonstige Botendienste für die Verwaltung gegen ein festes Gehalt zu erledigen. Wir leb-

ten zufrieden und hatten unser Auskommen, wenn auch die Einkünfte uns keine großen Sprünge erlaubten.

Im Rahmen von Massenentlassungen auf Grund einer Wirtschaftskrise fiel das Los auch auf mich, und da ich schon 70 Jahre (1990) alt war, wurde mir die Stelle ohne Angabe persönlicher Gründe gekündigt. In der Folgezeit war meine Hauptbeschäftigung, den Anzeigenteil der Zeitung „durchzuschnüffeln“, ob nicht doch noch jemand vielleicht bereit war, „einen alten Gaul vor seine Karre zu spannen“. Eine kleine Abfindung hielt uns noch eine kurze Zeit über Wasser, aber durch die extreme Verteuerung schmolz das Geld dahin wie Schnee.

Seit drei Jahren bekomme ich eine argentinische Altersrente von jetzt 3500 Australes (etwa US \$ 13). Das reicht hinten und vorne nicht für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, geschweige denn für Medikamente oder die Entrichtung von Steuern und kommunalen Abgaben. Die argentinischen Altersrentenkassen sind nämlich im Laufe der Zeit für andere Zwecke ausgeplündert worden, beispielsweise zum Ausgleich von Steuerausfällen bei der notleidenden Wirtschaft, soweit die finanziellen Mittel nicht durch die Erhöhung der Benzinsteuer herbeigeschafft werden konnten.

Wie sicherlich auch in der europäischen Presse bekannt geworden ist, artete hier die Geldentwertung in eine erschreckende und chronische Hyperinflation aus, die fast mit der deutschen Situation von 1922 verglichen werden konnte. Die steigende Steuerlast wird zum Schreckgespenst, außerdem muß die riesige Auslandsschuld zurückbezahlt wer-

den, und so bleibt nur zu hoffen, daß der „Patient“ Argentinien mit Hilfe der verordneten Heilmittel wieder auf die Beine kommt.

So war es ein großes Glück, daß ich trotz einiger Beschwerden bis ins Alter von 70 Jahren arbeitsfähig blieb, obwohl ich dabei einen Rhythmus wie ein junger Mensch einhalten mußte. Als kleiner Angestellter und jetziger Rentner trifft mich diese Geldentwertung besonders hart. Wir hatten uns immer vorgestellt, nach den vielen Schicksalsschlägen des Lebens einen wenigstens finanziell gesicherten Lebensabend verbringen zu können. Leider ist uns das bis jetzt nicht vergönnt. Wir machen uns große Sorgen, was der morgige Tag bringt. Außerdem kündigt die jetzige Regierung einen äußerst einschneidenden Wirtschaftskurs an, der von der Bevölkerung weitere schwere Opfer fordern wird. Wenn nicht ein Wunder geschieht, müssen wir aufgrund der „Almosen“ der argentinischen Rente ein Bettlerleben führen. So geht es hier den meisten Rentnern und Arbeitslosen, die auf die Hilfe von Freunden und Verwandten angewiesen sind, und das erinnert mich an ein Gedicht von Heinrich Heine: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind, laß' sie betteln, wenn sie hungrig sind!“

Fast alle jüdischen Bekannten und auch Italiener oder Spanier nicht jüdischer Abstammung, die hier leben, beziehen in unserem Alter aus ihren Heimatländern Pensionen, die sie vor der Notlage bewahren. Ich habe mich in den letzten 20 Jahren etliche Male, sowohl mit eigenen Schreiben als auch durch die Einschaltung eines Rechtsanwalts an die zuständigen Behörden in Düsseldorf gewandt, um meine Altersversorgung auf die Reihe zu bekommen. Dabei war ich davon überzeugt, überhaupt keine Schwierigkeiten zu haben, da ich glücklicherweise trotz der chaotischen Kriegsjahre fast alle Beweismittel über meine Tätigkeit in Mönchengladbach und Holland und auch über die Zeit des Untertauchens vor dem Verlust retten konnte.

Die Gewährung einer Rente wurde in einem Gerichtsverfahren abgeschlagen, weil sich aus keinem Archiv ergab, daß ich 1936 bei der Firma Hermann Flörsheim in Mönchengladbach in der Lehre war und diese Firma auch für mich Beiträge zur Rentenversicherung entrichtete. Daran konnte auch mein Zeugnis nichts ändern, das zumindest meine Lehrzeit eindeutig unter Beweis stellt und zum Ausdruck bringt, daß „der Lehrvertrag leider nicht eingehalten werden konnte“.

Der Richter betonte in dem rechtskräftigen Urteil des Berufungsgerichts, eine große Aktiengesellschaft wie Flörsheim hätte bestimmt alles ordnungsgemäß angegeben. Außerdem sei es fraglich, ob seinerzeit überhaupt Beiträge zur Rentenversicherung während der Lehrzeit zu entrichten gewesen wären. So stufte er meinen Rentenanspruch als „rein spekulativ“ ein, was mich besonders kränkte.

Das in der zweiten Instanz gefällte Urteil war meiner Ansicht nach nicht stichhaltig, da mich meine Eltern damals – wie schon anfangs erwähnt – in einer gesetzlosen Zeit nur mit größter Mühe des Rabbiners von Mönchengladbach bei Flörsheim unterbringen konnten. Auch wenn es heute schwerfällt, das zu begreifen, so war es damals ausgeschlossen, mit der Betriebsleitung dieses „jüdischen“ Unternehmens, das ohnehin selbst schon existenziell durch die „Arisierung“ der Nazis bedroht war, alle Details meiner Beschäftigung genau festzulegen und alle Konsequenzen, wie zum Beispiel meine Alterssicherung, zu überschauen.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich für meine Arbeitsleistung während der Lehre nur ein Taschengeld bekam. Ohne die einjährige Ausbildung hätte ich keinerlei Berufspraxis bei meiner „Landflucht“ gehabt. Wenn heute alles unter damaligen Gesichtspunkten beurteilt würde, stünden meine Eltern und ich immer noch als „Rechtsbrecher“ da, die in Holland durch das Untertauchen und die Annahme falscher Namen gegen alle „Gesetze“ der Besatzer verstoßen haben, und das nur wegen des einzigen „Verbrechens“, als „Jude“ geboren zu sein. Nach meiner Ansicht ist es demzufolge ungerecht, sich auf Gesetze in einer Zeit zu stützen, in der in Wirklichkeit gleiches Recht und Ordnung für alle Menschen außer Kraft gesetzt worden waren.

Auch mein Schaden an Gesundheit, die Rückgratverkrümmung, verursacht durch den zwangsweisen Arbeitseinsatz für die deutsche Wehrmacht in den Wochen vor unserer Evakuierung aus Holland, wurde vom Rentenamt in Düsseldorf verworfen. Trotz Vorlage zweier ärztlicher Atteste mit gesetzlich anerkannter Übersetzung, wurde ein entsprechender Antrag abgelehnt mit der Begründung, solche Ansprüche stünden nur Rentempfängern zu. Dagegen erhielten wir in einem Ausgleichsverfahren die bereits erwähnte „Wiedergutmachung“

sowie ordnungsgemäßen Ersatz für meinen Ausbildungsschaden, womit wir uns wenigstens vor 25 Jahren mit unseren Müttern im Außenbezirk von Buenos Aires ein gemeinsames „Dach über dem Kopf“ schaffen konnten.

Hinzu kommt, von 1937 bis 47 arbeitete ich in Holland, mit Unterbrechung durch die Zeit des „Untertauchens“. Dafür erkannten die holländischen Behörden mir vor langer Zeit lediglich einen Pauschalbetrag von US\$ 100 an, da Renten angeblich nur an Personen im Inland oder europäischen Ausland gezahlt werden. Im Grunde wäre der deutsche Staat auch für diese Arbeitsleistungen zuständig, da Holland militärisch besetzt war und mein Aufenthalt dort als deutscher Staatsangehöriger ausschließlich auf die Verfolgung in Deutschland zurückzuführen war.

Außerdem wiederhole ich in diesem Zusammenhang, daß ich mit meiner Mutter nach dem frühen Tod des Vaters in Holland zweieinhalb Jahre versteckt unter falschem Namen leben mußte, eine gezwungenermaßen selbst auferlegte „Gefangenschaft“, um das nackte Leben zu retten, in ständiger Angst und Gefahr entdeckt zu werden, nur aus meinem Glauben und dem „Selbsterhaltungstrieb“ Mut und Kraft schöpfend, ohne daß die Versicherungsanstalt und Gerichte trotz wiederholten Vortrags auf diesen Tatbestand reagierten. Wer ersetzt mir diese verlorenen Jahre meiner Jugend, den seelischen und gesundheitlichen Schaden, der heute noch seine Schatten auf mein Leben wirft?

Aus diesem Grunde sind wir über das Ausbleiben einer, und sei es auch noch so bescheidenen Altersrente enttäuscht, auf die ich nach meiner Ansicht gesetzlichen Anspruch habe, da ich in meiner Jugend genug durch die nationalsozialistische Verfolgung gelitten habe.

Für mich ist das alles heute ein noch triftigerer Grund, mich an den Deutschen Staat zu halten, der uns damals das Lebensrecht auf grausame Art verwehrte und dessen Richter nun in meinem Fall die Gesetze in voller Härte auslegen, ohne die überstandenen Leiden zu berücksichtigen.⁴

Außer der Inflation wird Argentinien wohl drüben in Europa mit Fußball und Tennis Schlagzeilen machen. Hinzu kommt ab und zu die Auslieferung schwerer Naziverbrecher, darunter Angehörige der ehemaligen Waffen-SS, die hier unbehelligt ein halbes Jahrhundert unterkriechen konnten, als

– dem Scheine nach – ehrenhafte Bürger und nun doch endlich enttarnt werden. 1992 gab der Präsident durch ein Dekret in einer feierlichen Zeremonie bekannt, daß nunmehr von allen Amtsstellen, einschließlich der Staatsbank, Einsicht in Akten hierhin geflohener Naziverbrecher gegeben wird. Das war wohl eine lobenswerte Handlung, kam aber ein bißchen spät, da die Akten im Laufe der Zeit durch unbekannte Hände schon sehr zusammengeschrumpft sind und der Zahn der Zeit zuviel daran genagt hat.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch bekannt, daß hier in einem Vorort der ehemalige Sekretär des berüchtigten Joseph Goebbels im Alter von etwa 80 Jahren lebt, der in einem Interview vor Journalisten behauptete, die Alliierten hätten auch Konzentrationslager gehabt und die „jüdischen“ Opfer seien durch die feindlichen Bomben beim Vormarsch der Alliierten ums Leben gekommen. Er kam auf normalem Wege hierher, da man ihn in Deutschland „entnazifiziert“ hatte und ist immer noch ein Bewunderer von Hitler und Goebbels. Letzterer beherrschte die Kunst, die Lüge so oft zu wiederholen, bis man sie glaubte.

Nach mehr als 50 Jahren kommen jetzt die Machenschaften der Nazis über Vermögensraub und Sicherstellung im Ausland, darunter auch Argentinien, allmählich ans Tageslicht. Darüber hinaus munkelt man hier über sagenhafte Dinge, die sich damals zugetragen haben sollen: Ankunft von einem Dutzend Unterseebooten mit Naziflüchtlings nach dem Zweiten Weltkrieg, über dreihundert Nazigrößen seien der jetzigen Regierung genannt worden, die mit dem geraubten Geld hier bedeutende Unternehmen gegründet haben sollen. Im Gewölbe der Staatsbank soll der Raum nicht erreicht haben, um das geraubte Gold unterzubringen.

So ist es eine Ironie des Schicksals, daß dieses südamerikanische Land nicht nur deutsche Staatsbürger aufgenommen hat, die vor den Nazis geflohen sind, sondern nach dem totalen Zusammenbruch gerade auch als Zufluchtsstätte für ehemalige deutsche Nazigrößen diente. Dennoch möchte ich meine dritte Wahlheimat nach Holland und Uruguay nicht in ein zu schlechtes Licht stellen, da dieses Land auch uns als Bürger aufgenommen hat.

Dank an den Allmächtigen

Die Artikel in den Heimatbriefen der Stadt Nettetal und die Beständigkeit der Zusendung nach Argentinien über viele Jahre hinweg, ohne auf Antwort und Dank zu warten, sind bei mir auf fruchtbaren Boden gefallen. Seitdem ich mit Nettetal in Kontakt stehe und seit unserem Besuch 1991 begann für uns ein neuer Lebensabschnitt, hat sich ein völliger Wandel in mir und sogar meiner Frau Sonia vollzogen, die völlig an diesem Geschehen teilnimmt. Die größte Freude bereiteten mir die früheren Freunde und Bekannten, mit denen wir uns seit der harmonischen Kontaktaufnahme wieder verbunden fühlen.

So entdeckten wir, und ich möchte in erster Linie nicht materielle Dinge in den Vordergrund stellen, daß dort in Nettetal, der Stadt mit der Seerose im Wappen, mitfühlende Menschen leben, und wir waren oft zu Tränen gerührt über die Anteilnahme und Hilfsbereitschaft, die uns entgegengebracht wurde. Inzwischen kam es zu einer regen Korre-

spondenz mit meinem Jugendfreund und verschiedenen Bürgern der Stadt.

Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, erinnern wir uns mehr und mehr an das, was damals passierte, was der Filter des Gedächtnisses zurückhielt, um uns vor Depressionen zu bewahren. Wir wagen auch wieder, an die schöne Zeit unserer frühesten Kindheit und Jugend zurückzudenken. Wie ein Film läuft vor uns das ferne Geschehen ab. Allmählich lernen wir, die einstigen Werte des Lebens vor dem Hintergrund der grausamen Gespenster der Vergangenheit in unserer empfindlichen Einbildungs- und Vorstellungswelt zu erkennen und zu schätzen.

Es gibt doch noch Wunder Gottes, und so hoffen wir, daß diese Erfahrung als Ausgleich für uns beide jetzt wieder das alt-neue Leitmotiv bleibt. Mein Vater sprach oft von der sogenannten „Duplizität der Ereignisse“, die auch in meinem Leben eine Rolle spielte. Eine höhere Macht führte uns auf diese Weise über zwei Kontinente glücklich wieder zu-

sammen, und so haben wir auch den festen Willen, mit allen Freunden zusammenzuarbeiten für eine bessere Welt!

Ein besonderer Tag ist jedesmal für uns, wenn wir Post von Siegfried Sanders aus Kalifornien empfangen, darunter Fotos von Geburtstagen oder Glückwunschkarten zu unseren Hohen Feiertagen. Es ist wirklich wunderbar, in welchem Stil und einwandfrei leserlicher Handschrift dieser schon hochbetagte Herr uns Mut macht und Zuversicht verbreitet mit den Leitmotiven seiner Mutter: „Klag es dem Stein, und bleib mit deinem Leid allein!“

Er ist ein bewundernswerter und vorbildlicher Mensch, mit großer Moral, erstaunlicher Lebenskraft und Weisheit, früher auch die Urquelle meiner Familie, der Grunewalds.

Inzwischen ist eine neue Generation im deutschen Volk herangewachsen, die zwar völlig schuldlos ist an den begangenen Verbrechen, aber aus der Vergangenheit lernen muß, wozu allgemeine Volksverhetzung führt. Dazu sollte die Aufarbeitung und Darstellung des dunklen Kapitels den wahren Weg weisen, damit die Fehler nicht wiederholt werden,



Links Geburtshaus von Rolf Grunewald, Breyellerstr. 1, rechts am Geschäft ein Schild „J. Bonn“ (Isaac), geb. 1838 in Waldniel. (205)

die jungen Menschen sich nicht mehr vom „braunen Übel“ beeinflussen lassen, keine Wege des Grauens mehr einschlagen, sondern endgültig die Lehren daraus ziehen: NIEMALS WIEDER!

Dies zum Vorbild für zukünftige Generationen im vereinten Deutschland oder darüber hinaus in nicht allzu weiter Ferne für die Vereinten Staaten von Europa. Die Welt ist im Umbruch, die Menschen suchen neue Wege, und auf diese Weise wird sich allmählich der Pfad des Friedens für die Menschheit ebnen, so wie ein deutscher Dichter sagte: „Das Alte stürzt, und neues Leben sprießt aus den Ruinen.“

Ich persönlich wurde liberal-religiös erzogen und habe mir innerlich stets ein tiefes, religiöses Empfinden bewahrt. Dabei kommt es für mich nicht auf äußerliches Zeremoniell an. Niemand ist imstan-

de, objektiv zu denken. Jeder ist beeinflusst von seinem eigenen ICH, seiner Lebenslage, Geschichtsauffassung, Abstammung, Vergangenheit usw. Ich habe mir zum Grundsatz gemacht, andersdenkende und andershandelnde Menschen sehr zu respektieren, soweit auch sie dem Anderen Toleranz entgegenbringen und ihm das Lebensrecht nicht streitig machen. Diese Weltanschauung auf religiöser Basis hat mich bisher in den schwierigsten und kritischsten Momenten meines Lebens hochgehalten. Die Osterfeiertage „Pesach“, mit den bekannten „Matzen“ zum Gedenken an den Auszug aus Ägypten sowie unsere Hohen Feiertage „Rosh Haschana“, (Neujahr) und dann „Jom Kippur“ (Versöhnungstag) sind für mich Tage der Besinnung. In den stürmischen Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart versucht man zu analysieren was, war-

um, wie alles geschah und was uns möglicherweise bevorsteht.

Trotz allem, was passiert, steht für mich an erster Stelle die Anerkennung und der Dank für das, was der Allmächtige in seinem unergründlichen und für uns Menschen nicht erfaßbaren Ratschluß bestimmt: Der Mensch denkt und Gott lenkt. So kam das Wunder zustande, daß mir die Heimat, die mir entfremdet war, wieder Heimat wurde.

Mit den holländischen Nachkommen der beiden Familien van Lin und Verhoeven in Velden und Well, die maßgeblich dazu beigetragen haben, unser Leben zu retten, stehe ich seit unserer Befreiung in ständigem Kontakt und bleibe ihnen mein Leben lang in tiefer Dankbarkeit verbunden.

1. Gregor Herter, „Gruß aus Kaldenkirchen“, Band 2, Seite 105, „Der 1903 gegründete Betrieb gehörte über viele Jahre zu den größten Arbeitgebern der Branche am Ort.“

2. Dem Transport von Maastricht nach Westerbork und Auschwitz gehörten auch Etty Keizer und Günther Bonn an. Siehe die letzte Postkarte von Etty vom 25. August 1942 aus Maastricht (Seite 282).

3. Gestapo-Akte Josef Beumer, NW-Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, RW58-66253.

4. Die Veröffentlichung des ersten Briefes von Rolf Grunewald 1988 in der hiesigen Presse löste eine Welle der Sympathie und Hilfsbereitschaft aus. In einem Wiederaufnahmeverfahren bei der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz (LVA) konnte nachgewiesen werden, daß die Firma Flörsheim in den dreißiger Jahren Lehrlingsvergütungen zahlte und hierfür Beiträge zur Sozialversicherung entrichtete. Von entscheidender Bedeutung war, daß Herbert Löwensberg, Montevideo, wie bereits erwähnt in der fraglichen Zeit ebenfalls Lehrling bei Flörsheim, sich bereit erklärte, seine eigenen Rentenakte als Parallellfall zur Einsichtnahme und Beweisführung zur Verfügung zu stellen.

Die Düsseldorfer Rechtsanwälte führten in ihrem Überprüfungsantrag u.a. aus: „Aus der Tatsache, daß Herbert Löwensberg während der gleichen Zeit Lehrling bei der Firma Hermann Flörsheim war, und daß für ihn ab Beginn der Lehre eine Beitragsentrichtung durch den Arbeitgeber nachgewiesen wurde, ergibt sich zweifelsfrei, daß der Arbeitgeber beitragsstreu war, so daß auch für den Antragsteller Rolf Grunewald von einer ordnungsgemäßen Beitragsentrichtung auszugehen ist.“

Auf Grund der Nachweise wurde der Grundstein für den Aufbau einer Altersrente auf der Basis der Pflichtbeiträge während der Lehre, Ersatzzeiten und freiwilliger Beitragsnachentrichtung gelegt. Die LVA erließ 1990 überraschend schnell in einvernehmlicher und unbürokratischer Abwicklung einen neuen, positiven Rentenbescheid gemäß „Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts in der Sozialversicherung“ zugunsten der Eheleute Grunewald.

Die Familie Alex Bonn



Emmy und Alex Bonn mit Walter, um 1914. (206)

Siegfried Sanders:

Ich kann mich noch genau an den alten Isaac Bonn erinnern, der vor 1900 nach Kaldenkirchen kam und hier ein Manufakturwarengeschäft (Textilwaren) eröffnete.

Vor dieser Zeit hatte er eine Metzgerei in Bracht. Nach jüdischer Tradition war es üblich, das Fleisch nach mehreren Tagen abzuwaschen, um es frisch zu halten. Eines Tages behauptete jemand in Bracht, Bonn habe auf das Fleisch „gepisst“. Die Folge dieser antisemitischen Kampagne war, daß er sein Geschäft in Bracht nicht mehr weiterführen konnte.

Isaac Bonn hatte eine stattliche Nase, weshalb die Kinder in Kaldenkirchen sangen: „Ein schöner Giebel ziert das Haus, und drum herum guckt Bonn heraus!“



Lina Bonn, Schwester von Alex. (207)



Feier aus Anlaß der Befreiung von der belgischen Besatzung auf dem Wallplatze, vorne auf der Tribüne: Bürgermeister Dr. Pauw, zweite Person links von Pauw: Alex Bonn, mit hellem Mantel: Landrat von Hartmann-Krey, rechts daneben Leo Terstappen (de Witte), 4. von rechts Sanitätsrat Dr. Hermann Lueb. (208)



Verkäuferinnen, Vertreter und Näherinnen auf dem Hof des Manufaktur-, Textilwaren- und Bekleidungsgeschäfts Bonn, um 1927/28. Sitzend Emmy und Alex Bonn.
 Vorne v.l. Maria Loeff, Käthe Derks (Lappen), Resi Hinssen (Borghoff).
 Stehend v.l. Luise Terhaag (Kall), Wilhelmine Dieken, Adele Schiffer (Kall), Leo Frenken, Christine Hinssen (Cappel), Engelbert Kox, Matthias Everz, Josefine Kamper, Johanna Lommès. (209)



3. Haus v.l. das spätere Geschäftshaus von Alex Bonn.
 Dahinter Kaufhaus Johann Giskes, Verlag, Photographie, Postkartenzentrale. (210)



Schulsausflug 1931 der Höheren Knabenschule (Rektoratschule) nach Kempen, Aufnahme vor dem Thomas-Denkmal, Lehrer Görtches (l.) und Hollenbenders (r.). 1. Reihe, sitzend, ganz links Günther Bonn, ganz rechts Matthias Wieland, Arzt und langjähriger TSV-Vorsitzender, ganz links, stehend (vor dem Lehrer) Matthias Janßen. Josef Backes, Peter Hauser, Heinen, Lothar Gries, Schmacks, Helmut Rhode, Willi Schließer, Ludwig Schmitz, Vostellen, Alex Schrömbges, Reinhard Hahnen, Dieter Wieland, Wilhelm Nellis, Jakob Gruteser, Ernst Füngelings, Gerhard Dammer, Josef Küppers, Konrad Schmitz, Hermann-Josef Peters, Harry Gries, Schmacks, Niehaus, Willi Verkoyen, Franz Reinardy, Bernhard Schmitz, Willi Dommies, Heinz Gerhards, Hans Terstappen (Bruder von Fiß Gretchen), Günther Starnitzki, Josef Opdenberg, Jakob Grütters, Jakob Jongmanns. (212)

Eva Hilde Noach, verwitwete Bonn, Beer Sheva/Israel

Mein kurzes Glück mit Hans Günther Bonn

Ich beschloß 1949, „Aliya“ zu machen und mit meinem Sohn René nach Israel auszuwandern. Wer würde das bezahlen, wer würde eine Mutter mit einem nicht mal zweijährigen Kind aufnehmen? Es gelang mir, durch entsprechende Unterstützung die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Mit Holland verließ ich ein Land, das mich bereits als Flüchtling aufgenommen hatte und wo ich die glücklichste Zeit meines Lebens verbringen konnte.

Neue Heimat Israel

Als ich in Israel ankam, hatte ich keine Ahnung von der Härte der Anforderungen, die an mich gestellt wurden. Das vielfältige kulturelle Leben, das ich sogar während des Krieges genießen durfte, trat völlig in den Hintergrund. Ab jetzt wartete eine neue und unbekannte Herausforderung auf mich. Ich sprach und verstand nicht mal die hebräische Sprache und tat mich immer schwer damit.

Michael Noach begrüßte uns am Flughafen Lod mit einem herzlichen „Shalom“, nahm René auf seine Schultern und beruhigte ihn sofort mit den Worten: „Von jetzt an bin ich dein Vater und werde für dich sorgen,“ was er später mit größter Liebe in die Tat umsetzte. Anschließend zeigte er uns unsere neue Heimat, den Kibbuz Davrat, den er vom ersten Spatenstich an mit aufgebaut hatte. Er war ein Idealist und hatte vor dem Krieg ein bequemes Leben in Holland aufgegeben, um nach „Erets Yisrael“ zu gehen, nicht nur um hebräische Philologie (Sprach- und Literaturwissenschaft) zu studieren, sondern am Aufbau des Landes mitzuwirken.

Der Kibbuz war eine jüdische Gemeinschafts-siedlung, die sich selbst mit allem Lebensnotwendigen versorgte. Unser neuer Freund führte uns herum, zeigte uns alles im Detail und erklärte mir die Vorzüge der Gemeinschaft.

Die Betreuung der Kinder war vorbildlich, und für meinen Sohn war es kein Problem, sich in kurzer Zeit einzuleben. Der Name René wurde in „Rami“ umgewandelt, eine Abkürzung des hebräischen Namens „Avraham“. Für mich war es dagegen äußerst schwierig, mich einzugewöhnen, so-

wohl was die neue Umgebung, die Aufgaben, als auch die Mentalität der Mitbewohner anbelangte. Nur die Angst, wieder alleine zu sein, gab mir die Kraft, weiterzumachen.

Michael wurde mein zweiter Ehemann, wir bekamen einen Sohn Yigal und waren nun zu viert. Nachdem die Kibbuzmitglieder auf Dauer nicht viel Verständnis zeigten für eine Immigrantin wie mich, zogen wir neun Jahre durch das Land, bis Michael 1959 eine Stelle als Gärtner beim Soroka Medical Centre in Beer Sheva bekommen konnte und wir dort in unserem eigenen Haus seßhaft wurden.

„Nobody had promised me a rose garden!“ Lange Zeit konnten wir uns nur schwer und mit Hilfe echter Freunde zurecht finden, wir führten ein karges Leben. Michael beklagte sich nie, er war viel früher eingereist und wußte um die Schwere der Aufgabe. Ich war in keiner Weise darauf vorbereitet und begann, Englischunterricht an Schüler zu erteilen, manchmal nur für das tägliche Brot.

Aus meinem Sohn Rami, geboren 1947 in Venlo, wurde ein feiner Mann, eine große Kraft und Stütze für mich, ein wahrer Freund meines zweiten Mannes, ein „Pillar of Hope“ (Säule der Hoffnung). Er entwickelte sich zu einem Ingenieur von internationaler Qualifikation.

Doch vielleicht interessiert es den Leser, mehr über mein Leben zu erfahren, über die Höhen und Tiefen, Glück und Schmerz, Freud und Leid!

Meine Jugend in Deutschland

Sicher ist es der Wunsch jedes Einzelnen, in eine Familie voller Liebe und Geborgenheit hinein geboren zu werden. Ich fand ein solches Glück erst im Alter von fast fünf Jahren, was einen Schatten auf mein gesamtes Leben wirft.

Ich wurde am 12. August 1921 zusammen mit meiner Zwillingsschwester in Liberec/Tschechoslowakei geboren. Wir bekamen die Namen Hilde und Ilse. Dem Mythos über die Begleitumstände unserer Geburt zufolge kam unser Vater Albrecht Haller zum Krankenhaus mit einem Blumenstrauß für unsere Mutter Sonia, erblickte uns beiden Zwillinge, drehte sich auf dem Absatz um, überreichte die

Blumen einer anderen Frau auf der Station und verschwand. Ich kenne bis heute nicht die Gründe seines Verhaltens. War es die wirtschaftliche Situation in dem neu gegründeten Staat, die die Existenz einer Familie mit zwei Kindern schwierig machte, waren meine Eltern zum Zeitpunkt unserer Geburt bereits geschieden, oder erfolgte die Scheidung kurz darauf? Auch über Hallers Beruf besteht keine Klarheit. In der Familie wurde später gemunkelt, er sei Rechtsanwalt gewesen, wie sein Vater, jedoch in meiner tschechischen Geburtsurkunde wird er als Theaterschauspieler bezeichnet.

Sonia Haller war nun in einer verzweifelten Situation. Sie reiste zu ihrer Mutter nach Stuttgart, wo sie aufgewachsen war. Ihr Vater Louis Loewenthal, Inhaber einer Fabrik für optische Geräte, war schon in ihrem Geburtsjahr 1891 bei Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung in Odessa ermordet worden, woraufhin die Witwe mit den Kindern nach Stuttgart zog. Sonia nahm Schauspielunterricht am Theater und stand bis zu ihrer Hochzeit einige Zeit auf der Bühne, unter anderem als Ibsens „Nora“.

Frau Loewenthal verfügte immer noch über ein beträchtliches Vermögen und wohnte standesgemäß in einer 8-Zimmer Wohnung. Dennoch weigerte sie sich, Sonia mit ihren zwei Neugeborenen aufzunehmen und setzte sie kurzerhand vor die Tür, möglicherweise auf Empfehlung ihrer älteren Kinder, oder aber, weil sie befürchtete, daß Sonias Mann ebenfalls aufkreuzen würde, um gratis Kost und Logis in Anspruch zu nehmen.

Während Sonia sich in der Stadt aufhielt, in jeder Hand einen kleinen Korb mit einem Säugling, wurde ein Polizist auf sie aufmerksam, der ihren Ausweis verlangte. Kaum hatte er ihren Geburtsort Odessa erblickt, drohte er damit, ihr die Aufenthaltsgenehmigung zu entziehen und sie nach Rußland auszuweisen. Meine Mutter war schockiert, obwohl sie eine starke Persönlichkeit war.

Zufällig lernte sie einen jungen Mann kennen, der sich anbot, sie auf der Stelle zu heiraten und ihr so aus der Verlegenheit zu helfen. Der junge Mann, Eugen Hugo Weigold, genannt „Gonschi“, machte tatsächlich Ernst mit seinem Heiratsantrag, jedoch unter einer Bedingung: Er hatte es nur auf die attraktive Frau abgesehen, die Kinder konnte er nicht gebrauchen. Er erklärte Sonia, daß er bereits eine Tochter mit seiner Ex-Frau habe und überredete sie, sich von uns Geschwistern zu trennen.



Gertrud Wurm mit Eva Hilde in Recklinghausen. (213)

Nachdem sie von ihrer Mutter so brüsk abgewiesen worden war und ihr zusätzlich noch die Ausweisung von offizieller Seite drohte, blieb ihr anscheinend keine andere Wahl, als sich auf dieses Angebot einzulassen.

Die unter solch merkwürdigen Umständen zustande gekommene Ehe zwischen unserer Mutter und Weigold hielt erstaunlicherweise fast 30 Jahre bis zu seinem Tod, und es gab sogar einige positive Aspekte. „Gonschi“ entpuppte sich als netter, großzügiger und äußerst couragierter Mann. Als sich die Verfolgung der jüdischen Bürger Ende der dreißiger Jahre dramatisch zuspitzte, konnte er unsere Mutter, die jüdischen Glaubens war, vor den Nazis retten, indem er sich auf deren Niveau herabließ und durch sein dreistes Auftreten und seine freche Schnauze siegte. Es gelang ihm, einen Beamten dazu zu bringen, seine Frau nicht den Nazis auszuliefern, indem er ihn davon überzeugte, daß sie als „Jüdin“ deportiert und ermordet werden würde, eine Darstellung, die bei dem Beamten angesichts der damaligen Zustände ihre Wirkung offenbar nicht verfehlte. Unsere Mutter überlebte die Nazizeit, indem sie auf einem Bauernhof in der Nähe von Stuttgart untertauchen konnte.

Jedoch wir Kinder zahlten die Zeche, jedes von uns auf seine Weise, denn die Konsequenzen für uns waren verheerend: Meine Schwester Ilse und ich landeten sehr früh in einem Stuttgarter Wai-

senhaus. Nach geraumer Zeit wurden wir zur Adoption freigegeben, wie üblich mit Rückgaberecht, falls die zukünftigen Eltern es sich doch noch anders überlegen sollten. Dies geschah in meinem Fall meines Wissens mindestens drei Mal. Außerdem konnte in Deutschland zur damaligen Zeit niemand ein Kind adoptieren, der nicht mindestens 45 Jahre alt war. Ich entsinne mich noch des eleganten Pelzjäckchens, in das man mich in einer der Familien steckte, der Spaziergänge mit den Kinder mädchen oder Hausangestellten, dem Wechsel von einer Familie zur anderen. Hinzu kamen die Gebete während der Mahlzeiten und vor dem Zubettgehen. Einmal weigerte ich mich zu sagen: „Gottes Liebe und Jesu Blut machen alle Sünden gut,“ vielmehr erklärte ich voller Stolz, jüdisch zu sein, das Bekenntnis eines kleinen Mädchens, von dem meine Pflegeeltern anscheinend nicht sehr begeistert waren, denn der Wechsel vollzog sich erneut.

Ich erinnere mich ganz besonders an eine große Veranstaltung mit vielen Erwachsenen, auf der man mir sagte, ich könne mir selbst eine Mutter aussuchen, für mich damals als Kind eine ziemlich idiotische Idee. Ich entdeckte schließlich doch eine etwas korpulente Dame mit kurzem, grauem Haar und liebevollen Augen. Auf die Frage: „Warum gerade die?“ kam die Antwort ohne zu zögern: „Sie ist nicht so dünn und hat die schönsten Augen der Welt!“ Wer hätte das gedacht, für diese Frau war

ich bestimmt. Sie brachte mich zusammen mit ihrem ruhigen Mann Anfang August 1926 nach Recklinghausen und war für mich von Stunde an eine stets zärtliche und treusorgende Mutter. Sie versorgte außerdem ihren blinden Vater Moses Heinemann, den sie nicht in ein Altersheim bringen wollte, und führte noch zusätzlich ein Geschäft.

Meine neuen Eltern hießen Gertrud und Louis Wurm. Die Familienlegende besagte, daß der Nachname von den Vorfahren auserkoren war in Anlehnung an den Bibeltext „Tolaat Yaakov“ (Wurm Jakobs), was soviel bedeutet wie: Sind wir nicht alle Würmer vor Gott? Wir wohnten in Recklinghausen, Kaiserwall 14, im dritten Stock, ganz in der Nähe vom Rathaus dieser Industriestadt im Ruhrgebiet.

Nun war ich endlich die Tochter einer richtigen und feinen „jüdischen“ Familie und brauchte mir keine Sorgen mehr um das Waisenhaus zu machen. Das Essen war prima, ich besaß hübsche, zum Teil handbestickte Blusen und Kleider und kam mir vor wie eine Prinzessin. Oft aßen wir in Restaurants, und ich konnte mir auf der Speisekarte aussuchen, was mein Herz begehrt. Aber vor allen Dingen bekam ich, was ich noch nie zuvor erfahren hatte: Liebe und intensive Zuneigung.

Diese wunderbaren Menschen waren weit davon entfernt, mich aus irgendwelchen eigennützigen Motiven zu adoptieren, vielmehr wollten sie einem einsamen Kind, das von seinen leiblichen Eltern aus egoistischen Gründen verstoßen worden war, ihre ganze Liebe schenken. Sie bereiteten mir ein warmes Nest mit einem eigenen Zimmer, Puppen und Spielsachen. Wenn ich ernsthaft erkrankte oder es mir schlecht ging, war die Mutter sehr besorgt um mich. Sie wollte mich nur im äußersten Fall alleine im Krankenhaus zurücklassen. Der Arzt erklärte ihr, wie ich zu behandeln sei, und sie verabreichte mir drei Mal täglich die Medizin. Ich erinnere mich, wie ich schluchzte und auch sie in Tränen ausbrach: „Ich hasse es, dir weh zu tun!“

Da meine Eltern mir in weiser Voraussicht meine tschechische Staatsbürgerschaft beließen, hieß ich nun mit offiziellem Nachnamen „Wurmová“. 1931 ließen sie die Adoption auch bei den tschechischen Behörden registrieren. Außerdem gaben sie mir den weiteren Vornamen Eva, so daß ich von nun an Eva Hilde Wurm hieß.

Großvater Moses erzählte mir regelmäßig Märchen. Ich erinnere mich gerne an diesen feinen,



Großvater Moses Heinemann mit Eva Hilde, rechts (zum Teil sichtbar) Louis Wurm, um 1927. (214)

ruhigen Menschen, wie ich auf seinem Schoß saß und mit seinem langen Bart spielte. Eines Tages riß ich ihm ein paar Barthaare aus, und als er sagte, daß ihm das weh tue, war meine Antwort: „Wie ist das möglich, du hast doch so viele!“ Er tastete mit seinem Stock nach mir und suchte mich unter dem Bett, wo ich mich versteckt hatte, und als er mich nicht erwischen konnte, lachten wir beide und amüsierten uns köstlich.

An unserem Fastentag Jom Kippur (Versöhnungsfest), dem heiligsten Tag des Jahres, wurde Großvater elegant gekleidet, vorsichtig drei Treppenflure hinuntergeführt und mit dem Gebetbuch in der Hand und der Tasche, die den Gebetsschal enthielt, von seiner Tochter Gertrud und ihrem gütigen Mann zur Synagoge gebracht, während ich lebhaft und unbekümmert um die Drei herumtanzte. Meine Eltern waren sehr gebildet und besaßen ein hohes geistiges Niveau. Louis Wurm war pensionierter Lehrer, der seine erste Frau nach schwerer Krankheit verloren hatte. Hörte er im Radio ein Klavierkonzert, drehte er still den Apparat aus, da ihn noch

stets zu viele Erinnerungen mit seiner Frau verbanden, die sehr musikalisch und eine begeisterte Klavierspielerin gewesen war. Die frühe Erblindung ihres Vaters hatte Gertrud Wurm davon abgehalten, in jüngeren Jahren zu heiraten. Inzwischen beschäftigte sie eine Haushilfe, die sich zusätzlich um ihren Vater und mich kümmerte. Beide Eltern besaßen ein erstklassiges Strumpf- und Miederwarengeschäft, in dem sie von früh bis spät tätig waren. Sie beschäftigten Näherinnen, die unter Anleitung meiner Mutter Korsetts und Büstenhalter herstellten und ausbesserten. Sie selbst hatte sich alle Kenntnisse der Branche während einer fünfjährigen Ausbildung in ihrer Heimatstadt Blomberg (Lippe-Detmold) erworben. Sie bediente ihre Kundinnen persönlich, zeigte und verkaufte die Ware, nahm die Körpermaße, immer höflich, lächelnd und zuvorkommend. Ihr Mann saß derweil hinter dem Ladentisch an der Kasse, natürlich absolut unsichtbar für die weibliche Kundschaft des Geschäfts. Aus einem gegenüber liegenden Restaurant besorgten sie oft unsere Mahlzeiten, aßen im Ge-

schäft und brachten das Essen auch dem Großvater, der Haushilfe und mir.

Sonntags machten wir Spaziergänge innerhalb der Stadt, wobei uns der blinde Großvater bis zu seinem Tode 1928 im Alter von 86 Jahren begleitete. Danach besuchten wir in der Regel zuerst das Grab auf dem jüdischen Friedhof in Recklinghausen, anschließend ging der Ausflug ins Grüne. Die Mutter zeigte mir Blumen und Vögel und brachte mir Volkslieder bei. Schon als Kind half ich ihr im Haushalt. Sie zeigte mir, wie man ein Huhn rupft, ausnimmt und „kosher“ zubereitet. Ich steckte vorsichtig meine kleine Hand hinein und paßte auf, daß die Galle beim Herausnehmen der Innereien nicht auslaufen und ihren bitteren Geschmack verbreiten konnte.

Im April 1928 kam ich in eine „jüdische“ Volksschule, Dr. Auerbach war mein Rabbiner. Meine Eltern brachten mich zur Schule und halfen mir bei den Hausaufgaben. Dann wechselte ich auf eine „katholische“ Schule in der Nähe unseres Geschäfts, Markt 8. Ich lernte Maria kennen, eine Mitschülerin aus einer armen Familie mit mindestens acht Kindern. Ihr Vater arbeitete als Schneider zusammen mit seinem Bruder sozusagen Tag und Nacht. Bei dieser Familie verbrachte ich viele Stunden, machte meine Schularbeiten und spielte mit Maria, die eine ausgezeichnete Schülerin und wunderbare Freundin war. Sie ging ihrer Mutter im Haushalt mit den vielen Geschwistern schon als Kind sehr zur Hand, und ich lernte die Arbeit und die Bedeutung kennen, eine so große Familie zu versorgen. Es war für mich eine gute Erfahrung, den Kampf um das tägliche Brot zu erleben, ohne in dem Alter ermessen zu können, was mich selbst in Zukunft erwartete. In dieser Familie, wie in meinem Elternhaus, wurde die Arbeit als etwas Ehrenwertes angesehen.

Nach Abschluß der Volksschule besuchte ich das Lyzeum im benachbarten Herne (heute Haranni Gymnasium) und fuhr täglich mit dem Bus. Wurde es besonders schwierig in einzelnen Fächern, bestellten meine Eltern einen Privatlehrer, der mir Nachhilfestunden gab. Ich tauchte ein in eine andere Welt und lernte viele neue Mitschülerinnen kennen.

Schon in Stuttgart wurde ich von meiner Zwillingsschwester getrennt, da sie vor mir von einem „jüdischen“ Ehepaar Stoppelman adoptiert worden war. Sie wohnten in Dortmund, also ganz in unse-

rer Nähe und hatten ihren Vornamen Ilse in Ruth geändert. Meine Eltern nahmen Kontakt mit den Stoppelmans auf und konnten sie dazu gewinnen, uns zweimal jährlich abwechselnd bei uns und bei ihnen zu treffen, damit wir Kinder uns nach dem Heimaufenthalt als „Cousinen“ nicht aus den Augen verlieren sollten. Der Begriff „Geschwister“ wurde ausdrücklich vermieden. Diese Treffen waren ein voller Erfolg, wir Kinder verstanden uns auch weiterhin prächtig. Bei jedem Besuch machten wir uns schöne Geschenke und spielten herrlich und ungestört miteinander. Als wir älter wurden, hatte ich eines Tages die Erleuchtung und sagte zu Ruth: „Sieh mal, wir wurden beide adoptiert, wir sehen uns so ähnlich, und ich weiß jetzt, daß Babys auch als Zwillingpaar zur Welt kommen. Also glaube ich, daß wir Geschwister sind und nicht Cousinen.“ Wir waren glücklich über diese Entdeckung und behielten sie zunächst für uns. Doch als Ruth sich eines Tages ihren Eltern anvertraute, reagierten sie extrem eifersüchtig und brachen die Besuche aus lauter Ärger ab. Man muß bedenken, damals lebten wir in einer anderen Zeit in einem altmodischen Land, mit einer zum Teil spießbürgerlichen, konservativen und wenig aufgeklärten Gesellschaft. Meine Eltern waren da eher eine Ausnahme, sie hatten ein großes Herz und eine liberale Einstellung, so was störte sie nicht, ganz im Gegenteil. Daß sie nicht meine leiblichen Eltern waren, wußte ich bereits, meine Schwester dagegen hatte keine Ahnung und tappte völlig im Dunkeln. Abermals waren wir Kinder die Leidtragenden von den Lauen der Erwachsenen.

„Hänschen klein, ging allein ...“

Einmal im Jahr fuhr meine Mutter mit mir zum Teutoburger Wald mit seinem berühmten Hermannsdenkmal, zu dem Heinrich Heine sich mal in seinem satirischen Gedicht „Winterreise“ äußerte: „Das ist der Teutoburger Wald, Wie Tacitus geschrieben, Das ist der Teutoburger Dreck, Wo Varus stecken geblieben.“ Wir fuhren zu einem Kurort, in dem die Mutter spezielle Anwendungen, Massagen und Thermalbäder in Anspruch nahm. Wir machten herrliche Wanderungen in die umliegenden Wälder.

Nach 1933 kam dies zu einem abrupten Ende. Wir wurden plötzlich von Männern in schwarzen Uniformen belästigt, die uns den Weg versperrten und merkwürdige Fragen stellten: „Warum waren

Sie heute nicht in der Kirche?“ Die Mutter antwortete ausweichend und ging mit mir schnurstracks zurück zu unserer Pension. Sie brach die Kur ab, packte die Koffer, zahlte und kehrte mit mir nach Recklinghausen zurück. Dann erklärte sie mir, unsichere und schwere Zeiten kämen auf uns zu, und sie wolle kein weiteres Risiko eingehen. Die Leute würden aufgehetzt und unter Druck gesetzt, den „Juden“ nicht mehr über den Weg zu trauen, sie zu demütigen, zu hassen und aus dem gesamten öffentlichen Leben zu verbannen. Es war besorgniserregend.

Als Deutschland den Weg ging, den es gehen sollte, verließen die Stoppelmans das Land und zogen nach Amsterdam. Herr Stoppelman war Niederländer, und das Ehepaar war eigentlich nur nach Deutschland gekommen, um ein Kind zu adoptieren, was zu der Zeit in Holland nicht möglich war.

Wir blieben in Recklinghausen, wo alles im Laufe der Jahre immer schwieriger und gefährlicher wurde. Auf dem Lyzeum ließ man mich inzwischen links liegen, keiner kam auf die Idee, mich darüber aufzuklären, warum und weshalb. Eine solch feindselige Atmosphäre wurde für mich zur Hölle, es gab jedoch einfach keinen Ausweg. Inzwischen überlegten auch meine Eltern, das Land zu verlassen, aber wer würde uns aufnehmen? Die Einwanderung in ein fremdes Land war viel schwieriger, als der Heimat den Rücken zu kehren. Eines Tages bot sich anscheinend die Gelegenheit, für 5.000 Mark pro Person Visa für die Einwanderung unserer Familie nach Uruguay zu bekommen. Meine Eltern zahlten die geforderte Summe und kauften tropische Bekleidung und Panamahüte, um sich auf die Reise vorzubereiten. Aber das Ganze entpuppte sich als übler Trick der Nazis, um uns das Geld aus der Tasche zu ziehen. Keine Visa und keine Passage nach Südamerika.

Ich kam noch einmal mit meiner Schwester Ruth zusammen, nachdem ich mich von einer Krankheit erholt hatte. Meine Eltern schrieben nach Amsterdam: „Dies könnte das Ende der Beziehung unserer Kinder sein, bitte ermöglichen Sie Ruth, ihre Schwester noch einmal zu treffen.“ Ruth kam tatsächlich aus Holland, um mich wiederzusehen, bevor es zu spät war, herausgeputzt als junge Dame, mit schön frisiertem Haar, glänzend ge-launt. Wir kamen wie immer prima miteinander zurecht und waren bald in unsere Gespräche vertieft. Sie erzählte von ihrer neuen Umgebung in

Amsterdam, aber auch von ihren Eltern, die als Zugereiste in dieser Stadt zu kämpfen hatten. Aber sie waren in Sicherheit, wie wir alle dachten, bis sich herausstellte, daß es in ganz Europa keinen sicheren Platz für Menschen unseres Glaubens gab.

Am 9. November 1938 erlebte ich die berüchtigten Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung, verharmlosend „Kristallnacht“ genannt, die auch vor Recklinghausen nicht Halt machten. Ausgerechnet an diesem Tag kam ich von der Schule mit einigen Mitschülerinnen, denen ich das wunderbare Geschäft meiner Eltern, Markt 8, zeigen wollte. Schon auf dem Heimweg begegneten wir auf der Straße Leuten mit Hakenkreuz-Armbinden und -Fahnen, die fanatisch herumbrüllten und sich wie toll gebärdeten. Meine Furcht vor einem unbekanntem, drohenden Unheil wuchs, und meine böse Vorahnung wurde mit jedem Schritt größer. Als wir am Markt ankamen, erblickten wir, was kurz zuvor mit unserem schönen Geschäft passiert war, das meine Mutter in jahrelanger Arbeit aufgebaut und geführt hatte. Steine waren in die Fensterscheiben geschmissen worden, die Inneneinrichtung lag in Trümmern, und an den Wänden befanden sich Farbschmierereien: „Kauft nicht beim Juden!“ Ich war erschüttert und beschämt, verletzt wie ein unschuldiges Lamm. Meine „Freundinnen“ machten sich schleunigst aus dem Staub. Ich konnte meinen Vater nicht finden. Der brutale Nachbar, Inhaber eines Waffengeschäfts und Anhänger der Nazis, rieb sich die Hände und berichtete voller Schadenfreude, wie mein Vater gewaltsam aus dem Laden geholt worden war. Man hatte ihm einen Besenstiel in die Hand gedrückt und das Tisch Tuch aus dem Laden daran befestigt: „So, Jude, das ist deine Fahne! Nun sing!“ In seiner Not und Verzweiflung fiel ihm nur das bekannte Kinderlied ein: „Hänschen klein, ging allein, in die ganze Welt hinein ...“, während er getreten, geschlagen und von der johlenden Menge durch die Straßen getrieben wurde. Nachdem meine Mutter und ich den ganzen Tag auf seine Rückkehr gewartet hatten, kam er am Abend endlich heim, mit 68 Jahren ein für immer gebrochener Mann, seiner ganzen Würde als freier und angesehener Bewohner der Stadt beraubt. Jahrelang war er Lehrer und Beamter im Schuldienst gewesen, ein stolzer aber auch bescheidener Mann, der niemals einer Fliege was zuleide tat, überkorrekt wie ein „Yekke“ (Spitzname für deutsche Einwanderer in Israel), immer auf dem Bo-



Eva Hilde in Recklinghausen, „mein erster Schultag 17.4.28“. (215)

den von Recht und Ordnung. Die Mutter war aus gleichem Holz geschnitzt: Ehrlichkeit und Lauterkeit war ihre Devise im Umgang mit anderen Menschen sowie den Kunden und Näherinnen des Geschäfts. Für ihren Ehemann war sie eine „Ezerkenegdo“, wie es in der hebräischen Bibel heißt, eine echte Stütze.

In den Jahren 1933 bis 38, vor der endgültigen Zerstörung und Schließung, war es schon schwierig geworden, das Geschäft überhaupt weiterzuführen. Meine Mutter besuchte ihre treuen Kundinnen zu Hause, verkaufte die noch vorhandene Ware oder nahm Maß und kehrte später mit den fertigen Miederwaren zurück. Auch mir fiel diese Aufgabe oft zu. Inzwischen war es uns verboten, andere Geschäfte zu betreten, wir konnten unseren täglichen Lebensbedarf nicht mehr wie früher beliebig decken. Glücklicherweise gab es einige gute Leute, denen mein Vater weiterhin vertrauen konnte. Um die notwendigen Lebensmittel zu bekommen, begab er sich morgens in Herrgottsfrühe mit der Straßenbahn ein paar Stationen weiter. So konnten wir überleben, wenn auch auf erbärmliche Weise. Die Geschäftsleute, die uns halfen, gingen ebenfalls ein hohes Risiko ein, aber es gab sie noch, wenn auch dünn gesät, in dieser „neuen Ordnung“.

Um Geld zu bekommen, schickte mich die Mutter eines Tages los, ihre Perücke in einem Friseurgeschäft zu verscherbeln. Es stellte sich heraus, daß der Inhaber der gleiche war, der die Perücke hergestellt hatte. Jedenfalls erkannte er das gute Stück sofort wieder, denn seine Reaktion war eindeutig: „Ich habe die Perücke für eine Jüdin hergestellt, wie kannst du es wagen, diesen Laden zu betreten?“ Ich zwang mich, ruhig zu bleiben und antwortete: „Das neue Gesetz gilt nicht für Ausländer. Ich besitze einen tschechischen Paß, und Sie können nur entweder kaufen oder es sein lassen, ansonsten haben Sie nichts gegen mich in der Hand!“ Ich war stolz auf mein couragiertes Auftreten, aber die Mutter hatte Angst vor Konsequenzen. Da ich das Lyzeum inzwischen nicht mehr betreten durfte, schlug ich vor, Recklinghausen zu verlassen, um nicht weiter aufzufallen.

Ich fand eine Stelle als Hausmädchen bei einer Familie Wolff in Wiesbaden. Diese Familie paßte perfekt für meine Zwecke, denn das Nürnberger „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ sah vor, daß ich nur noch für „Juden“ arbeiten durfte. Die Wolffs stellten Tücher

zur Reinigung von Silbergegenständen her. Zusätzlich zur Arbeit im Haushalt beschäftigten sie mich damit, täglich Dutzende Tücher zu nähen. Sie behandelten mich wie ihre Tochter, ihre beiden eigenen Töchter waren bereits nach England geflohen.

Nach einiger Zeit sehnte ich mich nach einer neuen Aufgabe. Ich kam zur Familie Dr. Jacob, Berlin-Schöneberg. Ich verrichtete Telefondienst und kümmerte mich um die beiden Jungen. In Berlin hatte ich ein Erlebnis der kuriosen Art. Während eines Spaziergangs in der Stadt suchte ich eine Toilette und betrat zu diesem Zweck ein stattliches Gebäude. Ich traf im Flur einen Beamten, den ich fragte, in was für einem Gebäude ich mich befand. Ich hatte schon nicht „Heil Hitler“ gesagt, und der Beamte war empört: „Was, ein deutsches Mädel weiß nicht mal, daß dies die Reichskanzlei ist?“ Ich bat ihn, mir „den Besuch“ zu bescheinigen, was er prompt erledigte.

Nach Berlin entschied ich mich für Wuppertal mit seiner Schwebebahn im schönen Bergischen Land. Meine Gastgeber, er Rechtsanwalt von Beruf und sie Hausfrau, führten eine Mischehe zwischen „Jude“ und „Christ“, was nach den neuen Gesetzen als „Rassenschande“ verboten war. Sie hatten keine Kinder und behandelten mich sehr gut. In meiner Freizeit lernte ich Strümpfe stricken. Mein geringes Einkommen schickte ich meinen völlig mittellosen Eltern.

Im August 1939 war mein 18. Geburtstag, und ich bekam ein Visum zur Einreise nach England. Meine Eltern waren sich inzwischen der großen Gefahr bewußt, in der wir uns befanden, und drängten mich, das Land zu verlassen. Hinzu kam, ich konnte in Deutschland weder einen Schulabschluß erreichen, noch hatte ich irgendeine berufliche Perspektive.

Vor meiner Abreise trafen sie noch eine Entscheidung von großer Bedeutung für mein späteres Leben: Sie setzten sich mit meiner leiblichen Mutter Sonia Weigold in Stuttgart in Verbindung und luden sie nach Recklinghausen ein, damit sie eins der beiden Kinder wiedersehen sollte, die sie 1921 geboren und dann in ein Heim gegeben hatte. Der Einladung lagen die besten Absichten zugrunde, und der Besuch wurde ein besonderes und erfolgreiches Ereignis. Wir wohnten nun nicht mehr in der schönen 4-Zimmer-Wohnung am Kaiserwall 14, sondern in der Kellerstraße 1, zusammengepfercht mit den anderen jüdischen Bürgern der Stadt. Wir

konnten ihr kein eigenes Schlafzimmer bieten und legten uns alle zusammen in ein Bett, eine Mutter zur Linken, eine zur Rechten und ich in der Mitte. So verbrachten wir die Nacht, erzählend und diskutierend, mit dem komischen Gefühl, uns vielleicht niemals wiederzusehen.

Als Flüchtling in England

Der Abschied am 29. August 1939 von meinen alten, bedürftigen Eltern, die so gut zu mir gewesen waren, war herzzerreißend. Sie versuchten mich aufzuheitern und damit zu trösten, daß eine bessere Zukunft auf mich warte. Sie wiederholten, wie froh ich sein könne, dieser Hölle zu entrinnen. Sie versprachen, in Kontakt mit mir zu bleiben und regelmäßig zu schreiben.

Diese beiden edlen Menschen Gertrud und Louis Wurm hatten mich nicht nur in ihre Familie aufgenommen und mich durch ihre Erziehung mit allen geistigen und sittlichen Werten ausgestattet, sie taten alles Mögliche, um mich nach England zu schicken und so vor den Nazis zu retten, zu einer Zeit, in der sie meine Hilfe im Alter von 69 und 60 Jahren am nötigsten brauchten. Sie hatten mich nicht gegen meine leiblichen Eltern aufgebracht, im Gegenteil, im Zimmer stand das wundervolle Bild einer jungen Frau und jedes Mal, wenn ich fragte, wer diese Dame sei, kam die Antwort, es sei meine richtige Mutter. Sie hatten sie nicht verurteilt oder schlecht gemacht, sie waren stets voller Verständnis und Mitgefühl. Trotz ihrer katastrophalen Situation brachten sie eine fünf Zentner schwere Kiste mit Aussteuersachen auf den Weg nach England: Porzellan, Tisch- und Bettwäsche, Bestecke, usw., alles mit viel Liebe gepackt und für den Fall, daß ich selbst heiraten und eine Familie gründen würde. Dies zur steten Erinnerung an eine ehemals intakte Welt, die jetzt durch das Unheil des Regimes mit seinen völlig anderen Wertvorstellungen immer weiter auseinanderbrach.

Ich reiste alleine von Recklinghausen über die holländische Grenze nach Hoek van Holland und setzte mit der Fähre nach England über. Die Reise erfolgte unabhängig von den „Kindertransporten“, die inzwischen organisiert wurden, um so viele Kinder wie möglich aus Deutschland zu retten. Die Flucht nach England schien für mich ein sicherer Weg zum Überleben zu sein, und wie sich später zeigte, war ich die Einzige von unserer Familie, die die Möglichkeit bekam, auf diese Weise zu entkom-



Louis Wurm und Gertrud, geb. Heinemann, Recklinghausen. (216)

men. Wer dachte zu diesem Zeitpunkt an den Londoner „Blitz“, die Bomben- und Raketenangriffe der deutschen Wehrmacht, das Heulen der Sirenen, die nächtlichen Detonationen und brennenden Häuser, die Nächte in den Luftschutzbunkern, die Orientierung mit Gasmasken in völliger Dunkelheit, das Zittern aus Angst vor der nächsten, aufkommenden Nacht!

Zwei Tage nach meiner Ankunft, am 31. August 1939, erklärte England Deutschland den Krieg. Mein neues Leben in England hatte ich mir anders vorgestellt. Das Ehepaar in Ipswich, das mich eingeladen hatte, konnte mich nicht mehr aufnehmen, der junge Mann wurde zum Militär einberufen. Ohne auch nur ein Wort englisch zu können, mußte ich mir in London eine neue Bleibe und Stelle besorgen, ich durfte nur als Au-pair-Mädchen im Haushalt arbeiten. Ich lernte die Sprache auf die brutale Weise, so als würde ich ins kalte Wasser geschmissen, um Schwimmen zu lernen.

Das Arbeitsklima in der neuen Familie war wenig angenehm. Ich durfte die Mahlzeiten nicht zusammen mit den anderen einnehmen. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich min-

derwertig. Ich wehrte mich, indem ich mich weigerte, die Leute zu bedienen und stellte das Tablett vor die Tür des EBzimmers, ein paar Treppenstufen höher. Oftmals ließen sie nicht mal was übrig, für mich eine zukunftsweisende Lektion, andere Menschen nie schlechter zu behandeln, als mich selbst. Meinen Eltern schrieb ich, alles sei okay, denn sie waren ausgerechnet noch mit ihnen verwandt. Der plötzliche Tod der Hausfrau setzte diesem Alptraum ein Ende.

Ein paar andere Stationen als Hausmädchen waren fällig, bevor ich als Näherin in einer Fabrik der Familie Vogel, New Bond Street landete. Von morgens bis abends immer das gleiche Produkt zu schneiden, war kein Vergnügen. Keiner unterhielt sich mit mir oder kümmerte sich um mich. Dazu kein Brief von Zuhause, niemand, bei dem ich mein Herz hätte ausschütten können, mir war ständig zum Heulen zumute. Da ich Hemmungen hatte, einem „mixed club“ beizutreten, wurde ich ein treues Mitglied im Jewish Ladies Club der Lily Montagu. (1873 - 1963)

Frank, ein junger Mann, schien Gefallen an mir zu finden und interessiert zu sein, seine Freizeit mit

mir zu verbringen. Er brachte mir die Sprache bei, war „very British“ und korrekt, nahm mich mit in Konzerte und begleitete mich zu meiner Unterkunft, bis er ebenfalls eingezogen wurde. Dies bedeutete das Ende meiner Hoffnungen. Es war mehr Neugier und Bewunderung als echte Liebe, die uns zusammengehalten hatte. Wir lebten wirklich in einer komplizierten Welt.

London war eine Station in meinem Leben, nie eine echte Heimat. Die Engländer präsentierten sich reserviert und kühl, sie luden keine Ausländer zu sich ein, befassten sich wenig mit ihren Nachbarn und zeigten sich vielfach völlig desinteressiert. Sie trafen sich gerne in Pubs, tranken dies und jenes, um dann entgegen ihrer Natur etwas aufzutauen.

Ich erinnere mich, daß ich eines Tages im Herzen Londons auf dem Bürgersteig saß, bitterlich weinend. Schmerz, Enttäuschung und Einsamkeit hatten mich ohne besonderen Anlaß überwältigt. Eine gut gekleidete Dame kam auf mich zu und fragte, was mir fehle. Ich antwortete ihr, ich sei ohne Zuhause und fühle mich zu elend und kraftlos, um weiter gegen meine Probleme anzugehen. Sie rief ein Taxi, zahlte die Fahrt und bat den Fahrer, mich

nach Hause zu bringen. Von diesem „Zuhause“ hatte sie sicher keine Vorstellung: ein Bett, das ich mit einem Mädels aus Wien teilte, dagegen keinen Penny für Lebensmittel oder Bekleidung.

Es war der Jewish Ladies Club für Frauen und Mädchen, der hier eine Änderung herbeiführte. Durch die Großzügigkeit von Lady Montague, die in London für mich sorgte, bekam ich in der Regel täglich eine warme Mahlzeit in ihrem Club. Sie war der weibliche „Rabbi“ (Rabbiner) einer jüdisch-reformierten Gemeinde und ließ mich nicht den Hungertod sterben. Ihre reformierte Bewegung war zu dieser Zeit streng anti-zionistisch und gegen Israel eingestellt. Jedenfalls war ihre Hilfe in London von lebensrettender Bedeutung für mich. Der Club veranstaltete auch Kurse, eine Lehrerin zum Beispiel, Miss King, unterrichtete in Literatur und machte mich zu einer begeisterten Leserin. Lady Montague selbst verteilte Informationen über Arbeitsstellen, was mir später die Anstellung in der Bibliothek ermöglichte. Durch die Abendkurse in diesem besonderen Club öffnete sich mir eine neue Welt voller Wissen, Information und Unterhaltung, fühlte ich mich endlich wieder als gleichwertiger Mensch, unabhängig von Rasse oder Religion. Ich lauschte der Dichtung von Keats, Wordsworth, Coleridge und nicht zu vergessen Shakespeare und nahm an verschiedenen Programmen teil. Ich ließ das Essen verstreichen und besuchte lieber Konzerte in ungezwungener Atmosphäre, natürlich in der billigsten Kategorie, stehend auf dem zweiten Rang. Ich ging zu Sadder's Wells Ballett, besonders gerne an den Abenden mit der Tänzerin Margot Fonteyn und ihrem Partner Robert Helpman. Eine neue Welt öffnete sich mir auch durch das Britische Museum, die National und Tate Gallery, das Victoria-and-Albert Museum, Mittagskonzerte und viele Veranstaltungen mehr. Es war unglaublich, wie sich das kulturelle Leben in London mitten im Krieg fortsetzte und die Menschen geradezu danach verlangten. Für mich war es eine Möglichkeit, mich von den großen Sorgen um die Lieben in Deutschland und meinen eigenen Problemen ein wenig abzulenken.

Ein Lob für die Bobbys, die englischen Polizisten, für ihre Hilfsbereitschaft und Zuvorkommenheit, die kaum in Worte zu fassen ist. Mit der Gasmasken auf dem Gesicht begleiteten sie mich zu den Kursen oder brachten mich nach dem Unterricht zu meiner Pension zurück. Ein Kindheitserlebnis holte

mich hier wieder ein. Ein Hausmädchen hatte sich in unserem Haus in Recklinghausen so vor einem wehenden Bettuch erschrocken, daß sie hysterisch loschrie und ich mich ebenfalls zu Tode erschrak. Ich bekam einen Schreckkrampf und konnte nur noch von einem herbeigerufenen Arzt beruhigt werden. Als Folge dieses Vorfalls hatte ich noch Jahre später mit Angstzuständen in bestimmten Situationen zu kämpfen. Nun gab es in London während des Krieges glücklicherweise diese Bobbys, die auch mich über viele Jahre durch die Stadt begleiteten und mir jederzeit ein absolutes Gefühl der Sicherheit gaben. Ich habe die Engländer gewöhnlich kalt und abweisend erlebt, nur ihren eigenen Interessen nachgehend. Aber diese hart arbeitenden Polizisten standen voll im Dienste des Menschen und hatten die Bezeichnung „Freund und Helfer“ wahrhaft verdient. Dabei war ich nur eine einfache und wißbegierige Immigrantin, die auf die Hilfe und Unterstützung anderer angewiesen war.

Während der schweren Angriffe der deutschen Luftwaffe 1940/41 erlitt die Pension, in der ich ein halbes Bett belegte, eines Tages einen direkten Treffer. Wir hörten zuvor eine Reihe von Detonationen, stürzten aus dem Bett und eilten nach draußen. Kurz darauf flog auch unser Haus in die Luft. Ich saß völlig entnervt auf der Stufe des Bürgersteigs, als ein Bobby vorbeikam und mich fragte, warum ich nicht zu Hause sei. Ich wies auf die Trümmer des Gebäudes und sagte ihm, ich hätte keine Freunde und Verwandte und sei heimatlos und ohne Bleibe. Er gab mir eine Sixpence-Münze, ein Betrag, der zu der Zeit für den Besuch einer Ballettvorstellung ausgereicht hätte, und schlug mir vor, im Lyon's Corner House, New Bond Street, eine Tasse Tee zu trinken. Was für ein feiner Kerl, vermutlich hatte er nicht mal genug für sich und seine Familie. Ich bat ihn, mich zum Club zu bringen. Es war Mitternacht, der Himmel färbte sich rot in dieser Richtung, und mich beschlich ein schreckliches Gefühl. Im Club hatte ich eine fürsorgliche Freundin, eine ältere Dame, und ich wollte ursprünglich im Club übernachten. Doch sie hatte mich zu meiner Pension geschickt, sie wollte die Verantwortung für mein Wohlergehen nicht übernehmen, obwohl es auch dort keineswegs sicherer war, wie sich gezeigt hatte. Jedenfalls, auch der Club hatte einen Volltreffer bekommen, und diese Dame kam dabei ums Leben. Sie gehörte zu den wenigen, die sich mütterlich um mich gekümmert und in besonde-

rer Weise mein Interesse für Literatur, Musik und Tanz geweckt hatten. Ihre Tochter war in Amerika, und so hatte sie mich wie einen Schützling angenommen.

Auch meine gesamte Aussteuer von 250 kg wurde zerstört, die meine Eltern mir so liebevoll nach England geschickt hatten, und die seit der Ankunft im Club lagerte. Aber dies machte mir nicht so viel aus, ich vermißte meine Freundin. Aus Dankbarkeit zu ihr setzte ich meine Weiterbildung nach der Arbeit fort. Lady Montague ließ den Club wieder neu entstehen, in kleinerem Rahmen am Fitzroy Square, London West End, aber immer noch unverändert aktiv.

Zwischenzeitlich machten mir wieder trübe Gedanken über mein bisheriges Leben zu schaffen: Was war der Sinn, daß ich hier darum kämpfte, am Leben zu bleiben, während in Deutschland so viele nützliche Menschen umkamen? Warum lebte ich noch nach so vielen Mißerfolgen? Wer gab mir die Stärke, den ständigen Hunger und die schreckliche Armut zu überwinden? Wer gab mir die Kraft, nein zu sagen zu allen sexuellen Anfechtungen, und warum waren mir meine moralischen Prinzipien wichtiger, als regelmäßige Amouren mit sogenannten Freunden der RAF (Royal Air Force), die von Anne Payne angeheuert wurden?

À propos Anne Payne, die eine gute Freundin von mir war. Sie stammte aus Kalkutta/Indien und hatte eine Tochter in Brighton, ein süßes, kleines Mädchen, das von Annes Mutter großgezogen wurde. Sowohl Anne als auch ihre Mutter waren geschieden. Sie nahm mich an mehreren Wochenenden mit zum Seebad Brighton zu ihrer Mutter, die immer eine gute Mahlzeit für uns bereit hielt. An schönen Tagen gingen wir zum Strand. Wir beschloßen, uns in London ein Zimmer zu teilen, da dies für eine Person zu teuer war. Dieses Zimmer war in einer großen Pension, in dem das Licht um Mitternacht automatisch ausgeschaltet wurde. Anne kam auf die Idee, zwei „flight lieutenants“ mitzubringen. Sie hatten versprochen, für die Miete aufzukommen, brachten zusätzlich ein leckeres Mahl und „nylon stockings“ (Nylonstrümpfe) als Geschenk. Wir kochten Tee und wurden mit allem versorgt. Aber als Anne mit einem dieser jungen Soldaten ins Bett ging, weigerte ich mich, ihrem Beispiel zu folgen. Sie wand sich wie ein Wurm, stöhnte und keuchte leidenschaftlich und bekam, was sie begehrte. Ich war anders erzogen worden

Kennort: Recklinghausen	
Kennnummer: A. 00 177	
Gültig bis 21. Januar 1944	
Name	Wurm, geb. Ginnmann
Vornamen	Gertrud, Rosa
Geburtsort	33. Juli 1879
Geburtsort	Flensburg
Beruf	Haarputz
Unveränderliche Kennzeichen	ff
Veränderliche Kennzeichen	ff
Bemerkungen:	

(Unterschrift des Kennkarteninhabers)
Gertrud Wurm
 (Ausstehende Behörden)
Der Polizeipräsident in Recklinghausen
 (Ausstehende Behörden)
 (Unterschrift des ausfertigenden Beamten)

„Kennkarte“ für Gertrud Wurm mit dem roten Stempel „J“ für „Jude“. (217)

und blieb standhaft. Ich fühlte mich meiner eigenen Moral verpflichtet, solche Intimitäten nur mit meinem späteren Ehemann zu teilen. So setzte ich meine Freundin Anne, mitsamt ihren beiden RAF-Piloten, kurz entschlossen vor die Tür. In der gleichen Nacht fühlte ich mich mies und elend, brach das gesamte wunderbare Essen wieder aus. Es war stockdunkel, und so gab es bis zum Morgengrauen keine Möglichkeit, alles wieder klar Schiff zu machen. Ich war mir nicht sicher, ob ich richtig gehandelt hatte, aber eins war gewiß, ich konnte dieses große Zimmer nicht alleine unterhalten. Wie sollte ich die Miete dazu aufbringen?

Da der Jewish Ladies Club vorübergehend außer Funktion war, wandte ich mich an den Y.W.C.A. (Young Women's Christian Association). Mit dieser Periode verknüpft ist die Geschichte von dem einzigen Kleid, das ich in meinem Erwachsenenleben geschenkt bekam, eine kurze Episode, die ebenfalls charakteristisch ist für die Lebensbedingungen eines Flüchtlings während des Krieges in England.

Während der ganzen Zeit, in der ich in der Fabrik arbeitete, besaß ich nur ein Kleid, das regel-

mäßig gewaschen und gestopft werden mußte, denn ich trug es mehr als fünf Jahre. Das eine Pfund Sterling, das ich als Lohn erhielt, reichte gerade für das Zimmer, die Heizung und die Fahrtkosten. All die Jahre als Näherin bekam ich keinen Penny mehr, aber nachdem ich ausgebombt war, erhielt ich von der Vogel firm in der New Bond Street ein gebrauchtes Kleid als Ersatz für das, was ich seit fünf Jahren trug, und das auch nur wegen der Hochzeit der Tochter des früheren Inhabers. Endlich konnte ich den alten Plunder wegschmeißen, um ab dann ständig in dem „neuen“ Kleid herumzulaufen, bis zu dem Tag, wo ich zum Büro des Y.W.C.A. gerufen wurde. Ich begab mich mit bangem Herzen zum Office, nichts Gutes ahnend. Als die Ladies, die dort versammelt waren, meine besorgte Miene bemerkten, beruhigten sie mich gleich mit den Worten: „Wir haben beschlossen, Ihnen ein Geschenk zu überreichen ...!“ Ich traute meinen Ohren kaum. Jeder war so arm während des „Blitz“ in London. Ich öffnete das Paket und erblickte ein wundervolles Kleid, genau meine Größe und Lieblingsfarbe. Tränen schossen mir in die Augen, meine Kehle war zugeschnürt, und ich bekam kaum noch ein Dan-

keschön über die Lippen. Ich war wie gelähmt, starrte auf die feinen Damen, die meine geheimsten Wünsche erraten hatten, verabschiedete mich mit den Worten: „May God bless you!“ und begab mich zu meiner Pension, wo ich neben einem winzigen Raum, einem Stuhl und einem Bett jetzt noch ein hübsches, neues Kleid in der Garderobe mein eigen nennen konnte.

Von August 1939 bis Ende 1941 erhielt ich eine Reihe von Briefen von meinen Eltern. Stets zeigten sie sich besorgt um mich, machten mir aber gleichzeitig Mut: „Du hast Deine sämtlichen Papiere hier gelassen, auch Deine Originalzeugnisse sind noch hier und so vieles andere. Der schöne Panamahut ... Wir hoffen nun, liebes Kind, daß Du inzwischen festen Fuß gefasst hast und Dich im Lebenskampf bewährst. Wir alle haben kämpfen müssen. Desto schöner ist später der Rückblick, wenn man sein Ziel erreicht. Arbeite und sei vergnügt, wie die Jugend sein muß, nicht ausgelassen aber munter, dann ist die Arbeit halb so schwer. Tue mit Freuden Deine Pflicht, dann wirst Du bestimmt durchs Leben kommen ... Nur kein Trauerkloß werden, man ist nur einmal jung ... der Jugend gehört die Welt,

freue Dich Deines Lebens ... Wenn uns das Schicksal wieder zusammenführt, wollen wir ein frisches und gesundes Töchterchen in unsere Arme schließen ... Ich bete jeden Abend für Dich, liebes Kind. Wir legen uns um 10 Uhr nieder und wäre es schön, denken zu können: Jetzt liegt auch unser Evchen im Bett und denkt an uns ... Sei ein froher, arbeitssamer Mensch, dann wirst Du dort glücklich sein ... Liebe Eva, verkehre nur mit solchen jungen Leuten, wo Du spürst, daß sie Dich schätzen und achten. Du kannst liebenswürdig und heiter sein, aber nicht ausgelassen, und immer im Verkehr mit Herren etwas zurückhaltend, Du bist ja kein Kind mehr ... Prüfe Deine Freunde genau und sei vorsichtig betreffend der Wahl derselben ... Mein liebes Mädchlein, die Männer wollen eine tüchtige Hausfrau und liebe Kameradin fürs Leben, aber keinen Blaustrumpf ... Denn die Hauptsache ist, daß man ein wertvoller, brauchbarer Mensch ist, und das bist Du auch ... Halte Du liebe Eva Dich nur tapfer, bewahre Deinen guten Ruf. Letzterer ist mehr wert als Geld."

In den meisten Briefen erwähnten sie, daß sie zu Verwandten nach Brasilien auswandern wollten, wenn sie nur die Möglichkeit und das Geld dazu hätten: „Wir lernen jetzt portugiesisch, eine schwere Sprache, wird ganz anders ausgesprochen als geschrieben."

Inzwischen war es in Deutschland verboten, Post in „Feindesland“ zu schicken, so erhielt ich einige kurze Mitteilungen durch das Rote Kreuz. Wie die anderen Briefe auf mysteriöse Weise ihr Ziel in London erreichten, ist eins der großen Rätsel dieser chaotischen Zeit. Die Briefe der Eltern waren immer geöffnet und zensiert. Sie konnten so wenig mitteilen, und der Inhalt wurde immer unerfreulich: „Von Brasilien hatten wir auch wieder Nachricht. Sie hoffen immer noch, daß wir zu ihnen kommen. Wir halten es aber für unmöglich ... Meine Lieben alle. Mein heutiger Brief hat den Zweck, Euch mitzuteilen, daß wir Anfang Dezember die Reise nach dem Osten antreten müssen. Gott gebe, daß wir alles gut überstehen ... Wir müssen uns mit all den anderen darein finden. Schwer ist es, gar kein Heim mehr sein eigen zu nennen ... Mein liebes Kleines. Wir wollen den Kopf nicht verlieren und hoffen, daß Gott uns doch noch mal zusammenführt, trotzdem wir jetzt weit getrennt werden ... Unser Termin war eigentlich der 12. Dezember (41) doch ist die Sache stillschweigend verlängert wor-

den und ist bis jetzt noch nicht bekannt, wann wir unseren Leidensweg antreten müssen ... Wir vermuten, daß unser Transport am 3.1.(42) gehen wird."

Nachdem der Kontakt zu mir weitgehend abgerissen war, standen sie bis zuletzt in Verbindung mit meiner leiblichen Mutter Sonia Weigold in Stuttgart, der sie einige Papiere und Wertsachen anvertrauten, die sie nicht mitnehmen konnten. Dies belegen ihre letzten Briefe vom 15.11., 11. und 20.12.1941 an Sonia: „Auch mit unseren Verwandten in Brasilien, die uns sonst über Eva berichten, ist jede Verbindung unterbunden ... Wir werden Anfang Dezember die große Reise antreten. Ob wir es überstehen, mag der Herrgott wissen. Mein Mann, nach einer Operation kaum genesen, 71 Jahre alt, ich 62 Jahre. Nun, wie Gott will. Alle Güter sind beschlagnahmt, ergo haben wir nur noch das Leben zu erhalten, um noch einmal unser Kind zu sehen ... Die Hauptsache ist, daß das Kind gerettet ist. Möge der liebe Gott es weiter beschützen. In unserer Macht liegt es nicht mehr. Sie weiß auch noch nicht, daß wir fort müssen ... Nun leben Sie recht wohl. Vielleicht waltet ein gütiges Geschick, daß wir uns unter besseren Verhältnissen mal wiedersehen."

Bibliothekarin in London

Einige Zeit später wurde ich in The British Drama League, Fitzroy Square, West End aufgenommen, dank der exzellenten Beziehungen von Lady Montague. Es handelte sich um eine Bibliothek, die Bücher mit Texten und Dekorationen für Theateraufführungen an viele einzelne Mitglieder, Soldatenverbände sowie private und professionelle Schauspielbühnen verteilte. Hier war ich ziemlich lange beschäftigt.

Die leitende Bibliothekarin war Miss Coates. Da sie selbst ohne Anhang war und meine mißliche Situation bedauerte, lud sie mich für ein Wochenende zu sich nach Hause ein. Abends fand ich ein Buch auf meinem Bett mit Versen von Heinrich Heine in englisch und deutsch, darunter „Die Weber“ sowie seine Prophezeiung: „Wo Bücher verbrannt werden, werden auch Menschen verbrannt!“ Wie weise, wahr und weitsichtig. Wie viele Menschen hatten diese Vorhersage wohl zuvor in Deutschland gelesen?

Eines Tages besuchte Elizabeth (Queen Mum), die Mutter von Queen Elizabeth II. die Bibliothek, für die sie gleichzeitig die Schirmherrschaft inne

hatte. Sie wurde während des Krieges besonders populär, weil sie sich weigerte, vor der befürchteten deutschen Invasion ins Ausland zu flüchten. Stattdessen hielt sie mit ihren beiden Kindern an der Seite ihres Mannes, König George VI, in London aus, auch als Bomben auf den Buckingham-Palast fielen. Sie fuhr regelmäßig in die zerstörten Stadtteile und sprach der Bevölkerung Mut zu.

Ihr Besuch war natürlich für uns alle ein spektakuläres Ereignis. Man hatte uns mit der Etikette vertraut gemacht und genau gezeigt, wie wir uns zu verbeugen hatten, falls sie uns gegenüber stehen würde. Ich machte einen Knicks, als sie auch zu mir kam und mich fragte: „What human work are you doing?“ Diese Begegnung stärkte mein Selbstvertrauen ungemein. Auch wenn ich nur ein Flüchtling war, ich leistete einen Dienst zum Wohle der Nation durch meinen Aufenthalt in London in dieser schweren Zeit.

Während ich in der British Drama League tätig war und auch die Abendkurse besuchte, lernte ich eine wunderbare Frau kennen, Phyllis Macaulay, mit ihrem schottischen Ehemann Andrew. Sie war, wie ich, unersättlich nach Wissen, insbesondere englischer Dichtung und konnte viele Stücke Zeile für Zeile auswendig aufsagen. Ihr Wortschatz bestand hauptsächlich aus Zitaten von Wordsworth, Keats oder Shelley. Gedichte und Ballett waren die einzigen Dinge, die sie interessierten. Sie kam aus armem Hause, aber ich werde niemals ihren Vater vergessen, der Kaninchen züchtete und damit seine Familie ernährte. Ich erhielt mehrere Einladungen, dieses wunderbare Sonntagsgericht mit ihnen zu teilen, obwohl eigentlich für mich aus religiösen Gründen verboten, da nicht „koscher“. Es war jedes Mal ein besonderer Genuß. Sie und ihr Vater hielten mich über Wasser, sie geistig mit Gedichten und unserem wöchentlichen Spaziergang über Hampstead Heath, ihr Vater, indem er uns durchfütterte mit seinen köstlichen Tieren. Sie waren sehr religiöse Christen, sprachen Tischgebete vor und nach den Mahlzeiten und gingen regelmäßig zur Kirche. Und sie taten viel Gutes, zum Beispiel, indem sie sich auch um mich kümmerten.

Nach dieser Periode wurde ich etwa im Mai 1944 bei der Westminster Public Library zur Ausbildung als Bibliothekarin eingestellt. Wieder öffnete sich mir eine neue Welt. Alle drei Monate wurde ich in eine andere Abteilung versetzt und mit dem Lesesaal, der Leihbücherei, der Administration oder der

Kinderabteilung vertraut gemacht. Außerdem lernte ich eine Menge über die große Palette englischer und internationaler Literatur, seiner Autoren und Dichter.

Es dauerte lange, Freundschaften zu schließen. Gemäß Keats „foreigners, in foreign lands forlorn“ (Ausländer, in fremden Landen einsam und verlassen), gab es kaum Einladungen. Jedoch, als ich zur Westminster Public Library wechselte, ergab sich eine Chance. Die einzige Freundin, die ich dort kennen lernte, war Ruth Simms, die mich ebenfalls einlud, über Nacht bei ihr Zuhause zu bleiben. Es war mir offen gesagt peinlich, in dem einzigen Kleid zu erscheinen, das ich besaß. Ich war zu Gast in einem Haus, dessen Niveau und Wohnkultur ich niemals in meinem Leben erreichen würde. Ihr Bruder saß in seiner neuen Offiziersuniform am Piano und spielte Beethovens Moonlight Sonata. Alle waren nett zu mir, und ich verliebte mich in ihn.

Allmählich wurde ich erwachsen in dieser kolossalen Stadt. Auch meine Kollegen begannen, sich mehr für mich zu interessieren. Aber keiner durfte mir persönliche Fragen stellen, dies hätte viel zu viel Kummer und Leid in mir ausgelöst. Dennoch gaben mir die geistigen Anforderungen die Kraft, weiterzumachen, in der Hoffnung, meine Lieben nach dem Krieg doch noch wiederzusehen.

Entscheidend war, ich hatte jetzt ein Ziel. Ich wollte alle notwendigen Prüfungen ablegen, um als qualifizierte Bibliothekarin einen Beruf ausüben zu können. Dies bedeutete viele Stunden des Studierens. Bomben fielen rund herum auf die Stadt, aber ich fühlte mich außerstande, einen Bunker oder Luftschutzkeller zu betreten. Das Schreien und Stöhnen angsterfüllter Menschen in stickigen und überfüllten Räumen wäre zu viel für mich gewesen, hätte fortlaufend Platzängste in mir ausgelöst. Ich wurde vorübergehend zur Fatalistin, das heißt, ich glaubte an eine Vorherbestimmung des Schicksals. Dennoch blieb die Furcht vor den Schrecken des Krieges.

London, mit all seiner Not, Härte und Bitterkeit gab mir, was meine Heimatstadt Recklinghausen mir schuldig blieb: einen sicheren Hafen vor Verfolgung, einen wunderbaren Beruf, geistiges und kulturelles Leben und damit die Luft zum Atmen. In Deutschland war es den Nazis gelungen, mir das Lyzeum sowie die Teilnahme am gesamten öffentlichen Leben einschließlich künstlerischer Ver-

anstaltungen zu verbieten. Hier machte mir niemand die Freude an diesen Dingen streitig. Obwohl ich so arm war wie eine Kirchenmaus, hinderte mich das nie daran, Ballett, Opern und Theaterstücke zu besuchen. Nicht in der Loge, sondern auf Stehplätzen oder „in the gods“ (Galerie). Die meisten Programmhefte wurden mit den begehrten Autogrammen der Hauptakteure geschmückt, und meine kleinen Taschenkalender bezeugen noch stets die glücklichen Abende, „in geistigem Reichtum“ verbracht. Die Eintrittskarten kosteten so viel wie eine Tasse Tee. Außerdem konnte ich den Titel B.A. (Bachelor of Arts) in London erreichen.

Nach einem Jahr bei der Westminster Library hatte ich gerade mein zweites Examen abgelegt und war voller Hoffnung auf ein positives Resultat, als ich plötzlich von einer hohen Temperatur mit 40 Grad Fieber heimgesucht wurde und einem Zusammenbruch nahe war. Im Krankenhaus fiel ich buchstäblich in die Arme einer Krankenschwester und konnte nur noch herausbringen: „Ich bin alleine und habe keine Angehörigen!“ Sie steckte mich für eine Nacht ins Bett, und aus dieser Nacht wurden sechs Wochen mit zum Teil hohem Fieber. Anstelle meines Namens stand ein großes Fragezeichen in der Krankenakte und in der Zeile ärztliche Diagnose das Wort „Meningitis“ (Hirnhautentzündung). Jede denkbare Fürsorge umgab mich. Ich konnte zu Beginn nicht sprechen und antwortete auf jede Frage mit einem neuen Schwall von Tränen. Kein Besuch an 42 Tagen – war dies das Ende? Würde ich meine armen Eltern ins Jenseits begleiten? Kein Rabbiner, kein Geistlicher, weder Freundin, Bekannte, noch Kollegin, nur ein nüchterner Brief von der Westminster Library, daß ich meine Arbeit nach meiner Genesung fortsetzen könne. Schließlich bekam ich den Prüfungsbescheid: Ich hatte bestanden und war auf dem Weg zu einer qualifizierten Bibliothekarin. Dies gab mir neuen Lebensmut und die Kraft, aufzustehen und zu verkünden: Die Krankheit ist vorbei, es geht mir wieder gut, ich möchte mich verabschieden, neue Aufgaben warten auf mich! Ich reichte den Ärzten und Krankenschwestern dankbar die Hand und verließ das Hospital. Jedoch, wo war nun mein Zuhause? Das Y.W.C.A. nahm mich auf, und ich fand eine weitere Bleibe in einem kleinen, spärlich möblierten Zimmer.

Inzwischen war es Mai 1945 geworden. Während meiner schweren Krankheit im Hospital war mir

völlig entgangen, daß der Krieg vorbei war. Auch zumindest die Sieges- und Befreiungsfeiern hatte ich verpaßt. Endlich war das Töten und Morden beendet, keine V1 und V2 Raketenbomben mehr, die deutschen „Wunder- und Vergeltungswaffen“, die noch 1944 auf London abgefeuert wurden, um den „Endsieg“ der Nazis herbeizuführen, und Tausenden von Menschen das Leben kosteten.

Kurz nach Kriegsende bekam ich die Information, daß meine Eltern Gertrud und Louis Wurm zusammen mit den anderen jüdischen Bürgern von Recklinghausen und Umgebung in das Ghetto Riga/Lettland deportiert worden waren. Von dort waren sie nicht mehr zurückgekehrt. Erst jetzt wurde das ganze Ausmaß der Greuelthaten in den Konzentrationslagern bekannt.

1994 traf ich anlässlich einer Einladung des Bürgermeisters von Recklinghausen zwei frühere Freunde, Rolf Aron und Rolf Abrahamson, die gleichzeitig deportiert worden waren, jedoch überlebten. Ich erfuhr, daß meine Eltern am 21. Januar 1942 mit ca. 1.300 Personen über Gelsenkirchen und Dortmund nach Riga deportiert worden waren. Die Menschen aus dem Dortmunder Transport waren die letzten, die das Lager lebend erreichten. Bis zum 3. November 1943 waren sie unter katastrophalen Bedingungen im Ghetto eingesperrt. An diesem Tag hatte die deutsche „SS“ alle arbeitsfähigen Menschen zum Einsatz außerhalb des Ghettos geschickt. Die älteren Leute, Mütter und Kinder waren im Lager geblieben, die Kinder sollten angeblich geimpft werden. Kaum hatten die jungen Leute das Lager verlassen, wurden alle zurückgebliebenen Insassen abtransportiert. Nach Zeugnisaussagen der beiden mußten sich die meisten Menschen in den umliegenden Wäldern ihr eigenes Grab schaufeln, sich ausziehen und in die Grube springen, wo sie erschossen wurden. Alle wurden damals umgebracht, die die Nazis nicht brauchen konnten, und die Beiden waren mit wenigen anderen am Leben geblieben. (Seite 159).

Die endgültige Gewißheit über den Tod meiner unschuldigen Eltern war für mich ein schwerer Schlag. Sicher, sie waren alt, aber die Tatsache, daß sie brutal ermordet worden waren, anstatt im hohen Alter eines natürlichen Todes zu sterben, ist ein Trauma in meinem Leben. Ich konnte ihnen niemals mehr ihre Liebe und aufopfernde Fürsorge zurückgeben, die sie mir während der vielen schönen Jahre unseres Zusammenlebens hatten zuteil

werden lassen. In Wirklichkeit hatten sie mich zweimal gerettet: zuerst, indem sie mich als Kind adoptierten und dann, als sie mich im Alter von 18 Jahren ins Ausland schickten, um mich vor der Nazi-verfolgung zu schützen. Ihre Briefe nach London waren für mich ein letzter, inniger Gruß: Sie wünschten mir alles Gute, ein glückliches und erfolgreiches Leben und baten mich, nie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufzugeben. Der Krieg war nun zu Ende, wie sie es lange erhofft hatten, für sie jedoch zu spät, um mich noch einmal wiederzusehen.

Ihr offensichtlicher Wunsch, nach dem Krieg Verbindung zu meiner leiblichen Mutter Sonia aufzunehmen, ging in Erfüllung. Nachdem Sonia überlebte, besuchten wir uns jahrelang gegenseitig in Stuttgart und Israel und hatten ein gutes und familiäres Verhältnis bis zu ihrem Tode im Alter von über 90 Jahren.

Nach ein paar Monaten und dem letzten Examen am 10. Dezember 1945 war meine Tätigkeit in der Westminster Public Library vorerst beendet. Man teilte mir mit, die Stellen würden wieder mit früherem Personal besetzt. Ich konnte nur noch als Studienmädchen arbeiten oder mußte das Land verlassen.

Meine Schwester Ruth, die mit ihren Eltern in der Nähe von Amsterdam untertauchen konnte, lud mich nach Holland ein. Während des Krieges war der Briefkontakt mit ihr in geringem Umfang bestehen geblieben. Sie hatte in einer internationalen Organisation gedient und hätte es gerne gesehen, wenn auch ich beigetreten wäre. Aber ich hatte mich für die Bibliothek entschieden, die einzige Möglichkeit für mich, einen Beruf zu erlernen und auszuüben.

Nun war es an der Zeit, eine bessere Welt und Zukunft aufzubauen. In diesem Sinne richtete ich

Schreiben an den Philosophen Russell, den großen Schriftsteller T.S. Eliot (Nobelpreis 1948) und Prof. Gilbert Murray, der heute noch berühmt ist und Israel mit Rat und Tat zur Seite steht. Die Antworten dieser Persönlichkeiten befinden sich noch immer in meinem Besitz.

Viele Jahre später empfing ich ein Dankeschreiben von Queen Elisabeth, in dem sie meinen gefährlichen Aufenthalt in London während des „Blitz“ würdigte. Ein Duplikat dieser Auszeichnung mußte sich irgendwo in den Royal Court Archives befinden.

Auch ich war den Engländern für die Aufnahme und Weiterbildung in London von Herzen dankbar.

Der letzte Brief von Emmy Bonn

Venlo, Nieuwstr. 27, den 31./1. 1943

Liebe Kinder!

Meinem letzten Willen möchte (ich) noch einige Worte beifügen, & bin ich davon überzeugt, daß Ihr, wenn es Euch eben möglich ist, bestimmt in meinem Sinne handeln werdet. Wir leben getrennt in einer furchtbar schweren Zeit & liegt es in Gottes Hand wann, wo & ob wir uns wiedersehen werden. Sollte ich den schrecklichen Krieg nicht überleben, so hoffe ich, gleich wer von Euch zuerst zurück kommt, (daß Ihr) nichts unversucht lasst, den anderen zu suchen. Nach der Wiedervereinigung werdet Ihr hoffentlich den neuen Lebensweg Hand in Hand wie auch früher zusammen gehen & einer den anderen stützen so gut er kann. Gleich was vom Vermögen übrig bleibt, jedem gehört die Hälfte & habt Ihr Beide gleiche Rechte. Ansonsten bitte ich Euch meine Geschwister zu suchen & falls es Euch gelingen sollte, sie zu finden, dann stützt sie in jeder Weise, denn ich hätte ja dasselbe getan. Die Adressen der Kinder habe ich beim Notar hinterlegt & wird dadurch die Ermittlung etwas erleichtert. Ich weiß ja nicht was Ihr wiederfinden solltet, aber ich habe noch einen Wunsch & zwar, wenn Ihr nicht sofort in der Lage seid, so tut es, so bald es Euch finanziell wieder möglich ist, "zum Danke Eurer Errettung" schenkt in meinem Namen der jüdischen Gemeinde Hfl. 100,- & dem hiesigen Krankenhause Hfl. 100,- (je Einhundert Gulden). Im übrigen weiß ich, daß Du Ib. Walter & ebenfalls Ib. Mimi den jüngeren Bruder Günther immer mit Liebe & Sorgfalt versorgen werdet. Gott segne Euch meine lieben Kinder und (ge)denkt im ferneren Leben immer der Ratschläge Eurer mit Euch lebenden treuen Mutter. (218)

*„Emmy Bonn, wurde aus rassistischen Gründen und zwar wegen jüdischer Abstammung am 19. April 1943 ins Lager Westerbork eingeliefert. Deportation erfolgte am 25. Mai 1943 nach Sobibor. Sie gilt als gestorben am 28. Mai 1943 in Sobibor.“
Bescheinigung Nederlandse Rode Kruis, Den Haag vom 23.6.1960, Dossier Nr. 105.809*

Leids, Nieuwstr. 37, den 31/10. 1943

Liebe Kinder!

Meinem letzten Willen möchte noch einige Worte beifügen,
& bin ich davon überzeugt, daß Ihr, wenn es Euch eben möglich
ist, bestimmt in meinem Sinne handeln werdet.

Wie oben geteilt in einer fürchterlich schweren Zeit & liegt es in
Eurer Hand warum, wo & ob wir uns wiedersehen werden.

Sollte ich den schrecklichen Krieg nicht überleben, so hoffe ich, gleich
wie von Euch zuerst zurück kommt, nichts unversucht laßt, den
anderen zu suchen. Nach der Wiedervereinigung werde ich
hoffentlich den neuen Lebensweg Hand in Hand mit Euch
früher zusammen gehen & einen den anderen stützen so gut ich kann.
Nur was vom Vermögen übrig bleibt, jedem gehört die Hälfte
& habt Ihr Beide gleiche Rechte.

Darum bitte ich Euch meine Kindswinter zu suchen & falls
es Euch gelingen sollte, sie zu finden, dann stüßt sie in
jedem Weis, dem ich hätte ja darreibe geben.

Die Abrechnung der Kinder habe ich beim Notar hinterlegt &
wird dadurch die Ermittlung etwas erleichtert.

Ich weiß ja nicht was Ihr wiederfinden solltet, aber ich
habe noch einen Wunsch & zwar, wenn Ihr nicht sofort
in der Lage seit, so tut es, so bald es Euch finanziell
wieder möglich ist, „zum Danke Eurem Erbe“

schickt in meinem Namen der jüdischen Gemeinde
Höfl. 100. → & dem hiesigen Kreuzschützen
Höfl. 100. → (je hundert Gulden)

Dem übrigen weiß ich, daß H. Walter & ebenfalls H. Klein
dem jüngeren Bruder Günther immer mit Liebe & Sorgfalt
verwahren werden.

Gott segne Euch meine lieben Kinder & dankt im ferneren
Leben immer der Anschläge Eurer mit Euch lebenden Eltern Mutter



Links Hans Günther, rechts Walter und seine Frau Hermine (Mimi). (219)

„Walter Bonn, letzter Wohnsitz Venlo, Nieuwstraat 27, wurde aus rassischen Gründen und zwar wegen jüdischer Abstammung am 5. Oktober 1942 ins Lager Westerbork eingeliefert und am 14. September 1943 nach KZ Auschwitz deportiert. Dort wurde er zur Zwangsarbeit im A.K. Monowitz/Buna eingereiht (Häftl. Nr. 150622). Er gilt als gestorben am 21. April 1944 in Auschwitz.“

„Hermine Bonn, geb. Hertz, geb. am 13. Dezember 1918 in Rotterdam, wurde aus rassischen Gründen und zwar wegen jüdischer Abstammung am 8. Oktober 1942 ins Lager Westerbork eingeliefert und am 14. September 1943 nach KZ Auschwitz deportiert. Dort verblieb sie im Experimenten Block 10. Sie gilt als gestorben am 30. Juni 1944 in Auschwitz.“

Bescheinigungen Nederlandse Roode Kruis, Den Haag vom 23.6.1960, Dossiers Nr. 35.134 und 42.968.



Hans und Eva, Venlo 1946. (220, 221)

Venlo - Die glücklichste Zeit meines Lebens

Einige Zeit nach Ende des Krieges folgte ich der Einladung meiner Schwester nach Venlo/Holland, wo sie vor der Hochzeit mit Ernst Keizer stand. Ich wollte ihr Gesellschaft leisten, da ich in England nicht mehr in meinem Beruf arbeiten konnte.

Venlo wurde am 1. März 1945 von den alliierten Truppen befreit, nachdem die Maas monatelang die Frontlinie bei den Kämpfen mit der deutschen Wehrmacht bildete. Die Besatzungszeit und der Krieg hatten die Stadt enorm heimgesucht, überall gab es Schutt, Trümmer und Ruinen.

Während meines Besuchs gab Ruth eine Party, zu der auch ein Verwandter von Ernst eingeladen war: Hans Günther Bonn, geboren 1921 in Kaldenkirchen, ein junger, energievoller Techniker, der mehrere Konzentrationslager überlebt hatte. Er wurde zusammen mit seiner Cousine ETTY Keizer am 25. August 1942 von Venlo über das Lager Westerbork deportiert. Nach seiner Flucht aus Kaldenkirchen nannte er sich in Holland mit seinem Vornamen Hans.

Auf Grund einer Erklärung 1947 gegenüber dem Niederländischen Institut für Kriegsdokumentation

(NIOD, Amsterdam), von der wir erst 2005 erfuhren, wissen wir heute mehr über die verschiedenen Stationen seiner Schreckenszeit in der Gewalt der Nazis.

Kurz vor Kriegsende im Mai 1945 wurde er befreit. Danach kehrte Hans am 12. Juni nach Holland zurück. Er übernahm die Metallwarenfabrik W. Bonn seines Bruders Walter in Venlo, und mit finanzieller Hilfe einer Bank begann er mit ehemaligen Mitarbeitern Fahrradpedalen und Wasserhähne unter der neuen Firmenbezeichnung N. V. Metaalwarenfabrik IJMAH, Venlo, Slooterbeekstraat 116 zu produzieren, um sich eine neue Existenz aufzubauen.

Jetzt stand er vor mir, völlig ausgezehrt bis auf 37 kg, und obwohl gerettet, tat er all das, was nicht gut für ihn war, nämlich, bei jeder Mahlzeit zu viel auf einmal zu sich zu nehmen, sicher verständlich auf Grund der jahrelangen Entbehrungen von 1942 bis 45. Keiner hatte ihm beigebracht, langsam und weniger zu essen. Einerseits kräftigte sich sein Körper allmählich, andererseits war dies sehr ungesund für ihn.

So lernte ich ihn kennen, und es war Liebe auf den ersten Blick. Wir waren beide gleich groß. Er verstand es sofort, mir meine Ängste zu nehmen und mich glücklich zu machen. Er sprach niemals offen

über die Leiden und Schrecken in den Konzentrationslagern, sondern sagte nur: „Das ist nicht für deine Ohren bestimmt!“

Ich war nun sehr eng mit Hans befreundet und reiste zwischenzeitlich nach England zurück. Anschließend kam ich wieder nach Holland, besuchte Ruth und ihre Familie Stoppelman in Amsterdam, und es gab ein Wiedersehen mit Hans in Venlo. Am 4. Juni 1946 heirateten Ruth und Ernst, am 13. Juli gaben Hans und ich unsere Verlobung bekannt.

Nochmals reiste ich nach London, wo ich bis Mitte September zum letzten Mal bei der Westminster Public Library arbeiten konnte. Ich verbrachte diese Wochen in England damit, mich mit Freunden zu treffen und eine Reihe von Theater- und Kinovorstellungen zu besuchen. Ich verabschiedete mich in gebührender und fairer Weise von meinem früheren Arbeitgeber, bekam ein gutes Zeugnis und regelte alle Formalitäten im Zusammenhang mit meiner Altersversorgung. Im Oktober verließ ich London endgültig und nahm die Fähre nach Holland. Hans erwartete mich am Hafen, und wir fuhren nach Venlo. Bis zu unserer Hochzeit wohnte ich bei einer Familie Hallewijn mit sieben Kindern.

Wir heirateten am 7. November 1946 im „Hotel



Hochzeit Eva und Hans. (222)

National", Venlo, Kaldenkerkerweg und hatten eine schöne Hochzeitsfeier im engsten Kreis unserer Freunde und Verwandten, darunter auch Hans' Vetter Paul Keizer, der aus Amsterdam angereist war. Unsere Hochzeitsreise sollte in Roermond beginnen, aber wir verpaßten den Bahnhof und landeten statt dessen in Echt, nahe der belgischen Grenze. Von da aus fuhren wir weiter nach Amsterdam, wo wir unsere Flitterwochen verbrachten, bis Hans durch ein Telegramm von seiner Fabrik dringend nach Hause gerufen wurde. Mein Mann war ein positiver und fröhlicher Mensch, der sich von der schrecklichen Vergangenheit niemals unterkriegen ließ. Gleichzeitig half er mir, mein eigenes Schicksal zu überwinden, richtete mich auf und schenkte mir viele Stunden voller Glückseligkeit. Keiner kann sich vorstellen, was für eine harmonische Beziehung wir hatten, was für ein einzigartiges Verständnis und Glück. Wir zogen zusammen in eine Wohnung. Weniger erfreulich waren jedoch die Begleitumstände, unter denen Frischvermählte, mit Hilfe der Polizei, zwangsweise bei Leuten einquartiert werden mußten, die in Anbetracht des extremen Mangels an Wohnungen zuviel Raum für sich in Anspruch nahmen. Wir kamen in das Haus

einer verwitweten Dame und taten unser Bestes, um diese nicht in ihrer Ruhe zu stören.

Ruth und ich hatten weiterhin ein gutes Verhältnis, was noch besonders durch die Tatsache gefördert wurde, daß wir nun beide in Venlo wohnten und zur gleichen Zeit schwanger wurden. Ich erinnere mich an eine amüsante Episode. Es war Hochsommer, und wir gingen eines Tages zusammen zum Baden. Während wir uns im Wasser vergnügten, kam ein Polizist und nahm unsere am Ufer abgelegten Kleider mit. Wir mußten zu Fuß im Badeanzug nach Hause gehen und boten sicher ein originelles und nicht alltägliches Bild: schwangere, frierende und lachende Zwillinge.

Ich erinnere mich voller Freude an die Geburt unseres Sohnes. Eigentlich hatten wir ein Mädchen erwartet, das den Namen Emmy bekommen sollte, zum Gedenken an Hans' Mutter. Aber am 23. Oktober 1947, nachdem ich lange im Hospital ausgeharrt hatte, wurde das Baby geboren und Emmy in René verwandelt, nach dem Dichter René Rilke. Er wog 3,640 kg, und es war für mich ein Vergnügen, ihn selbst zu stillen. René war ein prächtiger Junge, der meine langjährige Sehnsucht nach einer Familie und einem Kind in jeder Weise erfüllte. Die Holländer

verwöhnten mich nach allen Regeln der Kunst, und das gab mir ein wunderbares Gefühl.

Drei Tage später erschien Ruth zur Entbindung im Hospital. Die meisten Jahre lebten wir getrennt, und nun, zum Zeitpunkt der Geburt unserer Kinder, waren wir wieder vereint. Als sie hochschwanger auf der Entbindungsstation erschien, waren die Schwestern verblüfft: „Was machen Sie denn hier? Sie haben doch gerade erst entbunden!“ Ruth antwortete triumphierend: „Das war meine Zwillingsschwester. Jetzt bin ich an der Reihe!“

Bei Ruth ging es nicht so glatt, wie bei mir. Sie verlor eine Menge Blut, und konnte ihre kleine Tochter Jenka nicht selbst stillen. So spendete ich einen Teil meiner Milch trotz schmerzhafter Prozedur, und die Schwestern gaben die Nahrung weiter an meine neugeborene Nichte. Während ich bald entlassen werden konnte, blieb Ruth noch eine Weile, um wieder zu Kräften zu kommen. Ich hatte niemanden, der mir zeigte, wie ich den Säugling baden, wickeln und behandeln mußte. Um ehrlich zu sein, zu Beginn war es nicht mal einfach, ihn richtig anzufassen. Aber dann machte ich gute Fortschritte und kam mit allen Anforderungen, die an eine frisch gebackene Mutter gestellt wurden, bestens zurecht.

Ich hatte alles im Griff, und wir waren zu Dritt ein Herz und eine Seele.

Doch unser Glück fand bald ein Ende: Die Nazis, deren Ziel es jahrelang gewesen war, alles jüdische Leben in Europa zu vernichten, behielten die Oberhand. Hans hatte von schweren Misshandlungen, die er durch die KZ-Aufseher erlitten hatte, sowie die harte körperliche Zwangsarbeit in den Lagern und Fabriken einen Schaden an der Wirbelsäule, der dazu führte, daß ein Bein länger war als das andere.

Nun kam ihm der Gedanke, sich einer Rückenoperation zu unterziehen, um nicht einen Spezialschuh zum Ausgleich tragen zu müssen. Den Ärzten im Städtischen Krankenhaus war die Operation zu riskant, aber eine private Klinik in Arnhem war bereit, den Eingriff vorzunehmen. Nach der Operation fuhr ich regelmäßig zu Besuch nach Arnhem, in gutem Glauben und voller Hoffnung auf einen Erfolg. Es ist unbeschreiblich, wie Hans die netten Schwestern auf Trab gebracht haben muß, um

für uns Geschenke zu besorgen. Bei jedem Besuch wartete eine neue Überraschung auf dem Nachttisch, eine für mich und eine für unseren Sohn: Blumen, Bonbonnieren, Strampelanzüge, Schnuller, Teddybären, Eau-de-Cologne, Schirm, Schokolade usw. Außerdem verfaßte er kleine Reime auf mich, sein geliebtes „Evchen“. Der glückliche und stolze Ausdruck in seinem Gesicht war die Freude darüber, nach all dem, was er durchgemacht hatte, eine Familie zu haben und Vater sein zu können, vom Schicksal doch noch fürstlich mit einer jungen Frau und einem strammen Sohn belohnt worden zu sein.

Schon bald nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus entwickelte sich bei ihm ein hohes Fieber, dessen Ursache den Ärzten zunächst schleierhaft war. Es war um die Zeit unseres jüdischen Osterfestes „Pesach“ im April, ich hatte Freunde aus London eingeladen, wie sich zeigte, gerade zur unpassenden Zeit, denn meine Besorgnis wuchs von Stunde zu Stunde. Auf Empfehlung des Arztes ver-

suchte ich, die Temperatur mit Hilfe von Hausmitteln zu senken, aber der Körper zeigte keine Reaktion. Schließlich brachte ich ihn ins Venloer Krankenhaus, wo sich die Ärzte sofort um ihn kümmerten.

Schnell wurde klar, daß es keine harmlose Sache war. Man wollte mir nicht mal mehr erlauben, ihn zu besuchen, aber damit konnte ich mich nicht abfinden. Ich zog einen weißen Kittel über, betrat das Zimmer und bekam einen furchtbaren Schock, als er sagte, er könne mich weder sehen noch hören.

Schließlich brachten die Ärzte mir schonend bei, daß er an „Meningitis Tuberculosa“ (Tuberkulöse Hirnhautentzündung) erkrankt sei, eine schwere und ansteckende Krankheit, die auch heute noch gefährlich ist.

Wäre der Erreger beizeiten entdeckt worden, so hätte Hans vielleicht mit „Streptomycine“ behandelt und gerettet werden können. Aber selbst wenn das Mittel irgendwo greifbar gewesen wäre, hätte man



Hochzeit Eva und Hans Bonn am 17. November 1946 im „National“ in Venlo. Rechts Ernst Keizer, Ehemann der Zwillingsschwester Ruth. (223)

jetzt nicht mehr vermeiden können, daß er für den Rest seines Lebens blind und taub geblieben wäre.

Er tastete um sich und fragte ständig: „Wo bist du Evlein? Ich kann dich nicht sehen!“ Ich hatte unseren fünf Monate alten Jungen, der in unserer Wohnung auf mich wartete. Meine Liebe und Zeit teilte ich zwischen René und Hans. Wo wurde ich jetzt am Dringendsten gebraucht? Ich eilte nach Hause zum Stillen und Wechseln der Windeln, anschließend sauste ich zurück zu meinem Mann. Die Ärzte verschwiegen mir immer noch die ganze Wahrheit: „Viel Liebe wird ihn wieder heilen...“ Sie glaubten inzwischen selbst nicht mehr daran, und der Verlauf der Krankheit gab ihnen Recht.

Die letzten Stunden waren entsetzlich. Alle hatten mich verlassen, ließen mich mit seinem Totenkampf allein. Wir waren beide erst 26 Jahre alt. Er begann zu schreien: „Ich habe Auschwitz überlebt, ich werde auch das überstehen!“ Während ich zwischendurch René versorgte, wurde die Flamme seines Lebenslichts schwächer und schwächer, bis sie am 15. April 1948 für immer erlosch.

Ich veranlaßte eine Obduktion zur Ermittlung der Todesursache, niemand hatte das erwartet. Ich fühlte mich stark genug und wußte, ich hatte unserem Sohn gegenüber in Zukunft Rechenschaft abzulegen.

Der Befund bei Hans ergab eine Infektion durch Tuberkelbazillen in Höhe der sechsten Rippe, die sich nach Meinung der Ärzte verkapselt hatte. Dieser Zustand wäre vielleicht erst mal so geblieben, aber

durch die Schwächung seines Körpers und möglicherweise die Operation war die Tbc-Erkrankung, die zu seinem Tode führte, mit größter Heftigkeit ausgebrochen.

All die Jahre machten wir für seinen Tod den berüchtigten und als „Todesengel“ bekannt gewordenen KZ-Arzt Dr. Josef Mengele verantwortlich und waren uns sicher, dass dieser auch Hans in Auschwitz für medizinische Experimente missbraucht hatte, wie so viele Unglückliche.

Durch seine Aussage gegenüber dem NIOD wissen wir jetzt, daß sein Schicksal einen anderen Verlauf genommen hat und es ein Wunder ist, daß er die Zeit überhaupt überlebte. Alles deutet darauf hin, daß er sich die schwere Infektion in den Konzentrationslagern zugezogen hat, in denen Krankheiten und Seuchen wie Typhus und Tuberkulose an der Tagesordnung waren.

So kam es, daß dieser wunderbare Mann doch noch so jung dahingerafft wurde, wobei er mir das größte Geschenk hinterließ, das er mir jemals hätte machen können, unseren gemeinsamen Sohn. René lebte, und mein Mann lebte in ihm fort. Er hielt auch mich am Leben, mit all der Arbeit und Sorge, die nun auf mich zukam, für unsere gemeinsame Zukunft. Er war ein heller und gescheiter Junge, immer an allen Dingen interessiert und entschädigte mich hundertfach für die vielen Stunden der Sorge und Furcht, die ich erlitten hatte.

Inzwischen war ich wieder allein, ohne einen Cent Einkommen. Ich galt als Fremde in Holland, da

mein Mann seine deutsche Staatsangehörigkeit aus Protest gegen die Verfolgung seiner Familie abgelegt hatte und staatenlos geworden war, was sich durch die Hochzeit auf mich übertrug. Ich arbeitete als Näherin, stellte Lampenschirme her und erteilte Englischunterricht an Holländer, deren Sprache ich kaum verstand. Wir hielten uns über Wasser, es gab keine andere Wahl. Ich beschloß „Aliya“ zu machen, das heißt, nach Israel auszuwandern.

Ich habe mir lange die Frage gestellt: Warum habe ich die Nazizeit überlebt, während sechs Millionen Menschen umkamen? Bis heute habe ich nicht den Schlüssel zu einer Antwort gefunden, wie so viele, die sich mit Fragen der Religion oder einer Weltanschauung auseinandersetzen. Wenn Gott eine Vorherbestimmung für mein Leben bereit hielt, wie kann ich mir einen Gott vorstellen, der es zugelassen hat, daß so viele aus dem Volke Israel ermordet wurden, von denen die meisten an ihn glaubten? Wenn Gott ein Gott der Liebe ist, herrschte er dann nicht so wie ein Gott des Zorns?

Möglicherweise braucht der Mensch Schicksalsschläge im Leben, um gestärkt daraus hervorzugehen. Die Voraussetzung ist sicherlich Mut und der Glaube an sich selbst, um all dieses Leid zu ertragen und zu überwinden. Aber um welchen Preis, und was ist letztendlich der Sinn? Wahrscheinlich immer, für andere da zu sein und nie genug Zeit für sich selbst zu haben.

Gerade so, wie die Massenvernichtung (Holocaust) niemals in der „Schublade der Geschichte“ verschwinden darf (refusing to be put away into a drawer in the history faculty), bleiben die Ereignisse um den Tod meiner Eltern Gertrud und Louis Wurm sowie meines Mannes Hans Bonn in meiner Erinnerung, als sei es gestern geschehen. Ich kann es nicht anders empfinden.

Ich glaube, wir blieben am Leben, um sicher zu stellen, daß von den Greueltaten wieder und wieder berichtet wird, damit die Verbrechen nicht geleugnet werden oder in Vergessenheit geraten können und eine Periode in der Geschichte, wie die Nazizeit, sich niemals wieder ereignen wird, egal wo auf dieser Erde.



Hans mit Eva (r) und ihrer Zwillingsschwester Ruth Keizer (l), links die Freunde Phyllis und Andrew Macaulay aus London. (224)



Eva mit Sohn René 1949 in Venlo, vor der Auswanderung nach Israel. (225)



Hans in Venlo nach seiner Rückkehr 1945. (226)

Als vordringlichste Aufgabe sollte den Menschen beigebracht werden, jeden Glauben, jede Weltanschauung, jede Rasse und die gesamte Schöpfung Gottes zu respektieren.

Bei unseren späteren Besuchen, unter anderem auf Einladung der Städte Stuttgart und Recklinghausen, kamen wir mit ehemaligen jüdischen Bürgern aus aller Welt in unserer früheren Heimat zusammen. Obwohl die Nazigeneration nahezu abgetreten ist und die folgenden Generationen sich bemühen, guten Willen zu zeigen, ist Deutschland für mich ein fremdes Land geworden.

Durch die Einladung des Herrn Oberbürgermeisters Rommel, der uns persönlich in Stuttgart begrüßte, und unseren offiziellen 10-tägigen Aufenthalt in der Stadt, ist eine Versöhnung mit Deutschland zustande gekommen. Michael erzählte Rommel, daß er in Afrika auf der Seite der Engländer

gegen die Truppen seines Vaters gekämpft hatte. An einem Abend mit Jugendlichen und Journalisten konnte er sich nicht verkneifen zu sagen: „Ich liebe die Bäume in den Wäldern, aber ich kann nicht verhehlen, daß jede Buche mich an ‚Buchenwald‘ und jede Birke an ‚Birkenau‘ in Auschwitz erinnert.“ Danach wurden wir mit Fragen bestürmt, denn ich fügte tiefsinnig hinzu: „Mein Kind, ich habe dich nicht aufgezogen, damit du im Stacheldraht sitzt und weinst.“

Auch in Recklinghausen waren wir anschließend zu Gast. Wir waren untergebracht in einem schönen Hotel gegenüber unserer früheren Wohnung am Kaiserwall 14. Welch ein Wandel hatte sich hier vollzogen. Vor 50 Jahren noch „judenrein“ gemacht, wird die Stadt heute von vielen Ausländern bewohnt, so wie auch unser früheres Zuhause. Ich besuchte das Grab meines Großvaters Moses Heinemann und

fand es gepflegt vor. Michael sprach dort und am Denkmal der ermordeten ehemaligen jüdischen Bürger, darunter meine Eltern, das „Kaddish“ (Totengebet).

Ich empfinde keinen Haß, denn Haß erzeugt wieder Haß und kann nur mit Liebe, gesundem Menschenverstand, wahrheitsgemäßer Aufklärung und Gerechtigkeit überwunden werden. Zum Schluß meiner Biographie ein paar Worte der Hoffnung aus Israel, dem Land, das immer noch auf der Suche nach Frieden ist: „The way we have risen from the ashes and could not be suppressed. The hidden are hidden no more!“

Durch meinen zweiten Mann Michael Noach, den ich seit seinem Tod schmerzlich vermisse, meine beiden Söhne Rami und Yigal und die vielen schönen gemeinsamen Jahre in Israel bin ich mit dem Leben versöhnt.

Die Familie Jacques Keizer



Hochzeit Felix Keizer aus Venlo und Käthchen, geb. Schönbach, aus Krefeld-Linn, Aufnahme 1915, hinter der Synagoge in Krefeld-Linn, links neben der Braut Etty, rechts Paul, neben Paul sitzt die Mutter Regina, hinter ihr mit schwarzer Fliege Jacques, Bruder von Felix. (227)

Etty Keizer Dolin, San Francisco/California Das Wunder von Theresienstadt

Ich bin die jüngste Tochter von Paul und Mira Keizer und wurde am 7.5.1946 in Amsterdam geboren. Meine Eltern gaben mir den Namen Etty zum Gedenken an die 1942 in Auschwitz ermordete Schwester meines Vaters.

Mein Vater und seine Geschwister Etty und Ilse wurden in Kaldenkirchen geboren. Durch ihren Vater Jacques, der aus Venlo/Holland stammte, waren sie niederländische Staatsbürger. Meine Großmutter Regina Keizer war eine Tochter von Isaac Bonn, geb. 1838 in Waldniel, und seiner Frau Henriette, geb. Cappel, geb. 1843 in Brüggen. Ihre Geschwister waren Alex, Max und Lina Bonn.

Im April 1933 wurde mein Vater Paul im Alter von 23 Jahren in Kaldenkirchen von den Nazis verhaftet und in das Polizeigefängnis eingeliefert. Wie sein Vetter Kurt Keizer aus Venlo berichtete, der sich zur damaligen Zeit zwecks Behandlung in der „Krüppelklinik Johannestal“, Süchteln befand, verbüßte Paul anschließend eine Haftstrafe im Anrather Gefängnis, nur wenige Kilometer von ihm entfernt. Die Gründe seiner Inhaftierung sind aus der Gestapo-Akte (Seite 433 f.) ersichtlich. Einzelheiten über den Prozeß und das Urteil „wegen Vergehens gegen die Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Re-

gierung der nationalen Erhebung“ sind dagegen nicht bekannt.

Nach der Verfolgung in seiner Heimatstadt Kaldenkirchen fuhr Paul 1934 mit dem Rad nach Alzey, um sich von seiner Tante Lina und ihrem Mann zu verabschieden. Anschließend fuhr er weiter und kam über Österreich nach Zagreb/Jugoslawien. Er lernte dort Friedericka Mira Glücks aus Slunj kennen. Beide heirateten am 20.1.1935.

Paul und Mira lebten von 1935 bis 1938 in Palästina, dem heutigen Israel, und versuchten, sich dort eine Zukunft aufzubauen. Paul verdiente sein Geld als Taxifahrer. Als jedoch ein Kollege von ihm den Gewalttaten zwischen jüdischen und palästinensischen Volksgruppen zum Opfer fiel, beschlossen sie, das Land wieder zu verlassen. Auf Grund von Pauls holländischer Staatsbürgerschaft zogen sie nach Amsterdam, wo Paul zunächst als Möbeltischler arbeitete.

Der Zweite Weltkrieg brach 1939 aus und erfaßte durch den Überfall der Deutschen Wehrmacht am 10. Mai 1940 auch die Niederlande, trotz der hundertjährigen, politischen Neutralität. Nachts gegen drei Uhr hörten meine Eltern die Detonationen von Bomben und Granaten. Holland setzte sich fünf Tage zur Wehr, war jedoch nach der völligen Zer-

störung des Zentrums von Rotterdam zur Kapitulation gezwungen. Anschließend erfolgte die Besetzung des Landes.

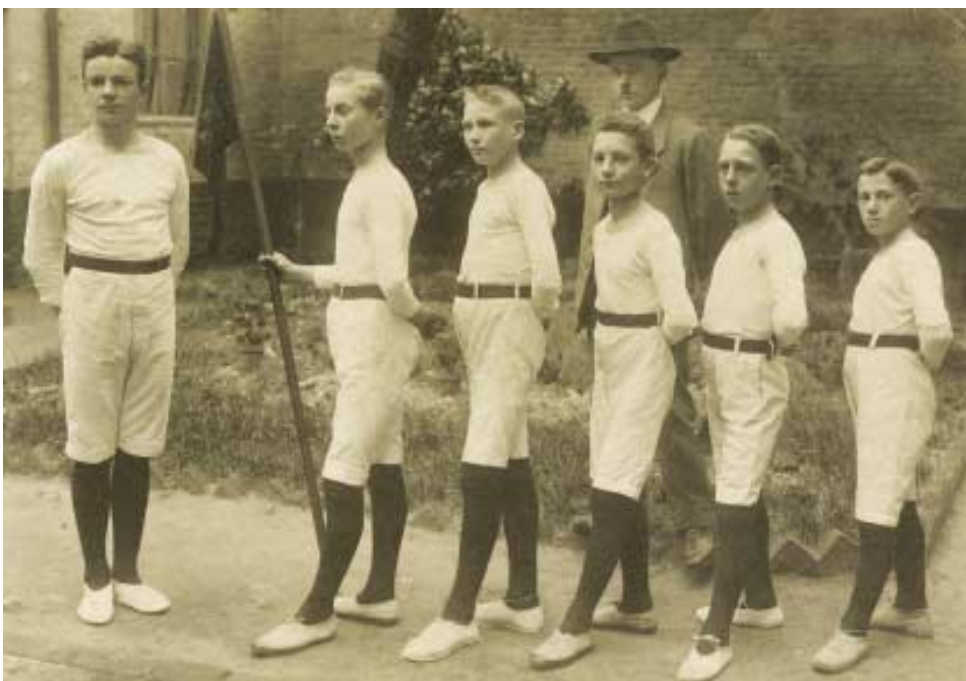
Zu Beginn der Invasion sahen Paul und Mira keine Möglichkeit, der erneuten Bedrohung zu entkommen. Paul setzte seine Arbeit fort, bis er Mira plötzlich anrief und sagte: „Beeile dich, packe nur die notwendigsten Sachen und komme sofort her!“ Er erklärte ihr, daß ein Schiff mit einem Kindertransport nach England auslaufen werde und zwei Begleitpersonen gebraucht würden. Sein Anruf erfolgte spontan, aber nach kurzer Bedenkzeit änderte er seine Meinung, fand es zu problematisch, alles so überstürzt aufzugeben und zurückzulassen. Außerdem erkannte er die Gefahr, in die er sich mit seiner Frau begab, denn Schiffe fremder Nationalität auf dem Weg in britische Gewässer wurden von deutschen Flugzeugen und Kriegsschiffen angegriffen und torpediert. Also blieben sie in Holland. Erst später wurde bekannt, daß das Schiff sicher in den englischen Hafen eingelaufen war.¹

Nach dem Einmarsch begannen auch in Holland die Repressalien der deutschen Besatzer gegen die Menschen jüdischen Glaubens. Die Verordnungen und Maßnahmen für das „besetzte Niederländische Gebiet“ wurden immer strikter: Alle „jüdischen Betriebe“ wurden erfaßt. Die Bürger selbst mußten sich besonders registrieren lassen, in ihren Personalausweis wurde ein Stempel mit einem großen „J“ für „Jood“ (Jude) eingetragen, um sie jederzeit identifizieren zu können.²

Am 12.2.1941 wurde auf Veranlassung der Besatzer der „Joodse Raad voor Amsterdam“ (Judenrat) gegründet. Aus Sicht der Deutschen war diese Einrichtung eine Befehlsübermittlungsstelle für die Juden in Amsterdam und später in ganz Holland. Deportationspläne gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Die beiden holländischen Vorsitzenden und ihre Beisitzer sahen sich dagegen als Vermittler zwischen der jüdischen Gemeinschaft und den neuen Machthabern. Eigenen Angaben zufolge hofften sie, die Handlungen der Deutschen im Verlauf ihrer Tätigkeit beeinflussen und hinauszögern zu können. Außerdem setzten sie auf eine baldige Veränderung des Kriegsverlaufs in Holland zugunsten der alliierten Streitkräfte.

Erst später zeigte sich, daß die Deutschen, in Verbindung mit der von dem „Sicherheitsdienst (SD) der SS“ beherrschten „Zentralstelle für jüdische



V.l. Küppers Jupp, Thönissen Peter, HinBen Martin, Schouren Martin, Lüstraten Karl, Keizer Paul, mit Hut Küppers Willi, Turnerjugend um 1921-22. (228)



Paul Keizer als Turner mit Siegerkranz, um 1922. (229)



V.I. Ilse, Paul und Etty Keizer sowie ihr Cousin Walter Bonn mit ihrer Großmutter Henriette Bonn, geb. Cappel, geb. am 22.6.1843 in Brüggen, Ehefrau von Isaac Bonn, um 1922. (230)

Auswanderung“, den „Joodse Raad“ in jeder Weise dazu mißbrauchten, ihre wahren Absichten bezüglich der jüdischen Bevölkerung konsequent und Schritt für Schritt umzusetzen.²

Nach der Gründung des „Joodse Raad“ übernahm Paul im Laufe des Jahres 1941 eine Stelle bei dieser Organisation, wo er mit verschiedenen Angelegenheiten in- und ausländischer jüdischer Bürger in Holland befaßt war. Unter welchen Umständen er diese Stelle bekam, ist nicht bekannt, es ist jedoch anzunehmen, daß er sich intensiv um Arbeit und Einkommen für sich und seine Frau bemühte. Außerdem sprach er fließend deutsch und niederländisch.

Inzwischen wurden die Lebensbedingungen der jüdischen Bürger durch die ständig neuen und restriktiveren Verordnungen der Besatzer immer katastrophaler. Ihnen wurde verboten, Kinos, Theater, Badeeinrichtungen, Parks und Strände zu besuchen oder zu betreten. Radiogeräte und Fahrräder wurden ihnen genommen, anschließend wurde ihnen verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu

benutzen, ausgenommen in speziellen Bezirken. Bestimmte Stadtteile, Restaurants und Geschäfte durften nicht mehr oder nur zu bestimmten Zeiten betreten werden, Reisen im Land waren nur mit besonderer Genehmigung erlaubt.

Ende April 1942 kam eine spezielle Verordnung heraus, wonach alle jüdischen Bürger einen „Judenstern“ gut sichtbar auf ihrer Kleidung tragen mußten. Neben weiteren rassistischen Maßnahmen wurde schließlich ihr gesamtes Hab und Gut beschlagnahmt. Der Aufenthalt in Holland wurde ihnen generell verboten. Sie wurden gezwungen, ihre Wohnungen zu verlassen, in einen abriegelten Bezirk von Amsterdam zu ziehen oder sich in das Lager Vught zu begeben. Alle Maßnahmen dienten dazu, die Menschen völlig aus dem öffentlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben zu verbannen und sie dort für weitere Zwecke zu konzentrieren und zu isolieren.²

Im Juli 1942 begannen die Deportationen in „Arbeitslager“ im Osten Europas, wie es offiziell von deutscher Seite dazu hieß. Die Menschen jüdischen

Glaubens wurden auf unterschiedliche Weise zur „Hollandse Schouwburg“ (von den Besatzern „Joodse Schouwburg“ genannt) gebracht, einem Theatergebäude, das für Tage, Wochen oder Monate als zentrale Durchgangsstelle zum Weitertransport in das Lager Westerbork diente: Lastwagen fahren durch die Stadt, und die „Sicherheitspolizei“ nahm willkürlich Menschen fest, die sie sofort identifizieren konnte. Bürger wurden ohne Vorankündigung von Zuhause abgeholt. Lautsprecherwagen gaben Sammelstellen bekannt, bei denen sich Bürger zu einem bestimmten Zeitpunkt mit geringem Gepäck einzufinden hatten. Razzien wurden durchgeführt, insbesondere auch nachts, und die „Sicherheitspolizei“ griff alle Bewohner auf, derer sie habhaft werden konnte.²

Zu Beginn gab es viele Niederländer, die ihre Ausweise und Dokumente aus Protest gegen die Zwangsmaßnahmen der Besatzer und als Zeichen der Solidarität mit ihren Mitbürgern verbrannten. Einigen jüdischen Bürgern gelang es, sich gefälschte Papiere zu besorgen, um ihre wahre Identität zu

verschleiern oder generell mit Hilfe der Bevölkerung unterzutauchen. Zehn Familienmitglieder von Paul wählten diesen Weg im Laufe der Zeit und hielten sich versteckt.

Während Paul als Angestellter beim „Joodse Raad“ beschäftigt war, arbeitete Mira zunächst als Näherin. Nach etwa einem Jahr bekam sie jedoch zunehmend Schwierigkeiten und mußte schließlich für die Deutschen arbeiten. Am 24. Dezember 1942 wurde meine Schwester Nada in Amsterdam geboren.

Die Mitarbeiter des „Joodse Raad“ versuchten, den verzweifelten Menschen in der bedrohlichen Situation durch einen sehr ausgedehnten Hilfsdienst soweit wie möglich zu helfen. Paul war in der Abteilung „Expositur“ für alle Fragen bezüglich Hausrat, Gepäck und Schlüsselverwaltung von versiegeltem Eigentum zuständig. Jedenfalls liefen die Deportationen mit immer größerem Tempo weiter. Ab und zu war es notwendig, bestimmte Sachen aus der Wohnung von inhaftierten Menschen zu holen, zum Beispiel Medikamente. Ein Vertreter der Besatzer begab sich dann zu der Adresse, begleitet von einem Angestellten des „Joodse Raad“, darunter auch Paul. Während seines Aufenthalts in der Wohnung hatte Paul oft Gelegenheit, Dokumente oder Wertgegenstände heimlich sicherzustellen und den Leuten mit den anderen benötigten Sachen zu bringen.

Durch seine riskanten Einsätze konnte er einige Erfolge erzielen und vielen, die im Deportationszentrum festgehalten wurden, einen letzten Dienst erweisen, womit er sich den Spitznamen „Key Keizer“ (Schlüssel Keizer) einhandelte. Während seiner Tätigkeit behielt er zumindest nach außen hin ein normales Verhältnis zu den Machthabern. In ihren Augen war er jedoch nur ein Mittel zum Zweck, und solange sie ihn brauchen konnten, besaß er eine Bescheinigung, die ihn und seine Frau vorläufig von der Deportation freistellte.

Dennoch versuchten die Deutschen im Laufe der Zeit sechs Mal, Mira abzuholen, aber noch konnte Paul sie jedes Mal frei bekommen. Beim siebten Mal, im September 1943, stand die „Sicherheitspolizei“ wieder vor der Tür. Die Männer gaben meiner Mutter bekannt, daß sie Anweisung hätten, „Paul und Mira Keizer“ abzuholen. Zu diesem Zeitpunkt war Pauls Bescheinigung endgültig abgelassen, die ihn und seine Frau bisher verschont hatte. Das Gleiche galt für die vielen tausend Mitarbeiter

im Dienste des „Joodse Raad“, die nun von den Deutschen nicht mehr gebraucht wurden. Während der „Joodse Raad“ am 29. September 1943 aufgelöst wurde, erlitten alle bis dahin freigestellten Mitarbeiter und die gesamte Spitze von Juni bis September 1943 das gleiche Schicksal wie ihre Glaubensbrüder zuvor: die Deportation in den Osten nach mehreren großen Razzien und Massenverhaftungen.³

Mira bemerkte sofort, daß ihre neun Monate alte Tochter Nada nicht erwähnt worden war. Sie konnte die Männer dazu überreden, später zurückzukommen. Als Paul nach Hause kam, berichtete sie ihm von ihrem bevorstehenden Abtransport und der „Nichtexistenz“ ihrer kleinen Tochter. Ihr Entschluß stand fest, Nada bei Leuten zu verstecken. Durch rechtzeitige Kontakte war bereits ein Ehepaar gefunden worden, das bereit war, Nada aufzunehmen: Hessel und Jelly Wiersma aus Hilversum, die selbst kinderlos waren. Jellys Schwester Rie und ihr Mann Frits Schutte hatten sich ebenfalls dazu entschlossen, einen kleinen „jüdischen“ Jungen, Gabriel (Gerry) Meyer van Gelder, der drei Tage vor Nada geboren war, bei sich und ihren fünf Kindern aufzunehmen.

Nachdem die Entscheidung gefallen war, mußte Nada sofort verschwinden. Paul bestellte einen Lastwagen vom „Joodse Raad“ während der Dunkelheit zu sich nach Hause. Mira und Nada wurden hinten auf der Ladefläche unter Decken versteckt. Kollegen von Paul fuhren den Wagen unter großem Risiko, kontrolliert und entdeckt zu werden, zum Haus einer Familie in einem anderen Stadtteil, wo Jelly Wiersma bereits auf sie wartete. Nach ihrer Ankunft wurde Nada in das Haus gebracht und in ein Kinderbettchen gelegt. Die schreckliche Aufregung und die bevorstehende Trennung von ihrem Kind waren zuviel für Mira. Unfähig, ein Wort herauszubringen, lief sie aus dem Zimmer. Nadas Kindersachen und das bißchen Geld, das Paul und Mira besaßen, wurde den Wiersmas übergeben, die ohnehin nur aus humanitären Gründen handelten.

Früh am nächsten Morgen stand die deutsche „SS“ vor der Tür, um sie abzuholen. Sie wurden mit ein paar Habseligkeiten zum Sammelzentrum „Hollandse Schouwburg“ gebracht, wo man sie etwa sechs Wochen festhielt, dann erfolgte der Weitertransport in das Durchgangslager Westerbork, gelegen in einem Waldgelände einige Kilometer außerhalb der Stadt. Mira wurde in einer großräumi-

gen Baracke mit 300 anderen Frauen zusammengepfercht, das Gleiche widerfuhr Paul in der Männerbaracke.

Paul und Mira blieben in Westerbork von November 1943 bis April 1944, mehr als vier Monate über den gesamten Winter. Das Leben im Lager und die Verpflegung waren unerträglich. Beide wurden zu Arbeiten herangezogen. Mira nähte Uniformen für deutsche Soldaten und bastelte Stofftiere. Um nicht in den furchtbar engen, drei Etagen hohen Holzkojen schlafen zu müssen, in deren Matratzen es von „bedbugs“ (Wanzen) wimmelte, schlief Mira drei Monate lang auf einer kalten Steintreppe in der Baracke.

Seit dem 15. Juli 1942 verließen die Deportations Transporte regelmäßig mit mehreren hundert bis dreitausend Gefangenen das Lager Westerbork mit unbekanntem Ziel in Osteuropa. Diese Züge waren schrecklich gefürchtet.⁴ In der Regel wurden die Namen der Betroffenen kurz vor der Abfahrt bekannt gegeben. Paul und Mira erfuhren rechtzeitig, daß sie zur Deportation in ein „privilegiertes Konzentrationslager“ vorgesehen waren und zwar in das Lager Theresienstadt, in der besetzten Tschechoslowakei.

Weiteren Berichten im Lager zufolge wurden Kinder, die bei holländischen Familien versteckt waren und von den Deutschen gefunden wurden, ebenfalls nach Westerbork gebracht und in einen Deportationszug gesetzt. Von großer Furcht erfüllt kam Mira zu der Erkenntnis, daß es unter diesen Umständen zu gefährlich sei, Nada bei den Wiersmas zurückzulassen. Das Ziel Theresienstadt gab beiden das Gefühl, dort günstigere Überlebenschancen mit ihrer Tochter zu haben, als Nada und ihre Pflegeeltern in Holland einem ungewissen Schicksal zu überlassen. Sie suchte Rat, aber keiner konnte ihr in dieser schwierigen Situation helfen, eher bekam sie negative Reaktionen von mehreren Seiten. Doch ihr Entschluß stand fest, sie wollte Nada auf jeden Fall zurückhaben. Und so schnell, wie Nadas Übergabe arrangiert worden war, versuchten sie jetzt, Nada in das Lager Westerbork zu schmuggeln.

Durch den Untergrund hatte Paul noch stets Kontakt zu Leuten in Amsterdam, denen er vertrauen konnte. Als sie von seinem Plan erfuhren, Nada nach Westerbork zu bringen, hielten sie ihn für verrückt. Das war etwas Ungeheuerliches und versprach, eine komplizierte und gefährliche Aktion



Regina und Jacques Keizer in Kaldenkirchen, um 1928. (231)

zu werden. Schließlich stimmten sie widerwillig zu.

Ein Mann namens Blüth war die Kontaktperson mit der Aufgabe, Nada bei den Wiersmas in Hilversum abzuholen und in das Lager zu bringen. Nachdem die Übernahme des Kindes erfolgt war, stieg er mit Nada in einen Zug nach Westerbork. Sie bewegte sich im Abteil umher, während Mr. Blüth sich unauffällig im Hintergrund hielt und sie von seinem Sitz aus beobachtete.

Zwei holländische Grenzpolizisten wurden auf das mittlerweile 15 Monate alte Kind aufmerksam, das sich anscheinend ohne Eltern im Zug befand. Sie überlegten, das Kind mitzunehmen, um es vor dem Schicksal zu bewahren, in ein Konzentrationslager gebracht zu werden. Mr. Blüth konnte auf keinen Fall riskieren, seine Identität sowie den Zweck seiner Reise preiszugeben und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Schließlich verließen die Polizisten den Zug, ohne ihre Absicht durchzuführen, das Kind in Sicherheit zu bringen.⁵

Nada kam schließlich wohlbehalten im Lager an und war wieder mit ihren Eltern vereint. Sie er-

kannte Vater und Mutter nicht und ging auch nicht auf die Eltern ein. Sie weinte zwar nicht, verhielt sich aber sehr ruhig und zurückhaltend und wollte nichts essen. Ihre Pflegeeltern hatten sich warmherzig um sie gekümmert, und nun, zum zweiten Mal in sechs Monaten, nachdem sie mit ihrer neuen Umgebung vertraut war, wurde sie wieder von denen weggenommen, die sie liebevoll aufgenommen und umhert hatten.

Zwei Tage nach Nadas Ankunft im Lager, am 5. April 1944, wurden alle Drei verschleppt. Während am gleichen Tag 240 Personen nach Auschwitz und 101 Personen nach Bergen-Belsen transportiert wurden, befand sich Paul mit seiner Familie, wie erhofft, auf dem Weg nach Theresienstadt. Auf einer separaten Liste „Theresienstadt-Transport vom 5.4.1944“, die 36 von insgesamt 289 Personen umfaßt, heißt es hierzu: „Verdienste beim Judenrat Amsterdam. Sonderanweisung der Zentralstelle fuer juedische Auswanderung, Amsterdam.“⁶

Das Konzentrationslager Theresienstadt war von den Nazis speziell dazu eingerichtet worden, die Inspektoren des internationalen Roten Kreuzes so-

wie die ganze Welt zu täuschen und zu beeindrucken gemäß ihrer Propaganda: „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt.“

Für Paul und seine Familie war es eine weite Reise, jedoch in einem Personenzug im Gegensatz zu den Viehwaggons, die sonst von den Nazis üblicherweise für Transporte in den Osten eingesetzt wurden. Die Lebensbedingungen in Theresienstadt waren für sie erträglicher als in Westerbork, schon die Unterkünfte der Erwachsenen waren geräumiger. Nada wurde mit anderen Kindern in einem Kindergarten untergebracht, der durchaus akzeptabel war, es gab sogar einen Spielplatz. Paul arbeitete als Zimmermann bei der Errichtung und Reparatur von Gebäuden innerhalb des Lagers. Obwohl die Verpflegung nicht als miserabel bezeichnet werden konnte, war sie keineswegs ausreichend. Da Mira in einer Küche arbeitete, konnte sie gelegentlich eine extra Ration ergattern. Jeden Tag brachte sie Nada einen Teil des Essens in den Kindergarten.

Theresienstadt war zwar kein Vernichtungslager, aber in Wirklichkeit erfolgten auch von hier regelmäßige Deportationen mit unbekanntem Ziel in

Polen. Gerüchte aus Prag gaben den Inhaftierten unmißverständlich zu verstehen, was sie am Ende dieser Transporte erwartete: der Tod!

Einer der Transporte bestand ausschließlich aus Müttern und kleinen Kindern, wie aus der kurz zuvor bekannt gegebenen Aufstellung ersichtlich war, darunter auch Mira und Nada. Die Nachricht kam morgens, und der Zug sollte schon mittags das Lager verlassen. Nada war gerade an Keuchhusten erkrankt. Während Mira fassungslos damit beschäftigt war, die Vorbereitungen zu treffen, versuchte Paul verzweifelt, Frau und Kind vor dem Transport zu retten. Dann, als Mira schweren Herzens das Gebäude mit Nada verließ, um sich zur Lagerstation zu begeben, kam in letzter Minute ein Bescheid in Form einer kurzen Notiz, der ihnen erlaubte, im Lager zu bleiben. Sie haben nie erfahren, von wem diese Anweisung stammte, und dies ist bis heute ein Rätsel.

Ein anderer fahrplanmäßiger Transport umfaßte ausschließlich Männer im Alter von 18 bis 60 Jahren. Die Namensliste wurde den Betroffenen einen Tag zuvor bekannt gegeben, diesmal traf es Paul. Wieder war die Aufregung groß, schien der Alptraum der Familie, doch noch auseinandergerissen zu werden und einem schweren Schicksal entgegen zu gehen, unabwendbar zu sein. Sollten alle bisherigen Mühen und Strapazen, alles Hoffen und Bangen auf ein gutes Ende vergebens gewesen sein? Im letzten Augenblick kamen drei Leute vom Transport frei, jeweils von einer der folgenden Nationen: Deutschland, Holland und Tschechoslowakei. Sie wurden im Lager für weitere Arbeiten gebraucht. Paul war der Holländer - „sheer luck!“

Am 5. Mai 1945 wurde das Konzentrationslager, in dem Paul und seine Familie mehr als ein Jahr überlebten, von russischen Soldaten befreit. Jedoch, wegen einer Typhusepidemie, durfte keiner das Lager bis Juni verlassen. Endlich konnten sich die befreiten Lagerinsassen zu Fuß auf den Weg machen, unterwegs erfolgte die Weiterbeförderung zur nächsten Bahnstation mit Lastwagen, die von französischen Soldaten gefahren wurden. Ein tschechoslowakischer Zug brachte sie zur deutschen Grenzstadt Selb, wo die Tschechen ihre Lokomotive vom Zug abkoppelten und zurückfuhren. Ohne Lokomotive saßen die Reisenden 24 Stunden fest. Endlich kam ein vom Roten Kreuz eingesetzter Zug mit Verpflegung, der sie in ihre Heimat zurückbrachte. Nach einer Fahrt quer durch Deutschland



Hochzeit Paul und Mira Keizer, Zagreb/Jugoslawien, 20. Januar 1935. (232)

gelangten sie nach Eindhoven, der holländischen Endstation, wo alle Niederländer, die den Krieg und den Terror überlebt hatten, gesammelt, medizinisch untersucht und betreut wurden.

Anschließend waren Paul und Mira mit ihrer kleinen Tochter auf sich alleine gestellt. Sie wandten sich zunächst nach Venlo, wo Pauls Eltern Jacques und Regina, seine Schwester Etty und Verwandte gelebt hatten. Hier stellte sich heraus, daß die Eltern und Etty nicht zurückgekommen waren und nur die zehn Familienmitglieder überlebt hat-

ten, die rechtzeitig und mit fremder Hilfe untertauchen konnten.

Sie beschlossen, vorläufig wieder nach Amsterdam zu ziehen. Bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof wurden die Drei von Arbeitern begeistert begrüßt. Für sie war es ein Wunder, daß eine ganze Familie lebhaftig vor ihnen stand, die von den Nazis in ein Konzentrationslager deportiert worden war.

Pauls Schwester Ilse konnte sich während des Krieges in Haarlem mit gefälschten Papieren bei



Der von den deutschen Besatzern Ende April 1942 verordnete „Judenstern“ in Holland mit der Aufschrift „Jood“ für „Jude“.
Souvenir von Paul und Mira Keizer zur Erinnerung an die Verfolgung ihrer Familie in Holland und Verschleppung in Konzentrationslager. (233)

Tonia Cliteur mit ihrer kleinen Tochter Mirjam verstecken. Während ihrer Abwesenheit behielt sie in Amsterdam eine kleine Wohnung, ein Stockwerk höher in dem Gebäude, in dem sie gewohnt hatte, bevor sie untertauchte. Hierfür zahlte sie weiter die Miete, in der Hoffnung, daß ihre Angehörigen aus den Konzentrationslagern zurückkommen würden.

Jetzt zogen die Heimkehrer in diese kleine Wohnung ein mit allen irdischen Gütern, die ihnen noch geblieben waren: dem Inhalt eines Koffers. Aber sie waren trotz der Entbehrungen bei guter Gesundheit.

Paul und Mira wurden sechs Monate vom holländischen Staat finanziell unterstützt. Dazu erhielten sie Bekleidung und Verpflegung vom amerikanischen Roten Kreuz. Vorübergehend eröffnete Paul mit zwei Partnern eine Tischlerei, verkaufte die

Möbel und war damit eine Zeitlang unabhängig.

Die Eltern faßten sofort den Entschluß, nach Amerika auszuwandern. Miras Onkel in Kalifornien, Julius Salzer, besorgte innerhalb von zwei Jahren alle Einreisepapiere für die Familie. Unsere Einreise in die USA erfolgte am 4. Juni 1947, ein Jahr nach meiner Geburt.

Nada blieb ihren Pflegeeltern Jelly und Hessel Wiersma nach ihrer Rückkehr von Theresienstadt sehr verbunden und besuchte sie regelmäßig in Hilversum. Um den Kontakt auch nach unserer Emigration weiter intensiv zu gestalten, schickten sie Nada von Juli 1947 bis Dezember 1959 eine kleine selbst gemachte Zeitung, genannt „DE GLIJBAAAN, Nieuwsblad uit Hilversum voor Nada Keizer in Amerika, editors: tante Jelly and oom Dady“. „De Glijbaan“ war die Bezeichnung für die Rutschbahn

im Garten, auf der Nada nach ihrer Rückkehr so oft gespielt hatte. Das Blatt enthielt neben familiären Texten hübsche, künstlerisch gestaltete Zeichnungen und Illustrationen von Freunden der Wiersmas. Der Versand nach Kalifornien erfolgte in den ersten Jahren monatlich, danach fünf bis sechs Mal pro Jahr. (Seite 276 ff.)

Nada nannte sich später Nadia Holland, in großer Dankbarkeit zu ihren Pflegeeltern, die sie aufgenommen hatten, um sie zu retten. Sie hielt ihr Leben lang Kontakt zu ihnen und besuchte sie auch gelegentlich in ihrer Heimat. Dennoch, die aufregenden Jahre ihrer Kindheit sowie die schreckliche Zeit im Lager, die ihre Familie durchmachen mußte, hat sie nie verwunden. Sie wurde depressiv und setzte schließlich ihrem Leben am 1. November 1990 selbst ein Ende.



Ein würdevolles Bild

Die stolze Großmutter Regina Keizer mit ihrer Enkelin Nada. Auf ihrem Kleid trägt sie den „Judenstern“. Amsterdam Uilenburg, September 1943.

Regina Keizer wurde am 8.2.1944 nach Auschwitz deportiert. Ihr Mann Jacques starb unter ungeklärten Umständen am 30.1.1944 im Lager Westerbork. (234)



Mira Keizer kurz vor ihrer Verhaftung und Deportation. Auch sie trägt auf ihrer Jacke den „Judenstern“. Ihre kleine Tochter Nada wird kurze Zeit später in Hilversum bei den Wiersmas versteckt. Amsterdam Uilenburg, September 1943. (235)



Paul, Mira und Nada nach ihrer Befreiung in Theresienstadt und Rückkehr nach Holland 1945. Die Aufnahme entstand im Garten der Familie Cliteur in Haarlem, wo Pauls Schwester Ilse Keizer untergetaucht war. (236)

1) Siehe die Geschichte von Erich Bernd Cohen über seine Flucht aus Holland mit dem letzten Schiff von IJmuiden am 14. Mai 1940 nach England. Es ist möglich, daß Paul Keizer von dem Auslaufen der „Bodegraven“ erfuhr und sich ebenfalls mit dem Gedanken trug, das Land zu verlassen (Seiten 136 f.)

2) „Overzicht van het ontstaan, de werkzaamheden en het streven van de Joodse Raad voor Amsterdam door Mr. K.P.L. Berkley“, Publiciteits- en Uitgeversbedrijf „PLASTICA“, Amsterdam, Februar 1945 (aus dem Nachlaß von Paul Keizer, USA).

NIOD Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie, Amsterdam.

Siehe auch die Erfahrungen von Roza Zandijk und Rolf Grunewald mit der von dem SS-Hauptsturmführer aus der Fünften geleiteten „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ (Seiten 103-104, 224).

3) NIOD, Amsterdam: „Die Zahl der Mitarbeiter des ‚Joodse Raad‘ stabilisierte sich seit Juli 1942 auf viele Tausende. Die Zahl der bis auf weiteres von der Deportation freigestellten Juden belief sich im September 1942 auf ca. 12.500 und ab Mai 1943 auf ca. 6.000 Menschen.“

4) Herinneringscentrum Kamp Westerbork. Aus der Liste „De Deportatietransporten“. Der erste Transport mit 1.137 Personen vom Lager Westerbork nach Auschwitz erfolgte am 15. Juli 1942. (Siehe auch die Seiten 125-128).

5) NIOD, Amsterdam: „Ein Herr C. Blüth war beim Joodse Raad in Amsterdam beschäftigt. Es ist möglich, daß er das Kind nach Westerbork gebracht hat. Dies war leider kein Ausnahmefall.“

6) Herinneringscentrum Kamp Westerbork. Drei Listen mit den Namen von Paul, Mira und Nada Keizer.

Heini Abelen und Herbert Dahmen haben ebenfalls über ihre Freundschaft und Erlebnisse mit Paul Keizer berichtet. (Seiten 303 u. 309-310).

Jelly Wiersma-de la Fette, Tijnje/Niederlande

Am 16. März 1943, meinem Geburtstag, kam mein Schwager Frits Schutte zu Besuch. Er war stark in der Widerstandsbewegung engagiert, besorgte Lebensmittelkarten und Ausweise für jüdische Mitbürger und bemühte sich darum, Adressen zum Untertauchen zu finden. Mein Mann Hessel, friesischer Abstammung, fuhr dann oft zu einigen abgelegenen Bauernhöfen in Friesland, um durch eine schnelle Unterbringung wieder einige Personen vor dem deutschen Zugriff zu bewahren.

Diesmal ging es um ein Kind im Alter von drei Monaten, das sich noch bei seiner Mutter im „Juden Viertel“ von Amsterdam befand. Ein Mitarbeiter vom „Joodse Raad“ war an ihn herangetreten. Nach kurzer Überlegung beschlossen mein Mann und ich, das Kind bei uns aufzunehmen. Die Über-

gabe sollte bei meinem Schwager und meiner Schwester in Amsterdam erfolgen.

Einige Wochen später wurden wir plötzlich benachrichtigt und fuhren von Hilversum nach Amsterdam. Wie vereinbart, erschien Mira in einer Nacht- und Nebelaktion, drückte mir das kleine Bündel in den Arm und brachte nur noch heraus: „Sie heißt Nada!“ Dann rannte sie aus dem Zimmer. Kurz darauf kam sie noch mal zurück und gab mir ein Spielzeug für das Kind. Sie war vollkommen aufgelöst, mußte sie doch in diesem Augenblick ihr innig geliebtes Kind wildfremden Menschen überlassen.

In Hilversum war alles bereit, um das Baby zu versorgen. Nada weinte nicht und blickte mich nur mit großen Augen an. In diesem Moment wurde

sie nicht aus meinem Bauch, sondern aus meinem Herzen geboren. Jahre hatte ich auf ein eigenes Kind gehofft, und nun hielt ich eins in meinen Armen, daß eigentlich gar nicht hätte geboren werden dürfen, denn es war immerhin „jüdisch“, und die Nazis hatten ihm sein Lebensrecht abgesprochen.

Wirre Gedanken schossen mir durch den Kopf: Sollten die Eltern nicht zurückkommen, können wir es vielleicht für immer behalten. Ich erschrak über meine eigenen Gefühle, oh Gott, was ging da in mir vor? Ich heulte die ganze Nacht, schämte mich zutiefst und dachte: Das vergibt dir unser Herrgott nie! Mein Mann tröstete mich und sagte, es sei doch durchaus menschlich, in ein solches Gefühlschaos gestürzt zu werden angesichts der furchtbaren Verhältnisse, in denen wir damals lebten.



Jelly und Hessel Wiersma auf der Hochzeit von Verwandten, Oktober 1945. (237)



Jelly Wiersma-de la Fette, Hilversum. (238)

Immer wurde gesagt: Keine Namen und keine Adressen. Aufgeschrieben wurde nichts in dieser Zeit, das war zu gefährlich. Eines Tages stand Pauls Schwester Ilse Keizer vor unserer Tür in Hilversum, in der Tracht einer Krankenschwester. Sie wollte das Kind noch mal gerne wiedersehen. Sie kannte also unsere Identität. Wir waren zutiefst besorgt. Wie konnte das alles gut gehen?

Wir erfuhren, daß Paul und Mira nicht mehr in Amsterdam waren. Monate vergingen, und Nada lebte sich sehr gut bei uns ein. Dann, eines Tages, stand plötzlich wieder ein Fremder vor unserer Tür und teilte uns mit, daß die Eltern Nada zu sich in das Lager Westerbork holen wollten. Wir waren entsetzt. Wie war das möglich? Wir hatten alles so gut im Griff, und nun sollte sie doch noch in deutsche Hände fallen und damit dem sicheren Tod entgehen? Wir zogen sogar in Erwägung, selbst mit dem Kind unterzutauchen, aber das hätte, abgesehen von ernsthaften Komplikationen mit den Eltern, erst recht die Todesstrafe durch die Besatzer für uns bedeuten können.

Wir brachten Nada nach Amsterdam und übergaben sie dort einer netten, mitfühlenden Mevrouw, die uns tröstete und versicherte, Paul sei davon überzeugt, nach Theresienstadt deportiert zu werden. Immer noch schockiert schlichen wir wieder nach Hause. Wir hatten das schreckliche Gefühl, das Kind letztendlich doch den Nazi-Henkern überantwortet zu haben.

Nach einiger Zeit erhielten wir eine Karte aus Theresienstadt. Wir waren überglücklich, daß alles wie geplant geklappt hatte und sie nicht in einem anderen Lager ausgekommen waren. Wir schickten sofort ein Paket mit den nach unserer Meinung notwendigsten Sachen. Zu unserer Überraschung erhielten wir eine Bestätigung mit Pauls Unterschrift. Als ich das vierte Mal mit meinem Paket am Postamt erschien, wies mich der Beamte zurück: „Mevrouw, nehmen Sie das Paket bitte wieder mit. Der SD (Sicherheitsdienst der SS) führt zur Zeit Kontrollen durch, und wenn sie das Paket für ein Konzentrationslager entdecken, behandelt man Sie als ‚Judenfreund‘, und Sie wissen, was dann geschieht!“ Das war das Ende unserer Pakete nach Theresienstadt aus Angst vor weiterer Verfolgung.

Endlich erhielten wir die Nachricht, daß Paul und seine Familie gerettet waren. Wir weinten vor Glück. Nach einiger Zeit war es dann soweit, sie



Nada bei Jelly und Hessel Wiersma in Hilversum im Dezember 1943. Rückseite „1 jaar“. (239)

kamen zu Besuch nach Hilversum. Paul kannten wir noch nicht, und die Begegnung mit Mira bei der Übergabe von Nada war nur ein kurzer Augenblick gewesen. Jetzt standen sie auf einmal wohlbehalten vor uns. Besonders das Wiedersehen mit Nada war etwas Wunderbares und Rührendes, sie erkannte uns und einige Dinge sogleich wieder. Sie stand nicht verlegen herum, sondern kehrte nach Hause zurück.

Nada besuchte uns von da an noch oft an den Wochenenden. „Wij hadden een tuin met schommel en glijbaan, ze kon met water knoeien, er wa-

ren twee honden, een poes, konijntjes en een marmot“ (Wir hatten einen Garten mit Schaukel und Rutschbahn, wo sie auch mit Wasser planschen konnte, dazu zwei Hunde, eine Katze, Kaninchen und ein Meerschweinchen). Während der Geburt von Eddy blieb sie 14 Tage bei uns. Ich fuhr mit ihr nach Amsterdam zur Kraamkliniek, wo wir ihre neugeborene Schwester in Augenschein nahmen.

Als Paul uns 1947 eröffnete, nach Amerika auszuwandern, war dies für uns eine große Enttäuschung. Wir nahmen Abschied am Flughafen Schiphol in Amsterdam und gingen einsam und

tief betrübt nach Hause mit dem Gefühl, alles verloren zu haben, was uns lieb war.

Als wir nach einiger Zeit wieder klar denken konnten, beschlossen wir, eine Kinderzeitung mit persönlichen Geschichten und gemalten Motiven nach Amerika zu schicken. Das Blatt nannten wir

DE GLIJBAAN (Die Rutschbahn), nach dem schönsten Spielzeug in unserem Garten, auf dem Nada hunderte Male heruntergerutscht war. Das Schreiben und Erzählen ging uns locker von der Hand. Die schönen Zeichnungen und Bilder stammten meist von Rie Weber, einer jungen Nachkriegs-

künstlerin, die ihre Kunstwerke seinerzeit im Stedelijk Museum von Amsterdam ausstellte. Das Blatt wurde erst in holländischer und später in englischer Sprache verfaßt. Auf diese Weise waren wir Nada weiterhin sehr nahe, und sie ist im Grunde immer auch unser Kind geblieben.

Text aus der Geburtstagsausgabe DE GLIJBAAN zum 24. Dezember 1952, geschrieben aus Liebe für ein Kind, „das eigentlich gar nicht hätte geboren werden dürfen, weil es jüdisch war“:

Liebe Nada!

Sehr oft fragen die Leute: Wie geht's dem kleinen Mädchen, das bei euch war während des Krieges? Oder: Tante Jelly, wo ist Nada? Wie alt ist sie jetzt? Wie macht sie sich? Von all diesen großen und kleinen Leuten senden wir Dir unsere besten Wünsche zu Deinem 10. Geburtstag.

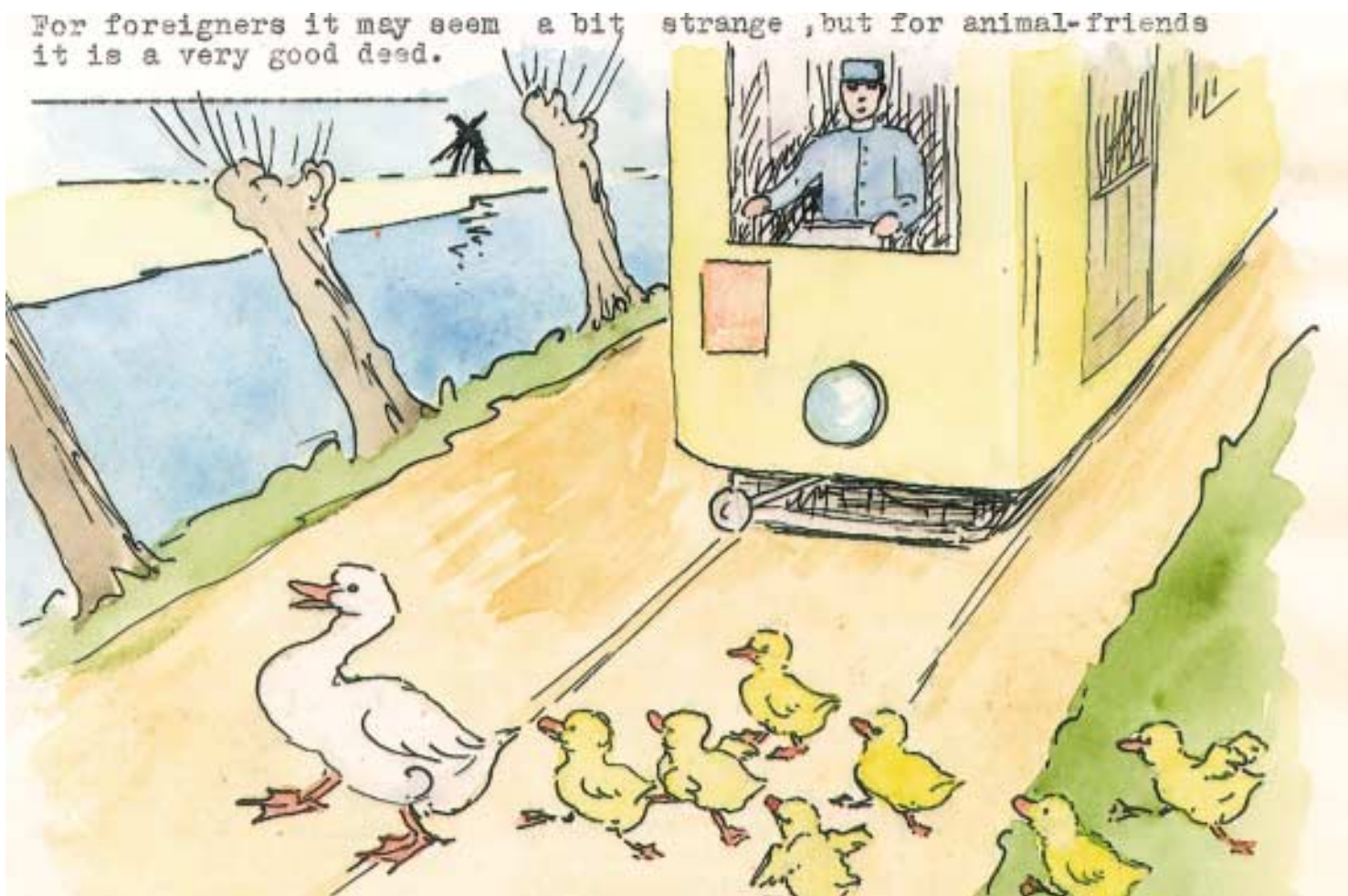
Dann sind da noch die Leute, die uns bei der Ausgabe Deiner eigenen Zeitung „De Glijbaan“ unterstützen. Selbst die nette Dame der Kinderbücherei in Amsterdam, Wyde-Steeg fragte mich neulich: Mevrouw Wiersma, wie geht es Ihrer kleinen Abonnentin in Amerika? Gefällt ihr die Kinderzeitung, die sie jeden Monat bekommt? Auch von diesen Leuten viele Grüße.

Jetzt folgen ein paar Worte direkt von den Redakteuren der „De Glijbaan“.

Mit Worten können wir uns viele Dinge sagen, aber manchmal, liebste Nada, können unsere Worte nicht ausdrücken, was wir wünschen und fühlen. Wenn wir an Deinem Geburtstag tun könnten, was wir gerne täten, würden wir Dir nicht schreiben, nicht ein einziges Wort. Was würden wir dann tun? Nun, liebste Nada, wir würden Deinen Geburtstag feiern, wie es war, als Du noch ein Baby warst. Tante Jelly würde Dein Haar mit feinen Schleifen verzieren und Dir ein hübsches neues Kleid anziehen, bestickt mit Vergißmeinnicht. Wir hätten einen Kuchen mit 10 Kerzen auf dem Tisch. Die Zimmer wären geschmückt mit Tannen- und Hollyzweigen und vielen roten Beeren. Wir hätten einen Duft von Tulpen und Hyazinthen, und Tante Jelly würde sich abermals an das Klavier setzen und viele schöne Lieder für Dich singen. Am Abend würden wir das große Licht ausmachen und hätten nur den Schein der 10 Kerzen. Wir wären glücklich wie in früheren Tagen, wo Oom Dady Dich auf den Arm nahm, im Zimmer umherging und sang: Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, drei Mal hoch!

Nun sind wir ebenfalls sehr glücklich aber auch traurig zugleich, liebste Nada, weil wir nicht sehen können, wie froh und glücklich Du bist. Mit Tränen der Freunde in den Augen wünschen wir Dir einen sehr schönen Geburtstag.

Wir gratulieren Mummy and Daddy, denn sie können glücklich sein über eine solche Tochter, und wir gratulieren auch Etty zum Geburtstag einer so lieben Schwester. Und wir hoffen natürlich, dass Du dich über jedes Geschenk freust an diesem Tag. (240)



DE GLYBAAN.

NIEUWSBLAD voor NADA KEIZER.
— in AMERIKA. —

REDACTIE:
TANTE JELLY; OOM DADY.

ILLUSTRATOR:
FRITS RAPPARD.

3^{de} JAARGANG
NO. 12.

DECEMBER 1949
VERJAARDAGSNUMMER.





Een hele wereld van sneeuw sien sy daar in het maanlicht.
 Bomen waren grote reuzen geworden; Heesters waren dieren, die midden
 in de sneeuw stonden te dromen.
 Een jonge berk met hele, fyne twygjes kon sneeuwitje wel zyn. En kyk
 , daar staan ook al de sneeuwpoppen en naast elke pop nog een veel
 grotere. Dat zyn de schaduwen. De knikkerogjes van Bruintje-Bear
 glinsteren in het maanlicht. Papa zegt : Zou hy ondeugernd zyn geweest
 en van de honing gesnoept hebben????
 Papa neemt Hanneke op de arm en nu lopen ze van het ene raam naar het
 andere en zy moeten mama alles vertellen wat ze sien.

"Maar nu moet jy toch hausch naar bed kleine schat" zegt papa.
 Eerst gaan sy samen naar mama en brengen haar een heel pakket kusjes.
 Dan lopen sy nog eens langs de ramen en Hanneke zegt de reuzen,
 de dieren, Sneeuwitje, Bruintje-Bear, de sneeuwvrouwen en al de
 andere gestalten uit het sprookje "goenacht". Papa brengt haar naar bed.
 "Welterusten" klein vrouwtje!"
 "Nacht lieve papa! Wil jy ook eens met me spelen???"
 "Ja, natuurlyk!! Morgenmiddag misschien."
 "O! wat fyn papa! En wat ga jy dan maken???"
 "Ik denk een hele grote sneeuwrot waar wy allemaal in kunnen zitten!"
 "Wat leuk"!----- En-----enne-----ook een olifant???"
 "Ja hoor! ook een olifant!"
 Maar nu slapen klein ding"----- Papa gaat naar beneden.
 Hanneke ligt nog te kyken naar het, lichte raam.
 Het raam wordt een sneeuwrot. En uit die rot stapt een geweldig
 grote olifant; daarna komt er ook nog een witte beer uit ----- en een
 kameel -----en paarden met belletjes. En sy meent ook dat sy haar
 mama ziet en die lacht, omdat papa boven op de olifant is gaan zitten.
 Daar komt nog iemand. Wie is dat ??? -----Hanneke kan het niet meer sien
 want haar oogjes zyn dichtgegaan net als bloemetjes. Zy droomt verder
 en sy lacht in haar droom, want sy ziet zich zelf midden in een Artis
 van sneeuw met wel honderd allemaal verschillende dieren om mee te
 spelen.
 Dat was het eind van die heerlyke dag in de sneeuw, die Hanneke
 nooit vergeten heeft.



Etty Keizer, Kaldenkirchen



Turnverein Kaldenkirchen beim Gauturnfest 28. Juni 1931. Damen, kniend und stehend, v.l. Etty Keizer, Erika Hertel, Gertrud Coenen, Elfriede Dezelski (Tiedemann), Clärchen Holtvoeth, Marianne Holtvoeth, Mine Dammer, Hanna Kauwertz, Anni Frenken.
Herren: Matthias Küppers (ganz links), Peter Thönissen, Lüstraten Hein, Heinz Brunell, Grütters Hein, Heinz Koenen, Schroers Hein, Hans Höhnscheid, Martin Grütters, Richard Schmidt (r. neben der Fahne), Rudi Henrichs, Dückers Jupp, Fritz Eikelberg, Leo Frenken, Beginen Jupp (6. v.r.), Lehnen Hein, Pelters Mattes, Willi Küppers, (ganz r.). Vorne Fritz Koerstgens, Karl Brasseler, Berten oder Moors. (241)



„zu Schiff nach Nymegen 1933.“ Ausflug mit einem Maaskahn ab Tegelen nach Nijmegen. Einladung vom Fußballklub Tegelen, wo Jakob in der ersten Mannschaft spielte. Fotograf: Max Lion. V.l. Etty Keizer, Gretchen Leven (Braut von Jakob, Schwester des Postboten Franz Leven), Paul Keizer, Jakob und Willi Thönissen. (242)



In einem Park in Nijmegen, v.l. Jakob Thönissen, Grete Leven, Etty Keizer, Willi Thönissen. (243)

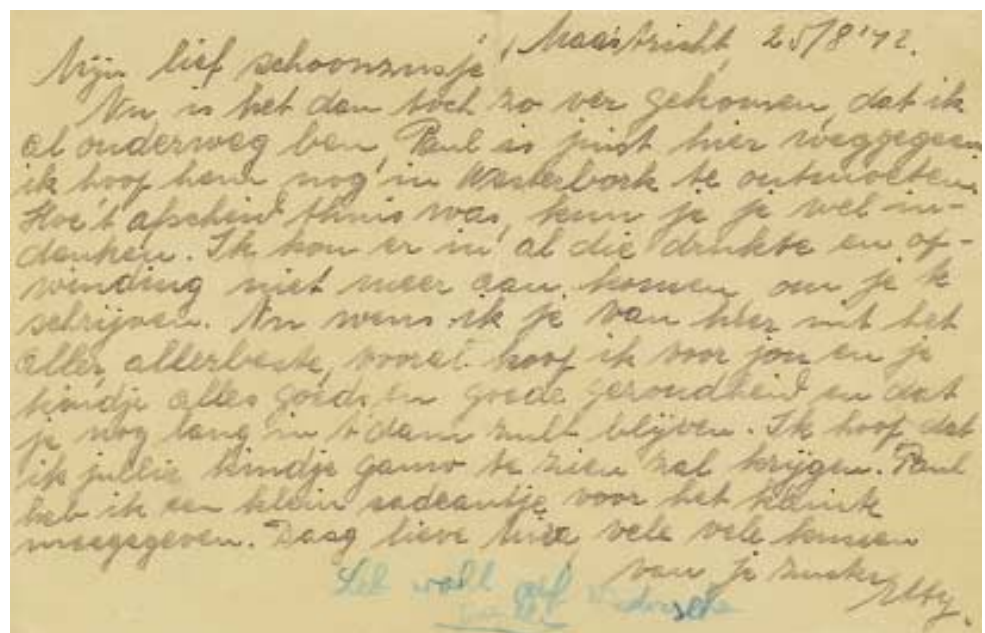


L. Ilse Keizer, r. eines der letzten Fotos von Etty Keizer. Rückseite: „E. Keizer Venlo Nieuwstr. 43, Maart 1940“. (244)

Die letzte Nachricht von Etty.

*Meine liebe Schwägerin!
Maastricht, 25/8 '42*

*Nun ist es doch so weit gekommen, daß ich schon unterwegs bin, Paul ist gerade hier weggegangen, ich hoffe, ihn noch in Westerbork zu treffen. Wie der Abschied zu Hause war, kannst Du Dir wohl denken. Ich bin durch all die Arbeit und Aufregung nicht mehr dazu gekommen, Dir zu schreiben. Nun wünsche ich Dir von hier aus das aller, allerbeste, vor allem hoffe ich für Dich und das Kindchen alles Gute und gute Gesundheit und daß Du noch lange in Amsterdam bleiben wirst. Ich hoffe, daß ich Euer Kindchen bald zu sehen bekomme. Paul habe ich ein kleines Geschenk für das Kleine mitgegeben. Tschüs liebe Mira, viele viele Küsse von Deiner Schwägerin Etty.
Leb wohl, auf Wiedersehen Günther*



Etty wurde offenbar von ihrem Bruder Paul nach Maastricht gebracht. Von hier erfolgte der Weitertransport in das Lager Westerbork mit anschließender Deportation am 28.8. nach Auschwitz, wo sie am 31.8.1942 ermordet wurde. Der letzte Satz stammt von Günther Bonn, ihrem Vetter, der zur gleichen Zeit nach Auschwitz verschleppt wurde. (245)

Ilse Keizer, Kaldenkirchen



Schulklasse mit Lehrerin Johanna Brühl, um 1920/21. 1. Reihe, 2.v.r. Ilse Keizer, 2. Reihe, 3.v.l. Walter Bonn, 2. Reihe, 3.v.r. Helmut Faig, vorletzte Reihe (drei Kinder) links Wolfgang Matthaei. Alice Henrichs, Maria Lappen, Martha Müller, Elisabeth Hertel, Paula Janssen, Otto Otten, Ernst Lappen, Fritz Lappen, Ernst Wichelhaus, Emil und Hans Assenheimer, Hans Holtvoeth, Sommer, Gustav Löbke, Walter Wende, Paul Hermann Holtkamp. (246)



Schulklasse mit Lehrerin Else Biermann, 1925/26. Ganz rechts Ilse Keizer.
Vorne liegend: Elfriede Dezelski (Tiedemann), links neben der Lehrerin:
Grete Oleischeck. Irene Unruh, Kurt Timmermann, Otto Otten, Georg Steinberg, H. Schmidt,
Marianne und Clärchen Holtvoeth, Paul Hermann Holtkamp, Anneliese Götze, Erich Thomas,
Hermine Schmidt. (247)



Ilse Keizer als Krankenschwester im Nederlands Israelitisch Ziekenhuis (NIZ), Amsterdam, 1941, 27 Jahre alt. „Mit einem Gruss von Deiner Ilse.“ (248)

Maly Gat und Moshe Wagner, Tel Aviv/Israel

Unsere Mutter Ilse Wagner wurde am 5. Juni 1914 als jüngstes Kind der Familie Keizer in Kaldenkirchen geboren. Etwa 1932, im Alter von 18 Jahren, ging sie nach Holland, um in Apeldoorn eine Ausbildung als Krankenschwester zu absolvieren. Nach bestandener Prüfung übernahm sie eine Stelle im N.I.Z. Nederlands Israelitisch Ziekenhuis (Krankenhaus) und später im C.I.Z. Centraal Israelitisch Ziekenhuis, Jacob Obrechtstraat, Amsterdam.

Zum Zeitpunkt Ihres Untertauchens arbeitete Ilse für das weiß-gelbe katholische Kreuz mit der Bezeichnung „ooievaar“ (Storch), das heißt, sie stand den Wöchnerinnen nach der Entbindung auch privat zur Seite.

Als die deutschen Besatzer im Dezember 1943 kamen, um alle Patienten und das gesamte Personal jüdischen Glaubens abzuholen und in Konzentrationslager zu deportieren, gelang es ihr wie durch ein Wunder zu verschwinden. In der Dunkelheit traf sie einen Angehörigen der holländischen Untergrundbewegung, der ihr neue Papiere besorgte und ihr die Adresse des Ehepaars Cliteur nannte. Sie hat Namen und Herkunft des Mannes nie erfahren und ist ihm nie wieder begegnet.

Anton und Tonia Cliteur wohnten in Haarlem, Roerdompstraat 32. Am 15. Dezember 1943 wurde ihre Tochter Mirjam geboren. Vater Anton erlebte noch die Geburt seiner Tochter, wurde jedoch zwei Tage später im Alter von 31 Jahren von der Polizei der deutschen Besatzer abgeholt und als Zwangsarbeiter nach Berlin geschickt. Hier mußte er während des Krieges bei einer Börsenzeitung und anschließend beim Verlag „Die Wehrmacht“, Schützenstraße, Arbeiten verrichten. Auf einer Postkarte schrieb er am 22.6.1944 an seine Frau: „Eben eine kurze Nachricht nach der großen Bombardierung von Berlin. Dann weißt Du wenigstens, daß ich noch lebe. Wir haben die Flugzeuge vorbeifliegen sehen. Der Betrieb hat auch wieder was abbekommen. Aber soviel ich weiß, ist keinem der Holländer was passiert. Das ist ein großes Glück. Bete nur viel, daß es bald vorbei ist, dann sind wir wieder zusammen.“ Anton Cliteur überstand den Krieg und kehrte erst Ende Juni 1945 wieder zu seiner Familie zurück.

Ilse kam am 18. Dezember 1943 zu Tonia Cliteur

nach Haarlem. Sie half der jungen Mutter im Haushalt und kümmerte sich um die Pflege und Versorgung des neugeborenen Kindes. Sie trug stets eine weiße Tracht und eine Brosche mit dem Kreuz ihrer Hilfsorganisation, so daß Außenstehende annahmen, sie sei eine Christin. Tonia blieb jedoch nicht verborgen, daß sie auf der Flucht vor den Deutschen war. Nach einigen Tagen fragte sie Ilse, ob sie Jüdin sei, was diese bejahte. Ilse hatte dunkelblondes Haar und grüne Augen, was ihr bei der falschen Identität zugute kam. Die Familie war sehr zuvorkommend zu ihr, auch als andere Familienmitglieder die Hintergründe erfuhren, behelligte man sie in keiner Weise, so daß sie weiter versteckt bleiben konnte.

Vorübergehend arbeitete sie als private Krankenschwester in Bloemendaal, bis das für sie zu gefährlich wurde. Während sie nun im Haus blieb und sich liebevoll um die kleine Mirjam kümmerte, ging Tonia mit ihrem Onkel in der Hungersnot zu Fuß mit einer Handkarre bis zu 90 km nach Ursern und Spierdijk bei Alkmaar zu verwandten Bauern, um Essen zu beschaffen. Schließlich war Tonia gezwun-

gen, sich von dem zu trennen, was ihr am Liebsten war, und zwar von der mit Gold- und Edelsteinen verzierten Kopfbedeckung der Tracht ihrer Mutter, die vorwiegend von reichen Bäuerinnen Westfrieslands getragen wurde.

Durch die Wirren des Krieges wurden Tonia, ihre Tochter und Ilse zwischenzeitlich evakuiert zur Familie Ruiten, dem Vater und den Geschwistern von Tonia, Zaanenstraat 15. Während einige Familienmitglieder über Ilses bedrohliche Situation informiert waren, hat der Vater dies offiziell nie erfahren.

Ilse und Tonia hatten eine schwere Zeit zu überstehen, aber sie haben auch viel gelacht. Sie blieben zusammen bis zum Ende des Krieges im Mai 1945. Tonia schickte noch Pakete an Ilses Bruder Paul und seine Familie in das Lager Theresienstadt und nahm Nada nach ihrer Rückkehr bei sich auf.

Unser Vater Shmuel Wagner kämpfte als Soldat in der „Jewish Brigade“ der British Army in ganz Europa und lernte unsere Mutter unmittelbar nach dem Krieg in Amsterdam kennen. Sie heirateten 1946. Palästina stand unter britischem Mandat mit strenger Einwanderungsbeschränkung. Als Angehöriger der britischen Armee war es jedoch für unseren Vater kein Problem, die Emigration für seine Frau und sich zu arrangieren. Beide lebten zunächst im Kibbutz Usha, zogen dann nach kurzer Zeit nach Kiryat-Haim, einem Vorort von Haifa, wo sie die Zeit bis an ihr Lebensende verbrachten. Sie sind beerdigt auf dem Friedhof von Haifa an den Hängen des Mount Carmel.

Unsere Mutter hat uns von Kind an regelmäßig über die Zeit berichtet, so schlimm wie es war, denn sie wollte, daß wir uns immer daran erinnern und ihre Geschichte auch an unsere Kinder weitergeben. Ilse blieb ihren Lebensrettern ihr Leben lang in Dankbarkeit verbunden.

Die genauen Angaben über die Zeit des Untertauchens von Ilse Keizer in Haarlem sind der Auskunft von Mirjam Cliteur, Niederlande, zu verdanken.



Hochzeit Anton und Tonia Cliteur in Haarlem, Zaanenstraat 15, am 3.10.1940. (249)



V.l. Ilse Keizer, Tonia Cliteur-Ruiter mit Töchterchen Mirjam, 7. August 1944. (250)



Hochzeitspaar Ilse und Shmuel Wagner im Juni 1946 vor der Synagoge in Amsterdam.
Vorne die beiden „flower girls“ Nada Keizer (l) und Mirjam Cliteur (r). (251)

Familien der israelitischen Gemeinde in Breyell



1910 Synagoge Breyell 1938

Aufnahme mit den Gründern und Mitgliedern der israelitischen Gemeinde Breyell.
Aus dem Besitz von Jack Klaber, Israel, Enkel des Mitbegründers Jakob Klaber. (252)

Hermann Levy, New York

Ich wurde in Breyell als Sohn von Josef und Emma Levy geboren. Hier bin ich aufgewachsen und auch zur Schule gegangen. Das Haus Nr. 29 meiner Großeltern war im Ortsteil Gier. Ich kam auch oft nach Kaldenkirchen und sehe immer noch vor mir die Spedition Kauwertz, damals mit Pferd und Wagen. Unsere israelitische Gemeinde hatte eine eigene Synagoge. Die Hinsbecker sind in Kaldenkirchen zur Synagoge gegangen, die Lobbericher dagegen in der Regel nach Breyell.

1935 heiratete ich Hilde Klein aus Korschenbroich. Kinder hatten wir keine in den wenigen Jahren unserer Ehe. Ich war als Viehhändler tätig und legte das Geschäft meines Vaters mit dem meiner Schwiegereltern in Korschenbroich zusammen. So fuhr ich mit meinem Ford hin und her und war in der Regel drei Tage in Breyell und die übrige Zeit in Korschenbroich. Aber selbst das zusammengeworfene Geschäft ließ sich nicht aufrechterhalten. Die Bauern wurden durch die Nazis bedroht, so daß der Handel bald zusammenbrach. Wenn mal was zu tun war, ging es nur bei Nacht und Nebel mit Spediteur Vahs aus Lobberich, der das Vieh transportierte.

Am 9. November 1938, als unsere Breyeller Syna-



„Meine Eltern Josef und Emma Levy, Breyell.“
Hermann Levy, New York. (253)

goge gebrandschatzt worden ist, wurde ich wie alle anderen verhaftet und nach Dachau transportiert. Wir sind in Dachau angekommen und haben 24 Stunden bei Wind und Wetter in der Kälte auf der Straße vor dem Lager stehen müssen. Wir hatten zwar alle Brot bei uns, das durften wir aber nicht essen. Am nächsten Tag sind wir langsam in die Baracken reingekommen, auf Stroh haben wir die ganzen Wochen gelegen. Ich war untergebracht mit vielen Österreichern im letzten Block 31. Mein Vetter Emil, Sohn von Karl, dem Bruder meines Vaters, und Bertha Levy, war auch im Lager. Also, der Emil, das war ein Dickkopf. Einmal sagte ich zu ihm: „Emil, tu mir einen Gefallen. Wenn die Nazis sagen, du mußt links rum, dann dreh dich nach links!“ Er hat sich aber rechts herum gedreht. Das war wirklich so, der hatte keine Angst. Tat genau das Gegenteil von dem, was die Nazis wollten. Meine Frau Hilde hatte einen Cousin, der ist eher aus Dachau entlassen worden als ich. Ich wollte mich von ihm verabschieden und begab mich zur Kommandantur: „Der Jude Hermann Israel Levy möchte sich von seinem Verwandten verabschieden!“ Ich hab’ einen Tritt in den Arsch gekriegt, und der hat mir ins Gesicht geschlagen. Das war die Antwort von dem „SS-Mann“ in Dachau. Daraufhin habe ich mich schnellstens aus dem Staub gemacht. Nach dem Krieg bin ich noch mal in Dachau gewesen, im 31. Block. Ich unterhielt mich mit zwei jungen Leuten und sagte: „Auf diesem Block habe ich damals gelegen.“ „Sie waren hier?“ Das konnten sie gar nicht fassen, an diesem Ort des Grauens noch einem direkten Augenzeugen zu begegnen.

Anfang 1939 hatte ich die Gelegenheit, in ein englisches Flüchtlingslager zu kommen. Ich hatte einen weitläufigen Verwandten in Hochneukirch, den Neffen meiner zweiten Großmutter, der war beim jüdischen Kulturamt in Köln. Damals rief er mich an und sagte: „Du hast jetzt die einmalige Chance nach England zu kommen.“ Ich hatte keine Lust, ohne meine Frau Hilde wegzugehen. Sie hatte aber ihre Eltern bei sich und wollte sie nicht alleine zurücklassen. Daraufhin meinte mein Schwiegervater: „Geh du vor, wir kommen nach.“

Vor meiner Abreise kam ich am 14. Februar 1939 zu meinem Onkel Karl, dem Vater meines Veters Emil, mit dem ich zusammen in Dachau war. Wie



„Meine Frau Hilde Levy, geb. Klein aus Korschenbroich.“ (254)

mir mein Onkel berichtete, hatte er Bescheid aus Dachau bekommen, Emil sei verstorben und man wolle ihm seine Asche in einer Urne zukommen lassen. Dies hatte er abgelehnt. Er sagte zu mir: „Sie haben ihn lebend abgeholt und sollten ihn auch lebend wieder zurückbringen.“

Ich erreichte England und wurde in einem Flüchtlingslager in der Nähe der Kreideküste bei Dover aufgenommen. Auch Erich Bernd Cohen aus Kaldenkirchen kam von Holland nach England und lebte bei seinem Onkel Josef. Erichs Mutter Else war eine zweite Cousine von mir, unsere Väter waren Brüder. Josef Cohen besaß eine Kartonagenfabrik, und als ich nach England kam, wollte er mich als Manager einstellen, aber das „Home Office“ in London ließ das nicht zu. Ich bereitete alles vor, um meine Frau, Eltern und Schwiegereltern nach England zu holen, aber als ich alles fertig hatte, brach der Krieg mit England und Frankreich aus. Ich schickte ein Telegramm nach Deutschland, das niemals ankam. Die deutschen Soldaten waren inzwischen in Frankreich einmarschiert, und von unserer Küste aus konnte man über den Ärmelkanal Calais schon brennen sehen. Wir bekamen es alle mit der Angst zu tun und dachten natürlich, in 14 Tagen sind die Deutschen in England. Wir wollten nicht noch mal ein „Dachau“ miterleben. Mei-



V.l. Emma, Pauline, Bertha und Jettchen Levy. (255)

ne Absicht, von England nach Palästina, dem heutigen Israel zu gehen, ließ sich nicht verwirklichen. Als ausländische Flüchtlinge sollten wir nach Kanada in Sicherheit gebracht werden. Auf hoher See bekam der Kapitän den Befehl, Kurs auf Australien zu nehmen. Nach einer langen Seereise von sieben Wochen kamen wir in Australien an. Die australischen Behörden machten große Augen, als sie uns erblickten. Sie glaubten Kriegsgefangene zu erhalten, aber es waren nur Rechtsanwälte, Doktoren, Amtsrichter, Kaufleute und zwei Rabbiner, die da von Bord des Schiffes kamen. Nach einigen Monaten wollte man mich für die englische oder australische Armee verpflichten, was ich natürlich verweigerte. Ein englischer Major, der die Flüchtlingsangelegenheit unter sich hatte, eröffnete mir: „Dann können Sie nach Palästina auswandern!“ In England hatte man mir die Weiterreise in den Nahen Osten verweigert, daher war meine Antwort: „Sie

haben mich nach hier gebracht und bringen mich auch wieder nach England zurück!“ So kehrte ich dann 1943 Australien wieder den Rücken.

Durch den Krieg war es mir nicht mehr möglich, meine Angehörigen rechtzeitig aus Deutschland herauszuholen. Mein Schwiegervater und meine Eltern sind beide in Theresienstadt umgekommen. Meine Schwiegermutter starb noch gerade vor dem Transport. Meine Frau Hilde ist von Theresienstadt mit einem Transport in das Lager „Stutthof“ bei Danzig gekommen. Von dort wurden Tausende KZ-Häftlinge auf ein Schiff verladen und dann mit dem Schiff versenkt. Die Information habe ich bekommen von einem Mann namens Winter aus Korschenbroich. Der ist am Leben geblieben und hat mir die ganze Geschichte erzählt, sonst hätte ich das nie erfahren. Das muß vor Ende des Krieges gewesen sein. Nach dem Krieg habe ich in Korschenbroich auf dem jüdischen Friedhof einen Grabstein setzen lassen für meinen Schwiegervater und meine Frau.

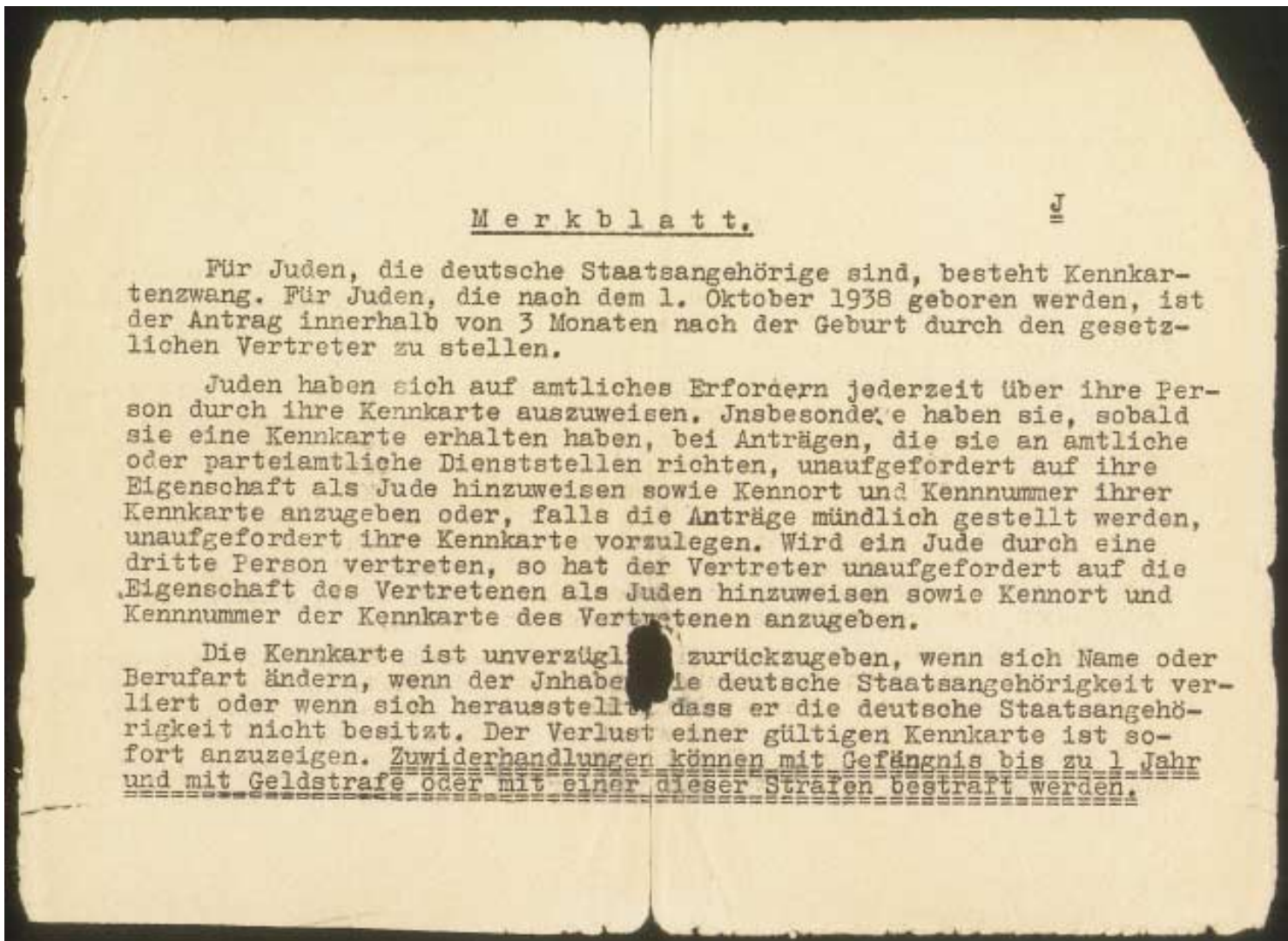
Fritz Klaber und ich sind die einzigen unserer Breyeller Gemeinde, die alles überlebt haben, mit Ausnahme derjenigen, die rechtzeitig ausgewandert sind. Klaber Hermann, ein Bruder von Fritz, lebte auch hier in New York, ganz in der Nähe. Er hat sich Mitte der achtziger Jahre das Leben genommen, etwa zur gleichen Zeit wie Albert Sanders. Unsere Breyeller Bürger sind früher auf dem Brachter Friedhof beerdigt worden, auch unsere Großeltern liegen dort begraben. Jakob Klaber, der Vater von Fritz, liegt als einziger in einem Einzelgrab auf dem katholischen Friedhof in Breyell. Mein Bruder Ernst hat in Burgsteinfurt geheiratet und war dann Inhaber der „Markus Matzenfabrik“. Als Hitler das Rheinland besetzte, hat er sein Geld in die Matzen gebacken, nach Holland gebracht und ist auch dort geblieben. Nach dem Einmarsch der Deutschen ist er mit seiner Frau und einer Toch-

ter nach Palästina gegangen. Nach dem Krieg wollte er wieder nach Holland zurück, hatte aber kein Geld, und daraufhin habe ich ihm die Summe von England geschickt. In Holland hat er sich wieder hochgearbeitet und ist dort 1990 gestorben. Josef Levy junior, mein Cousin, ist 1936 während der Hitlerzeit von Breyell nach Amerika gegangen. Der hatte drei Söhne, Walter, Alfred und Richard. Richard ist als amerikanischer Soldat unter Kommandant Patten ins Rheinland zurückgekommen. Der war nach der Invasion stationiert in Rheindahlen. Das erste, was er gemacht hat: Der ist mit einem schwarzen Soldaten in einem Jeep nach Breyell gefahren, um den Lormann aufzusuchen. Lormann, der frühere Ortsgruppenleiter der NSDAP, und Kottmann in Leutherheide waren die Größten unter den Nazis. Ich glaube aber, die hatten sich längst abgesetzt oder waren schon bei den Engländern interniert. Das ist mein Lebenslauf. Ich freue mich, heute von Leuten zu hören, die ich früher gekannt habe, das zeigt, wie klein die Welt ist.



Parteigenosse Lormann, Ortsgruppenleiter der NSDAP. (256)

Zum Gedenken an die verfolgten und in Konzentrationslagern ermordeten Bürger von Breyell



Die Fotos stammen jeweils von einem „Antrag auf Ausstellung einer Kennkarte“ im März 1939. Den Vornamen wurde zwangsweise der Zusatz „Israel“ bzw. „Sara“ hinzugefügt. Von jedem „Kennkartenbewerber“ wurden Fingerabdrücke der beiden Zeigefinger genommen. (257)



Josef Levy und Emma, geb. Saßen. (258)



Karl Levy und Bertha, geb. Levy aus Meiningen, mit ihrer Tochter Jettchen. (259, 260, 261)





Pauline Levy, geb. Kleemann, Witwe von Gustav Levy. (262)



Friederike Levy. (263)



Abraham Levy. (264)



Sibilla Levy. (265)

Rosina Levy, geb. Krebs, Witwe von Bernhard Levy,
 Mutter von Else Cohen aus Kaldenkirchen und
 Großmutter von Eric Cohen.
 Sohn Max Levy und Frau Erna, geb. Bloch.
 (266, 267, 268)





Samuel Levy und Ida, geb. Krebs. (269, 270)



Margarethe Kaufmann, geb. Kahn, Witwe von Jakob Kaufmann. (271)



Erich Hoffstadt aus Straelen. (272)



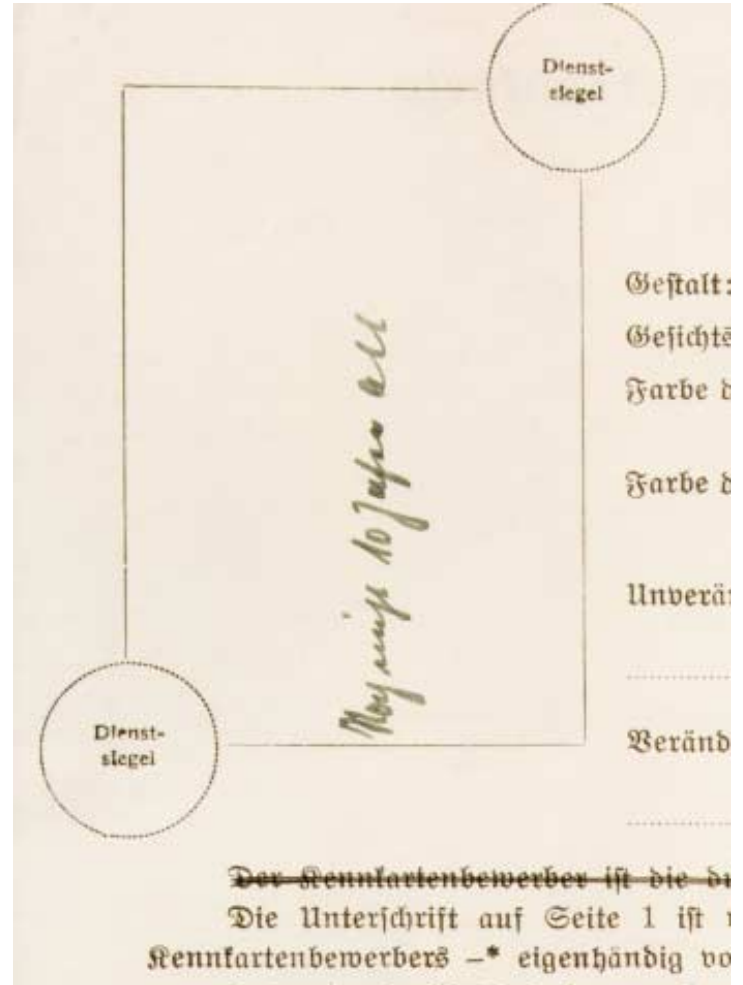
Karl Höflich und Henriette, geb. Levy. (273, 274)



Sohn Kurt Höflich und Frau Babette, geb. Marx. (275, 276)



Babette Klaber, geb. Lichtenfeld,
Witwe von Jakob Klaber. (277)



Werner Klaber (ohne Paßbild), Sohn von Fritz und
Ilse, „noch nicht 10 Jahre alt“. (278)



Sohn Fritz Klaber und Frau Ilse, geb. Kaufmann. (279, 280)





Lisette Höflich mit ihrer Tochter Regine. Beide wurden nach Theresienstadt und Riga verschleppt. (281, 282)

Der Schönheitsinn der Niederrheinischen Grenzwa^{ch}t

In Breyell am Niederrhein erscheint eine Zeitung, die den stolzen Namen „Niederrheinische Grenzwa^{ch}t“ führt. Vor einigen Wochen war in ihr zu lesen:

„Hohes Alter bei noch jugendlichem Aussehen. Fräulein Lisette Höflich feiert heute ihren 71. Geburtstag bei noch verhältnismäßig jugendlichem Aussehen. Sie ist seit Bestehen des Heimatblattes, also nahezu 50 Jahre Bezieherin desselben. Wir danken für die bewiesene Treue und gratulieren zu ihrem Geburtstage.“

Lisette Höflich ist eine Jüdin. Sie treibt mit ihrer Tochter einen Hausierhandel. Im Volksmund heißt sie „Leib Zett“. Man sollte meinen, daß eine Zeitung, die sich „Grenzwa^{ch}t“ nennt, die Augen offen hat und weiß, was in Deutschland vor sich gegangen ist. Einer 71-jährigen Jüdin in der Zeitung zu ihrem Geburtstage gratulieren und an der 71-jährigen „Leib Zett“ jugendliche Reize entdecken kann nur einer, der von der Judenfrage und den primitivsten Regeln der Ästhetik keine blasse Ahnung hat. Es wird im weiten deutschen Reiche niemand geben, der die „Niederrheinische Grenzwa^{ch}t“ um ihren Geschmack und Schönheitsinn beneidet.

J. G.

Jud Karl Strauß und die Kirchenfahne Was S.A. Männer in Bad Salzschlief taten

Im Talmud steht geschrieben, daß die Juden alles Christliche verspotteten und wo es hinging, sollen sie die Kirchen niederbrennen und das Christentum ausröten. In Sowjetrußland, wo heute anstatt des Jaren die Juden die Herren sind, haben es die Juden gemacht, wie es im Talmud verlangt wird: sie haben die Kirchen angezündet oder Pferdebeställe und Kinos daraus gemacht. In Deutschland waren die Juden auch schon weit gekommen gewesen. Ihre Gottlosenzentrale in Berlin zeigte eindeutig, wohin der Weg führen sollte. Heute, wo die Nazis die Macht im Staate haben, spielen die Juden wieder die Scheinheiligen. Ja, sie versuchen sogar mit christlichen Symbolen Geschäfte zu machen. Der „Stürmer“ erhielt am 31. Mai 1934 aus Bad Salzschlief folgende Mitteilung:

Lieber Stürmer!

Am heutigen Fronleichnamstag, wo hier alle Häuser des kleinen Ortes festlich geschmückt waren, konnte man, wie es in den letzten Jahren ja immer der Fall war, sehen, daß der Jude Karl Strauß wieder sein heiliges Herz entbedt und sein Haus mit der katholischen Kirchenfahne beflaggt hatte. Vier S.A.-Männer, welche es sich nicht gefallen ließen, daß ein Jude ihre Religion verspottete und mißbrauchte, gingen vor das Haus des Juden und verlangten von ihm, daß er sofort die Fahne hereinnehmen solle. Der Jude fragte desheben, woher sie das wählten, die Antwort war, daß wir heute im nationalsozialistischen Staate lebten und seine verfluchte Geschäftelei ein Ende hätte. Der Jude erklärte,

er wolle erst mal den Pfarrer anrufen. Auf wiederholte Forderung entschloß er sich kurz und nahm die Fahne rein. Wir wollten wissen, wie sich unser Stürmer dazu stellt und ob unsere Handlungsweise die richtige war.

Wie sich der „Stürmer“ dazu stellt? In dieser Frage liegt bereits unsere Antwort: der „Stürmer“ freut sich, daß es in Bad Salzschlief S.A.-Männer gibt, hinter deren Brautheiden ganze Herde stecken. Zwar, mag der Jud nach seinem Talmud fertig werden, daß er aber mit christlichen Dingen Schindluder treibe, das soll er fürderhin nicht mehr ungestraft tun können.

Internationaler Kongress zur Bekämpfung des Antisemitismus

In diesen Tagen wurde in Paris der erste Internationale Kongress der Liga zur Bekämpfung des Antisemitismus eröffnet, bei dem Delegierte aus England, Frankreich, der Schweiz, Belgien, Ägypten, der Tschechoslowakei und anderen Ländern anwesend sind. In der Eröffnungssitzung des Kongresses wurden Pläne erörtert, wie der von Deutschland in verschiedenen Ländern der Welt geführten antisemitischen Propaganda entgegenzuwirken sei.

Begegnung



Wie der mich eben hat angesehen, hab ich geglaubt,
ich schau dem Teufel ins Gesicht

„Der Stürmer“ Nr. 43, Oktober 1934, mit einer Meldung über Breyell, oben links. (283)

Der Schönheitssinn der Niederrheinischen Grenzwa^{ch}t

In Breyell am Niederrhein erscheint eine Zeitung, die den stolzen Namen „Niederrheinische Grenzwa^{ch}t“ führt. Vor einigen Wochen war in ihr zu lesen:

„Hohes Alter bei noch jugendlichem Aussehen. Fräulein Lisette Höflich feiert heute ihren 71. Geburtstag bei noch verhältnismäßig jugendlichem Aussehen. Sie ist seit Bestehen des Heimatblattes, also nahezu 50 Jahre Bezieherin desselben. Wir danken für die bewiesene Treue und gratulieren zu ihrem Geburtstage.“

Lisette Höflich ist eine Jüdin. Sie treibt mit ihrer Tochter einen Hausierhandel. Im Volksmund heißt sie „Leib Zett“. Man sollte meinen, daß eine Zeitung, die sich „Grenzwa^{ch}t“ nennt, die Augen offen hat und weiß, was in Deutschland vor sich gegangen ist. Einer 71-jährigen Jüdin in der Zeitung zu ihrem Geburtstage gratulieren und an der 71-jährigen „Leib Zett“ jugendliche Reize entdecken kann nur einer, der von der Judenfrage und den primitivsten Regeln der Ästhetik keine blasse Ahnung hat. Es wird im weiten deutschen Reiche niemand geben, der die „Niederrheinische Grenzwa^{ch}t“ um ihren Geschmack und Schönheitsinn beneidet.

„Schön, daß das mal jemand macht“¹

Kaldenkirchener Bürger erzählen

Abelen Heini

Siegfried, Eugen und Paul waren immer zusammen, ein unzertrennliches Kleeblatt. Es gab neben „den drei Eisheiligen“ noch ein anderes Trio: Herbert Dahmen, mein Busenfreund seit 80 Jahren, Paul Keizer und ich. Wir waren sehr eng befreundet und haben den Begriff „Jude“ nie gebraucht. Paul war ein Mensch, genau wie wir auch, das gab es gar nicht anders.

Direkt nach dem Krieg war Paul noch mal hier. Es schellte bei mir. Wer steht vor der Tür: Paul Keizer, von dem ich gar nicht mehr gedacht habe, daß der überhaupt noch lebt. Ich habe ihn hereingebeten, und wir haben uns über alle möglichen Dinge unterhalten. Essen hat er abgelehnt, er hatte Butterbrote dabei. Ich sagte: „Bei uns brauchst du keine Butterbrote!“

Jedenfalls habe ich ihm dann die Frage gestellt: „Wie denkst du heute über die ganze Entwicklung von damals?“ Da hat er wörtlich gesagt: „Jeder Deutsche ist an unserem Unglück schuld!“ Zu der Zeit habe ich nicht gewußt, daß Herbert Dahmen ihn mehrere Wochen versteckt gehalten hatte.

Einige Jahre später, er lebte in Amerika, ist er wieder aufgekreuzt. Der Grund seines Kommens war, er wollte die Gräber seiner Ahnen noch mal besuchen. Zum Schluß sagte er: „Morgen fliege ich über Neufundland nach Amerika!“ Von da ab habe ich nie mehr was von ihm gehört.

Ich mußte Metzger werden und das Geschäft übernehmen. Mein Bruder Johannes war Schweinehändler und fing später an mit Fettschweinen. In Leuth schlachteten wir jeden Montag 80-100 fet-

te Schweine. Die schwere körperliche Arbeit machte ich.

Morgens fuhr ich mit Pferd und Wagen über den Hinsbecker Berg nach Mönchengladbach, in bitterster Kälte, die Schweine holen. Waren die geschlachtet, fuhr ich wieder nach Hardt, ob das geschneit hat, gestürmt oder geregnet, ich war den ganzen Tag unterwegs. „Im Regen biste den Bock herunter, dat Pferd am Kopp angepackt, hattest dat Wasser in de Schuh stehen.“ Wir haben furchtbar gebrasselt und geschuffet wie die Pferde.

Obwohl ich Metzger war, hatte ich absolut keine Konkurrenz zu den jüdischen Kollegen und Viehhändlern. Im Gegenteil, wir hatten geschäftlich mit der Firma Sanders, Cohen & Co zu tun. Mein Bruder kaufte da Großvieh. Sanders handelten mit tragendem Vieh und tauschten mit den Bauern Schlachtvieh. Die fuhren zum Markt nach Dortmund. Wir Metzger kauften dann bei denen.

Auch Isidor Sanders habe ich sehr gut gekannt, das war „so ein Mensch“. Der hatte eine Schwester, eine nette Frau war das.

Sanders & Co war für meine Begriffe eine solvente Firma. Julius war auch Viehhändler. Der war für meine Begriffe ein „Gentleman“ und feiner Kerl, der Julius. Siegfried auch. Im Vergleich zu Albert, der eher groß und schlank war und eine gebückte Haltung hatte. Jakob war später in Köln, von dem hab' ich noch Ware bezogen. Der alte „Sim“ (Simon Sanders): Nie, daß ich irgendetwas Nachteiliges über unsere Bürger sagen könnte, das gilt für Mina ebenfalls.

Der alte Simon Devries mit seiner Frau Johanna war unser Nachbar. Frau Devries war für meine

Begriffe eine vornehme Frau, keine robuste Metzgersfrau, wie man die früher kannte, das war eine Dame. Hinten im Anbau wohnte Abraham Cohen.

Zum Vorwurf der Jugend an die Erwachsenen: „Warum seid ihr nicht eingeschritten, habt nichts gegen den Nationalsozialismus getan?“

Wir hatten früher unsere Metzgerei hier an der Ecke (Kehrstraße 48). Ich steh' mit meinem Vater im Laden und seh', wie die „SA“ mit dem Riemchen unterm Kinn, die ganzen „Juden“ abgeführt hat. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Die kannte ich alle, die guckten bei uns herein, als wenn die sagen wollten: „Seht ihr denn nicht, was man mit uns macht?“ Das waren ja zum Teil alles Metzger. Sanders, Devries und Lion haben früher eine Metzgerei gehabt, auch Sanders Gustav. Also, in etwa waren wir beruflich „verbandelt“. Und nun schauten die bei uns rein. Meines Erachtens waren da keine Frauen bei.

Meine Gedanken waren natürlich: „Was sollen wir machen?“ Das vergesse ich in meinem Leben nicht! Das waren alles gute Bekannte von uns, Leute mit denen wir zum Teil geschäftlich zu tun hatten, und wo wir nie ein böses Wort mit gewechselt haben. Die haben sich genauso anständig benommen wie jeder andere Bürger in Kaldenkirchen auch. Ich habe noch nie gehört, daß irgendein „Jude“ sich etwas hat zuschulden kommen lassen, daß er mit dem Gesetz in Konflikt geraten war oder sonstwie, noch nie.

Jedenfalls der Jugend zur Antwort: Obwohl das gute Bekannte von uns waren, Nachbarn, sogar zum Teil Berufskollegen, wenn ich das so nennen

darf, ich stand am Block mit einem Beil, mein Vater hatte ein Messer in der Hand, was hätten wir dagegen unternehmen können?

Ich bin zwar nicht regelmäßig zur Kirche gegangen, aber ich habe in der Kirche nie erlebt, daß was konkret gegen die Nazis gesagt oder überhaupt darüber gesprochen worden ist, nie! Ich habe auch nie gehört, daß die sich für die „Juden“ oder für andere eingesetzt hätten, nein.

Aber was war denn da für ein Risiko bei, auch für die Geistlichen! Die Nazis waren doch alle derartig fanatische Hunde, Mensch, komm! Und was waren das für Typen, die meisten im „Kohlenkasten“ groß geworden. Ja, und einer von denen war später wieder im Stadtrat, und sein Bruder Heußen Karl war auch kein unbeschriebenes Blatt. Ich war in der „Partei“. Was wolltest du denn damals? Numero soundso viel Millionen. Wir haben das Glück gehabt, alt zu werden, und die armen „Juden“ haben sie eiskalt abserviert, die Schweine, die Sauhunde! Nicht zu glauben.

An den Abriß der Synagoge kann ich mich auch noch erinnern. Das ist schnell erzählt. Ich kam an dem Abend von Eicker, von einer Gesangsprobe. Und da höre ich den Spektakel usw. und denke, was ist denn das? Ich bin aber nicht hingegangen, sondern schnell durchgegangen und treffe bei Anstötz Dr. Dahmen.

Ich säg: „Hans!“ „Mensch Heini!“ Sät dä: „Mensch, ist das nicht grauenhaft?“ „Ja“, sagte ich, „das ist grauenhaft!“ Und da sagte der zu mir: „Komm laß uns gehen!“

Ich war in der „Partei“, das soundsovielte Mitglied. Was wolltest du denn damals? Wenn wir Versammlung hatten von der Innung und ich schon die „SA“ sah mit der Fahne und den braunen Klammotten, war ich schon sauer. Aber ich war da drin, was wollten wir denn?

Den alten jüdischen Friedhof mit den Pfeilern am Eingang und dem Eisentörchen kann ich mir noch genau vorstellen.

Ich habe alle jüdischen Bürger gut gekannt, auch Johanna, die Frau von Ernst Grunewald, die hat mich mal 'ne Flasche Sekt gekostet. Im Kaiserhofschen Saal war früher Karneval immer was los, mit Maskierung und so. Ich vermutete unter einer bestimmten Maske Frau Grunewald, eine attraktive Frau. Daraufhin wettete jemand mit mir um eine Flasche Sekt, daß sie das nicht ist. Bei der Demaskierung war das die Frau von einem Kellner Lehnen.

In Breyell gab es drei Familien Levy, die wohnen in Bieth, Natt und Gier. Else Cohen stammte daher, ihr Vater hieß Bernhard Levy.

In Bieth wohnten auch Viehhändler, Salomon, Abraham, Friederik und Bella Levy. Wenn man da reinkam, damals schon die Küche in Platten, Sauberkeit. Ich habe oft genug gesehen, wie die beiden Männer draufstanden, wenn die samstags zur Synagoge gingen: Das waren Herren, Viehhändler und Herren! Daneben wohnte „de rooije Jud in de Bieth“, der hatte rote Haare und war etwas schwieriger.

In Lobberich habe ich nur den Sally Sanders gekannt, in Breyell dagegen mindestens 10 bis 12 Bürger, die Namen fallen mir nicht mehr ein. Einer hatte einen Metzgereibedarfshandel wie Walter Sanders, auch wirklich ein vornehmer Mann war das, die ganze Art, die der hatte, da kam ich oft hin als junger Kerl. Ein feiner Mensch war auch ein Daniel oder wie der hieß, ich glaube, der war in der Metzgerinnung in Grefrath. „So ein Mann war das, so ein Mann!“

Grüters Hein gab das früher zum Besten: In Breyell ist damals die Synagoge gebaut und eingeweiht worden. Die ganzen Honoratioren von Breyell, der Gemeinderat, alles dabei und drum herum.

Dann gab es einen „Juden“, der Vater von Klaber Fritz, ein ganz großes Schlitzohr, das war allgemein bekannt. Nach der Einweihung stand ein Gemeinderatsmitglied neben dem alten Klaber und fragte: „Was heißt denn die hebräische Schrift auf der Synagoge?“ Klaber hat geantwortet: „Eingang nur für Gerechte!“ Daraufhin hat der Mann ihn gefragt: „Wo gehen Sie denn rein?“

Im Vergleich zu den Breyeller „Juden“ waren die Lion richtige „Orsels-Jüdsche“. Es ist überhaupt nicht zu begreifen, daß man denen was zuleide getan hat, das hätte ich nicht übers Herz gebracht. Zu der Frau von Max habe ich noch folgende Episode: Früher lebte hier in Kaldenkirchen der Fuhrunternehmer Lankes Martin, jedes Kind kannte den. Und Max war „so 'n Jüdsche“ für sich. Er war bei seiner Braut gewesen in Aachen und schwärmte: „Meine Frau ist ein Wachsbild.“ Jedenfalls, nach zwei Tagen in Aachen sieht Max den Martin, den Hünen und sät: „Ei, sieh da, der Herr Lankes, auf den ersten Blick hab' ich ihn wiedererkannt!“

Mit Schmidt Richard war ich befreundet in jungen Jahren. Das war an und für sich ein ganz netter, ruhiger Vertreter. Der hat mir um 1929 das Autofahren beigebracht, als er Fahrer bei Transcos-

mos war. Der konnte damals keiner Fliege was zuleide tun.

Pauw war ein Mann, der sehr von sich überzeugt war, ein intelligenter Mann dazu. Ich habe mal geschäftlich mit ihm zu tun gehabt und ihm gesagt: „Wissen Sie was? Sie sind der Bürgermeister, Sie sind der größte Bauernfänger des Jahrhunderts!“ Das hab' ich dem gesagt. Otten und Pauw waren natürlich beide Leute in gehobener Stellung. Das war ein Großmaul, der Otten Karl.

Heini Trynes hatte im Beckschen Haus einen Zeitschriftenhandel. Beck Otto war auch ein „Filiou“, ein hinterhältiger und listiger Hund. Lene Beck hatte den Konsum.

Mein siebenarmiger Leuchter stammt von Fritz Prophete, einem „Parvenü“, Emporkömmling, großmäulig. Gegenüber dem Gaswerk wohnte damals auch Tönnis, der alte Zeppelinflieger.

Aber die „SA“, diese „Bonzen“, nach dem Krieg liefen die rum wie die Biedermänner, als wenn nichts gewesen wäre. Waren die größten Ganoven aller Zeiten. Auch der Heußen Karl, Gott hab' ihn selig, große Fresser! Was ich nach dem Krieg über die Konzentrationslager und Gaskammern gelesen habe: Grauenhaft, grauenhaft, grauenhaft, Kinder, Frauen. Nein, da bin ich auch nie drüber weggekommen.

Daß es so was überhaupt gibt. Ich vertrete vollkommen den Standpunkt, daß da viel mehr getan werden müßte, um der Nachwelt immer wieder klar zu machen, was da für ein Verbrechen geschehen ist.

1. Elisabeth Backes, geborene Pollmanns, 1996 zur geplanten Dokumentation über das Schicksal unserer Bürger der israelitischen Gemeinde.

Matthias Bischoff

Ich stamme aus Mariadorf-Hoengen, heute Alsdorf bei Aachen. Meine Begegnung mit den Sanders in Hinsbeck war mit einer Reihe von Zufällen verbunden, wie sie das Leben zuweilen so spielt.

Während der Nazizeit hing gegenüber der Kirche in Mariadorf ein „Stürmerkasten“. Als junge Burschen haben wir da oft gestanden, und ich kannte weder den Namen Hinsbeck, Sanders, Berten oder sonst jemanden. Eines Tages sah ich im „Stürmer“ ein Bild, das habe ich heute noch im Kopf. Sara Sanders war beerdigt worden in Kaldenkirchen, die Beerdigung hatten die Nazis fotografiert und unter dem Foto stand: „Ein Hinsbecker Metzger begleitet Juden zum Friedhof!“ Abgebildet war eine Gruppe aus dem Trauerzug, und in dem Artikel fiel der Name Berten.¹

Ich habe da weiter nicht drüber nachgedacht, bis ich 1939 durch meine Frau nach Hinsbeck kam. Ihre Schwester war in Alsdorf verheiratet, der Schwager arbeitete auf der Zeche. Als sie die beiden besuchte, war bei uns im Ort Kirmes, und bei der Gelegenheit lernten wir uns kennen. Anschließend zog ich nach Hinsbeck. Auf der Suche nach einer Wohnung für meine Frau und mich kam ich zu einem Haus auf der Neustraße, in dem Jacob, Philipp und Paulinchen Sanders alleine wohnten, der übrige Teil des Hauses stand leer.

Als junge Burschen trugen wir alle Stiefel, und zunächst hatten sie Angst, ich könnte zur „SA“ gehören, aber als sich herausstellte, daß dies nicht der Fall war, waren sie an und für sich froh, als wir da einzogen und sie nicht mehr so alleine in dem großen Haus waren. Jedenfalls haben wir uns die ganze Zeit sehr gut verstanden, bis sie nachher weggegangen sind. Lothar war bereits nach Amerika ausgewandert, kurz nach dem Tod der Mutter. Philipp lebte zusammen mit seiner Frau Paulinchen, und Jacob war alleinstehend. Sie hat für beide gesorgt.

Jacob und Philipp waren Viehhändler, die führen immer zum Viehmarkt nach Dortmund. Und Jacob war ein lebenslustiger Mensch, also durch und durch, der hielt auch Vorträge und machte allerhand Späße und solche Sachen.

War er richtig in Fahrt, stellte er sich auf einen Stuhl oder Tisch und legte los, das konnte der aus dem Stegreif, das war kein einstudiertes Theater. Wenn er dann in Dortmund war und saß zusam-

men mit den Kollegen, und die haben sich einen getrunken, dann stieg er auf den Tisch und sang:

„Oh du mein Liebes Fritzelchen, schlaf' ein
mein holdes Ditzelchen,
ach Mädchen willst du freien, dann muß du's
einst bereuen,
wenn du verheiratet bist, und viele Kinder kriegst,
und wenn die anderen tanzen und spazieren gehn,
dann muß du an der Wiege stehn, und singen,
fri, fra, Fritzelchen, schlaf' ein du süßes Ditzelchen,
schlaf' ein in süßer Ruh, und mach' die Augen zu.“

Wie gesagt, das war ein fideler Mensch. Er hatte noch mehrere Strophen davon. Das habe ich behalten über all die Jahre. Der hatte so viele verschiedene Sachen auf Lager, daran kann ich mich deutlich erinnern, so wahr ich hier sitze.

Das Allerschönste war abends, dann gingen die beiden Paulinchen schon mal auf den Geist. Jacob schlief oben auf der einen Seite, Philipp auf der anderen Seite. Dann rief Philipp: „Paulinchen, bitte eine Pille, eine Tablette!“ Daraufhin Jacob von der anderen Seite: „Paulinchen, bitte eine Pille!“ Und wenn ihr Mann eine ganze Zeit gebettelt hatte, dann lief Paulinchen nach oben, ob die einen Spüllappen in der Hand hatte, jedenfalls kriegte er ein paar um die Ohren, dann war Ruhe.

Im Krieg war Fliegeralarm. Jacob hatte ja kaum noch Haare auf dem Kopf, wir waren draußen, und ich sagte zu ihm: „Jacob, geh' rein, die Flugzeuge, die können dich von oben deutlich sehen, die Flieger!“ „Nix, die können mich nicht erkennen!“ „Setz wenigstens eine Mütze auf deine Glatze!“ „Ich habe keine Mütze.“ Er nahm sich ein weißes Taschentuch, knotete die Ecken zusammen und tat sich das auf den Kopf. Ich sagte: „Jacob, da kann der Flieger dich noch besser sehen!“

Wenn so ein Alarm war, gingen wir ins Haus, und bei dieser Gelegenheit bekam ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Schnaps mit Knoblauch von ihm. Zwischen Küche und Flur war ein kleines Eckchen, ein Dreieck, da hatte er Flaschen stehen. Anschließend schüttete er mir einen weißen Korn mit Knoblauch ein, den hatte ich noch nie in meinem Leben getrunken. Also, so könnte ich noch mehr Stücke erzählen.

Am 9. November 1938, als in Deutschland die Synagogen in Brand gesteckt wurden, lag ich in Vossenack/Eifel, wo ich am Westwall dienstver-

pflichtet war. Und ich vergesse nie, des Morgens in dem Lager kommt der Lagerkommandant zum Wecken rein: „So, meine Herren, diese Nacht haben wir etwas Schönes erlebt in Deutschland. Das deutsche Volk hat sich gewehrt gegen das Judentum.“

Ich war damals jung und hatte keine Vorstellung davon, was passiert war. Erst nachher stellte sich heraus, was die in dieser Nacht angerichtet hatten. Und der war noch stolz darauf.

Wie ich später erfuhr, sind Jacob und Philipp in dieser Nacht über die Heide gelaufen, die älteren Leute wußten ja nicht, was los war. Die hatten hier einen Freund, Schmitz Hans, der war früher mit ihnen im Turnverein. Bei dem sind sie untergekommen, bis das Schlimmste vorbei war.

Alle drei mit ihren Töchtern sind noch mit dem Schiff über Lissabon nach New York ausgewandert. Ich habe immer gehört, es wäre das letzte Auswanderungsschiff gewesen, was sie nehmen konnten. Pfingsten 1941 wurde ich Soldat in Euskirchen, und als ich nach sechs Wochen in Urlaub kam, waren sie weg.

Jetzt kommt wieder einer dieser Zufälle im Leben. Ich war in Kriegsgefangenschaft in Frankreich, in einem großen Lager mit mehr als 80.000 Mann. Ich hatte zwei gute Kumpel, einer davon war eingesetzt beim Post Office im Hauptquartier. Eines Tages sagte ich zu ihm: „Bei über 80.000 Mann müssen doch Hinsbecker dabeisein.“ „Ich guck' nach, auch mir kommt der Ort Hinsbeck irgendwie bekannt vor, den hab' ich im Hinterkopf, ich komm' nur nicht drauf.“

Nach ein paar Tagen fand er einen Mann namens Funken. Das Lager war groß, ich schlängelte mich durch all die Insassen und ließ den ausrufen. Auf einmal stand er vor mir, Funken Fritz. „Ja, wo wohnst du in Hinsbeck?“, fragte er mich. Ich sagte, „op de Neustroat, bei Sanders Jacob.“ Ich hatte den Satz noch kaum beendet, da fiel bei dem die Klappe runter, war der augenblicklich „taubstumm“. Ich kannte den nicht, der kannte mich nicht, der Krieg war aus, und wir beide waren in französischer Gefangenschaft 1945. Ich denk': „Was mag der haben?“

Nach meiner Entlassung hörte ich zu Hause aus verschiedenen Gesprächen, daß dieser Funken mit seinem Bruder und einem Nazi namens Schreven in der „Kristallnacht“ bei Sanders die Scheiben eingeschmissen hatte.

Jetzt kommt das allerschönste Stück noch. Nach 14 Tagen kam derjenige, der mir den Funken ausfindig gemacht hatte und sagte zu mir: „Matthieu, ich weiß, wo ich den Namen Hinsbeck herhab! Wohnt da in Hinsbeck ein Mann namens Sanders, ein Viehhändler?“ Ich sagte: „Ja, bei dem wohne ich zufälligerweise im Haus!“ Der Kamerad stammte aus Dortmund, wohin Jacob ja immer zum Viehmarkt fuhr und hatte ihn dort als patenten Kerl kennengelernt.

Das muß man sich mal vorstellen, was für eigenartige Zufälle: Im „Stürmer“ lese ich von Sanders und Berten, ich ziehe in das Haus ein bei Jacob und Philipp, der Metzger Berten kauft das Haus später, und selbst in der Kriegsgefangenschaft ergeben sich noch Verbindungen zu Sanders und Hinsbeck.

1. siehe Artikel aus „Der Stürmer“ über Philipp Sanders und Josef Berten (Seite 189). Ein Artikel über die Beerdigung von Sara Sanders konnte auch im Stürmerarchiv, Nürnberg nicht festgestellt werden.

Erna Buscher-Nagel

1937 sind Ernst Grunewald, mein Vater Hermann Buscher, meine Mutter und ich zum Drachenfels gefahren. Grunewalds hatten ein altes Auto, und eines Tages sagte Ernst zu meinem Vater: „Wir machen mal einen Ausflug nach Koblenz.“ Er hatte wohl einen Hintergedanken dabei. Wir sind dann mitgefahren und zwei Tage ausgeblieben. In Koblenz haben wir übernachtet.

Am zweiten Tag in Koblenz ließ Ernst die Katze aus dem Sack: „Hermann, ich hab’ noch eine Aufgabe zu erledigen. Ich hab’ meinen Kriegsschädigtenschein bei mir und möchte gern zum Deutschen Eck.“

„Ja?“, wunderte sich mein Vater, „mein Jott nee, Ernst, das kannst du doch nicht machen, ich hab’ gehört, da soll irgendein hohes Tier von den Nazis kommen und sprechen.“

Aber Ernst wußte schon, wer das war und zwar ausgerechnet Adolf Hitler, der sprach am Deutschen Eck. Er hat es sich nicht nehmen lassen, hinzugehen, zeigte den Ausweis und bekam die erste Reihe, direkt bei Hitler. Das war unglaublich! Meine Eltern und ich haben die Rede nicht mitbekommen, wir waren wohl bei der Veranstaltung persönlich

dabei, hielten uns aber im Hintergrund, weit zurück. Mein Vater konnte es immer noch nicht fassen: „Wenn das rauskommt, daß der da sitzt, obwohl er ein Jude ist, dann werden wir was erleben!“

Nachdem alles vorbei war, hat er ihm ordentlich Bescheid gesagt: „Du hast uns alle in Schwierigkeiten gebracht!“ „Also“, fuhr er fort, „das mußst du nun nicht mehr tun!“

Obwohl es eine gelungene Fahrt war zum Rhein nach Königswinter am Drachenfels, hatte Ernst noch eine Reifenpanne mit dem Auto, wobei er ein Glied seines Zeigefingers verlor. Als er auf der Rückfahrt ein Rad ausheben wollte, schlug ihm die Felge genau das Glied vom Finger ab. Dr. Hild hat das später in Ordnung gebracht. Das war die „Story“ von unserer Fahrt zum Rhein.

Meine Eltern waren sehr gut mit den Grunewalds befreundet. Ich weiß, sie haben ihre ganze Aussteuer mit Möbeln, Bettzeug und allem Drum und Dran bei Elias Grunewald, dem Vater von Ernst gekauft. Also, eine komplette Wohnungseinrichtung mit Sofa für 800 Mark.

Zu meiner Zeit führten Ernst und seine Frau Johanna das Geschäft und hatten oben ihre Wohnung, bis sie nach Krefeld gezogen sind. Zuerst verkauften die in dem Warenhaus ja alles. Als Kind



„vom Rheinausflug“, Königswinter 19.3.1937, Aufnahme vor einer Kulisse des Drachenfels, v.l. Hermann Buscher, Erna, Ernst Grunewald, Josefine Buscher. (284)

haben wir immer gesagt: „Woolworth, Kaldenkirchener Woolworth“ war das. Später verkauften die vor allem Stoffe und Bekleidung. Zwischendurch hatte Ernst noch eine Zigarrenfabrik und zwar ungefähr auf der Rückseite seines Geschäfts. Nachher, in der schweren NS-Zeit, haben die das Geschäft geteilt, links war der Verkaufsladen einer Bäckerei aus Leuth.

Also, eins will ich nur sagen, um deutlich zu machen, wie umgänglich die Grunewalds waren, sonst wären die Angestellten nicht so lange geblieben. Die Abrahams Johanna war bis zu ihrer Hochzeit jahrelang dort in Stellung, auch noch in der schlechten Zeit.

Kam die Sprache irgendwie auf die ganze Nazi-Geschichte, gab ihm mein Vater den guten Rat: „Ernst, nun mach doch auch, daß du nach England oder Amerika kommst. Verkauf hier alles und geh' rüber oder egal wohin!“ „Nein“, sagte der dann, „Hermann, glaub' nur nicht, daß die mir was anhaben können, ich bin nämlich schwer kriegsbeschädigt, mich tun se nix!“

Ja, das hat er wohl gesehen. Zunächst hat er wegen einer Bemerkung in der Nazizeit drei Monate hier im Gefängnis gesessen. Das muß um 1934 gewesen sein. Die saßen am Stammtisch bei „Küppers Hänneske“ in der Wirtschaft, und die Herren unterhielten sich über Erbkrankheiten und ähnliche Geschichten. Es war auf jeden Fall das Thema „Mensch“. Und an irgendeiner Stelle sagte der Ernst in die Runde: „Wenn ihr noch weiter so redet, dann heißt es nachher noch, der Mensch stammt vom Affen ab!“

Diese Bemerkung hat irgend jemand gehört, er wurde angezeigt und daraufhin hier so lange im Gefängnis inhaftiert. Nach drei Wochen wurde er verhört, wieder eingesperrt, kam dann zwischendurch mal acht Tage weg, wieder zurück, bis er endlich nach Haus entlassen worden ist. Jedenfalls hatte er die Nase gestrichen voll: „Also, jetzt ist Schluß! Hermann, ich glaub', du hast recht, ich zieh' nach Krefeld!“ (Seite 448 ff)

1935 kam Sigmund Grunewald, der Bruder von Ernst und Vater von Rolf, zu meiner Mutter hier ins Haus und sagte: „Frau Buscher, ich hab' da noch Tabak liegen. Ich weiß, daß Sie mir helfen werden, wenn Sie können und nicht zu bang sind. Der Tabak liegt bei mir zu Hause und muß aufgearbeitet werden. Ich hätte auch schon jemanden, der Ihnen dabei hilft, und zwar Frau Bootz! Wenn Sie so

gut sein wollen und den Tabak aufarbeiten, dann komm ich schon ein ganzes Stück weiter.“

„Bootz Tilla“ (Hinssen Mathilde) so sagten wir immer, war eine Schwester von Frau Cappel. Bevor die Familie Grunewald im August 1937 nach Holland ausgewandert ist, haben sie und meine Mutter Sigmund noch geholfen, den Tabak in der Villa Karlstraße für die Herstellung von Zigarren vorzubereiten. Die geringe Produktion wurde dann an Private verkauft. Wir nahmen an, daß er für die Zigarren Lebensmittel beziehen konnte oder zumindest soviel Einnahmen hatte, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

Unser Vater kannte alle jüdischen Bürger gut. Einmal habe ich gesehen und gehört, wie er mit einem Bekannten sprach, der in Dachau gesessen hatte. Ich meine, es sei einer von der Steylerstraße gewesen, vielleicht Linas Mann Simon Harf, Max Lion oder einer von den Sanders.

Ich höre immer noch meinen Vater fragen: „Nun mußt du mir mal bloß sagen, ist das nun auch ein Gefängnis?“ Der andere starrte ihn entsetzt an: „Hermann, Hermann, Hermann, frach mich nix, frach mich nix!“ So stand der da. „Frach mich nix, es ist schrecklich, es ist ganz schrecklich, aber frach mich nix! So was Schreckliches!“

Auf diese Weise haben wir das erste Mal vom Konzentrationslager Dachau gehört. Der war fix und fertig. Die Kaldenkirchener Metzger jüdischen Glaubens kannte ich durch Schroers „Dores“ (Theodor). Der hatte etwa 1934/35 die Verpflegungsstation vom Gefängnis übernommen, ganz in unserer Nähe, ein paar Häuser weiter. Schroers war von Beruf Metzger und hatte immer mit den jüdischen Metzgern und Viehhändlern zu tun. Die handelten mit Vieh und schlachteten auch zusammen in dem Schlachthof von Devries. Ich war nämlich mit der Tochter von Schroers befreundet, deshalb kam ich mit den Leuten zusammen. Wir brachten regelmäßig Frühstücksbrote und Kaffee dorthin. In der ganzen Zeit ist nie etwas Negatives über die jüdischen Partner erzählt worden. Schroers hielt große Stücke von denen, sehr große Stücke sogar.

Durch die Freundschaft mit Schroers Tochter kam ich jeden Tag zum Gefängnis, da sie oben in dem Haus wohnten. Unten in dem Gebäude war eine Zelle, die sogenannte „Frauzelle“. Aber da kamen hauptsächlich diejenigen rein, die rebellierten oder anderweitig Krach schlugen. In dem Raum war nämlich eine Kugel einzementiert, an der

konnte ein Ring mit einer Kette angebracht werden für den Fall, daß der Gefangene irgend etwas anstellte. Dann kam die Verpflegungsstation, wo die „Tippelbrüder“ zuerst versorgt wurden und auch schlafen konnten. Dahinter waren vier oder fünf weitere Zellen.

Etwa Mitte 1939 wurde Siegfried Sanders plötzlich ins Gefängnis eingeliefert. Schroers kannte Siegfried von der Metzgerei her, schloß ihm regelmäßig die Zellentür auf und nahm auch die Verpflegung von Eugen Küppers und Paul Kauwertz entgegen, die sie ihrem Freund brachten.

Er sagte: „Sieg', ich tu' für dich, was ich nur eben kann, aber ich darf dich tagsüber nicht rauslassen.“ Also, ich kann nicht mehr genau sagen, wie lange das dauerte, vielleicht eine Woche. Auf jeden Fall waren meine Freundin und ich dabei und haben das hautnah erlebt, als Siegfried eindringlich zu Schroers sagte: „Schroers, Schroers, um die und die Zeit geht das letzte Schiff. Wenn ich den Zug um die Uhrzeit nicht erwische, bin ich verloren.“

Der Bescheid für seine Freilassung kam im letzten Augenblick. Schroers ist noch losgezogen mit dem Fahrrad, und es hieß, man hätte Siegfried zur Bahn gebracht. Die Hintergründe und wie das im einzelnen war, weiß ich nicht. Viele Inhaftierungen erfolgten wegen Kleinigkeiten bzw. aus rein politischen Gründen. Jedenfalls ist er erst in letzter Minute freigekommen.

Jan van Nooy war zu Beginn der Nazizeit hier Pastor, und ihm zur Seite stand Kaplan Maréchal. Beide waren als entschiedene Gegner der Nazis bekannt. Van Nooy ist allerdings schon im Februar 1938 gestorben.

Zunächst erinnere ich mich an einen Kaplan Schöne, der sich wirklich für die Gemeinde einsetzte. Seine Schwester war im Sozialdienst und arbeitete für den Kreis.

Aber dann Kaplan Maréchal! Der hat sich erst recht für die Belange der Kirche und Rechte aller Bürger eingesetzt. Also, der stammte aus Malmedy/Belgien. Aber dieser Kaplan, oh ja, ist immer gegen die Nationalsozialisten gewesen! Ja, der hat auch geholfen, der Maréchal, das weiß ich. Nachher war er so bedroht und sollte eines Morgens verhaftet werden. Ja, das war wirklich so. Mein Onkel Matthias hat da irgendwie Wind von bekommen, ist des Nachts um drei Uhr zu ihm gegangen und hat ihn gewarnt: „Du stehst auf der Abschußliste, mach, daß du wekommst!“

Daraufhin hat mein Onkel unseren Kaplan hier über die Grenze gebracht. Der hatte noch nicht mal ein kleines Köfferchen bei sich. Das war die „Story“ von Onkel Matthias. Die zwei Töchter von meinem Onkel können das bezeugen, die haben das miterlebt. Vor kurzem haben wir es noch mal darüber gehabt. Pastor van Nooy und vor allen Dingen Kaplan Maréchal, die haben den Leuten geholfen, wo sie konnten. Doch, das muß man sagen!

Dagegen Dederichs, der spätere Pastor, war nicht so eingestellt, nein, das war eher eine zwielichtige Figur. Der und Bürgermeister Pauw waren irgendwie nicht astrein!

Auf dem Bürgermeisteramt war eine junge Beamtentochter beschäftigt, Jahrgang etwa 1920-22. Sie war evangelisch und mußte auch auf den Schulfotos mit Rolf Grunewald abgebildet sein. Mit 99-prozentiger Sicherheit handelte es sich um Leni Vieten, Tochter eines Zollbeamten von der Ringstraße. Ihre ältere Schwester war die erste Frau von Karl Otten, zwar verwandt, aber nicht identisch mit dem Postmeister und Ortsgruppenleiter Karl Otten.

Wie man hörte, war Leni Vieten durch das Elternhaus, das voller Hitlerbilder hing, hoch fanatisiert. Sie könnte auch an der Aktion „Schenk dem Führer zum Geburtstag ein Kind“ beteiligt gewesen sein.

Wilhelm Cronen

Mein Vater kam 1910 nach Kaldenkirchen, meine Mutter dagegen war hier zu Hause. Neben Delissen war das Haus von Hally Marie, Bruchstraße 1, wo wir zuerst wohnten. Die Tochter ist bei dem Bombenangriff 1940 umgekommen. Ich wurde 1914 vermutlich in diesem Haus geboren.

1918, gegen Ende des Krieges, hat Julchen Hoffstadt mir das Leben gerettet, ich war etwa vier Jahre alt. An unserem Haus stand unterhalb der Dachrinne ein Holzfaß auf der Erde, um das Regenwasser aufzufangen. Das war so hoch, daß ich da hantieren konnte. Eines Tages habe ich eine Schüssel genommen mit einem Loch drin und die so auf die Wasseroberfläche der Tonne gedrückt, daß aus dem Loch eine Fontäne wie ein kleiner Springbrunnen raussprudelte. Weil ich zu stark gedrückt hatte, verlor ich plötzlich das Gleichgewicht und fiel kopfüber in die Tonne. Von da ab weiß ich nichts mehr.

Julchen, die auf der anderen Straßenseite wohn-

te, hatte gesehen, wie ich da reingefallen bin und mich noch rechtzeitig rausgeholt, so daß ich bald wieder zu Bewußtsein gekommen bin, sonst wäre ich ertrunken.

Alex Bonn hat sich das Leben genommen wegen einer Bürgerschaft, für die er in Anspruch genommen wurde. Bonns kamen aus Bracht.

Bernhard Sanders und Küppers Johannes, der spätere Franziskaner Pater, haben sich gut gekannt. Bei der Primiz, also der Weihe von Johannes, ging Bernhard ihm gratulieren, und da hat Johannes ihn freundschaftlich mit seinem Spitznamen „Pinnes“ angesprochen. Bernhard müßte ein bißchen älter gewesen sein als der Pater.

Die schlimmste Zeit haben wir mitgemacht von 1938 bis „geht nicht mehr“. Die Zerstörung der Synagoge habe ich selbst nicht gesehen, aber die Nazis, die daran beteiligt waren, Heußen und Slabbers, waren bekannt. In der Nähe wohnte die Frau eines Bäckers, die hat denen noch ein Beil gereicht und seitdem den Namen „Frau Beil“ bekommen. Zu der Zeit war ich hier bei Odenberg, früher Metzgerei Siemes, als Geselle mit Küppers Hubert zusammen, und als wir den Donnerstagabend beim Essen saßen, sagte Hubert so auf platt: „Mich sind die Jüdde al lever, wie die, die dat jedoan habbel!“

In der Nachbarschaft auf der Steylerstraße haben wir uns alle sehr gut verstanden. Sommertags saßen wir regelmäßig draußen zusammen: Naus Tun, Cronen Will, Sanders Gustav, Gruteser Mattes, Küppers Au.

Während der Nazizeit hatte Gustav Sanders mit Sally ein kleines Zigarren- und Tabakgeschäft. Die arbeiteten in einem Zimmerchen, die Hälfte davon war der Laden, und machten die Zigarren. Sally war früher bei der Zigarrenfabrik Holtvoeth im Büro beschäftigt und konnte nachher keine Stelle mehr bekommen.

In der Nacht des 9. oder 10. Novembers sind die Nazis auch bei ihnen gewesen und haben alles durcheinandergeschmissen. Da muß der Postbote Leven Franz dran beteiligt gewesen sein. Auch als die alte Frau Lion aus dem Fenster gesprungen ist, soll der dabei gewesen sein.

Sally war Buchhalter und machte nebenbei auch die Bücher für meinen Vater. Die Unterlagen haben die Nazis gefunden, woraufhin mein Vater bei der „Partei“ erscheinen mußte.

Simon Harf, der Schwiegersohn von Gustav, hat

auch ein bißchen Viehhandel betrieben, der hatte seine Kühe gegenüber bei Küppers stehen. Die Hochzeit mit Lina muß um 1936 gewesen sein.

Pastor Jan van Nooy hab' ich nicht persönlich gekannt. Er ist nach meiner Schulentlassung, etwa 1929 hierhin gekommen, Anfang 1938 gestorben und auch hier beerdigt worden. Van Nooy war angesehen in Kaldenkirchen, aber der hatte auch seine Zicken, der ging zum Marktplatz und holte die Kinder beizeiten von der Kirmes.

Sein Nachfolger Pastor Dederichs war ein bißchen „Nazi angehaucht“. Das weiß ich von meinem Onkel Heinrich Schmitter, der mit einer Schwester meiner Mutter verheiratet war. Er war der Schwiegervater von Verhaegh Toni und hatte auf der Mühlenstraße einen Lebensmittelladen.

Vor der Nazizeit war er im Kaldenkirchener Stadtrat, und ich weiß noch einen Satz aus dieser Zeit: „Do is Schmitter, dann jev 'et en Jewitter!“ Der war immer „Zentrumsmann“, mein Onkel und mit Dederichs in der „Zentrumspartei“. Weil er später nicht mit dem Pastor auskam, ging er statt hier in die Kirche nach „Maria Helferin“. Die haben sich irgendwie nicht vertragen.

Am Kirchplatz, neben dem früheren Haus von Genenger, das nach dem Krieg abgebrochen worden ist (ehemals Kirchendreieck), stand ein „Altar“ mit Hitlerbild, blumengeschmückt. Das muß etwa 1939 gewesen sein, als die Nazis richtig in Fahrt waren.

Das kleine „Altärchen“ auf einem Tisch war so Richtung Bahnhofstraße aufgestellt, daß jeder den „Altar“ sehen konnte. Wer am Kirchplatz oder auf der Bahnhofstraße vorbeiging, mußte in nationalsozialistischer Form grüßen. Ja, da bin ich sicher, nicht an der Kirche, sondern am Kirchplatz, näher an der Straße, mit Blumen geschmückt. Wenn man vorbeiging und nicht mit erhobenem Arm „Heil Hitler“ grüßte und von einem Parteimitglied gesehen wurde, dann wurde man angespitzt.

Das hat mich immer an Wilhelm Tell in dem Drama von Schiller erinnert: Tell hatte auch den Hut von Geßler nicht gegrüßt und war verhaftet worden.

Der Marktplatz war der „Adolf-Hitler-Platz“. Dort waren Aufmärsche von der „Hitlerjugend“ oder den Nazis, die zogen mit ihrer Fahne vorbei. Wer auch hier nicht den Arm hob und grüßte, wurde rausgeholt, geohrfeigt oder angeschmiert.

1939 war ich in Gladbach als Geselle, danach wurde ich eingezogen und Soldat. Wir sind 1940

bei Ahaus über die holländische Grenze gezogen. In der Früh, zwischen vier und fünf Uhr, hörten wir jede Menge Flugzeuge nach Holland fliegen. Zum Teil waren da auch „Lastensegler“ bei, ich hab’ sie zwar selbst nicht gesehen, aber die haben Bomben über Rotterdam abgeworfen. Vier bis fünf Tage später kamen wir durch Rotterdam, wir mußten das Fort besetzen, die Festung von Hoek van Holland. In Rotterdam war die ganze Innenstadt zerstört, das sah verheerend aus, verheerend. Das kann man sich gar nicht vorstellen.

Im Verlauf des Krieges habe ich später von außen das bekannte Konzentrationslager Majdanek¹ gesehen, von dem man schon mal hört. Zu der Zeit war ich stationiert bei einer Sanitätskompanie der Wehrmacht, Sanitätsabteilung Lublin (Polen). Majdanek liegt drei bis vier km außerhalb von Lublin, und bei unseren Spaziergängen sonntags mittags kamen wir in die Nähe der Baracken.

Aus einer Entfernung von etwa 30 Metern konnten wir die Menschen auf den Pritschen liegen sehen, zwei bis drei Lagen übereinander. Weitere Einzelheiten waren aber nicht zu erkennen. Die Dienstzeit von Lublin stand in meinem Soldbuch, und als die alliierte Besatzung dadurch auf den Namen Majdanek stieß, mußte ich ein paar Mal bei der Besatzungsarmee erscheinen.

1. Lublin-Majdanek und Auschwitz-Birkenau waren sowohl Konzentrations- als auch Vernichtungslager. („NS-Deutsch“ Straelener Manuskripte Verlag)

Herbert Dahmen

Ich war früher sehr eng mit Abelen Heini und Keizer Paul befreundet. Paul und ich waren gleichaltrig, beide von 1909, als Kinder haben wir schon immer zusammen gespielt. Zu der Zeit wohnte seine Familie neben uns in dem rechten Haus der Metzgerei Devries und führte ein kleines Schuhgeschäft. Zwischen uns und Keizer war die „Schaaffhausen’sche Bank“.

Auch Abraham Cohen wohnte bei Devries, ich habe ihn gut gekannt, von Kind an. Das war ein sehr sympathischer Mann der Abraham, ein sehr sympathischer und freundlicher Mann, wirklich!

Paul Keizer war ein sehr guter Turner. Jedes Jahr wurde Bergfest auf den Süchtelner Höhen abgehalten. Paul sagte: „Ich fahr’ mit nach Süchteln. Ich will einen Kranz haben.“ Siegreich kam er mit ei-

nem Lorbeerkranz nach Hause und hatte den ersten Preis in einer Turndisziplin errungen.

Während der Nazizeit im Februar 1938 erschien im „Stürmer“ der Name unseres Geschäfts A.H. Dahmen.¹ Kaldenkirchen war ja eine ausgesprochene Beamtenstadt. Ich hatte noch keinen Wind davon bekommen, da kamen morgens schon zehn Beamtenfrauen in unseren Laden: „Herr Dahmen, gucken sie mal, was ich noch zu bezahlen habe. Mein Mann hat gesagt, ich soll das erledigen. Ich darf leider nicht mehr bei Ihnen kaufen.“

Da wußte ich noch gar nicht, was los war und wurde dann aufgeklärt. Die „Stürmer“-Nummer 8 habe ich noch. Uns wurde vorgeworfen, wir hätten bei einer jüdischen Firma Blum, Berlin, gekauft. Der „Stürmer“ wurde in jeder Stadt verkauft und im „Stürmerkasten“ ausgehängt.

Daraufhin mußte ich zum Ortsgruppenleiter Otten Karl gehen und „kleine Brötchen backen“. Ich mußte, ich war gezwungen! Die Beamtenkundschaft ist damals sehr groß gewesen, erst recht, als der Grenzbetrieb noch hier in Blüte war. Da mußte ich wohl oder übel, das war mein schwerer Gang, aber ich habe es getan.

Otten meinte: „Wir haben bald eine Versammlung. Da werde ich das vorbringen und erwähnen, daß Ihnen das sehr leid tut usw. und daß sie sich verpflichtet hätten, der Partei beizutreten und 100 Mark in die Kasse zu zahlen.“

Damals wurde jeder Parteimitglied, ob er wollte oder nicht. Der wurde so getreten, daß er eines Tages sagte: „In Gottes Namen, geh nur drin!“ Das waren bewegte Zeiten.

Ich hatte einen Brief, der die Entlassung von Siegfried Sanders aus dem Konzentrationslager Dachau betraf, ein sehr interessantes Dokument, das ja zu meinen Geschäftsakten gehörte.

Die Übernahme seines Geschäfts durch uns hat ihm den „Urlaub“ eingebracht. Er ist dann nicht mehr zurückgegangen, obwohl er das als Auflage hatte. Ich habe damals noch zu meiner Familie gesagt: „Das freut mich sehr, ich darf für mich in Anspruch nehmen, daß ich dadurch Siegfried das Leben gerettet habe.“

Ich bin noch nach Düsseldorf gefahren, zur „Gestapo“, und habe den Antrag dort gestellt. Auf Grund der Geschäftsübertragung hat er den „Urlaub“ gekriegt, er mußte ja die Sache persönlich abwickeln.

Leider durfte ich den Kaufpreis nicht an Siegfried auszahlen, der ging an eine staatliche Stelle.

Das wußte Siegfried auch. Ich mußte nachweisen, wo es hingegangen ist. Das hat mir damals leid getan, daß er das Geld nicht bekam. Erst mußte er das Geschäft zwangsläufig verkaufen, und dann kriegte er das Geld noch nicht mal, obwohl ich es ausgegeben hatte dafür.

Um sein Geschäft kaufen zu können, habe ich in Köln, Kreuzgasse, ein Haus verkaufen müssen, ich habe Opfer gebracht dafür. Nach dem Krieg wurde der Kauf rückgängig gemacht, und da bekam ich für meine 45.000 Mark durch die Abwertung noch ganze 5.500 zurück.

Als die Verfolgung durch die Nazis in Kaldenkirchen so schlimm wurde, habe ich Paul Keizer eine Zeitlang bei uns in der Gartenscheune versteckt. Der Garten befand sich hinter dem Marktplatz, wo jetzt das neue Postamt ist. Ich bin jeden Morgen hingegangen, habe ihm das Frühstück gebracht und ihn oben in dem Schuppen beköstigt und beherbergt, so gut es ging. Das hat ein paar Wochen gedauert.

Als das zu lang wurde, habe ich eines Tages zu ihm gesagt: „Paul, ich beherberge dich gern, wir sind befreundet. Aber stell dir mal vor, es wird bekannt, ich hätte dich hier monatelang versteckt. Weißt du, was mit meiner Familie passiert? Der Paragraph für Sippenhaft würde direkt bei uns angewandt werden. Ich würde es noch ertragen, aber ich darf es meiner Familie nicht zumuten, da wirst du doch Verständnis für haben!“

„Ja“, sagte er, „ich will ja sowieso weg, ich achte also jetzt darauf. Sobald die Witterungsverhältnisse so sind, daß ich ohne Risiko durch den Grenzwald komme, bin ich weg. In Venlo habe ich sofort Unterstützung. Das kann ich dir nicht länger zumuten, ich muß weg, muß weg. Also wundere dich nicht, wenn ich in den nächsten Tagen morgens nicht mehr da bin.“

Und eines morgens war er weg, es war für mich eine Erleichterung: Dann ist ihm die Flucht nach Holland Gott sei Dank geglückt. Die Grenze war damals stark bewacht, aber Paul war ein sehr geschickter und schlauer Mann, der ist schon keinem Schergen in die Finger gefallen. Wäre es ihm nicht geglückt, dann wäre schon längst einer von den „SA“-Schergen bei mir gewesen. Die hätten den ja ausgequetscht wie eine Zitrone. Dann wäre ich nämlich der Dumme gewesen.

Ich würde ihn so charakterisieren: Er hatte eine große Energie, was er sich vorgenommen hatte,

brachte er meistens zuwege. Seine sportliche Betätigung und Fitneß hat ihn überhaupt in die Lage versetzt, das Ganze zu überstehen.

Als Paul in Venlo wohnte, rief er mich an: „Spielen wir eine Partie Billard?“ Dann trafen wir uns in einem Lokal in Venlo und spielten. Er spielte gerne Billard, das war seine Leidenschaft.

Der Vater Jacques Keizer ist Anfang 1939 mit seiner Familie nach Venlo übersiedelt und hat dort einen Kohlenhandel angefangen.

Paul wohnte nach dem Krieg mit seiner Frau in Los Angeles. Er war dort in einer Möbelhandlung beschäftigt. Er hat mich von Amerika aus mal besucht, die Grabsteine fotografiert usw.

Nach seinen Äußerungen war er in einem Lager inhaftiert. Er hat sein Leben gerettet, weil er ein sehr geschickter Mann war, der alles konnte. Wenn ein Schuster gesucht wurde, reparierte er Schuhe, wenn ein Schmied gesucht wurde, ging er in die Schmiede.

Der konnte alles, obwohl er im Grunde keine Ahnung davon hatte. Er hat mir das erzählt, daß ihm diese Vielseitigkeit sein Leben gerettet hat.

Ilse Keizer, seine Schwester hat ebenfalls überlebt. Nach allem, was ich gehört habe, hat sie sich in Holland freiwillig zur Wehrmacht gemeldet, um der Verfolgung unerkannt zu entgehen.

Sagenhaft, sagenhaft kann man nur sagen. Geht kurzerhand zur Wehrmacht und meldet sich als Wehrmachtsshelferin. Da gehört ja absolut Mut zu, das war ein sehr geschickter Trick. Sie hat überlebt und ist dann nach Israel gezogen.

1. „Der Stürmer“, Nr. 8. Siehe Anhang (Seite 414).

Dohmen Heini

Ich wurde am 8. Februar 1912 hier geboren. Die alten Kaldenkirchener sagen heute noch Heini zu mir. Andere nannten mich Heinrich, Heinz oder Hein, auch „Kööster Heini“.

Ich habe früher hinter der Metzgerei Thelen gewohnt, schräg gegenüber von Julchen und Moses Hoffstadt. Das Häuschen ist zerstört worden beim Bombenangriff, 1940. Mein Vater war in Kaldenkirchen längere Jahre Fleisch- und Trichinenbeschauer, und das war meine erste Beziehung zu den jüdischen Mitbürgern. Es gab darunter viele Metzger und Kleinviehhändler, die kamen alle bei uns ins Haus. Ich habe die aber niemals als etwas Außergewöhnliches angesehen. Evangelische Christen verkehrten auch bei uns. Man müßte sich ja daran erinnern, wenn über „Juden“ gesprochen worden wäre, aber nie wurde gesagt: „Der Jud.“



„Dem Schützenkönig Johann der St. Lamberti-Bruderschaft zum 30jährigen Jubelfeste ein dreifach Hoch!“ Schützenfest „Jahrtausend-König“ Johann (Jan) Siemes (Bäckerei). Links Metzgerei Karl Dückers. Aufnahme mit der Nachbarschaft, um 1925.

2.v.r. Julchen Hoffstadt, die mit Moses rechts neben Siemes wohnt.

V.l. Karl Stamford, Helene Dohmen geb. Linssen (Mutter von Heini), Therese und Franz Driesch, Josef Delissen, Johanna Oelen (Münter), Peter Engels, Franziska Küppers (Bonnacker), Adolf Dohmen (Vater von Heini), Frau Stamford, Christine Cornelissen (Redel), Christine Driessen, Fr. Wynen, Gertrud Schmitz (Dickerboom), Christine Siemes, Viktor und Cornel Koenen, Heini Buscher, Hyronimus Dückers, Peter und Hermann Buscher, Frau Gessmann, Eberhard Gessmann, Agnes Wynen (Backes), Frau Wynen, Rudi Backes, Frau Hally, Julchen Hoffstadt, Frau Hally. (285)



Der größte Junge hinten in der Kindergruppe rechts vom geschmückten Vorbau: Dohmen Heini. V.l. Finchen Buscher, Mia oder Tilde Buscher (Samotarova), Jakobine Stamford mit Dückers Fine, Christine Thelen, Trautchen Driessen (Cronenberg), Richard Buscher, Josefina Dohmen (Hamacher, Schwester von Heini), Titchen Driessen (Nothen), Frau Christine Siemes, Marianne Schmitz, Mia Driesch, Peter Stamford, Christine Stamford, Dückers Jüppken, Hubert Küppers. Die kleinen Kinder vorne sind von Buscher und Dückers sowie Friedel Gessmann und Christel Hally. (286)

Frau Hoffstadt verkehrte viel mit meiner Mutter. Das schöne Foto von etwa 1925 dokumentiert die gute Nachbarschaft mit den Hoffstadts. Julchen ist die zweite von rechts. Anlaß war das Schützenfest, bei dem Johann Siemes Schützenkönig war. Die Aufnahmen entstanden tags darauf. Die Leute waren alle „werktags“ angezogen und haben sich noch schnell umgezogen, damit das Bild auch etwas Schönes würde. „Stina“, Frau Siemes, die vor Johann gestorben ist, war sehr kinderlieb, hatte selbst aber keine Kinder. Deshalb wurde das Foto auch noch mit den Kindern der Nachbarschaft gemacht. Auf dem Foto stehen auch meine Eltern, Adolf und Helene Dohmen. Auf dem Kinderbild, der Größte, das bin ich. Ich war damals schon so ausgewachsen, wie ich heute bin.

Hier eine kleine Anekdote von Johann Siemes und Jan van Nooy, der „Johannes“ hieß. Siemes Jan wurde Witwer und heiratete noch ein zweites Mal, eine Lehrerin aus Essen. Davon wollte ihn der Pastor, der sein persönlicher Freund war, abbringen. Er gab

ihm den Rat: „Laß' das doch sein, du bist schon so alt, und dann noch mal heiraten.“ Siemes Jan hat ihm geantwortet: „Jan, dovan kenns du nix!“

Frau Hally, eine Witwe, deren Mann im Ersten Weltkrieg schon gefallen war, hatte zwei Töchter, die erste ist Nonne in Brasilien geworden.

Eberhard Gessmann, „Karteknipper“, hat an der Sperre bei der Bahn gestanden und bei den Schützen meistens auf dem Pferd gesessen. Als der Kaiser von Äthiopien, Haile Selassie, nach dem Krieg hier auf dem Bahnhof gestanden hat mit dem holländischen Königszug, hat er allen Leuten weisgemacht: „Ich heb den abessinische König de Koffer jedrare.“ Dabei ist der gar nicht ausgestiegen, der Zug hat nur hier gehalten, bis die Strecke wieder frei war.

Die Primiz von Johannes Küppers war im Jahr 1931. Als August Peters zum Bischof geweiht wurde, habe ich ihn mal getroffen, in Aachen. Ich sagte zu ihm: „Alte Kaldenkirchener treffen sich doch überall.“ Da fragte er: „Wat bös do dann för 'ne

Kokerker?“ „Ich ben e'ne Dohme.“ „Dohme? Et je've vül Dohme in Kokerke“, sagte der. „Ich bin jenausojut van de Lüther Poort, von dem Stamm komm' ich her.“ „Dan bös du kenen Dohme, dan bös do 'ne Terbürskes.“ Das war mein Großvater. Es hatte früher jeder in Kaldenkirchen einen Spitznamen, der „Tilmes“, das war Krambröckers usw.

Wir sind als Jugendliche gucken gegangen, wie das Haus der Bäckerei Küppers zu seiner Primiz mit Girlanden und Blumen geschmückt wurde. Der Bogen war noch nicht ganz fertig, da kam Johannes mit seinem Vater Josef von der Bahn. Willi und Matthias habe ich gut gekannt und eben diesen Johannes nicht, weil er ja nie mehr in Kaldenkirchen war. Er war in Gladbach im Konvent oder studierte und ist dann Franziskaner-Pater geworden.

Da stand unter anderem auch Bernhard Sanders, der wollte sich das mal angucken, wie da geschmückt wurde. Jetzt kommt denn aber dieser Franziskaner-Pater und sagte: „Morje Bernhard, leafst do och noch?“ Das war ein alter Mann, Bern-

hard, der fiel auf die Knie. Da sprang Johannes Küppers, Pater Theobald, direkt dazu. „Bernhard“, sagte er, „für Menschen fällt man nicht auf die Knie, nur für Gott.“ „Hochwürden“, war Bernhard am Stammeln.

Von Reiner Boussellot habe ich ganz andere Sachen in Erinnerung. Der verbrachte seine ganzen Ferien in Kaldenkirchen, als er in Österreich schon in Dienst war. Mit der katholischen Jugend ging er zu Fuß nach Kevelaer, mit der Prozession. Von daher kannte ich ihn.

Ich glaube, es gibt nicht viele in Kaldenkirchen, die sich an die Primiz im Juli 1930 erinnern können. Ich hab' das Bild noch vor Augen: Man stelle sich unsere Kirche von innen vor, Kommunionbank gibt es heute nicht mehr. Rudolf Boussellot hatte fünf Söhne und fünf Töchter. Die jüngste Tochter ging mit zur Kommunion. Der älteste Sohn stand am Altar und feierte seine Messe. Rechts vom Vater saßen die vier Söhne und links die vier Töchter, das Kommunionkind in der Mitte. Das war ein herrliches Bild. Das war Reiner seine Primiz hier in der Kirche. Reiner war bei der „Schlagenden Verbindung“, einer Studentenschaft. Die trugen Stiefel und weiße Hosen und hatten so 'n Käppi auf. Die waren hier, mit drei Mann, von Österreich (Seite 57).

Das elterliche Haus von Hoffstadt war meines Erachtens im Hock. Jakob, genannt „Pirap“ und Frieda, beide unverheiratet, waren Geschwister von Moses. Jakob hatte wohl später eine Haushälterin.

Frieda, die vor der NS-Zeit gestorben ist, war meiner Mutter ihre „Närsche“ (Näherin), sie ließ da nähen. Ich bin des öfteren hingefahren und erinnere mich noch daran, daß ich gerade radfahren konnte. „On möt de Klompen aan, op 'n alt Damenrad“ bin ich hingefahren und hab' für meine Mutter Botschaft gemacht, entweder was abholt oder hingbracht, was genäht werden mußte.

Jakob hatte einen Hausiererhandel, der verkaufte sogar Damenunterwäsche. Der trug „e'ne gruate Pöngel“ auf der Schulter und ging damit nur seine Kundschaft ab. Um den Sack war eine Regenschutzhülle geschnürt, und damit zog er in der Gegend umher.

Ich erinnere mich: Heinrich Gerhards war früher bei der Post. Als Kind spielte ich immer mit ihm und war auch viel bei Gerhards auf der Breyellerstraße, das Haus steht noch. Die Mutter war eine urkomische Frau, die kaufte dauernd nur von „Pirap“. „Oh Gott, da kömp'e, da kömp'e, da kömp'e!“

Ich hab' mir das mal angeguckt, wie die das machte. Man durfte bei Jakob nie den Preis bezahlen oder gutheißen, den er zuerst machte. Der ist zweimal weggegangen und hat gezetert. Er konnte nicht richtig sprechen, aber maulen konnte er. Dann zog er wieder bis zum Krankenhaus, kam aber zurück: „He, häss'et. Nix dran verdinnt, nix dran verdinnt“, so sprach er. Und dann hatte die das, ja vielleicht um die Hälfte runtergehandelt. Kleider, ich weiß nicht, was der da all' drin hatte. Zu uns kam er nämlich nicht. Sonst hätt' ich das genauer gewußt.

Moses arbeitete, seitdem ich ihn gekannt habe,

immer bei Holtvoeth in der Zigarrenfabrik. In ihrem Laden gegenüber hatten die Zigarren, Zigaretten, Rauchwaren und Tabak, sonst nichts.

Ich erinnere mich, ich bin mal irgendwo an der Hand geschnitten worden, und als ich aus dem Krankenhaus kam, die Hand verbunden, bin ich bei Julchen eingekehrt und hab' gesagt: „En dicke Zigaar“, weil das alles so gutgegangen war. „Du rauchst doch sonst keine Zigarren“, hat sie dann gesagt. Die kannte meine Marke, ich rauchte Zigaretten. Daraufhin hat sie mir denn so 'ne Havanna geschenkt, nicht verkauft, geschenkt! Weil ich ihr



VI. Reiner Boussellot und Jakob Sanders. (287)

sagte, warum ich eine dicke Zigarre brauchte. Und als ich dann nach Hause kam und die Betäubung davon war, habe ich die dicke Zigarre verwünscht. Julchen war eine liebe Frau.

Alex Bonn liegt auch hier begraben. Damals sagte man, er habe sich erhängt. Wer weiß, was den Mann dazu getrieben hat, aber das war vor der NS-Zeit.

Meine älteste Schwester, 1910 geboren, ist als Kindermädchen bei Alex Bonn in Stellung gewesen. Günther war der jüngste. Ich habe gut in Erinnerung, er war zwei Jahre, als meine Schwester mal mit dem zu uns kam. Wenn man den frug: „Wie alt bist du?“ „Zwei Jahre und noch immer keine Frau“, das war dem seine Antwort.

Der älteste hieß Walter, altersmäßig waren die weit auseinander. Der hat hier seine „Barmitzwe“ empfangen, wie das in der jüdischen Religion heißt. Unsere Lorbeerbäume haben in der Synagoge gestanden, in Kübeln, wovon wir drei Stück hatten. Mein Vater war von Beruf „Baumschulist“.

Günther war nach dem Krieg noch hier, der wohnte in Venlo. Lenssen „Fitti“ (Friedrich) war Stadtdirektor. Der hat gemeint, daß er wegen seinem ehemaligen Besitz nach Kaldenkirchen kam. Ich weiß nicht, was die besprochen haben, aber es wird sich wohl um die Rückgabe oder Entschädigung des Eigentums gehandelt haben. Damals wurde erzählt, nachdem Günther in Kaldenkirchen war und das Haus besichtigt hat, soll er an demselben Tag einen Herzschlag gekriegt haben und sofort tot gewesen sein.

Sanders Gustav war Metzger und Viehhändler. Wenn mein Vater als Trichinenbeschauer eine Ziege brauchte, deren Fleisch beispielsweise Schroeder Jupp als Rehbraten verkaufte, dann war er der Lieferant davon.

Neben der Synagoge wohnten Emil Simon, Frieda und Sally. Sally habe ich gut gekannt. Ich weiß nicht, ob das stimmt, was mir erzählt worden ist: Sally ist hier zur evangelischen Volksschule gegangen, und wenn die anderen Schüler ihn denn frugen: „Was willst du später werden, wenn du groß bist?“, dann soll er immer gesagt haben: „Kukes kaufen un de Bauern beseibe.“ (Kühe kaufen und die Bauern übers Ohr hauen.) Das waren alles Händler.

„SA“ heißt „Sturmabteilung“. Die mußten jede Versammlung, die gegen sie gerichtet war, stören, „Störungsabteilung“ der Nazis war das. Wir sind von der katholischen Jugendbewegung mit mehreren Leuten in den Saal vom „Kaiserhof“ gegangen,

als der noch stand. Dort war die erste Versammlung mit Dr. Diehl aus Krefeld, Kinderarzt. Der hat da geschrien und hatte dieses übliche Thema: „Bald wehen Hitlers Fahnen über alle Straßen“ und so. Wir sind hingegangen und haben demonstriert. Anschließend hat man uns die Tür gewiesen, rausgeschmissen. Das war vor 1933.

Ich hab' in einer Fronleichnamsprozession das Banner mit dem „PX“ (griechisches Zeichen für Christus König) getragen, damals und auch heute noch das Zeichen der katholischen Jugend.

Ein „SA“-Mann in Uniform, ein Kaldenkirchener war es nicht, vor der Machtübernahme, als die Prozessionen noch nicht verboten waren, der wollte mir das entreißen bei Breit auf der Ecke, und ich hab' mich gewehrt, und zwar so heftig, daß der Schaft ungewollt bei dem auf dem Kopf landete. Daraufhin ließ er los, und die Prozession ging weiter. Das war alles. Sicher, das war vor 1933, die Nazis waren noch nicht an der Macht. Die waren radikal von jeher, die „SA“, was die anpackten, taugte nicht. Sicher gab es die schon vor der Hitlerzeit, das hätte man damals schon verbieten sollen. Dann wäre die Sache nie so weit gekommen.

Als wir von Kevelaer kamen, habe ich auch das Banner der Werkjugend getragen, bei der ich später war. Wir kamen eingangs von Kaldenkirchen auf der Leutherstraße an der Wirtschaft Haus vorbei. Wir trugen die Kluft, nur Zivilhose und Hemd, und auf der Hosentasche war das „KAB-Zeichen“, ich weiß noch nicht mal, wie es damals aussah, das gibt es heute nicht mehr.

Es war heiß, ich hatte die Jacke ausgezogen, ging so im Hemd und hab' gar nicht dran gedacht, daß das schon verboten war. Da kommt einer, faßt in die Tasche rein und reißt mir da so 'n Loch. Die Kluft zu tragen war verboten, die Kevelaersprozession noch nicht, die ist dann später aber auch verboten worden, in der Form, wie sie damals zog.

Ich trug das Banner, das hat er nicht gewagt, abzunehmen, aber das Emblem der Werkjugend war weg. Mit dem großen Loch drin bin ich dann in die Kirche eingezogen, mit Banner. Da bin ich noch lange stolz drauf gewesen. Deshalb, das war der Zusammenhang damit, kannte man mich. Man kannte auch überall meine Einstellung. Sonst hätte der Versuch von Slabbers, mich in die „SA“ zu holen, nicht stattgefunden.

Slabbers Jupp wollte mich in die „SA“ reinzwingen, der war ja fanatischer „SA“-Mann. Als ich

abends aus Tegelen von der Arbeit nach Hause kam, lag hier ein Fragebogen auf dem Tisch. Hatte der Slabbers abgegeben, den sollte ich ausfüllen und unterschreiben, eine Beitrittserklärung zur „SA“. Meine Reaktion: „Das unterschreib' ich nicht, und das füll' ich auch nicht aus!“ „Dann gehst du aber an die Tür“, sagte meine Mutter, „das holt der heute ab.“ Als er den Bogen abends abholte, hab' ich ihm den so an der Tür gegeben, und da hat er gesagt: „Da ist ja nix drauf ausgefüllt.“ Ich sag': „Da stand nichts drauf, was für mich in Frage käme.“ Daraufhin hat er wohl noch gesagt: „Das wirst du noch bereuen!“ „Hat mich jedroht!“ Aber komischerweise ist man später nie mehr an mich herangetreten für irgend etwas.

Ich arbeitete damals in Tegelen und habe einmal zur „Gestapo“ kommen müssen. Ich sollte Briefe an Emigranten in Tegelen geschmuggelt haben, weil ich jeden Tag über die Grenze fuhr. Ob das nun von Slabbers kam, weiß ich nicht, konnte man bei der „Gestapo“ auch nicht erfahren. Pintaske hieß der, den kannte ich hier von Josef Beumer.

Das Grenzkriminalkommissariat hat Herr Beumer geleitet als SPD-Mann, und deshalb mußte er gehen. Er hatte praktisch nichts zum Leben, das Gehalt wurde ihm gestrichen. Er hatte eine Lebensversicherungsagentur, und ich habe für den Beumer die Beiträge kassiert. Der war bei einer Frau, die wollte Feuer machen und hatte den „Völkischen Beobachter“ als Zeitungsunterlage, und da hat er gesagt: „Dat jef ken Wonger, dat 'r dat net aan kret. Der Völkische Beobachter brennt nicht, der kohlt nur!“ Deshalb mußte er gehen. Da hat man solange einen Strick gesucht, bis man einen fand.¹

Ich war im Grenzschutz verpflichtet und bin noch Soldat geworden, Anfang des Krieges hat man mich direkt eingezogen. In St. Tönis wurde ich gemustert und an die luxemburgische Grenze versetzt. Von da aus mußten Soldaten abgestellt werden für ein noch zu bildendes Minierbataillon in Ehrenbreitstein, wohin man mich abschob. Die konnten nämlich mit mir nichts anfangen, ich war auf beiden Augen so gut wie blind.

Wir hatten mal ein Handgranatenzielwerfen, und ich hatte das Pech, dem Pappkameraden marsch in die Schnauze zu schmeißen mit einer Handgranate, obwohl ich den gar nicht gesehen hab'. Ich mußte vor dem Bataillonskommandeur erscheinen und wurde gefragt: „War das ein Zufallstreffer oder

war das gezielter Wurf? Aber ganz ehrlich antworten, Sie haben nichts zu befürchten.“ Ich antwortete: „Das kann gar kein gezielter Wurf gewesen sein, denn ich sehe den Pappkameraden überhaupt nicht, ich sehe alles nur verschwommen.“ Das mußte ich ihm dann erklären. Ich hatte als kleiner Junge Hornhautgeschwüre auf den Augen, das behindert mich heute noch. Damit hab' ich mich überall durchlaviert und bin dann nach fünf Monaten Militärzeit als untauglich entlassen worden. „avH“, also „arbeitsverwendungsfähig Heimat“, so hieß das.

Ich war bei Peter Terstappen auf der Poststraße beschäftigt. Zu der Zeit war ich in keiner Partei oder staatlichen Organisation. Im Betrieb wurde angerufen, ich sollte mich mal bei Küppers Hermann melden, auf dem Büro der „Deutschen Arbeitsfront“. Das war auf der Hochstraße, bei der evangelischen Kirche. Ich weiß wohl, daß im Eingang früher ein runder Bogen war. Emil Beck wohnte da, links war der Konsum, FrI. Beck hat den geleitet, und rechts die Krankenkasse. Danach war da die „Deutsche Arbeitsfront“, Hermann Küppers leitete die. Ich war mit dem immer per „Du“ gewesen. Ich komm' da rein, ich sag': „Hermann, wat jef 'et?“ „Ja“, sagte der, „wir haben bei Durchsicht unserer Bücher gesehen, daß du der einzige bei Peter Terstappen bist, der noch nicht in der ‚Deutschen Arbeitsfront‘ ist.“ Ich sag': „Und? Ich war auch in keiner Gewerkschaft.“ „Versprichst du mir denn, daß du ab heute drin bist?“ „Das muß ich mir noch mal reiflich überlegen. Da muß ich erst mit meinem Chef drüber sprechen.“

Peter Terstappen, ein Bruder von Hans und Gerhard, hatte eine Matratzenfabrik, wo ich zu der Zeit noch beschäftigt war. Nachher ist die Firma eingegangen, die Frau konnte das alleine nicht mehr halten, Peter ist ja früh gestorben. Ich bin wieder zur Firma zurückgegangen, da fragte Terstappen mich: „Wat wule die van dich?“ „Ich werd' wohl Mitglied der ‚Deutschen Arbeitsfront‘ werden müssen!“ Auf das „müssen“ legte ich großen Wert. „Bist du denn da noch nicht drin? Ich hab' gemeint, du wärs da drin!“ „Und wie stellen Sie sich dazu, wenn ich nicht drin gehe?“ „Ja, dann müßte ich dich entlassen!“ Das hat er wörtlich gesagt, „dann müßte ich dich entlassen!“ Und das war schon was, denn er hatte mich gerne da. Daraufhin bin ich drin gegangen, in die „Deutsche Arbeitsfront“. Wo es gut für war, weiß ich nicht.

An der Macht waren sie dran, die Maiaufzüge haben wir schon mitgemacht. Das war etwa Mitte der dreißiger Jahre, genau habe ich mir das nicht gemerkt, und es war auch die einzige Organisation, der ich beigetreten bin. Sonst hätte ich auf der Straße gestanden.

Das war der Druck, und das ist auch der Grund, warum man sich da nicht gegen gewehrt hat. Der finanzielle Druck. Ich war lange genug vorher arbeitslos gewesen, ich wußte, was das heißt, die Woche mit 7 Mark 80 auszukommen, die Woche! Da konnte meine Mutter mir kaum ein Butterbrot für geben.

Die Gewerkschaften mußten weg. Die „Deutsche Arbeitsfront“ hatte dieselben Befugnisse und Pflichten wie die Gewerkschaften auch, für die Arbeiter einzutreten. Was sie dann umgekehrt gemacht haben, sie sind für sich selbst eingetreten, anstelle der Gewerkschaften! In die „SA“ haben sie mich nicht gekriegt und in die „Partei“ schon gar nicht. Es gab damals viele Verbohrte, oh je. Wenn die den Krieg gewonnen hätten, dann lebte ich nicht mehr.

Mit Bürgermeister Pauw hatte ich weniger zu tun. Der war mir vor allen Dingen zu schnippisch und zu eingebildet. Einmal auf dem Amt, ich weiß nicht, ob das ein Bauer oder Arbeiter war, der hat mal zu ihm gesagt: „Den Doktor, den Sie haben, den hätte ich vor zehn Jahren schon kaufen können!“ Das war deutlich genug.

Bei der Machtübernahme der Nazis mußten doch am Rathaus die neuen Fahnen gehißt werden: Hakenkreuzfahne und die „schwarz-weiß-rote“. Da hat Pauw bei geholfen, das habe ich mit eigenen Augen gesehen. An dem alten Rathaus, was nicht mehr steht, waren die Fahnenständer unterhalb der Fenster angebracht. Man mußte sich zum Fenster raushängen, ein Bein war draußen und eins noch drinnen, dann konnte man die Fahnen anbringen. Pauw hat den Heußen Pit am Gürtel festgehalten, daß er nicht herausfiel. Der Heußen ist Ende 1938 hier bei der Stadt angestellt worden. Ja, was hat der gemacht? Der hatte ja gar nichts gelernt. Das war ein ganz dummer Lümmel.

Als ich noch Vorführer im Kino war, wohnte ich auf der Venloerstraße. Im ersten Haus der letzten drei Häuser vor der Kleinbahn habe ich zur Miete gewohnt.

Nach der Vorstellung ging ich noch vorne bei Albert Weingarten ins Lokal rein, der war ja mein Chef und trank mir noch ein Bier. Da saß die kom-

plette „SA“ von Kaldenkirchen versammelt, die Gebrüder Heußen, Peter und Karl, erinnere ich mich noch, die Gebrüder Lappen am Friedhof, Faig Helmut, Maaßen Wienand und noch so verschiedene. Die saßen da und hetzten gegen mich, als ich reinkam. Faig und Maaßen, „die wollten mir ans Leder, die wollten mich vertrimmen.“ Die Siede stieg langsam, der eine hetzte noch schlimmer als der andere. Man kannte mich doch als Führer der katholischen Jugend. Da stand Heußen Pit auf und sagte: „Kameraden, so geht das nicht!“ Ich habe ausgetrunken und bin gegangen.

Nach meinem Verhalten kann ich heute noch nicht begreifen, daß ich nicht hinter Schloß und Riegel gekommen bin, ich hab' stündlich damit gerechnet. Ich glaub' auch, daß ich das Peter Heußen zu verdanken hab', daß man mich in Ruhe gelassen hat.

Jedenfalls ist es doch erstaunlich, was der für eine enorme „Karriere“ gemacht hat, der Heußen, damals groß, und dann in den sechziger Jahren wieder im Kaldenkirchener Stadtrat. Das war ein politischer Mensch ...! Mal so, mal so! Und das hab' ich nie ausstehen können. Man soll sich zu dem bekennen, was man ist.

Der „Adolf-Hitler-Platz“ war meines Wissens der große Marktplatz. Als im November 1938 bei den jüdischen Bürgern die ganzen Geschäfte demoliert wurden, wohnten wir nicht mehr im Stadtzentrum. Das hat man nicht so direkt und hautnah miterlebt. Nein, bei uns zu Hause hat bestimmt keiner gedacht: „Das geschieht denen recht.“ Ich bin in der Richtung nicht erzogen worden. Bei uns wäre absolut nie einer auf den Gedanken gekommen, die Bürger hätten dafür zu büßen, daß die Juden den Herrgott ans Kreuz geschlagen hätten oder raffgierig und reich seien.

Erstmal war ich noch sehr jung. Als das mit der Synagoge passierte, war ein Spielabend im Kino, und ich war schon Filmvorführer dort. Ich hörte den Krach und Spektakel, bin bei Abelen die Ecke herumgefahren und habe mir das angesehen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich dachte: Was ein Blödsinn!

Die Synagoge haben die Nazis nicht in Brand gesteckt, sondern abgedeckt. Die „SA“ saß in Uniform oben auf dem Dach und schmiß die Dachziegel herunter. Ich hatte nicht lange Zeit, die Kinovorstellung sollte pünktlich anfangen und bin dann weitergefahren. Aber gesehen habe ich es, wie die

die Synagoge abgebrochen haben. Ja, das waren in erster Linie die Gebrüder Heußen. Slabbers Jupp, war der auch dabei?

Bei Siegfried Sanders lagen am nächsten Tag die Klamotten draußen auf dem Bürgersteig, und Leute aus der Bevölkerung haben sich da kostenlos bedient.

Ein gutes Verhältnis bestand vor der Zeit zwischen Siegfried Sanders und Pastor Jan van Nooy. Manches Kommunionkind hätte keinen Anzug gehabt, wenn Sanders Siegfried nicht dafür gesorgt hätte.

Auch ich habe da einen Anzug bekommen. Ein Jungeselle war gestorben, und es war so Sitte, daß die Männer aus der Nachbarschaft, die dann den Sarg trugen, auch nicht verheiratet sein sollten. Ich brauchte dazu einen neuen Anzug, ich trug doch immer kurze Hosen, 15/16 Jahre alt, und meine Mutter konnte sich schlecht an eine lange Hose gewöhnen. Sie ist mit mir zu Siegfried Sanders gegangen, und wir haben einen Anzug ausgesucht, dunkelbraun. Obwohl ich bittere Tränen geheult habe, mußten die Hosenbeine abgeschnitten werden, ich wäre doch stolz gewesen, eine lange Hose tragen zu können in dem Alter. Das gab es nicht bei meiner Mutter. „Du siehst aus wie ein Großvater“, hat sie mir gesagt.

Daran erinnert mich immer der Kleiderbügel von Siegfried Sanders, der noch existiert. Ich weiß nicht, was in diesem Moment draufhängt, aber er ist noch im Gebrauch.

Schmidt Richard, früherer Taxifahrer, hatte eine Sauels zur Frau. Später hat die „SS“ Polizeimacht übernommen, auch beim Zoll waren die vertreten, die Hartmann Gebrüder standen zum Beispiel am Zollamt. Einige waren auch bei der „Gestapo“, später. Aus diesen Dingen bin ich zur damaligen Zeit nicht schlau geworden.

Weit nach dem Krieg war ich mal mit meiner Frau zusammen in der Brachter Grenzwaldklinik von Dr. Wieland. Ein Pater versorgte die Kranken und Sterbenden und brachte auch die Kommunion rund. Schmidt Richard lag auch da und „war nicht mehr dabei“, der hat die Kommunion bewußtlos empfangen. Der war Protestant oder aus der Kirche ausgetreten, hat aber trotzdem die Kommunion bekommen.

1. Gestapo-Akte Josef Beumer beim NW-Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, RW58-66253.

Fiß Gretchen

Nach dem Krieg kam eines Tages eine Dame aus Venlo zu mir und meinte, ich würde sie wohl nicht kennen. Ihr Mann Günther Bonn habe früher in Kaldenkirchen gewohnt, seiner Familie habe das Haus **Hochstraße 22** gehört.

Günther Bonn war so alt wie mein Bruder Hans, der im Krieg gefallen ist. Auch seinen Bruder Walter kann ich mir noch gut vorstellen. Als das mit der „Hitlerjugend“ anfing, wurde der Günther immer geschnitten. Und mein Bruder konnte das absolut nicht haben, der ging immer „stickum“ mittags zu Bonn spielen. Auf die Straße kamen die ja nicht.

Günther war wohl ein ganz intelligenter Bursche, mein Bruder sagte nämlich immer: „Weißt du, was der kann? Der kann telefonieren von unten nach oben.“ Das hatte der selber ausgetüfelt und zusammengebastelt. Da gab es ja noch nichts, das ist ja alles Gott weiß wie lange her.

Also, Günther hatte mittlerweile geheiratet, wohnte in Venlo, und sie hatten auch ein Kind. Kurz darauf war er gestorben. Jetzt erschien diese junge Frau und erzählte mir, die Nazis hätten den auf dem Gewissen, hätten Günther quasi umgebracht. Die hätten ihn im Konzentrationslager als „Versuchskaninchen“ benutzt und Experimente mit ihm gemacht und zwar durch Injektionen von Tuberkulosebazillen hinter dem Ohr oder sogar ins Gehirn. Solche Sachen hätten sie ihm probeweise eingespritzt. Unter fürchterlichen Qualen sei der gestorben, fuhr sie fort. Schrecklich, nicht! Ich glaube wohl, daß der in Auschwitz war, wo das gemacht worden ist.

Seine Frau fühlte sich verpflichtet, mal zu uns zu kommen, weil mein Bruder immer gespielt hatte bei Bonn, weil wir den Jungen so in Schutz genommen hatten. Mein Bruder war auch bei der „HJ“ (Hitlerjugend), wie Kinder so sind, 12 Jahre alt. Aber der konnte nie haben, daß der Junge verstoßen wurde, der hatte ja niemand mehr zum Spielen, da ging ja keiner hin. Er selbst schlich dann heimlich hinten durch das große Tor in der Mühlenstraße, durfte nur niemand sehen. Günther war jedenfalls schon tot, als seine Frau zu mir kam. Sie ist später mit dem Kind nach Israel gegangen.¹

Ich bin Jahrgang 1914, eine Tochter von Matthias Terstappen, Bäckermeister, Ratsherr, Mitglied der freiwilligen Feuerwehr. Mein Elternhaus war die „Brüdergemeinde“ neben der Gaststätte „Altes

Brauhaus“ von Küppers „Hänneske“. 1913 hatten meine Eltern das Haus von Gebrüder Küppers gekauft. Die drei Gebrüder brauten ihr eigenes Bier, und so hat das Haus noch heute einen schweren Gewölbekeller mit dicken Mauern. Davon ist der Name „Brüdergemeinde“ entstanden.

Im hinteren Teil der Wirtschaft war eine Kegelhahn, die an die frühere Zigarrenfabrik Rappaport & Jongmanns grenzte. Ein Schild zu der Fabrik war im „Jätzken“ neben Küppers angebracht, da das Gebäude nur von hinten zu erreichen war. Später haben Buscher die Produktion fortgeführt.

Mein Vater hatte sein Gelände außerhalb der Stadt über 25 Jahre als Sportplatz zur Verfügung gestellt, dafür waren wir früher Vereinslokal und hatten die Bewirtung am Fußballplatz. Nach einem Streit wurden die Vereine 07 und TSV getrennt.

Wenn meine Mutter sich mal bei Vater beklagte: „Kannst du nicht mal ein paar andere Schuhe anziehen, ich muß mich ja schämen, und die alte Hose ...“, dann sagte der immer: „Och wieso, alle Leute kennen doch Stappes Mattes.“

Ich war immer schon sehr interessiert an der Stadtgeschichte. In einem der Heimatbücher ist eine alte Postkarte abgebildet, also, da war ich ganz versessen drauf. Auf einmal denke ich, was ist denn das? Da steht ja meine Mutter drauf, mit mir an der Hand. Die erkannte ich sofort mit der weißen Schürze. Auf einem anderen Bild steht Frau Buscher mit den Kindern.

Nach dem Ersten Weltkrieg war hier die belgische Besatzung, die Soldaten ließen dann ihre Frauen kommen, und die haben bei meinen Eltern gewohnt. Ich war noch ein kleines Mädchen, und in der schlechten Zeit nach dem Krieg bekamen die Frauen Essen aus ihrer Küche. Ich hab' dann mitgeholfen, den Tisch zu decken, und meine Mutter erzählte, ich deckte immer einen Teller für mich mit. Einer der Belgier hat damals die Postkarte nach Hause geschrieben, und so ist diese Ansicht in Brüssel aufgetaucht.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war ich sechs Wochen alt. Ich meine, ich hätte das später öfter gehört, daß Wilhelm Kauwertz als einer der ersten gefallen ist. Möglich, daß er früher in dem Haus Kehrstraße 43 gewohnt hat. Zu meiner Zeit wohnte in dem Haus gegenüber Hoffstadt die Familie Holtvoeth. Später haben die Konkurs gemacht.

Die Holtvoethmädchen Marianne, Klärchen sowie Erna Kaftan und ich, wir waren die Vier. Ja, wir

hatten alle zusammen bei FrI. Kaftan Klavierstunde, Erna auch. Und dadurch durfte ich immer bei Holtvoeth spielen. Das war ja früher sonst nicht drin mit den Evangelischen.

Rechts neben Holtvoeth war die Sparkasse und daneben das Rathaus. Pauw war Bürgermeister und wohnte bis zu seinem Umzug oben im Rathaus, dahinter hatte er seinen Garten. Ich weiß nicht, wie der in der Nazizeit war, der war doch nirgendwo drin, vielleicht bloß in der „Partei“. Er war nicht sehr beliebt in Kaldenkirchen.

Wie ich hörte, wurde im November 1938 ein Brief der NSDAP „Aktion gegen die Juden“ mit den Namen von Kaldenkirchener Geschäftsleuten am Rathaus angeschlagen, vermutlich in der runden Torfahrt der Sparkasse.

Die Familie Keizer hatte zwei Mädchen, Ilse, die jüngere, Etti, die ältere und einen Sohn Paul, den ich nicht kannte. Die Töchter sind mit mir zur höheren Mädchenschule „Maria Helferin“ am Schwannenhäuser Weg gegangen. Vor der Nazizeit wohnten sie auf der Steylerstraße. Ich hab' da öfter gespielt auf dem Hof, daher erkenne ich beide genau am Gesicht.

Ilse war in meiner Klasse, sie war wie wir alle auch. Ich hab' keinen Unterschied gekannt. Sie war immer schon etwas rundlicher, so hab' ich sie in Erinnerung. Als die weggegangen ist, hat in „Maria Helferin“ keiner Notiz davon genommen, ob sie nun „Jüdin“ war oder nicht. Wir waren alle gleich.

Terporten Toni, der jetzt in Herongen wohnt, war meine erste große Liebe, darum erinnere ich mich gut an ihn zurück. Die jungen Herren konnten alle zu mir ins Café kommen, andere hatten so eine Gelegenheit ja nicht. Schließlich waren wir im besten Alter, 18 bis 20 Jahre. Wir hatten hier ein Techtelmechtel und da. Raus kam ich ja nicht, es konnte nichts passieren, so war das nicht.

Wir hatten ein altes Grammophon mit Platten, und wenn der Kuchen verkauft war, war der Laden leer, dann konnten wir ein bißchen auf „Oh Donna Clara“ tanzen. Ich erinnere mich an Martin Hinzen, Berti Niskens und all' die Sportler, die bei uns ein- und ausgingen.

Viele Leute kannte ich nur vom Vorbeigehen, so auch „die drei Eiseiligen“. Ich erinnere mich, daß die früher immer mitten auf der Straße gingen.

Bernhard Sanders kann ich mir noch so gut vorstellen. Den haben sie immer „so 'n bißchen all veräppelt“, „Pinnes“ nannten sie ihn. Die Kinder

liefen schon mal hinter ihm her. Dann erzählte der und quasselte mit ihnen. „Bernhard hält die Wacht“, ja das stimmt, das ist Original Bernhard. Ich weiß noch, wie es damals die Juxbilder an der Grenze gab, und Bernhard war „so 'n Halbgescheiter“, da haben sie dem die Uniform angezogen.

Ich kann mich noch gut erinnern, wer auf der Kehrstraße gewohnt hat. Beim Kirschen einmachen, in die Flaschen, haben die Nachbarn geholfen. Ja, in Flaschen, Einmachgläser gab es ja nicht, die waren viel zu teuer. Wir hatten 18 Bäume hier stehen und mußten zwei Zentner Kirschen einmachen. Die wurden mit einem Stöckchen in der Hand entsteint und dann einzeln mit dem Finger in die Flaschen gedrückt. Danach wurden die Flaschen verkorkt, versiegelt und in Waschkesseln mit Strohhülsen gekocht. Später zog man die Kirschen mit einem Eisenhaken wieder raus. Das war eine Sensation.

Das ganze geschah bei uns zu Hause, aber die Nachbarn, wie auch die Kinder von Buscher, halfen denn. Die hatten viele Mädchen und wohnten nebenan. Spielen durfte ich da nicht, dabei tat ich das so gern. Die hatten so viel Durcheinander mit den acht Kindern, das war eine richtig originelle Atmosphäre.

Die Kinder kamen zweimal im Jahr nach „Maria Helferin“, und wenn das Geld auf war, kamen sie wieder runter von der Schule, alles im gleichen Schuljahr. Die hatten einen kleinen Zigarrenbetrieb. Kraut und Margarine, Graubrot und sonstige Pakungen von morgens waren noch mittags auf dem Tisch, der Jakob (die Dole) spazierte dazwischen und die Hühner, Mutter war schmuggeln, und Vater trank sich einen, da kann man sich das Milieu vorstellen. Ich fand das so schön in der alten Fabrik bei Buscher, früher Rappaport & Jongmanns. Um die Tabaksäcke nachlaufen, dann um das „Jätzken“ rum und vorne wieder rein. Die Frauen, die den Tabak verarbeiteten, sangen immer so schön. Ich hörte das schon mal, wenn ich die Gasse hinten kehrte oder wenn wir auf dem Hof waren. Jedenfalls spielte ich da für mein Leben gern. Aber wenn ich meine Mutter an der Tür sah, mit der weißen Schürze, oh weh, dann war aber „Matthäi am Letzten“.

Also, mein Vater, das war so ein gut gelittener Bürger und so ein einfacher Mann, aber der wachte immer streng, mit wem ich umging. Er kam dann und fragte: „Was war das für ein Kind?“ Dann sag-

te ich: „Ja soundso.“ „Wo wohnen die?“ „Auf der Steylerstraße.“ „Hm, das hab' ich nicht so gern“, sagte der dann. Der wußte, die Väter gingen dort alle in den „Panneschop“ (Dachziegelei). Obschon, das waren ordentliche Leute. Aber früher war das so, nicht wahr, also da wurde man doch ein bißchen sortiert.

Mein späterer Mann war zwar in der „SA“, politisch aber absolut uninteressiert. Er war gut befreundet mit den Heußens, Peter und Karl, das waren ja die „Macker“ bei der „SA“, und da haben die den angeheuert. Er war Kaufmann, und einer mußte die Geldgeschäfte führen.

Zu der Zeit begann ich mit ihm zu verkehren, ich meine, weiter raus kamen wir sowieso nie. Ja, man sah sich mal in der Wirtschaft. Wenn ich zu meiner Mutter sagte: „Können wir spazieren gehen, 'ne Stunde“, dann sagte sie, „warum, hier seid ihr doch auch zusammen!“ Mit allen Gästen in der Wirtschaft, schön, nicht! Er hat nie Übungen oder so was mitgemacht, hab' ich nie gehört. Aber jeden Abend saßen die in der Bude, hinter dem ehemaligen Gebäude von Holtvoeth, auf dem Hof, in der Fabrik. Da war das „Sturmbüro“, das Lokal der „Standarte“ oder vom „Sturm“, wie sich das nannte. In dem Hauptgebäude, dem „Braunen Haus“, war auch der Sitz der „NSDAP“, da saß Otten, der spätere Ortsgruppenleiter.

Ja genau, da mußte mein damaliger Freund jeden Abend hin. Ich war dann böse, weil der nie erschien abends. Schließlich kam der um halb elf, elf Uhr, da war ich schon mindestens eine Stunde im Bett. Den sah ich oft die ganze Woche nicht, bis mir der Kragen platzte: „Du mit deiner Mist SA, verdöllt noch mal, meld' dich doch ab!“ „Ja, kann ich doch nicht, die steinigen mich, wenn ich das mach'.“

Das waren eine Menge Leute, die in der „SA“ und in der „Partei“ waren, und er mußte die ganzen Beiträge kassieren. Jetzt war der Geldverwalter und mußte jeden Monat ein bis zweimal in Krefeld die Einnahmen abrechnen bei der „Standarte“, oder wie die Organisation hieß, und Rechenschaft darüber ablegen, so hab' ich das in Erinnerung.

Als nun die „Reichskristallnacht“ kam, sagte der zu mir tags zuvor: „Morgen ist hier was Besonderes in Kaldenkirchen. Ich kann da noch nicht drüber sprechen, aber ich bin nicht da.“

Der hatte oft Mittelohrentzündung, und da hat der sich zu Hause ins Bett gelegt und die Mittelohr-

entzündung vorgetäuscht. Der hat nämlich gut gewußt, wenn der beteiligt gewesen wäre an den Schandtaten in der Stadt, hätte der bei Matthias Terstappen nicht mehr reinkommen dürfen. Mein Vater war vollkommener Zentrumsman, immer. Der war nicht in der „Partei“, da mußte man ihm nicht mit kommen. Viele Leute dachten so.

Wir hatten Konditorei, Gaststätte und Café. Da ging dann natürlich die große Geschichte rum. Ja, und der ist zu Haus geblieben. Also, ich hab' mal kurz draußen geguckt, aber das nicht für möglich gehalten. Ein Haus weiter war die Bäckerei van Essen, dann kam Opdenplatz und Hoffstadt. Moses und Julchen hatten sie die Fenster eingeschlagen, die standen vor der Tür, ob sie die rausgeholt haben, weiß ich nicht, und Moses jammerte: „Schieß uns nur tot, dann haben wir Ruh!“

Ich bin denn anschließend reingegangen. Also, das war mir echt zu viel, das war mir wirklich zu viel. Ich war damals noch ziemlich jung, ich bin von 1914 und mein Mann war von 1904 und hab' also noch die ganze Zeit miterlebt.

Es war ja stockdunkel an dem Abend. Die Stadt wurde extra dunkel gemacht für die Zerstörung der jüdischen Geschäfte, die Lampen aus, ja klar. Da sah man nichts, das weiß ich ganz sicher. Denn wir wohnten ja auf der Hauptstraße, da hätte ich bestimmt besser was gesehen, wenn die Lampen angewesen wären.

Ich hab' erlebt, daß die Nazis bei Grunewald das Klavier aus dem Fenster geworfen haben, hier, bei uns gegenüber, neben dem Rathaus, Grunewald, die immer die „90-Pfennigwoche“ hatten. Ja, Ernst und seine Frau habe ich gut gekannt. Sie stammte aus Krefeld und war eine sehr attraktive Frau, das weiß ich noch. Das Klavier flog oben aus dem Fenster. Ich bin nicht lange auf der Straße gewesen, mir war das viel zu schrecklich. Das war nur eine ganz kurze Begebenheit, die sich aber so in mir eingepreßt hat. In dieser Terrornacht waren Grunewalds noch hier in Kaldenkirchen, das ist eindeutig. Es kann sein, daß die dann nach Krefeld gegangen sind. Es war ja doch alles kaputt. Die großen Schaufenster waren zertrümmert, alles lag auf der Straße, ja sicher, alles war kurz und klein geschlagen.

Ich hab' immer Moses und Julchen so nett erlebt. Moses war ein großer, stattlicher Mann. Ich kenn' ihn nur mit Klumpen (Holzschuhen) an den Füßen, wie der zur Zigarrenfabrik Holtvoeth gegen-

über auf der anderen Straßenseite ging. Die Säcke Tabak auf der Schubkarre, die die abgerippt hatten. Julchen seh' ich noch mit ihrer Sackschürze aus Leinen.

Der Tabak war ja ein Dreckzeug. Damals verarbeiteten den ja alle Leute in Kleinarbeit in Kaldenkirchen. Nebenan Frau Hally, die machte das auch. Die hatte eine Tochter, da spielte ich mit. Dann sagte meine Mutter: „Wo warst du wieder, was stinkt du wieder so nach Tabak?“ Und ich hab' das so schön gefunden, weil die Leute doch da Geld für kriegten. Dann hab' ich da geholfen, und ich durfte das gar nicht.

Aber Moses und Julchen, das waren einmalige Leute. Immer so lieb, auch zu den Kindern. Ich weiß, daß sie jedes Jahr ein Kommunionkind ausgestattet haben, weil sie selbst keine Kinder hatten. Gegenüber wohnten Wienen, die hatten zwei Söhne. Auch diese Kinder haben sie unterstützt bei der Kinderkommunion. Das weiß ich ganz bestimmt.

Ich erinnere mich noch, daß beide jeden Abend vor der Tür saßen und erzählten mit den Nachbarn. Vor allen Dingen waren die Wienen gegenüber da, die Frau Backes und auch die alte Oma auf der Kehrstraße. Genau, sie saßen immer vorne vor dem Haus. Moses und Julchen gehörten abends ab acht Uhr zum Straßenbild dazu, mit Sicherheit! Die Stühle etwas zurückgelehnt, ich mein', ich sah' es noch. Das war richtig schön. Auch bei Buscher waren sie alle draußen. Die Kinder konnten auf der Straße Fußball spielen, da kam kein einziges Auto.

Das waren andere Zeiten, da kam es schon mal vor, wie das früher war, daß uns plötzlich die Streichhölzer ausgingen. Mutter sagte: „Geh mal eben für 10 Pfennig bei Julchen Streichhölzer holen.“ Julchen gab mir drei Päckchen Streichhölzer mit allen guten Anweisungen: „Kind, verlier' sie nicht und paß auf“, und es kam mir vor, als wenn sie bei dem Groschen noch ein Riesengeschäft gemacht hätte. Aber es war im Grunde nur eine Gefälligkeit. Da erinnere ich mich noch so gut dran. Sonst hatte ich ja nichts bei Julchen zu tun. Zigaretten, Zigarren hatten wir ja selber. Aber immer hilfsbereit!

Sie hatten auch ein „gutes Zimmer“. In der Woche waren Zeitungen über das Sofa gelegt, die samstags am Feiertag entfernt wurden. Es waren lebenswerte und beliebte Leute, die auf mich als Kind eine große Anziehungskraft ausübten. In der schlechten Zeit, wie die „Juden“ schon verfolgt wurden, seh' ich sie noch immer hinten herkommen. Moses

kam bei uns in die Konditorei, und Vater gab ihm dann in seinem Fläschchen den Schnaps und den Spargel. Ich war froh, daß die Leute bei uns von hinten reinkommen konnten, wo sie keiner sah.

Dann erinnere ich mich an „Pirap“, Jakob Hoffstadt, einen Bruder von Moses. Ich kenn' den jüngeren, wie der mit dem Bündel von Ziegen-, Schaf- und Kaninchenfellen kam. Der hatte immer das „Pöngeljedöns“ mit solchen Sachen oder so dreiviertel Stoffen, die der verkaufte. Ein ziemlich großer Mann war das, den seh' ich noch.

An die Beerdigung von Julchen Hoffstadt kurz nach den Verwüstungen Ende 1938 kann ich mich nicht erinnern. Ich habe das anschließend nicht bewußt erlebt. Der Termin ist wahrscheinlich nicht öffentlich bekanntgegeben worden, und deswegen ist niemand mitgegangen. Möglicherweise ist der Sarg mit einer Karre zum Friedhof gefahren worden.

Jedenfalls könnte das schon sein, daß die alten Leute wie auch Josef Sanders und Moses Hoffstadt aus Gram bald darauf gestorben sind. Die haben sich ja halb umgebracht deswegen. Man stelle sich vor, da kommt auf einmal so eine Meute, macht jahrelang solch einen Terror und schlägt einem ahnungslos den ganzen „Rummel“ kaputt. Da muß man sich mal in ihre Lage versetzen.

Das waren alte resolute Kaldenkirchener, die keiner Fliege was zuleide getan haben. Später hat man die bei Lion oder Simon zusammengetrieben, das haben die nicht mehr verkraftet. Daß die sich vor Kummer ins Grab legten, ist für mich klar, das kann ich mir wirklich vorstellen. Mit Sicherheit ist das so gewesen.

Auch die Zwangsarbeiterinnen in der späteren Konservenfabrik, hinten bei Transcosmos, wo Terporten Toni im Büro war, durften offiziell nichts in den Geschäften kaufen. Die Gebäude stehen nicht mehr. Während des Krieges mußten die russischen Frauen dort arbeiten. Sie kamen immer hinten rum, die durften nicht offen vorne bei uns rein.

Vater hat den Leuten immer zwei oder drei Zigaretten gegeben. Er war bei der Feuerwehr. Eines Tages ist die Firma Stein & Haus abgebrannt, und Vater war bei den Löscharbeiten beteiligt. Die ganzen Zigaretten in großen Kartons, die hießen Delta Extra, das vergess' ich nie, die waren „klatschnaß“, konnte man ja nichts mehr mit machen. Vater hat die denn geholt, ein paar Waschkörbe voll, und die haben wir im Backofen getrocknet. Jetzt war das Papier wohl vom Wasser etwas umrändert, aber der

Tabak war noch gut, in der schlechten Zeit, wo es nichts mehr gab, das war eine Sensation. Da hatten wir Dauerkundschaft.

Wir waren auch in Kaldenkirchen die einzigen, die Mittagessen ausgaben. Wir hatten ein Schild „Gutbürgerlicher Mittagstisch“ und dadurch ständige Kostgänger. Ich meine, früher war das nicht, da kamen ein paar Vertreter und ein paar Chauffeure, die abends hier vor der Grenze lagen oder Leute, die auch bei uns übernachteten. Außerdem hatten wir wohl jeden Mittag „Penner“ (Landstreicher), zwei oder drei. Die bekamen Essen, und zwar Kartoffeln, Gemüse und Sauce. Fleisch brauchten die ja nicht. Und obendrein erhielten alle noch ein paar Zigaretten. Das kann sich keiner vorstellen, wie die Leute glücklich waren. Also, da erinnere ich mich gerne dran. Das sind alles alte Erinnerungen, die sind aber schön.

Von der Prominenz mußte ja jeder in der „Partei“ sein, die ganzen Fabrikanten aus Bracht. An den dicken Brimbges kann ich mich noch genau erinnern, Laumanns, van Eyck, alle waren da drin. Nur nannte sich diese Gruppe NSKK (NS-Krafftahnerkorps). Die hatten alle ein Auto, und darum waren die da organisiert. Einmal im Monat mußten die eine Pflichtversammlung bei uns in der „Brüdergemeinde“ im „Sälchen“ abhalten. Was da nun echt geschah, ob die auch strammstanden, weiß ich nicht. Auf jeden Fall, es war ein großer Aufruhr, der Standartenführer kam, das „hohe Tier“ aus Krefeld.

Ich stand hinter der Theke, da kam der rein, mit zwei Adjutanten, also, sie kriegten sich nicht mehr ein vor lauter Wichtigkeit, weil sich alles nach ihnen umguckte. Nach einer halben Stunde kam der wieder aus dem „Sälchen“ zurück. An der Seite war bei uns die Tür vom Flur, hier war die Theke, ich stand dahinter. Kam der rüber, bestellte irgendwas zu trinken und sagte auf einmal zu mir: „Kennen Sie mich nicht?“ Und ich, vor lauter Schreck, kann ich bald sagen, beeilte mich zu antworten: „Nein, wüßte ich nicht!“ „Sie kennen mich ganz genau“, ließ der nicht locker. „Wüßte ich wirklich nicht, nein!“ Als wenn der Kaiser von China kam, so ein Aufsehen erregten die. Kam hinter die Theke und sagte zu mir: „Wissen Sie, wer ich bin, ich bin der Brockeker!“ Das werd' ich nie im Leben vergessen. Da war das der „Brockeker“, Auslieferungsfahrer bei einer ganz „oseligen“ Firma in St. Tönis. Die fabrizierten nur Lakritz, Bonbons und Studenten-

futter, „so 'ne Fünfpfennigskram“ in Tütchen. „Ich bin der Brockeker!“ , wiederholte der, und da hab' ich den plötzlich erkannt. In der schneidigen Uniform sah das ja anders aus. Und all die hohen Herren, die Fabrikanten, zitterten, ob sie stramm genug standen. Konnte man sich kaputt lachen. Das werd' ich nie vergessen, das ist nicht zu fassen: „Ich bin der Brockeker!“ , sagte der einfach so. Ja, so war das.

Mein Mann und ich waren noch nicht verheiratet, da ließ er mich eines abends zur Grenze kommen und sagte: „Wenn du Morgen Mittag um zwei Uhr von mir was hörst, hat alles gut geklappt.“ Da wußte der schon über den Einmarsch in Holland am 10. Mai 1940 Bescheid. In derselben Nacht mußte er mit zwei Feldwebeln die holländische Barriere aufmachen. Er war bei der „Grenzschutz“, die lagen in „Maria Helferin“. Der Grenzschutz war ein Bestandteil der Wehrmacht.

1939 wurde der aus dem Sauerland vom Urlaub zurückgerufen mit Janssen Hans, Beamter der Kreisverwaltung. Die beiden waren befreundet und wurden eingezogen zu einer Übung nach Osterode. Anschließend sind die immer Soldaten geblieben, und zwar zuerst hier an der Grenze. Zu der Zeit war Dr. Matthias Wieland noch nicht ihr Vorgesetzter, das war erst nachher in Belgien, als er der Major meines Mannes war.

Jedenfalls bekam mein Mann den Auftrag, am Schwanenhaus die Schranken zu öffnen und die holländischen Beamten gefangenzunehmen. Die waren natürlich schon längst abgehauen. Dann hatte der den Befehl, das holländische Postamt in Venlo zu besetzen und alle Telefonleitungen bis dahin zu unterbinden.

Da geschah folgendes: Ich hatte unten am „Venloer Berg“ eine gute Bekannte mit einem Lebensmittelgeschäft, die mir während des ganzen Krieges gut geholfen hatte. Bevor die Grenze zu war, konnte ich da jederzeit ins Geschäft. Aber die half auch nachher, als die Grenzen schon dicht waren. Die vollen Taschen nahm ich in Empfang, und die leeren gab ich rüber, wenn die Posten nicht geguckt haben.

Jetzt mußte mein Mann ausgerechnet da die Telefonleitungen kappen, morgens um sechs Uhr, das muß man sich mal vorstellen! Jetzt kam der da rein, da war meine Bekannte entsetzt: „Was tust du denn bei mir?“ Mein Mann sagte: „Ich wäre am liebsten in den Erdboden versunken, ich bin bald verrückt

geworden!“ Das wär' ganz was Furchtbares gewesen.

Die Taschen voller Lebensmittel, die ich von dort bekam, konnte ich in der schlechten Zeit nicht mal bezahlen. Das Geld war ja nichts wert. Das bekam ich auch noch alles umsonst. Und mein Mann dringt da ein, als ob er die gar nicht kennt und bricht zum Dank dafür die Telefonverbindungen ab. Das hat mein Mann so oft erzählt, das war für den ganz unwahrscheinlich gewesen.

Ja, mein Mann war so ein Kleiderschrank, aber wenn später nachts bei uns was los war, dann mußte ich immer aufstehen. Der hat kein Mal die Tür geöffnet, wenn es nachts bei uns geschellt hat. Ja, das war schon nicht so einfach, und so kann ich mir das mit den jüdischen Bürgern genauso vorstellen.

Ich kann mich noch gut an den Bombenangriff auf der Kehrstraße erinnern. Da sind vier Bomben gefallen: Auf die Ecke bei Grunewald (heute Dresdner Bank), bei Holtvoeth auf den Hof, mitten drauf, beim Metzger Thelen auf den Hinterhof und hinten bei Buschmann. Danach sah das verheerend aus bei uns auf der Straße, alles war verwüstet.

In der Nacht zog durch Kaldenkirchen die gespannte Artillerie (von Pferden gezogen). Ich stand an der Tür mit Willi Merle, es war Mitternacht, und ich sagte zu ihm: „Willi, geh nach Haus, kannst Morgen wiederkommen.“ War mal ein eifriger Verehrer von mir, ein prima Kerl. Ach, das hätte ich gar nicht gedurft, um Gottes Willen, der war doch evangelisch, nicht. Das wäre ja ein Staatsverbrechen gewesen damals. Mit Irmgard Merle war ich auch befreundet immer.

Ich ging nach oben und wollte ins Bett, da dachte ich, was ist das, was da am Himmel steht und leuchtet wie ein Christbaum, und bums, es fielen Bomben. Ich lag auf der Erde, die Decken fielen ein, die Türen und Fenster flogen raus.

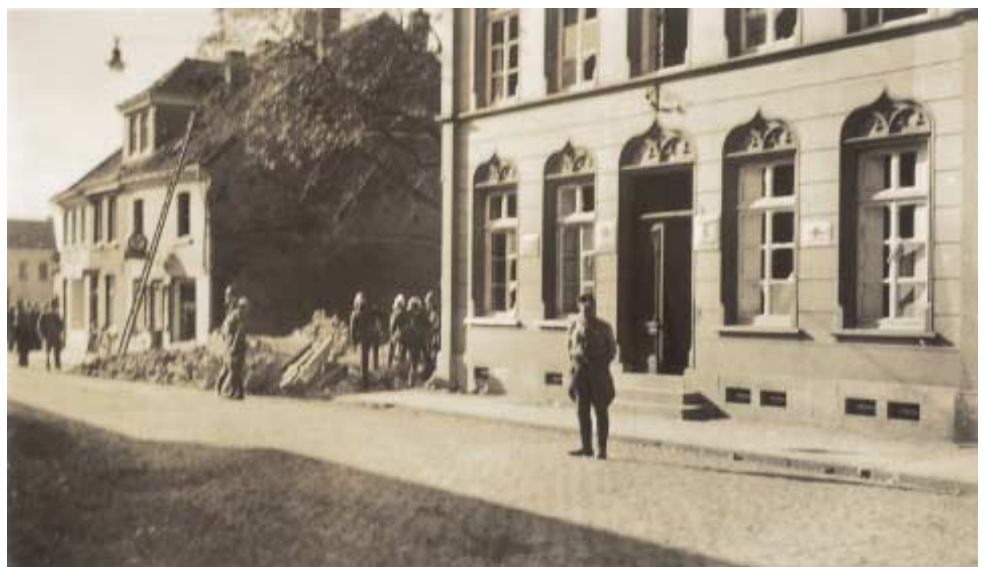
Bei uns wohnten zwei deutsche Offiziere, die hier in dem Bereich einquartiert waren. Vor dem Einmarsch in Holland am 10. Mai 1940 hatten wir ja hier all die Soldaten. Jeder hatte hier Einquartierung. Schmidt-Lappen hatten zwei Offiziere, darunter einen Zahnarzt, die spielten beide vierhändig Klavier jeden Abend bei uns, und wir hatten Bombenbetrieb. Wir konnten die Kurve nicht mehr kriegen. Wir hatten zwei Mann Bedienung in der kleinen Wirtschaft, weil jeder Soldat eine Tasse „Muckefuck“ kriegte, den billigen Kaffee, und ein Stück Kuchen, ohne Lebensmittelmarken. Da kam



Zerstörter Gebäudekomplex von hinten. (288)



Links zerstört das ehemalige Wohn- und Kaufhaus Elias und Ernst Grunewald. (289)



Rechts das „Braune Haus“, Sitz des Ortsgruppenleiters, rechts neben dem Eingang das Schild der NSDAP. (290)



Ein letzter „Deutscher Gruß“ für die Opfer. V.l. Sitz der NSDAP, Sparkasse, Rathaus, das ehemalige Geschäft Grunewald. (291)

der ganze „Flugplatz von Venlo“. Mein Vater hatte Verständnis: „Ach, die armen Jungs, wir brauchen keine Marken. Das werde ich schon machen, das bißchen, was auf den Tortenboden geht.“ Die Kir-schen hatten wir selber, und dann klappte das. Oder der hatte einen Mandelkuchen gebacken, nach Kriegsart, auf jeden Fall, der schmeckte. Und durch die Musik war Bombenstimmung bei uns, das kann sich jeder wohl vorstellen.

Diese Soldaten, die lagen alle in der Stadt. Und in der Nacht, wie der Einmarsch in Holland war, da fielen die Bomben, und auf der Straße zog das Mi-litär durch. Den „Spieß der Kompanie“ (Feldwe-bel) hatten wir im Haus.

Ich kam von oben herunter und hörte nur: „Hil-fe, Hilfe, hier, hier!“ Plötzlich fühlte ich auf der Schulter jemanden, der sich aufstützte bei mir, und ich sackte fast in die Knie, so schwer war der Mann. Ich hab’ den dann in die Küche geschleppt auf ei-nen Stuhl, hab’ eine Kerze angemacht und dann im Kerzenschein gesehen, daß die ganze Hose an einem Bein blutrot war. Der hatte einen Splitter in den Oberschenkel gekriegt.

Zunächst war ich kopflos, was tun. Ich hatte mal einen Rote-Kreuz-Kursus mitgemacht, hab’ dann erst mal Schubladen aufgezogen, suchte Kordel oder ähnliches, da fiel der Rummel schon auf die Erde. Dann hab’ ich die Bänder einer Schürze ge-nommen und das Bein oberhalb der Wunde, so gut ich konnte, abgebunden. Inzwischen machten sich schon ein paar andere bemerkbar, krochen in der Wirtschaft herum, verwundet. Einem quoll das Blut so aus dem Stiefel, ein anderer hatte die Därme aus dem Bauch hängen. Ich sehe es noch. Daraufhin hab’ ich Handtücher genommen, aneinander ge-knotet, und mein Bruder im Backstubendress hat den auf die Schulter genommen und zum Kran-kenhaus getragen.

Die ganze Zerstörung kam von der Bombe bei Holt-voeth auf dem Hof, und die Soldaten zogen ja ge-rade durch. Alles war kaputt. Durch diesen Angriff ist auch Gottlieb Assenheimer bei Küppers in der Wirtschaft schwer verwundet worden und hat sein Bein verloren. In dieser Nacht ist das passiert. Inzwi-schen war mein Vater hinzugekommen und drängte ständig: „Bitte, bitte, kommt in den Keller!“ An-schließend schleppte er zwei Mann nach unten. Wir wußten doch nicht, was los war. Keiner erkannte in dem Augenblick, daß es sich um Bomben handel-te, die von Flugzeugen abgeworfen worden waren.

Der „Spieß“ hielt mich krampfhaft fest und sag-te immer: „Bitte, bitte, bitte, lassen Sie mich nicht alleine!“ Ich hätte das um alles in der Welt nicht fertiggebracht und blieb an seiner Seite. Ich hab’ noch nie jemanden so in Not gesehen. Was der Mann für eine Angst hatte. Er ist in der Nacht noch nach Kleve gekommen, mit all den Verwundeten auf Lastautos, ausgelegt mit Stroh.

Später hat er mir mal zu Weihnachten einen sehr netten Brief geschrieben und sich für die Hilfe be-dankt. Er schickte mir eine Vorstecknadel mit drei kleinen Rosen. Der letzte Satz unten in seinem Brief fiel mir diese Nacht noch ein: „Nehmen Sie bitte diese drei kleinen Rosen als Erinnerung an einen Soldaten, der stets in Dankbarkeit an Sie denken wird.“ Das war ein Schauspieler des Dresdner Stadt-theaters, ein älterer Mann schon, der aber dann ausgeschieden ist. Hatte aber doch sein Bein durch den Bombenangriff auf Kaldenkirchen verloren.

Mein Vater sagte zu mir: „Ich hab’ ja den Ersten Weltkrieg erlebt, aber das habe ich noch nicht ge-sehen.“ Dann sagte er: „Komm, wir gehen noch mal nach draußen, ob wir vielleicht noch irgend-wo helfen können.“ Auf der Straße war ein heillo-ses Durcheinander, man stieß nur gegen Trümmer und Gerümpel. Plötzlich trat ich auf was Weiches. Ich zündete ein Streichholz an und ... stand bei Frieda Zimmer auf dem Arm, ihr fehlte der Kopf.

Bei van Essen im Schaufenster lagen zwei so hin-ten rüber, und in dem „Gewurschtel“ in der Tür lag Dückers Heinz, schwer verwundet, und einer aus der Straße, der auch tot war. Ich bin dann völlig entnervt reingegangen und hab’ zu meinem Vater gesagt: „Das kann ich nicht mehr, also, das ist zu-viel.“ Nein, also das ganze Getümmel da!

Es war ein schöner Tag gewesen, die Mädchen waren alle draußen auf der Straße, da wurde ge-sungen und die Soldaten mit Lampen beschienen, als das aus heiterem Himmel passierte. Und Abelen haben nichts gemerkt, nein, die haben das kaum wahrgenommen in der Nacht, höchstens einen Knall gehört, und dann war das vorbei. Die waren da nicht von betroffen. Im Krankenhaus war kein einziger Arzt, Dr. Lueb hat auch nichts gewußt. Also das war furchtbar.

Ein Kalendertag spielte in unserem Leben zur damaligen Zeit eine größere Rolle und zwar der 26. August. An dem Tag wurde mein Mann 1939 ein-gezogen, an dem Tag haben wir 1941 geheiratet und an dem Tag 1945 kam mein Mann als einer

der ersten zurück, da war der Krieg aus. Alles am gleichen Tag.

Sofort wurde er mit Lehrer Winand Cappel und Dückers Ronimus (Hyronimus) eingesperrt, weil er in der „SA“ gewesen war und bei den Nazis mitge-macht hatte. Ja, die wurden als Kriegsverbrecher bezeichnet. Die saßen hier 14 Tage im Gefängnis, sonst war da niemand eingesperrt. Drei richtig „Unösele“ könnte man wohl sagen, wenn man die drei gekannt hat. Allenfalls könnte man die als ein „bißchen Mitläufer“ bezeichnen.

Die Heußens kamen zurück, da hat sich kein Mensch mehr gerührt. Dabei waren die doch die großen „Macker“ in Kaldenkirchen, „Sturmbann-führer“ und was weiß ich alles. Von einer Internie-rung dieser Brüder hab’ ich nie was gehört. Faig war bei der „Gestapo“. An Karl Otten kann ich mich jetzt genau besinnen, der war doch bei der Post, mit Dezelzki. Otten hab’ ich gut gekannt, das weiß ich. Das war hier damals der „Hauptmatador“.

Mein Mann ist nie politisch in Erscheinung ge-treten und war der kleine „Schütze Piefke“, der mußte. Es gab hauptsächlich ein Thema, worüber man sich mit dem unterhalten konnte! In unserer Gaststätte, wenn der mal laut wurde, ging es nur um Fußball, und sonst hab’ ich den nie gehört.

Dabei hab’ ich so viel Streit mit dem gehabt we-gen der „SA“, das nutzte nichts. Der sagte nur: „So-bald ich jetzt kapituliere, hängen die mich auf, das kann ich nicht machen, die hängen mich auf.“ Wenn der einfach nicht hingegangen wäre, wär’ da auch nichts von gekommen, aber das war eben nicht so, da war der viel zu bang für. Mein Mann hatte ja das „braune Hemd“ und mußte mitmar-schieren. Zu den Dienstübungen brauchte der nicht, weil er die Geldgeschäfte machte. Aber die Uniform hatten die, wenn mal irgendwo eine Kundgebung war, dann mußten die da erscheinen.

Hier in Kaldenkirchen wurde die Inhaftierung veranlaßt durch Beumer Jupp und van Essen Gott-lieb, die zwei waren die „Macker“. Ich bin zur Kom-mandantur gefahren und wollte bescheinigt haben, warum mein Mann inhaftiert war, da hatte ja in-zwischen jeder wieder ein Anrecht drauf. Darauf-hin haben die mir erklärt: „Haben wir nichts mit zu tun, ist Sache Ihrer Polizei!“ Hier bei der Polizei hieß es: „Haben wir auch nichts mit zu tun.“

Also, Beumer und van Essen waren die zwei, die das damals gemacht haben. Beumer war früher Leiter des Grenzkommissariats, den hatten die Na-

zis amtsenthoben, das stimmte, und nach dem Krieg war der wieder in seine alte Stellung gekommen. Mein Schwiegervater war ja vor der Nazizeit selbst bei der Polizei in Kaldenkirchen. Meine Schwiegermutter war befreundet mit Frau Hansen vom Gefängnis, wo die drei saßen. Ich wollte denen Essen bringen in der schlechten Zeit, wir hatten ja noch ein bißchen mehr. Da hat Beumer das untersagt, obschon der bei meinen Eltern die Steuerberatung machte, das war ein großes Theater. 14 Tage dauerte das, und mein Mann hatte Angst bis dorthinaus nach dem verlorenen Krieg.

So wie ich das in Erinnerung hab', kann es sein, daß die Grabsteine auf dem alten jüdischen Friedhof an der Jahnstraße in der Nazizeit umgestoßen worden sind. Dann ist der Krieg gekommen, und die sind liegengeblieben oder zum neuen jüdischen Friedhof gebracht worden.

Ich weiß nämlich, die „SA-Leute“, darunter auch mein Mann, direkt nach dem Krieg noch „Nazi-verbrecher“ genannt, mußten die Grabsteine aufsetzen. Ich meine, der hatte eigentlich das Allerwenigste damit zu tun, aber einer mußte es ja machen. Da wurde dieser neue Friedhof für die „Juden“ freigegeben. Ich weiß, mein Mann hat mir gesagt, das wäre ihnen viel zu viel Arbeit gewesen, sie hätten die alten Grabsteine irgendwo abgekippt und meistens vergraben. Ich meine, die müßten auf dem neuen Friedhof in der Erde verbuddelt sein, weil die da alle gelegen haben. Mit Sicherheit liegen die auf dem Friedhof unter der Erde. Ich gehe ein- bis zweimal im Jahr dort hin.

Als Strafe mußten die Männer außerdem an der Chaussee nach Breyell die Bäume fällen und entfernen. Außerdem mußte jeder sechs Meter „schöpfen“. Hansen, der Polizist, kam nachmessen. Das war eine richtige Gaudi. Auch Koenen Jupp mußte schöpfen, der war auch später dabei. Alles, was mit der „Partei“ zu tun hatte. Viele ließen sich das von anderen gegen Bezahlung machen, so weiß ich das noch.

Es ist eine Schande, daß die ganzen Bürger unserer jüdischen Gemeinde umgebracht oder vertrieben und damit vollkommen ausgemerzt worden sind in Kaldenkirchen. Bürger, die eigentlich, wie auch Siegfried Sanders, nur anderen Leuten Gutes getan haben, nicht wahr! Wenn die Kunden nicht ihre Anzüge bezahlen konnten, erhielten sie die Ware anstandslos auf Raten. Das weiß ich von einer ganzen Menge von Leuten, ja, das kann ich

bestätigen, weiß ich ganz genau. Auch daß Siegfried Sanders bei der Ausstattung von Kommunionkindern geholfen hat, weiß ich ganz bestimmt.

Wir haben immer Beziehungen zu den jüdischen Bürgern gehabt, sonst hätten meine Eltern mich ja nicht zu Devries am Kirchplatz einkaufen geschickt. Ich kann mich noch sehr gut an Metzger Simon Devries erinnern, und daher weiß ich auch, daß die Leute keine Kinder hatten. Auch bei Simon Sanders auf der Bahnstraße kauften wir ein. Es hatte auch nichts mit Geschäft auf Gegenseitigkeit zu tun, Devries sind nie zu uns in die Wirtschaft gekommen. Wir hätten nicht in „jüdischen Geschäften“ zu kaufen brauchen. Sicherlich haben sie gutes Fleisch gehabt, sonst hätten meine Eltern mich nicht dahin geschickt. So ist es doch gewesen. Nein, bei uns wurde nie davon gesprochen, daß die was Besonderes oder was Anderes waren als wir. Wir haben die als alte Kaldenkirchener Bürger betrachtet, wie jeden anderen auch.

Allerdings wurden Unterschiede gemacht, wie auch bei meinen Eltern, besonders mit den Evangelischen, da gab es schon Spannungen. Auf dem Hof wurde bis zu einer bestimmten Grenze gespielt, dahinter war „evangelischer“ Hof. Quatsch, nicht, war das nicht Unfug? Für mich war das im Grunde dasselbe, und so habe ich das auch früher empfunden.

Die Familie Gustav Sanders wohnte auf der Steylerstraße. Lina habe ich noch gekannt, auch weiß ich, wie die geheiratet hat. Furchtbar alles, was da mit denen passiert ist. Da darf man gar nicht mehr drüber nachdenken. Mein, Gott, was sind die Leute doch von einem schweren Schicksal getroffen worden. Wie man so was machen kann! Ja, so ist das im Leben gewesen. Das ist eine traurige Sache, wirklich traurig. Was will man machen?

Aber, das muß ich ehrlich gestehen, also, wie ich das erlebt habe, als junge Frau, hab' ich immer gesagt: „Wenn das gerecht sein soll, dann glaube ich nicht, daß es noch einen Herrgott gibt.“ Und ich war mir sicher, später, wenn es mal eine Zeitlang her ist, dann werden wir da noch von hören, das hab' ich auch immer gedacht!

1. Eva-Hilde Noach mit Sohn Rami, Beer Sheva (Seite 243).

Lydia Ginditzki

Was mir heute so leid tut: Die Nazis kamen zu mir, wir gingen einfach auf den Speicher, und die hängten die Hakenkreuzfahne oben aus dem Dachfenster. Das waren Angehörige der „Partei“. Wer es genau war, ich kann das nicht mehr sagen. Ja, sicher, nur weil bei uns gegenüber die Synagoge stand. Die Fahne hat da eine ganze Zeit gehangen, nachher hab' ich sie weggetan. Also, da fühle ich mich schuldig, aber sonst bin ich mir keiner Schuld bewußt.

Meine Mutter war sehr gut mit den Sanders-Kindern aufgewachsen, Julchen war ihre allerbeste Freundin, die Frau von Moses Hoffstadt. Ich freue mich so sehr, die auf dem Bild noch mal wiederzusehen. Moses kenn' ich aber nicht mit dem Bart, der hatte nur immer einen Schnäuzer.

Julchen, Julchen, und das ist Lina? Ach, du liebe Zeit! Das ist Sally, ihr Bruder, und das ist ihre Hochzeit. Ach, Lina, Lina, wie glücklich, nicht! Hier saß ich in der höheren Töchterschule, und da saß Lina. Wenn ich mal was nicht wußte, dann ging ich zu Lina abschreiben. Dann war mir wieder geholfen.

Meine Mutter hieß auf hochdeutsch Luise (Ginditzki), auf platt nannte man die nur „Haasen Luisken“. Ja, Julchen war ein todguter, todbraver Mensch. Wenn „Schabes“ (Sabbat) war, brachte sie „Luisken“ ein Paket „Matzen“, das vergaß sie nie. Wenn meine Mutter wüßte, was da passiert ist, die würde zuviel kriegeln und sich im Grab umdrehen.

In der Bäckerei Siemes, Kehrstraße, ging ich früher Brot holen. Daneben waren Moses und Julchen, so 'n kleines Häuschen mit einem ganz kleinen Lädchen. Wenn wir von der Bäckerei nicht durch die Stadt gehen wollten, gingen wir hinten raus, und kamen in „de länger Muerkes“ aus, dann am Marktplatz und waren schon zu Hause.

Jakob Hoffstadt, genannt „Pirap“ war der Bruder von Moses. Der war Händler und zog mit einem Bündel, zusammengehalten durch Kordel, von Bauer zu Bauer und verkaufte dort seine Ware. Seine Schwester Frieda war Näherin, kreuzbrave Leute. Also, hätte man meiner Mutter was Schlechtes von den ganzen Hoffstadt-Kindern gesagt, dann hätte man Streit mit ihr gekriegt. So gut war die darauf zu sprechen.

Die Synagogenstraße, in der wir früher wohnten, war nur so'n kleines Sträßchen. Das Elternhaus meiner Mutter war das alte Haasen-Haus Synagogenstraße 2 an der Ecke Bahnhofstraße, alles Ei-

gentum. Wir wohnten nebenan in dem Haus Nummer 4, und gegenüber war die Synagoge. Daneben kamen Gottfried und Katharina Inderelst (Nr. 3) und das alte Sanders-Haus mit den vielen Kindern (Nr. 5), in dem später Emil Simon und Bernhard wohnten.

Die Haasen hatten fünf bis sechs Kinder, und die Sanders, Salomon und Adelheid, hatten elf Kinder, die sind zusammen aufgewachsen. Die Haasen-Jungen sprachen alle „jüdsch“, nur „jüdsch“, weil die mit den Jungen von Sanders auf der Synagogenstraße groß geworden sind, wir waren doch Nachbarn.

Ich weiß, auf der anderen Ecke der Synagogenstraße, neben Houben, lebte Rosa Sanders, die Tochter von Samuel Sanders, mit ihrer Mutter. Die hatten ein kleines Lädchen mit Rauchwaren, das Fenster hing voller Post- und Ansichtskarten. Eines Tages erschien Jacob Cahn, und den hat Rosa denn auch geheiratet. Nachher hatten sie auch ein Kindchen, aber ich hab' das nicht mehr so in Erinnerung, ich weiß nur, wie der Junge klein war.

Hinter dem Haus von Cahn, an den Hof anschließend, war auch gleichzeitig der Eingang zur Synagoge. Also, wenn man reinkam, ging links die Treppe hoch nach oben zum Balkon. Unten waren links und rechts die Bänke. Ich meine, eine Wand sei mit einem hebräischen Spruch beschriftet gewesen. Es kann auch sein, daß ein Bienenkorb mit Bienen draufgemalt war, das fällt mir so ein, ja. Das Gebäude hatte große runde Fenster, in die wir vom Schlafzimmer aus reinsehen konnten.

Ich kann mich erinnern, an hohen Festtagen hatten die jüdischen Bürger während der Gebetszeremonie große weiße Gewänder an. War der Gottesdienst zu Ende, wurde meine Mutter geholt, ich durfte mit, und wir haben die Kerzen ausgeblasen in der Synagoge. Das haben die selber nicht getan.

Jakob Lion war Vorbeter, und wenn „Schabes“ war oder die Hohen Feiertage, seh' ich ihn immer noch eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes bei der Stadtschänke Larberlette stehen, mit einem Buch in der Hand, wo er auf und ab marschierte. Er wartete intensiv, wahrscheinlich auf die Sanders von der Bahnstraße, oder auf die letzten, die ein bißchen unpünktlich waren. Jedenfalls ging er auf und ab bis die kamen, dann fing der „Sabbat“, das Gebet an. Anfang der vierziger Jahre hatte man ihm einen großen „Judenstern“ verpaßt, den mußte er anlegen. Dann stand er da und hatte seinen „Stern“ davor, da wurde er zu gezwungen!

Hinter der Synagoge zum Marktplatz hin wohnte später Emil Simon mit seiner Frau Frieda und Sally. Frieda war eine geborene Sanders, die Schwester von Julchen (Hoffstadt) und Bernhard, der mit ihnen zusammen wohnte. Sie war eine ganz hübsche Person, stattlich und zog sich auch immer gerne fein an.

Ich sprach vom Beten: Zu jeder Tages- und Nachtzeit war ich bei Simon, und wenn die gegessen und gebetet hatten, die benutzten dazu so bestimmte Riemchen, nahmen sie das Gebetbuch und küßten es.

Emil Simon war Viehhändler, der fuhr jede Woche zum Viehmarkt und brachte das Vieh mit. Hierfür hatte der auf dem Hof einen Kuhstall. Ansonsten war auf dem Hof nicht mehr viel Platz, da stand ein großer, alter Birnbaum, und vor dem Baum war ein ganz kleines Häuschen, das Schlachthaus, in dem nur „koscher“ geschlachtet wurde.

Zu diesem Zweck kam der alte Simon Devries aus dem Haus am Kirchplatz, an dem noch heute der Kuhkopf hängt. Der hatte eine blendend weiße Schürze um, und auf der Seite hing das Messer zum „koscher“ schlachten. Aber das war ein komisches Häuschen. Oben am Balken war eine Rolle angebracht mit dicken Seilen. Das Vieh wurde umgeworfen, festgemacht, und, ich mag nicht dran denken, mit dem Messer getötet. Also, das mußte „rein“ sein, das Fleisch.

Später hatten sie ein Schlachthaus am Marktplatz, daneben war unser Garten. Das war nun schon mit „Komfort“, also besser eingerichtet. Dort wurden die Rinder auch nicht so umständlich behandelt. Dagegen dieses kleine Schlachthaus, weiß ich mich nur zu erinnern, mit dieser Rolle und so, also nein, das habe ich als schrecklich empfunden. Wahrscheinlich war das mehr ein Ritual.

Frau Devries war immer eine feine Dame, die trug einen Schmuck und stellte schon was dar. Eine ganz echte Modedame war Emma Grunewald. Oh weh, oh weh, wenn die zum Gotteshaus kam, gab es was zu sehen. Das war eine richtige Dame von Welt, wie man das früher hatte, schick, elegant, mit hohen Absätzen, ein keckes Hütchen auf! Das Kaufhaus von Grunewald hatte erst Elias, der Vater von Ernst und den Geschwistern. Das weiß ich doch noch, da habe ich mal eine wunderbare Strickjacke bekommen.

„Bernhard, trek die Kaar, du trekst sie wunderbar, bruks net te deue, die löp von alleen, Bernhard du treks die Kaar.“ So haben die Kinder früher ge-

sungen. Die waren immer mit ihm dran, und er hatte sich daran gewöhnt. Ja, die liefen schon mal hinter ihm her, aber er war nun mal ein Original von der Synagogenstraße.

Bernhard machte Einkäufe, und vor allen Dingen, montags morgens, kann ich sagen, da war was los auf dem Hof. Dann standen da so zwölf Paar Schuhe oder mehr, die mußte Bernhard putzen. Aber dann war was gefällig, huh, dann hat der geschimpft und getobt, daß er die alle putzen mußte.

Auf dem Klassenfoto steh' ich ganz rechts, direkt vor Sally Simon, meinem Nachbarn (Seite 154). Er hält den Kopf ein bißchen schief. Auf dem Bild sind Lotte Brieze, Erika Seibel, Ilka Strauß und meine Vettern Dr. Erich Haasen, Zahnarzt, der im Krieg gefallen ist und Walter Haasen. Die Lehrerin Fräulein Brühl war die Tochter von einem Gasmeister. Die „Kaftäner“ (Kinder der Familie Kaftan) waren in mehrere Klassen verteilt.

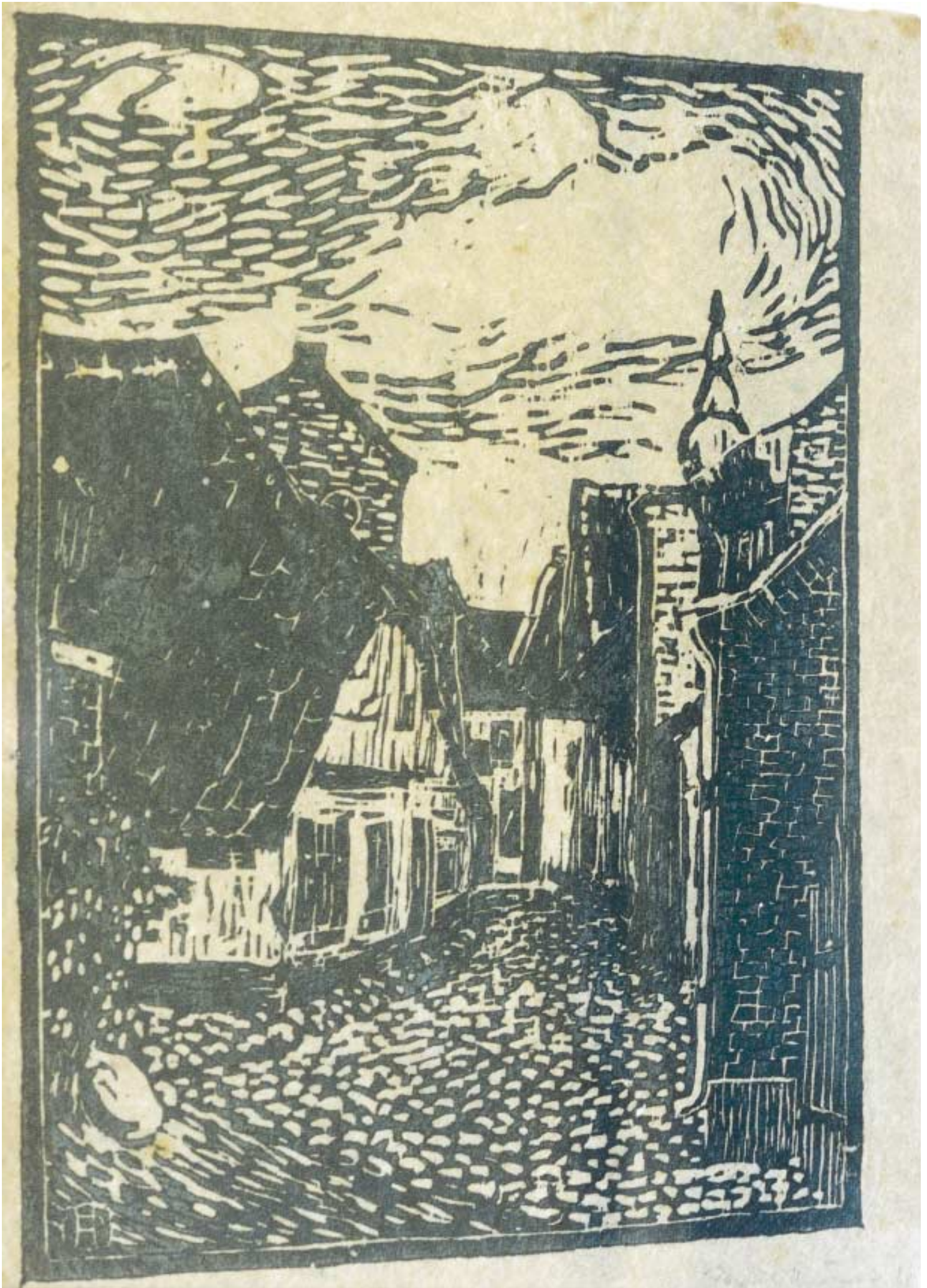
Sally Simon hatte ein Motorrad und Max Lion auch. Max hatte ein Kind, ein schönes Mädchen. Und die ist auch umgekommen? Meine Güte nein, meine Güte nein!

Frau Sanders auf der Bahnstraße war eine tüchtige Verkäuferin in der Metzgerei. Die beiden Söhne Albert und Julius waren mehr Viehhändler. Auch Siegfried war ein todguter Mensch, ein feiner Mensch war das. Ich hatte aber keinen näheren Kontakt mit ihm.

Das war eine innige Freundschaft zwischen den „drei Eiseiligen“. Jeden Tag, den Gott erschaffen hat, zogen die drei zur Leutherstraße bis oben hin und dann kehrt marsch wieder zurück. Versammlung war um sechs Uhr nachmittags, aber jeden Tag derselbe Gang, spazieren nach der Arbeit.

Bei der Zerstörung der Synagoge im November 1938 war ich natürlich vorwitzig und hab' oben an meinem Fenster geguckt. Also, das war ja nun nichts Alltägliches. Ich kann mich auf Einzelheiten nicht mehr besinnen, aber natürlich haben die Nazis die Dachziegel runtergeschmissen, die Dachbalken durchgesägt, wie das so bei einem richtigen Abbruch ist. Eine Menschenmenge hatte sich gebildet, kann ich sagen, von denen, die an der Zerstörung beteiligt waren oder aber zugeguckt haben. Die „Hauptmatadore“, die denn auch was von ihrem Handwerk verstanden, waren wohl der Leven und die Heußen.

Daß die die Synagoge so ohne weiteres abrechen konnten! Ja, es war furchtbar, es war etwas



Synagogenstraße, „Paul Heimen 21, alte Gasse, Orig. Holzschnitt“, rechts mit dem Türmchen die Synagoge. (292)

Außergewöhnliches, da waren einige dafür und andere empört. Aber die durften ja nicht laut werden, nicht, die mußten ja den Mund halten. Das durfte man nicht offen zeigen, da war man auch zu gescheit für, denn sonst hatte man die am Hals. Ja, es war schlimm, sehr schlimm!

Ich bin früher in die evangelische Kirche gegangen. Da ist nie etwas gegen die Nazis gesagt worden. Ich glaube, dafür hatten die auch zu viel Angst. Pastor Matthaei, weiß ich, der war nicht dafür, aber der mußte ja auch den Mund halten.

Karl Otten war ein Gegner der jüdischen Bürger. Er war ein guter Fußballspieler wohl, aber ansonsten ein großer Feind.

Vor der Verschleppung mußten alle jüdischen Bürger den „Judenstern“ tragen. Bei unseren Nachbarn Simon „lag ich platt“, und jedesmal, wenn ich ihnen begegnete, erging es mir so. Also, das war ein Empfinden, wir waren alle verstört, weil wir doch mit ihnen aufgewachsen waren. Es waren ja Menschen, die uns nie was getan hatten und dann auf einmal das. Wir waren alle wie vor den Kopf geschlagen. Die haben selbst den Mund nicht aufgemacht, die waren bange. Die liefen herum wie geduckte Mäuse und konnten es am allerwenigsten begreifen.

Helene Heinen

Siegfried Sanders war immer ein charmanter Mann, ehrlich!

Ich bin am 29. November 1915 zur Welt gekommen. Ja, aber man wird alt. Ich war auch mal eine charmante Frau. Weil ich in der Modebranche tätig war, ich hatte Kostümnäherin gelernt, da konnte man sich nicht hängen lassen.

Siegfried bleibt Siegfried, das war ein toller Mann. Siegfried, Eugen Küppers und Paul Kauwertz! Die Freunde waren zu dritt: „Ein Protestant, ein Jude und ein Katholik.“ Die kamen immer zusammen, gingen spazieren, wir wohnten ja Venloerstraße 25, Stapp hoch, da gingen die runter, bis zum Trappistenkloster. Das waren drei treue Freunde. Eugen, Siegfried und Paul waren doch untrügerisch feine Menschen, absolut.

Die Mutter von Siegfried, Mina Sanders, hab' ich gut gekannt. Meine Tante Anna Schouren, Fährstraße (Hock) war eng mit ihr befreundet.

Roosen und Lankes wohnten früher, wie wir, neben der Stappstraße. Das war die Schmugglergasse, es geht da hoch bis nach Holland. Dort kamen die Schmuggler mit Säckchen unter'm Arm bei uns vorbei, in der Dunkelheit zogen die hoch bis auf die holländische Seite, direkt an der Grenze, und dann kamen die wieder vollbepackt bei uns herum.

Das waren die Großschmuggler. Die packten dann aus, nicht einmal, oft, aber nie haben wir die dabei erwischt. Unser Schuppen hinter dem Haus ging auf den Stapp, auch unser Klo hatten wir da. Morgens fanden wir dann Packpapier: alles ausgepackt, neu verstaut und umgebunden, so gingen die zur Bahn. Mit dem Frühzug morgens nach Gladbach, Düsseldorf, und wer weiß, wo die her kamen. Wenn meine Mutter ein neues Schloß drauf machte, das war direkt wieder geknackt, ob wir ein Schloß drauf hatten oder nicht, immer machten die sich da zu schaffen, da kannten die nichts. Aber nie ein Stückchen Schokolade oder ein Päckchen Zigaretten oder Tabak liegen lassen, nie. Das waren die Grossisten.

Meine Mutter, Heinen Lena (Helene), geb. Terhaag, hat bei Julchen und Moses Hoffstadt auf der Kehrstraße gewohnt, als sie jung verheiratet war. Die hat da gerne gewohnt, davon hat sie oft erzählt. Wenn Julchen flott kochen mußte und hatte irrtümlich das Fleisch in den falschen Pott getan, dann hat die gezetert und geweint.

Daraufhin sagte meine Mutter: „Wat mäk'se môt dat Fleesch?“ „Dat künne wer net earte, Lena, dat schmiet ich wech.“ „Nä, dann jev' et mich maar.“

Das hat die uns immer erzählt, das vergess' ich auch in alle Ewigkeit nicht. Das war ja ein Fanatismus, den die hatten, eine Besessenheit oder deren strenge religiöse Erziehung, die aßen einfach nicht das Fleisch, das die entgegen den Glaubensregeln gebraten hatten.

Wie oft hab' ich bei den alten Lion das Gas angebracht, als wir in der Nachbarschaft auf der Venloerstraße wohnten, neben Meertz Engel (Engelbert). Das hab' ich nicht einmal, sondern oft gemacht. Bertha stand an der Tür, eben die Ecke rum in der Fährstraße, wartete und paßte eine von uns ab. Die durften samstags, am Sabbat, kein Gas und kein Feuer anmachen. Das empfanden die als Sünde, war gegen die Vorschriften ihrer Religion.

Ich weiß auch noch genau, über der Haustür hatten sie die „Bundeslade“. Das war so 'n kleines Hornröhrchen, da war die drin „gefrimelt“. Das war denen ihr ein und alles, durfte kein Christ berühren. Haben wir aber getan, haben bloß geguckt, ob dann was passiert. Mal eben so gefühlt, nichts passiert, alles Quatsch, was für Blagen!

Wie ist es den jüdischen Mitbürgern damals ergangen, den hauptsächlich Betroffenen? Schlimm, das war gar nicht zu beschreiben. Die hatten doch schon immer Angst, von Natur aus war der „Jude“ ängstlich. Wenigstens haben wir das so empfunden. Die hielten sich zurück, das waren verschüchterte Menschen. „Juden“ waren für uns Menschen, die wir genauso behandelten und beachteten wie jeden anderen auch.

Bei den „Juden“ haben wir immer eingekauft, die Metzger hatten das beste Rindfleisch. Zu Lion gingen wir schnell, wenn irgendwas vergessen war. Die hatten Kolonialwaren, Salz, Zucker und im Schuppen Petroleum. Siegfried Sanders war immer derjenige, der Anzüge belieferte, der gab Kredit. Aus dieser Zeit stammen die Kleiderbügel, die ich noch von ihm habe.

Aber als nachher die Hetze begann, das Kessel-treiben der Nazis, wurde es schon dramatischer, da gingen wir auswärts in die Stadt. Das ist eine schwere Sache gewesen damals für alle, aber die „Juden“ waren betroffen, das waren die ärmsten, und warum?

Unsere Mutter hat lange bei „Juden“ gewohnt, und zwar gern. Die hat immer betont: „Wir haben

wunderbar da jehohnt, an 'et Denkmal.“ Es ist eine Schande, das kann man gar nicht begreifen, aber das sind Sachen, die sind tatsächlich passiert. Das wurde man alles hinterher gewahr, und da war es zu spät.

Unsere Mutter, die war bang. Sie war früh verwitwet und hatte sieben Kinder, darunter meinen Bruder Willi. Die sagte immer: „Kinder, Kinder, seid vorsichtig. Die spaße möt nix, die spaße möt nix!“ Meine Mutter war erfahrener als wir und sah das mit anderen Augen. Außerdem hatten wir Heußen Pitter im Rücken, den „Sturmbannführer“, und Karl war noch 'ne Schlimmere.

Die Nazizeit war eine spannende, eine gefährliche Zeit. Ich war damals bei der Bahn dienstverpflichtet, und als ich dahin kam, mußte ich höllisch aufpassen und viel lernen. Dazu wurde ich zur Reichsbahnschule abkommandiert, nach Godesberg.

Zuerst habe ich die Schaffnerin im Zug gemacht, nachher war ich dazu nicht mehr in der Lage. Anschließend war ich beim Betriebsamt in Mönchengladbach und habe mit den Kollegen den Lautsprecher für die Ansage der Züge bedient. Die Zugleitung war nicht im Bahnhof, hatte aber damit zu tun.

Ich hab' schon ein interessantes Leben mitgemacht und so viel in meinen „Dubbel“ drin kriegen müssen, als das damals mit der Bahn begann, telegrafieren habe ich noch gelernt. Der alte Krampen war Bahnhofsvorsteher. Ich sagte: „Herr Krampen, das lern' ich nie.“ „Das lernen Sie, gucken sie mal, das kann ich mit 'm Hintern.“ Da stellte der sich so hin, und tatsächlich telegraphierte der mit dem „Arsch“. „Das ist nur alles Übung, Fräulein Heinen.“

Auf dem Betriebsamt saßen nur schwere Nazis. Mein Vorgesetzter war Oberinspektor Ohlig, eeeiin Naaazi, ein Großmaul, der wollte die ganze Welt regieren: „Alles hört auf mein Kommando!“ Solche Beamten behaupteten sich. Wenn ich nicht zum Feierabend „Heil Hitler“ sagte, dann lief der mir mit einem Lineal nach, und wenn der mich erwischte, kriegte ich einen gezogen. Ja, ich mußte sagen „Heil Hitler“, wenn ich raus ging. Das war mir zu lächerlich, das hab' ich überhaupt nicht getan, die wußten alle, wie ich eingestellt war. Ich war kein Kirchenläufer, ich war auch kein Nazi. Wir lebten nur einfach so drauf los, wir waren jung. Aber das war gefährlich, das wußten wir ja gar nicht, daß die so fanatisch waren.

Ein „Stürmer“-Kasten befand sich in Kaldenkirchen in der Nähe der evangelischen Kirche, da konnte man immer die neuesten Hetzparolen lesen. Ja, das war so. Auf der Wand der Genossenschaft, gut sichtbar zum Bahnhof stand: „In Kaldenkirchen grüßt man nur mit Heil Hitler.“ Das war überall. Transparente wie: „Schenk dem Führer zum Geburtstag ein Kind“, gab es auch in Gladbach, da war ich ja stationiert. „Schenk dem Führer ein Kind!“ „Ja, dem ham 'mer jet jepiffen, dem ham 'mer jet jepiffen, de Führer!“

Bei uns war keiner Nazi eingestellt. Aber was wollte man machen, die hätten uns doch glatt weggeschickt.

Bei Lappen, Hühnerfarm am Brucher Kapellchen, kriegten wir immer Setzeier. Er ein echter Nazi und sie, ein bißchen „Mittläufer“, oder so ähnlich. Meine Mutter schickte mich, die Setzeier holen, da stand die vor mir, das vergesse ich auch in alle Ewigkeit nicht: „Heinen kriegen bei uns keine Setzeier mehr!“ Ich sagte: „Darf man noch wissen warum?“ „Ja, das dürfen Sie. Ihr Bruder hat die Fahne der SPD getragen.“ Ich sagte: „Und das ist alles?“ Ja, und dann bin ich nach Hause gegangen, meine Mutter und ich, wir haben uns kaputtgelacht. Da kann man mal sehen, wie weit die gingen. Wir kriegten keine Setzeier mehr für unsere Hühnerchen, was das eine kindische Diktatur war!

Unsere Mutter war fanatisch katholisch. Wir mußten als Kinder immer zur Kirche, auch in der Fastenzeit, zur Fastenpredigt. Wir mußten, und das haben wir auch getan! Die Schule sorgte dafür, daß wir morgens in die Kirche gingen, sonst bekamen wir Strafarbeit auf.

Was war das eine spannende Zeit trotzdem. Furchtbar, da muß man noch immer mal drüber nachdenken. Aber das wußte ganz Kaldenkirchen, daß Heinen „Zentrumsleute“ und keine „Braunen“ waren. Wir gingen zu sehr zur Kirche, das war das erste Zeichen. Nicht freiwillig, unsere Mutter, die trieb uns. Wir waren ja alle fromm katholisch, nicht nur meine Mutter, unser ganzer Stamm, einschließlich Tanten und Verwandten.

Bei uns gab's eigentlich keinen Haß, aber daß das System nicht gut war für die Katholiken, das wußten wir alle. Daß die uns angreifen wollten, das wußte jeder, da waren wir alle direkt hintergekommen.

In der Kirche oder katholischen Gemeinde gab es nie irgendeine Reaktion auf die Nazis. Wir haben nie das Thema berührt, die hatten alle Schiß.

Das gab es gar nicht, daß in der Kirche was gesagt wurde, die hätten sie doch direkt abgeholt und weg. Die Kirche würde sich sehr hüten, dagegen zu strömen. Auch in den Anfängen ist nichts geschehen, damals zu Beginn dieser verhängnisvollen Bewegung.

Wir hatten mal einen Pastor, der trug eine Armbanduhr. Den hat die ganze Kirche ein bißchen für „bekloppt“ gehalten, weil der so modern war. Ich war später auch kein guter Kirchgänger, wir waren zu sehr beschäftigt. Wir gingen nur sonntags, unsere Mutter sorgte dafür. Soweit ich zurückdenken kann, sind Hakenkreuzfahnen nicht in der Kirche gewesen. Die hatten genug andere Fähnchen, die mit den Heiligenfiguren. Unsere Mutter hatte Heiligenbildchen, unsere Kommunionbilder. Wir kriegten, wenn wir zur Kommunion gingen, jeder so ein schönes großes Bild, das wurde im Wohnzimmer aufgehängt, alle reihum. Eines Tages, ich war da schon ein bißchen erwachsen, da kam auch mal so ein „Lelbeck“, der sagte: „Warum hängt hier nicht der Führer?“ Ich sagte: „Sehen Sie die Tür da, raus! Wir hängen noch auf, was wir wollen!“ Der hat sich schnell verdrückt.

Aber das ist so gewesen, da geh' ich auch nicht von ab. Es war eine Diktatur, die haben wir nicht gebilligt. Wir ließen uns nicht in unserem Glauben beeindrucken. Meine Mutter sagte immer: „Dat kann net jut joan möt denne. Die den Glauben angreifen, ob das protestant ist oder katholisch oder jüdisch, die können gar nicht weiterkommen.“

Man war vorsichtig sowieso. Wir hatten den „Sturmbannführer“ der „SA“ hinter uns wohnen, Heußen Pitter. Die Heußens haben früher auf der Stappstraße gewohnt, das ist lange vorbei. Heußen Pitter war aber nicht der schlimmste Nazi. Der Bruder Karl, der war schlimmer, vor allem rabiater. „Pitter, dat jing noch, aber Karl, das war ein grooßer Schnauzmann, 'ne große Schnauzmann, jawohl.“

Wir gingen hinten aus dem Schuppen raus und kamen bei Heußens aus. Eines Morgens kommt meine Mutter und sagt: „Da, nu is Lisa ooch verrückt jehworden. Dat sät för mech: ‚Heil Hitler, Frau Heinen‘. Ich bin doch noch net jeck.“ Da waren die mittendrin, in der Blütezeit des Nationalsozialismus, und nachher waren die so richtig am Wirbeln, „dat Lisa woar am Überschnappen“, Frau Heußen. Und der Karl war ein ganz „fieser Möpp“. Wir haben den gekannt, wär' ich keinen Schritt mit

über gegangen, da war ich bang vor, vor Karl. Aber er hat nie was getan, das muß ich dabei sagen.

Ich bin wach geworden damals, im November 1938, als die die Geschäfte der Bürger demoliert und die Synagoge zerstört haben, das hat mich wacherüttelt, kann man sagen. Ich habe entsetzt mit Herrn Kraayvanger vor Siegfrieds Geschäft mit den zertrümmerten Scheiben gestanden. Das war für mich das Schlimmste, anzusehen, wie die Velours-hüte in der Gosse im Dreck lagen, und ich konnte keinen aufheben und zurückbringen, was ich gerne getan hätte.

Aber bei Schreibwaren Breit, an der Kirche, gegenüber Siegfrieds Geschäft, waren welche von der „Gestapo“ als Zivilisten untergebracht, da sagte man „Jeheime“ zu. Kurzias Maria, Samenhandlung, gegenüber Jansses Leiken (Leonhard), hatte auch ein paar Gestapoleute in Quartier. Das wußten wir alle. Das Büro der „Gestapo“ war auf der Kanalstraße. Aber die waren so verteilt, die Kerlchen, und so gut aufgehoben in Privathaushalten. Auf dem Kaldenkirchener Bahnsteig hatte die „Gestapo“ alles im Auge. Die liefen da immer herum, aber ich kannte den Bahnhof besser als die.

Otten Karl, das war 'ne „fiese Möpp“. Habe ich gehört, also ich weiß nicht, inwiefern. Unsere Mutter war so vorsichtig, die wußte mehr als wir, die mußte mit den sieben Kindern besonders aufpassen. Eines Tages war man weg vom Fenster. Das sind Dramen, die darf man sich gar nicht mehr vor Augen führen.

Die Beschimpfung von Else Lion auf dem Bürgermeisteramt muß wohl Gehässigkeit gewesen sein („Macht die Fenster auf, hier stinkt's!“). Oh ja, da saßen die Fanatiker, die Pöstchen kriegten wir doch nicht, dabei waren wir genauso schlau wie die. Der Bürgermeister war eigentlich ein feiner Mensch. So Gewöhnlichkeiten trau' ich dem nicht zu.

Hedi (Hedwig), die Tochter von Else und Max Lion fuhr jeden Tag mit dem Zug, die „Juden“ mußten nach Gladbach zur Schule. Da war die Dorfjugend hinterher, hinter den Judenkindern.

Die Dorfjugend! Ja, das glaub' ich. Das waren Flegel, die hatten das große Sagen. Der Schlimmste war „Bongerts Clim der sinne“, (Sohn von Bongartz Clemens), das war der größte Flegel aus Kaldenkirchen, ein fieser Bursche. Wenn Hedi vom Bahnhof nach Hause ging, haben die sie gehänselt, zogen sie an den Haaren, nahmen der den Tornister weg, zogen ihr die Schleife aus dem Haar,

wo die so dran kommen konnten, immer wurde sie belästigt, will ich mal sagen.

„Och ja, dat woar en lekker Kenk, dat Hedi. Die hab' ich oft an 't Händchen jepackt“, so wie ich aus dem Zug stieg, wenn ich meinen Dienst beendet hatte, „komm“, und hab' für die „Börschkes“ gesagt: „Noch eeeiinmal, dann schlag ich euch windelweich.“ So hab' ich Hedi in Schutz genommen. Und wehe ...!

Die Burschen hatten Schieß vor mir, ich schlug nämlich um mich: „Paßt bloß auf, Freunde!“ Ich hatte ja damals noch die Schaffnerinnenuniform an, war noch nicht im Innendienst, ich war wer, ich war richtiggehend geschult. Dann hab' ich das Kind mit nach Hause genommen, ich wohnte ja auch auf der Venloerstraße.

„Dat kleene Mäuschen, dat war immer so 'n schüchtern Kind. Wat wollen dann so 'n Kenger, wenn so 'n Horde kommt. So 'n Blagen, wat will dann so 'n Einzelkind? Do op dat foto is 'et janz nett! Da kann ich bald net henkieke, naar Hedi, so richtig treue Augen hat dat Kenk.“ (Seite 156).

Ich verbrachte immer meine Ferien bei meiner Cousine in Bayerwald und hab' zu meiner Mutter gesagt: „Wenn ich nach Bayerwald fahr', nehm' ich die kleine Hedi mit.“ Dazu ist es aber nie gekommen. Meine Mutter sah in der schlimmsten Zeit nicht gerne, daß wir verreisten. Ich weiß, daß die „Juden“, auch Hedi, den „Judenstern“ tragen mußten. Das war nach der Zeit, wo ich sie vor der Dorfjugend beschützt habe.

Während des ganzen Krieges war ich bei der Reichsbahn beschäftigt. Wir mußten uns hüten, da konnte man nichts sagen, wir waren auf Verschwiegenheit vereidigt.

Der Ohlig war aus Rheydt: „Heil Hitler“, und wehe, wenn wir nicht laut und deutlich antworteten. Der lief uns mit dem Lineal nach und schlug uns auf die Rippen. Das haben wir noch als Scherz angesehen, das war für uns gar nichts Wichtiges. Das haben wir lächerlich gefunden, für jeden Schitt „Heil Hitler“ zu sagen, das gab es denn ja nicht. Aber es war eine schlimme, spannende Zeit. Man wußte nicht, was kommt da auf uns zu.

Eines Tages kam ich in Dalheim in die Nähe eines Waggons auf einem Abstellgleis und hörte plötzlich Geräusche. Ein Raunen und Zittern. Neugierig, wie ich als Kind schon immer war, ging ich näher heran und hörte, daß da Menschen drin waren, und es war bitter kalt, es war bitter-

kalt! Da kam direkt ein Beamter: „Suchen Sie was Bestimmtes?“

„Die leete die glatt do bevreesee“, erfrieren, das ist nicht zu glauben. Das war im Krieg, als ich bei der Bahn war, der Waggon war abgestellt. Nein, das waren keine Kriegsgefangenen, damit gingen die „feiner“ um. Ich wußte nicht, wer da drin war. Aber ich glaube, die Menschen zitterten vor Kälte. Es war grauenhaft, das anzuhören. Und sofort kam ein Beamter mit der Leuchte und hat mich vertrieben. Ich durfte das gar nicht wissen. Ich wußte mir auch keinen Reim daraus zu machen, aber daß es Menschen waren, und keine Kühe, das war mir klar. Ich hatte einen Vierkantschlüssel, damit konnte ich alles öffnen. Ich habe es aber nicht getan. Ein Aufpasser stand praktisch in der Nähe, und das war gefährlich!

Die Konzentrationslager hat man uns verschwiegen. Das bin ich erst nach dem Krieg gewahr geworden. Da wurden wir erst aufgeklärt.

Die „SA“ kam immer zusammen bei Heußen Pitter, Stappstraße, hinter uns. Zu der Zeit mußte ich einer Organisation der „Partei“ angehören.

„Ja, wat hat 'r dann för Gliederungen?“, weil ich zu Hause selbständig war. Für „Frauenshaft“ oder „BDM“ (Bund deutscher Mädels in der Hitlerjugend) war ich entweder zu alt oder zu jung. „Ja, wat hat 'r dann noch?“ „Jut, werd' ich Rote Kreuz!“ „Um Joddeswille“, sagte meine Mutter, „du kanns doch ja kin Blut sehen!“ „Och“, ich sag', „et wird wohl jar nicht so bluten.“ Und ob es geblutet hat!

Martha Rietz (geb. Heimen) war unsere Bereitschaftsführerin beim Roten Kreuz, eine patente Frau, bei ihr mußten wir eine Prüfung ablegen. „Joddeswille“, wiederholte meine Mutter, „du kanns doch ja kin Blut sehen!“ „Tja, Mam, muß ich mich verkneifen!“

In Kaldenkirchen sind die ersten Bomben Pfingsten im Mai 1940 gefallen, da war „Fräulein Heinen“ im Einsatz. Meine Schwester und ich waren in der Bombennacht unterwegs und haben unheimlich „Dusel“ gehabt. Auf der Seite der Kirche zur Kehrstraße hin war alles kaputt. Wir standen auf der anderen Seite und haben bei Abelen Zuflucht genommen. Meine Schwester haben die sofort in den Keller gezogen, ich kam nicht mehr so weit und stand wie zur Salzsäule erstarrt in der Tür bei Abelen Kathrinchen, als die Bomben fielen. „Himmel, Hamel, Kniptang!“

Vorher die Soldaten, die Pferde, der Einmarsch



Hektische Betriebsamkeit auf der „Straße der SA“/Ecke „Hermann-Göring-Straße“ (heute Kehr-/Ecke Grenzwaldstraße) nach dem Bombenangriff 1940. (293)

nach Holland. Ich sagte noch zu meiner Bekannten: „Warum haben die all’ die Lampen unten?“ Die hatten die Leuchten unter den Wagen baumeln, das deutsche Militär, beim Durchzug Richtung Grenze. Das war doch ein gefundenes Fressen.

Und richtig, wir standen bei Abelen: „Was ist denn das?“ Eine ganze Traube Leuchtkugeln am Himmel. Wir ahnten aber nicht, was das bedeutete. „Was ist das, was kann das sein?“ Ich sagte noch mit meinem „duseligen“ Kopf: „Nachher kommt ein dicker Knall, dann wissen wir’s!“

Ich hatte es kaum ausgesprochen, da hörte ich nur eine Explosion, eine Detonation, ohrenbetäubend. Abelen Kathrinchen zog meine Schwester in den Keller, und ich stand zur Salzsäule erstarrt und konnte mich nicht mehr rühren. Mitten in der Stadt, hinter der Kirche zum Denkmal hin, war alles kaputt, viele Tote und Verwundete, und vor der Kirche standen wir, an uns war der Kelch noch mal gnädig vorüber gegangen. Bei Stelkens, Schnapsbrennerei, war unser Luftschutzkeller, dort bin ich in der Dunkelheit mal in einen Misthaufen gefallen.

In dieser Nacht hat Gottlieb Assenheimer sein Bein verloren, ich hab’ das mitbekommen, ich hatte anschließend Dienst im Krankenhaus. „Wie die

dem da an ‘t aafschrubbele woare, fing es bei mir an zu läuten“, klappte ich zusammen, mußte ich raus, ich kam einfach nicht dagegen an. Doktor Hans Lueb war so ‘n Kleiner, auch ein Forscher. Zu dem sagte ich: „Herr Doktor, et hät kene Zweck!“

Der drückte mir nur sein Tablett in die Hand, ich mußte dem assistieren. Wir gingen von Zimmer zu Zimmer, die Kranken, die Verletzten versorgen, nachdem die Bomben soviel Unheil angerichtet hatten.

Bei Fräulein Sommer waren zwei Mädchen, eine war direkt tot, die andere hatte den Arm verbunden. Der Doktor: „Wickeln Sie die Hand mal ab, machen Sie mal auf!“ Ich öffnete den Verband, da fiel der kleine Finger so runter, und schon fing es wieder an zu „läuten“ bei mir, wurde mir schlecht, mußte ich gehen. Der nahm sich die Schere: „Nu bleiben Sie hier, bleiben Sie hier, halten Sie das Tablett“, sagte der Doktor. Schnitt der den Finger ab, der nur noch an einer Faser hing, das vergess’ ich nie.

Ich komm’ nach Hause, da sagte die Mutter: „Kenk, trek doch de Kittel uut!“ „Ja, Mutter, wat soll ich dann, in de Frauenschaft joan, oder wat soll ich?“ „Trek doch de Kittel uut, du kanns’ et

doch jar nich verdrare.“ Ich konnte das wirklich nicht vertragen, ich war nun mal keine geborene Krankenschwester.

Heußen Pitter war 1945 nach dem ganzen Fiasco sehr klein geworden, später war aber wieder landoben. Das war ja so, schließlich wurde der nach dem Krieg in den Stadtrat gewählt. Diejenigen, die den aufgestellt haben, hatten auch „en schwarz Jäcksen“ an. Die sind durch die „Zensur“ (Entnazifizierung) gelaufen, haben die „Wiedergutmachung“ gemacht, da hat das geklappt, nicht wahr. Was will man machen?

Wir kamen nach dem Krieg nach Hause, meine Bilder, meine Alben lagen direkt im Dreck. Bei uns hatten Schweine gehaust. Warum weiß ich nicht, sicher, weil das Kreuz noch hing.

Unsere Mutter hatte immer Heiligenbildchen, alle unsere Kommunionbilder an der Wand. Ach, du lieber Gott. Unsere Mutter, die war fromm, fanatisch fromm, das ist auch nicht gut. Aber die Frau hat auch viel mitgemacht, dann muß man im Glauben Halt finden können, und da hielt die sich dran. Mein Bruder Hubert ist im Krieg gefallen, noch keine 18 Jahre alt. Das war eine schlimme Zeit.

Neben dem Friedhof wurden früher Menschen

beerdigt, die nicht mit den Sakramenten versehen gestorben sind, die Selbstmord verübt hatten, Selbstmörder. Die wurden ganz für sich beigesetzt.

Ein Mädchen kannte ich sehr gut. Ihr Verehrer war Protestant, die durften nicht heiraten, das Mädchen war katholisch. Protestant und Katholik. Da hat der Protestantenjunge sich in der evangelischen Kirche an den Gashahn gelegt. Und das Mädchen ist in den Breyeller See gegangen, die war bildhübsch. Das war in meiner Jugendzeit. Das Mädchen wurde in Kaldenkirchen auf dem katholischen Friedhof abseits beerdigt, lange hat die da gelegen. Am Draht. Diejenigen, die Selbstmord verübten, galten noch weniger als Tiere. Aber andere Menschen kaputtzuschießen war egal, so was Paradoxes.

Das war schlimm, das waren liebe Leute, unsere ehemaligen jüdischen Bürger.

Gisela Hergett

Ich bin eine Tochter von Robert Roggendorf und wurde im März 1921 in dem Haus Bahnhofstraße 55 geboren, wo ich bis zu meiner Hochzeit 1943 wohnte. An dieses Haus ist 1903 das Haus von Simon Sanders angebaut worden. Wir hatten immer ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis zu Sanders. Nie gab es irgend etwas Negatives zwischen uns. Wir kauften bei Sanders ein, holten da Fleisch, und sie kamen zu uns in den Laden. Wenn ich Gehacktes holte, drehte Frau Sanders das Fleisch nicht durch einen „Wolf“, sondern hackte das Fleisch mit zwei Messern so lange, bis das klein war.

Am Wochenende kauften abwechselnd mal Siegfried, Jakob oder einer der Brüder große Schachteln Pralinen, ließen sich die schön einpacken und schenkten die ihrer Mutter. Der „Sabbat“ (Sams-tag) war ja ihr Sonntag.

Wir hatten zu der Zeit unser Lebensmittelgeschäft, und hinter dem Hof war die Schmiede. Meine Großeltern verkauften zuvor Eisenwaren, Herde, Öfen und Petroleumlampen. Meine Mutter hat dieses Geschäft bis nach dem Krieg geführt.

Siegfried Sanders und unser Pastor Jan van Nooy setzten sich zusammen wenn Kinderkommunion war und überlegten, wer von den Kindern einen Anzug nötig hatte, deren Eltern das Geld dafür nicht aufbringen konnten. Pastor sagte dann: Die und die Leute haben kein Geld, denen müssen wir unter die Arme greifen. Siegfried spendete dann die

Sachen, oder die beiden haben sich das geteilt.

Bernhard Sanders kann ich mir noch gut vorstellen. Er war von kleiner Statur und zu meiner Zeit schon älter, aber immer gut aufgelegt. Das war ein Kinderfreund, wir haben immer ein bißchen mit ihm „rumgefeixt“, nicht böseartig. Er war ein Original, immer lustig, immer nett zu Kindern, der war immer mit ihnen dran. Ich habe den sonst als ganz normal empfunden, aber wie gesagt, der hatte immer Kinder um sich. Der muß wohl sehr kinderfreundlich gewesen sein, denn er zog die förmlich an.

Bernhard wohnte bei seiner Schwester hinter der Synagoge, in der ich einmal mit Thelen Luzie (Frau Eikelberg) drin gewesen bin. Wir mußten damals auch werktags täglich zur Schulmesse. Luzie und ich gingen an dem Tag zusammen und haben rumgetrödel. Auf einmal kamen wir an der Synagoge vorbei und hörten den Gesang. Die jüdischen Mitbürger hatten Gottesdienst, und als wir das hörten, sind wir beide reingegangen. Nach einer Weile kam Herr Lion, faßte uns sanft an und sagte: „Kinder, geht nur nach draußen!“ Das sagte er so ganz treu.

Eigentlich wollten wir den Gottesdienst mitmachen, uns das mal ansehen, denn sonst war die Synagoge ja verschlossen. Zu der Zeit war ich noch Kind, als die Synagoge stand, und die Bürger ihre Andacht halten konnten. Anschließend kamen wir natürlich viel zu spät in der katholischen Kirche an, woraufhin die anderen Kinder über uns lästerten, weil es den Anschein hatte, als hätten wir verschlafen. Das sind alles so Erinnerungen.

Als der alte Herr Sanders im Oktober 1937 starb, hat mein Vater Robert ihn mit beerdigt. Dadurch hat er Schwierigkeiten gehabt. Sie haben ihn anschließend dienstverpflichtet nach Merseburg, wo er in den Leuna-Werken arbeiten mußte, und Mutter stand mit dem ganzen Geschäft und allem alleine. Ja, das war aufgrund genau der gleichen Geschichte wie bei Bäcker Willi Küppers, wo ja kein Brot mehr gekauft werden durfte. Er hat jedenfalls an der Beerdigung mit den Kaldenkirchenern teilgenommen, die sich ebenfalls dazu verpflichtet fühlten.

Vater hat immer gesagt: „Daß ich nach Merseburg gekommen bin, ist Otten Karl und ‚Päuwken‘ schuld.“ „Päuwken“, sagte der immer zu Dr. Bernhard Pauw, dem damaligen Bürgermeister. Ich glaube, daß der Ursprung auch war, jedenfalls hat Vater das immer so erzählt, eine Äußerung zu ir-

gend jemandem, den er begleitete: „Wir backen noch kleinere Brötchen als 3-Pfennigs Brötchen.“ Das muß wohl einer der Gründe gewesen sein, daß der Pauw den daraufhin so in die Zange genommen hat.

Vater sprach ja laut, weil er schlecht hörte, der hatte vom Ersten Weltkrieg das Trommelfell kaputt von einer Kanone. Ich betone nochmals, er hat das immer so dargestellt, und warum sollte er auch lügen: „Daß ich dahin gekommen bin, ist Päuwken Schuld!“ Hat nie Dr. Pauw gesagt, sondern immer „Päuwken“. Ich weiß, daß Vater Pauw haßte wie die Pest. Das weiß ich hundertprozentig, Otten Karl noch mehr! Otten war ja, auf deutsch gesagt, ein Schwein.

Ich erinnere mich, ich bin mal in ein Glas gefallen zu Hause im Laden, und überall, wo ich lief, war Blut. Wir sind sofort zu Dr. Lueb gegangen und der hat mich Stunden operiert im Krankenhaus. Ich hatte so viel Blut verloren, daß ich erst mal liegen mußte.

In der Nacht ist was gewesen mit Otten Karl und Vater. Vater konnte den Mund nicht halten, der hat sich oft den Mund „verbrannt“. Vater war so etwas von fanatischem „Antinazi“, also, wenn der „braun“ sah, sah der wirklich „rot“.

Das muß in der Wirtschaft Kaiserhof passiert sein. Er muß an der Theke einen Wortwechsel mit irgendwelchen Zollbeamten gehabt haben und konnte sich nicht beherrschen. Das hing mit Otten und „Päuwken“ zusammen. Da muß Vater wieder was gesagt haben. Anschließend haben sie ihn festgenommen und in das Gefängnis auf der Schulstraße gesteckt, dort hat er drei Tage und Nächte gesessen. Zu allem Überfluß hat Mutter in der Nacht noch ihren Brillantring verloren, das war auch noch so ein Drama. Die Wut, die Vater auf „Päuwken“ hatte, kann sich keiner vorstellen. Er hat immer wiederholt: „Der hat mich nach Merseburg gebracht!“ (Seite 477).

Vater hat dort mehrere Jahre schwer schuften müssen. Später ist er mit einem Bölderwagen zu Fuß von dort nach Hause gekommen.

Die waren ja alle Nazis, die Beamten und auch die Zollbeamten, die da oben von Ostpreußen kamen. Die waren eigentlich die Urheber, die Kaldenkirchener waren im allgemeinen nicht so. Die mußten ja mitmachen und schreien, sonst wären sie nichts geworden. Die waren ursprünglich Bäcker, Schreiner, Schlosser, eben Handwerker



Freundeskreis zum Kaffee bei Boussellot.
 V.l. 1. Ernst Grunewald, 2. Bäcker Heinrich Dings, 3. Frau Roggendorf, 4. Johanna Grunewald,
 5. Frau Dorst, am Tischende Robert Roggendorf. V.r. 1. Dentist Ernst Dorst, 2. Frau Dings,
 die drei weiteren Personen sind unbekannt. (294)

gewesen. Nachher sind sie „Zwölfender“ (Soldaten die sich 12 Jahre in der Wehrmacht verpflichtet hatten) geworden und dann Zollbeamte.

Aber auch Kaldenkirchener wie Heußen Pitter oder van den Driesch, der hatte die Kaffeerösterei, waren Nazis. Ja, die sind zwar verurteilt worden, aber nachher haben sie sich den neuen politischen Verhältnissen angepaßt, und Heußen ist sogar wieder in den Stadtrat von Kaldenkirchen gewählt worden.

Mit „Päuwken“, das weiß ich, war Vater oft dran, den konnte er auf den Tod nicht ausstehen. Die kauften auch nicht bei uns, auch die Kinder durften nicht zu uns in den Laden. Irgendwas ist da gewesen.

Dabei tat Pauw so lammfromm, nicht! Die Kirche liefen sie förmlich um! Daran kann ich mich noch gut erinnern, jeden Morgen, die ganze Mannschaft, alle mit grünen Lodenmänteln an. Jeden Tag liefen die zur Kirche, die Kinder hinterher, ja sicher, auch später noch. Eine junge Frau ist bei denen im Haushalt aufgenommen worden, wie ihr

Kind. Die kriegte auch nachher einen grünen Lodenmantel verpaßt, das weiß ich noch gut. Ein „falscher Fuffziger“ war das, „falscher Fuffziger“!

Als die Nazis bei Sanders im November 1938 die Scheiben eingeschlagen haben, ist zum Glück nicht viel passiert nebenan bei uns. Wahrscheinlich, weil Engelbert Nothen unten schon die Metzgerei übernommen hatte. Ich war zu Bett gegangen, hatte das Fenster auf und hörte auf einmal den Tumult. Sofort kam Vater rauf und holte Günther und mich aus dem Bett, damit wir das nicht mitkriegten.

Als junges Mädchen hab' ich da gar nicht so drüber nachgedacht. Erst später wurde mir klar, bei Sanders ist eigentlich wenig passiert, „nur“ ein paar Fenster oben eingeschmissen, nicht so ein Ausmaß wie bei den anderen jüdischen Bürgern und Geschäften.

Von Frau Lion hieß es auf einmal, sie sei aus dem Fenster gefallen, oder ähnliches. Ansonsten war man noch zu jung, um das alles so bewußt mitzuerleben und zu begreifen. Hinzu kam, über solche

Sachen wurde bei uns nie offen gesprochen, wenigstens nicht, wenn wir Kinder dabei waren. Vielleicht aus Angst, daß wir mal was sagen könnten.

Das glaubt keiner, wie oft meine Mutter meinem Vater hinter der Ladentheke auf die Füße treten mußte, wenn der wieder was sagen wollte! Wenn der in Rage war, vergaß der alles. Ich sag' ja, man durfte nichts sagen, immer hing man schon mit einem Fuß im Gefängnis, wenn man nur den Mund aufmachte. Und wir hatten nun mal die Zollbeamten als Kundschaft in dem Lebensmittelgeschäft. Meines Wissens ist es im Laden aber nie zu Zwischenfällen gekommen. Ob Vater und Mutter nun was erlebt haben, was ich nicht weiß? Man braucht das nicht aufzubauschen, aber es ist ja alles wahr, alles ist wahr!

Zu unserer Hochzeit überreichte uns 1943 Bürgermeister Dr. Pauw (Päuwken) als Geschenk der Stadt Adolf Hitlers Buch „Mein Kampf“. Gegen Ende des Krieges haben wir das Buch vergraben, aus Angst, die Alliierten könnten uns für Nazis halten.

Erna Kaftan

Ich bin Jahrgang 1913 und war viele Jahre in der evangelischen Kirchengemeinde engagiert. Mit 19 Jahren, also 1932, habe ich im Kindergottesdienst angefangen. Dazu war ich im Mädchensingkreis. Die anderen Funktionen in der Gemeinde hatte ich erst seit 1947.

Also, wir haben eigentlich nie irgendwie Haßgefühle gegen die „Juden“ gehabt. Das waren Menschen wie wir auch. Und dadurch, daß die mit uns zur Schule gingen, hatten wir auch engen Kontakt mit den Kindern und haben uns immer sehr gut verstanden. Zum Beispiel feierten wir die Geburtstage zusammen usw. Interessant war, wenn die ihr „Passafest“ feierten, dann mußten sie die Matzen essen. Ilse Keizer brachte die mit in die Schule, wir kriegten ihre Matzen, und sie aß unsere Butterbrote, was für sie bestimmt verboten war. Ilse war bei mir in der Klasse, war aber ein paar Jahre jünger als ich. Wir waren in Kaldenkirchen in der Familienschule, einer höheren Schule, eingerichtet von der evangelischen Kirchengemeinde, damit die Kinder nicht im Alter von zehn Jahren mit dem Zug nach auswärts fahren mußten. Drei Jahre gingen wir in diese Schule in drei Klassen, insgesamt etwa 20 Kinder. Also, das war eine gute Schule, nur mit evangelischen und einzelnen jüdischen Kindern. Beneidet haben wir die immer, wenn wir Religion hatten, die durften dann nach Hause gehen.

Im allgemeinen hatten die „Juden“ keinen guten Ruf, weil viele von ihnen bedacht waren, Geschäfte zu machen und andere übers Ohr zu hauen. Aber das kann man von den Kaldenkirchener Bürgern nicht sagen. Wenigstens habe ich das nicht erfahren.

Siegfried Sanders zum Beispiel war ein sehr guter Geschäftsmann. Auch die Eltern waren sehr gut, das waren unsere Metzger. Siegfried hat uns als Kind das Fleisch nach Hause gebracht, jeweils eine große Portion, denn wir waren eine große Familie. Wir hatten zeitweise 18 Personen am Tisch, unsere Familie mit elf Köpfen, ein Obergärtner, Gehilfen und Lehrlinge, die alle mit am Tisch aßen.

Mein Vater hieß Karl Kaftan und hatte die Gärtnerei von seinem jüngsten Bruder übernommen. Vor dieser Zeit arbeitete er in der Zigarrenfabrik als Reisender für die Brüder Wilhelm und Theodor. Die Fabrik hatte der Großvater gegründet.

1933 war ich zwanzig Jahre alt. Danach, in der

schlimmsten Nazizeit, waren hier die Aufmärsche der „Hitlerjugend“, die feierten ihre Feste und trugen diese schönen Uniformen. Also, Mädchen und Jungen, ich meine, das war schon ein Bild. Mein Bruder Ernst hat früher die evangelische Jungschar gehabt. Der hat die dann nachher in die „Hitlerjugend“ eingeführt, da waren wir alle entsetzt, wie er so was tun konnte. Aber er war selbst auch in der „SA“, da mußte er, war wohl dazu gezwungen.

Meine Schwester und ich sind nie in der „Frauenschar“ gewesen. Wir haben uns immer ziemlich zurückgehalten. Ich weiß bloß, daß mein Bruder gefragt worden ist: „Warum kommen die nicht in die Frauenschaft?“ Mein Bruder hat geantwortet: „Da müßt ihr sie selbst fragen!“

Es ist aber nie jemand erschienen und hat uns direkt gefragt. Wir wären da auch nicht reingegangen, dafür waren wir über manches zu entsetzt. Ich erinnere mich noch gut: Wir sind mal zu einer Protestversammlung gegen die Nazis nach Duisburg gefahren, aber als wir da ankamen, war die Versammlung verboten worden, mußten wir wieder unverrichteter Dinge nach Hause fahren. Im Elternhaus hat man sich dazu ablehnend verhalten, war absolut dagegen. Der Vater ist allerdings 1926 gestorben, lebte zu der Zeit schon nicht mehr.

Die Zerstörung der Synagoge habe ich damals miterlebt. Die Kaldenkirchener Nazianhänger waren verbohrt und haben sich schrecklich über ihre Schandtaten gefreut. Die anderen waren entsetzt. Diejenigen, die nicht auf deren Seite standen, wußten: Das kann nicht gut gehen. Denn immerhin war es für „Juden“ ein Gotteshaus, nicht wahr!

Otten Karl hat sich besonders hervorgetan, aber Karl und Peter Heußen auch, die haben sich arg dafür eingesetzt. Ich habe abends die Verwüstungen nicht selbst mitverfolgt, sondern bin am nächsten Morgen dort vorbeigegangen, als der Spuk vorüber war und habe das mit großem Schrecken erlebt. Das war ja mitten in der Stadt, man kam beinahe daran vorbei, wenn man einkaufen ging. Also, das löste eine große Abneigung gegen das Naziregime in mir aus.

Jedenfalls, Ernst Lappen (erster Ortsgruppenleiter der NSDAP) und seine Frau waren verwandt mit uns und damals ebenfalls große Nazis. Also, die haben sich alle schrecklich gefreut, daß so was geschah, daß endlich mal was passierte.

Damals wurde auch erzählt, daß die Frau Lion aus dem Fenster gesprungen sei. Bei Grunewald

neben dem Rathaus waren die Schaufenster alle zerschlagen, soviel ich weiß. An Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Zu der Zeit ging man nicht zu viel auf die Straße, nein, da blieb man besser zu Haus. Von den Verhaftungen der jüdischen Bürger haben wir dagegen nichts mitbekommen. Das Kind von Lina ist umgekommen? Furchtbar, wenn man das überlegt!

Der evangelische Pastor Matthaei ist etwa 1935 aus dem Amt geschieden. Der hatte einen Schlaganfall erlitten und konnte sich nicht mehr um die Dinge kümmern. Zwei Jahre später, 1937, kam Günter Hinnenthal, der war sehr beliebt in der Gemeinde. Fünf Kinder hatte er!

Mit dem hab' ich dann zusammen Jugendarbeit gemacht, also ehrenamtlich. Wir sind zusammen nach Bracht gefahren, er auf dem Motorrad und ich hinten drauf. Hab' ich damals erst gesagt: „Mit dem Ding fahr' ich nicht!“ „Und Sie fahren mit!“ Ich sagte: „Nee, da geh' ich nicht drauf!“ Und dann stand er vor der Tür und hat mich auf den Rücksitz gesetzt. Nachher bin ich gerne Motorrad gefahren, das war immer schön.

Also, ich wüßte nicht, daß in der Kirche irgendwas gegen die Nationalsozialisten gesagt worden ist. Nein, das wagte niemand, die verschwanden schnell, die da offen was gegen sagten. Die hatten immer Spitzel im Gottesdienst, die zuhörten, was die predigten. Ja, das war so bekannt.

Mein Bruder war ja auch Pfarrer im Hunsrück und gehörte zur „Bekennenden Kirche“. Er ist auch verhaftet worden, weil er irgendwas gesagt hatte, aber die Gemeinde hat sehr hinter ihm gestanden.

Der katholische Pastor Jan van Nooy war immer sehr, sehr nett. Sehr! Der ließ auch die Evangelischen „evangelisch“ sein. Ja, und Dederichs, der war schon ein bißchen strenger. Damals war es ja so, daß ein Evangelischer kaum mal einen Posten kriegte, zum Beispiel im Bürgermeisteramt oder bei anderen öffentlichen Einrichtungen. Das war alles katholisch. Es war überhaupt erstaunlich, daß mein Bruder eine Lehrstelle bei der Sparkasse kriegte, obwohl der evangelisch war. Aber das war auch nur, weil mein Vater nicht mehr lebte und meine Mutter sehr zu kämpfen hatte. Da haben sie mal Wohltätigkeit gezeigt.

Pastor Hinnenthal hatte mit Dederichs eine sehr gute Verbindung, die haben immer sehr harmoniert. Welche Einstellung die hatten, wie die zu der Sache standen, weiß ich nicht.



Aufführung eines Weihnachtsmärchens durch die Kinder der evangelischen Familienschule auf der Bühne im Kaiserhof. Weihnachtsfeier mit den Eltern, um 1924.

1. Reihe v.l. Ilse Keizer, Hermine Schmidt (mit Puppe), Heinz Holtvoeth, Walter Bonn, Irmgard Merle.
2. Reihe v.l. (nur halb sichtbar) Annemarie Timmermann, Erika Hertel, Otto Otten, Friedrich Saak (ohne Kappe), Erna Kaftan, Walter Wende. Hintere Reihe v.l. Udo Graf, Kurt Timmermann, Ernst Kaftan, Clärchen Holtvoeth (als Christkindchen), Hans Holtkamp, Wolfgang Matthaei. (295)

Bürgermeister Dr. Pauw kam ab und zu in die Sparkasse neben dem Rathaus und trat dort streng auf, wie man mir erzählte. Nach allem, was ich früher aus meinem Elternhaus über ihn gehört habe, kann ich sagen: Das war kein guter Mensch! Er hat zu den Nationalsozialisten gehalten, weil er dadurch Vorteile hatte.

Anna Lenssen, Leo Bontenackels

(Anna)

Ich bin Kaldenkirchenerin und wurde am 9. Januar 1909 in dem Haus auf der Steylerstraße, hinter dem Hof von Bontenackels, damals Venloerstraße 1 geboren. Mein Bruder war Lenssen Andreas, genannt „de Baronn“, von Beruf Schuhmacher. Wir hatten sehr schöne, alte Fotografien von einem Straßenfotograf, eine davon hatte mein Vater sich einrahmen lassen, das Bild hing in meinem Wohnzimmer: Mein Vater mit einer Arbeitsjacke und einer langen Schusterschürze um und Jöreskes Johann, der Geselle von meinem Vater. Mein Vater hat früher in Krefeld in der Schuhfabrik gearbeitet. Daneben stand meine Mutter mit mir auf dem Arm, und neben ihr stand mein Bruder, der schwärmte immer von einem großen Hut und einem Reifen, damit spielten die Kinder früher.

Zuerst, als wir hier auf der Venloerstraße 5 eingezogen sind, hatten wir zwar einen Stall, aber kein Vieh. Früher hatte hier Büschkes eine Wirtschaft mit Fuhrwerksherberge. Wenn die Fuhrleute mit der Karre kamen, stoppten die hier, spannten die Pferde aus und brachten die meistens hier in den Pferdestall. Das wußten die „Juden“, und wenn die selbst mehr Vieh hatten als üblich und keinen Stall kriegen konnten fragten sie uns. Nachher wurde uns das zuviel mit unserem Geschäft. Wir wollten das nicht mehr haben, daß das Vieh über unseren Hof lief, und dann haben die sich irgendwo anders was gesucht.

Die Familie Gustav Sanders in unserer Nachbarschaft kannte ich von klein an. Sally war früher auf dem Büro bei Holtvoeth und seit etwa Anfang des Krieges getraut. Seine Frau Henny war eine ganz pfiffige, nette, junge Frau aus Wickrath. Von ihr hab' ich noch ein feines, gesticktes Deckchen, das hat sie mir mal geschenkt, die konnte gut handarbeiten.

Lina kannte ich gut, die war mit Simon Harf verheiratet. Das war so 'n kleiner, dicker „Pummel“ nachher. Die hatten keinen Stall, die Sanders, und wenn die eine Ziege oder ein Stück Vieh gehandelt hatten, haben die die Tiere immer bei dem Bauer Küppers gegenüber gestellt. Simon Harf mußte die dann füttern, und wenn der in den Stall kam und entdeckte eine Maus, ergriff der gleich die Flucht. Das war ein Held, Linas Mann, ah, der war so bang!

(Leo)

Wir kannten die „Juden“ und handelten auch damals mit denen allen schon mal, zum Beispiel mit Vieh. Ich hab' mir als kleiner Junge manchen Groschen verdient bei Emil Simon, wenn ein Stück Vieh über Land transportiert werden mußte. Es gab ja kaum Fahrgelegenheiten. Die Sanders hatten einen Viehtransportwagen, der mit einem Pferd bespannt werden konnte, da gingen zwei Kühe drauf. Emil Simon hatte auch so 'n Fahrzeug, allerdings nur für eine Kuh.

Teils habe ich die Tiere zu Fuß getrieben oder verschiedentlich, wenn es weit war, mit seinem Karren und unserem Pferd zu irgend einem Bauern gefahren. Damals war das ja Zollgrenzbezirk, und weil der Zoll sich so verrückt anstellte, mußte man sich hier auf dem Zollamt einen Transportschein holen, auf dem der Weg ganz genau eingetragen wurde.

Eines Tages war ich mit einem Tier im Auftrag von Simon zu Fuß unterwegs zu einem Bauern nach Plankeheide, auf Louisenburg (Herongen) zu. Die Kuh war trächtig, und ich sagte noch zu Emil: „Ich hoffe, daß nichts passiert!“ Also, ich konnte auf einmal nicht mehr weiter. Das Tier legte sich hin, kalbte, und zwar eine Erstgeburt, sowieso immer ein bißchen schwieriger. Das ist aber gutgegangen. Nun hatte ich das Kalb im Chausseegraben liegen. Ich bat dann einen Radfahrer, Bescheid zu sagen. Die Kuh konnte ich noch aufjagen und das Stück gehen lassen, aber das Kalb mußte abgeholt werden. Das waren so Episoden. In dem ehemaligen Haus von Emil Simon haben wir nach dem Krieg gewohnt, wir waren ja ausgebombt hier auf der Ecke.

In den dreißiger Jahren hatte der alte Heinrich Dreessen bei Kauwertz & Co eine Funktion als Expedient auf dem Büro. Der trank gern einen über den Durst. Auf dem Pferdefuhrwerk von Kauwertz saß damals der alte Weertz Jakob, ein braver Kerl, mit „Max“ fuhr der.

Als Weertz nachher krank wurde, hab' ich ein paar Wochen ausgeholfen bei der Spedition. Ich bekam die Frachtbriefe und fuhr mit Stückgut und Ladungen von der Bahn zu den Adressen überall hin, unter anderem nach Bracht mit Tabak für Schrömbges.

Abraham Cohen habe ich auch gut gekannt, also, was der an Viehkenntnissen hatte, der steckte Albert Sanders in den Sack. Der verschätzte sich beim Vieh um keine 25 Pfund. So 'n Tier so allgemein einzuschätzen, da gehörte schon was zu, aber nicht nur deshalb war das ein echter Fachmann. Schließlich kauft man ja im Handel nicht nur das Euter, sondern das ganze Tier.

Jakob Lion war in seiner Art ein bißchen wunderlich. Da, wo jetzt der Anbau ist, hatte der ein Lebensmittelgeschäftchen, ein kleines Lädchen, einen Brockenladen. Gegenüber, in dem Kino neben Hotel Weingarten, gab es keinen Stand, und weil die Leute nichts kaufen konnten, gingen sie in der Pause schnell rüber, „sich die Brocke jelle“. Der Lion hat immer ein gutes Geschäft gemacht.

Zu der Zeit gab es diese Tütchen für fünf Pfennig, Waffelbruch und Studentenfutter nannte man das, Abfälle von Lakritz. Sonntags gingen wir als Kinder dahin, unsere stolzen fünf Pfennig Sonntagsgeld verprassen. Wenn wir reinkamen, stand Jakob Lion im Laden: „Morje Männkes, wat mot 'r hebbe Männkes?“ „Studentenfutter!“ „Ja, Struweledentenfutter, das ist leckutsch!“ Das sollte heißen, daß das lecker war.

(Anna)

Die Lions wohnten schräg gegenüber, und samstags war bei denen „Schabes“ (Sabbat). Wenn ich hier am Schrubben war und den Bürgersteig kehrte, stand Bertha schon auf der Straße, paßte auf und rief: „Änne, komm mal rüber, kannst mir mal eben das Spinnken (Streichholz) anmachen? Dann kriegste auch einen Matzen.“ Und ich „Jeck“ hab' das auch immer getan, bin übergegangen und hab' das Gas angemacht.

Matzen ist ungesäuertes Brot für die Osterzeit bei den „Juden“. Da war in Wirklichkeit nichts dran, und wir „jecke Blagen“ in der Nachbarschaft waren stolz, daß wir einen Matzen kriegten, jawohl!

Max hatte zuerst sein Geschäft hier nebenan bei Clemens Bongartz. Clemens war später auch ein Nazi. Oben bei Jakob Lion wohnte Alfred Puschmann, früherer Elektriker bei der Stadt. Nachher



„Sally mit Freunden“, v.l. Dohmen Wil, Lenssen Andreas „de Baronn“, Sally Sanders. (296)

wohnte der unten und die alten Lion oben. Nach dem Umbau zog Max mit seiner Familie auf die andere Straßenseite in das Haus der Eltern. Willi Thönissen war mit Max befreundet.

Bertha sprach platt und Else hochdeutsch, und als sie noch bei Bongartz wohnten, der Garten grenzte direkt an unser Grundstück, hörte ich, wie Bertha ihre Schwiegertochter fragte: „Else, willst du nicht was Komkomerer haben?“ „Was ist das, Mutter?“ „Das sind Jurken“, sagte Bertha, „Jurken!“

Durch die Tür bei Jakob Hoffstadt und seiner Schwester Frieda im „Hock“ bin ich oft reingegangen. Frederik war Näherin und arbeitete auch für uns. Das Grundstück ging durch bis zur Wallstraße, und auf der anderen Seite war so'n alt' Häuschen. „Pirap“, wie ihn jeder nannte, hat da geschlachtet, meist Ziegen. Als Mädchen hab' ich mal Brot geholt bei Küppers am Leuther Tor, und ich

komm' an dem Stall vorbei, spitzes Dach, Tür und ein Fenster ohne Glas, da war nur eine Blendlage drin. Ich dachte: „Was macht der da?“ und bin stehen geblieben. Da saß der so und hielt zwischen den Beinen eine Ziege. Der kriegte sich den Kopf von der Ziege, zog den nach hinten und schnitt dem Tier ganz langsam, drei Mal, glaub' ich, mit dem Messer den Hals durch. Damit hatte er „koscher“ geschlachtet.

Schmerzvoll! Och, ich kann noch 100 Jahre alt werden, das vergess' ich in meinem Leben nicht. Am liebsten hätte ich einen Stein gekriegt und ihm den an den Kopf geschmissen. Bah, was war das 'ne „Fiessack“. Dabei haben wir immer Ziegenfleisch von ihm und von Sanders gekriegt. Das war Jakob Hoffstadt.

(Leo)

Gott ja, Lion, Hoffstadt, Bernhard Sanders waren doch alles ganz einfache Leute, man müßte sie eigentlich als Lebenskünstler bezeichnen. Wo die früher von gelebt haben, ist manchmal ein Rätsel. Zum Beispiel der „Pirap“ hier, Jakob, der lief doch Strecken bis zum Brachter Hülst, nach Genholt oder Lüttelbracht, mit einem Sack, für 'ne „nüchterne Ziege“ sagte man, 'ne frischgeborene Ziege. Ein paar Ziegen zu halten, war weit verbreitet. Die Leute wollten die Jungen aber nicht aufziehen, es ging denen hauptsächlich um die Milch. Dann kaufte der so 'n frischgeborenes Zicklein und verkaufte das weiter für fünfzehn Pfennig, das weiß ich noch genau, oder schlachtete die Tiere selbst. Anderes Fleisch verkaufte der selten, meist nur Ziegenfleisch.

Außerdem schlachtete der Kaninchen bei dem ein oder anderen, der das selbst nicht konnte, nur um

das Fellchen zu bekommen, oder er lief los, um sich für fünf Pfennig irgendwo ein anderes Kaninchenfell zu holen. Sieben bis zehn Kilometer eine Strecke, hin und zurück, das war nicht selten, da war der Mann zwanzig Kilometer gelaufen. Ich fragte mich immer, was hat der verdient?

(Anna)

Der alte Dr. Hild kriegte immer Ziegenfleisch von den „Jüdde“, der aß das gern. Dann verkaufte „Pirap“ manchmal Ziegenfleisch hier bei Schröder Jupp. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte der hier nebenan die Wirtschaft „Zur Stadt Venlo“ gekauft. Von Haus aus war das ein Bäckerssohn, die hatten viele Kinder. Der konnte gut kochen, ein tüchtiger Kerl, Schiffskoch war der irgendwie gewesen. Ich hab' da auch mal sechs Jahre gewohnt, sollte da aushelfen und bin die Zeit hängengeblieben. Der hatte wohl manchmal Malariaanfalle, das hatte er sich im Krieg gefangen, daran ist er auch gestorben.

Nach dem Ersten Krieg kamen hier viele Einkäufer und Holländer. Und Jupp war Koch, hat immer billiges, leckeres Essen gemacht. Der kaufte von

„Pirap“ die jungen „Zickskes“, wenn das ein „Böcksken“ war, wurde das geschlachtet, und wenn das ein „Lämmken“ war, wurde das Tier großgezogen.

Der hat die immer fein parat gemacht. Das war schön zart, das Fleisch, die waren ja gerade ein paar Wochen alt. Und dann kamen die Holländer, oh, billig Mittagessen. Hasenbraten, für eine Mark, prima Essen. Hat der die als Hasenbraten verkauft.

Schröder Jupp machte alles so verrückte Sachen. In der Inflationszeit, die Mark war nichts mehr wert, konntest du dich in dem hinteren Raum für ein paar Pfennige richtig austoben. Dort hatte er Haken in die Decke gemacht, an denen hing so 'n altes Geschirr, bloß zum Jux. Dann sagte der: „Heute ist Versteigerung!“ Mittags oder abends ging das los: „Wer bietet mehr?“ Wenn einer was ersteigert hatte, nahm er das runter und tat so, als reiche er dem das an. Aber in Wirklichkeit mußte das kaputtfallen, der Käufer war das Geld quitt, das wurde versoffen. Der ließ das jedes Mal kaputtfallen, wenn das versteigert war, das war ja doch alter „Rommel“, alte Pötte und so. Das wurde nur getan, um Spaß

zu haben. Da war oft ein Tumult und Spektakel, da gab es Freud', wurde gut gegessen und getrunken. Die Holländer waren auch da.

„Pirap“ war Hausierer, der hatte so 'n riesengroßes, braunes Tuch auf dem Buckel, der „Laden“ von ihm, so lang und so breit. Damit ging der an den Türen vorbei, zu den Bauern und überall hin. „Kann 'se ken Ongerbux jebruke Mama?“, sagte der manchmal zu meiner Mutter.

Der kam immer um die Mittagszeit, meist saßen wir beim Essen. Meine Mutter hatte in der hinteren Küche ein Regal, an dessen Haken die Kessel hingen, und jedesmal, wenn der mit dem Lappen dagegen stieß, fingen die Kessel an zu klappern.

„Ah“, sagte meine Mutter, „da kommt Pirap mit seinem Laden.“ „Tach, Frau Lenssen, hier schöne Bux“, sagte er. „For Pap en Ongerbux on för dich en Schürz!“ „Ich hab' nichts nötig“, sagte unsere Mutter. „Guck mal, was 'ne schöne Unterhose, und das ist für deinen Mann!“ „Was kostet das?“ „Das ist viel zu teuer“, sagte unsere Mutter, „geh nur, ich hab' nichts nötig.“ Dann murmelte Jakob vor sich hin und rechnete nach, was er verdienen konnte.



V.l. Anna (Antje) Jansen (Schneider), Jakob Hoffstadt (genannt Pirap), Haushälterin Selma Mehler aus Dülken, Helene Karis mit Sohn Heinz, Louis (Ludwig) Karis mit Sohn Franz und Tochter Maria (Tschersich), Gerda Wynen (Klinkertz), Hockstr. 8, 1930. (297)

te. „Da“, sagte er, „hier hast du's“, zu dem Preis, den meine Mutter ihm angeboten hatte.

Der mußte sich so recht und schlecht durchschlagen. Das waren genauso Menschen wie wir. Warum mußten die so schikaniert werden?

(Leo)

Der war ja so 'n bißchen wunderbar, der Jakob Hoffstadt. Das war seine Art. So 'n richtiges Original, wollen wir mal sagen, und dann in seiner Ausdrucksweise, so 'n Kauderwelsch.

Der klapperte hier die Leute ab, kam rein mit seinem Packen, ein großes Wachstuch mit Textilwaren drin, so alles, was man brauchte an Kurzwaren, das ging der „verklappen“. Ich sag' das jetzt mal so ganz original, wie der das machte. Erst hieß es: „Nä, wir hadde nix nöddig, on wir hadde ochen Jeld.“ „Du ken Jeld bruxt“, sagte Jakob, so drückte der sich aus. „Du bloß kieke muß.“ Dann schnürte der sein Bündel auf und schmiß die ganze Wohnung voll: „Frau – Bux, Mann – Bux.“ Manchmal vergaß er auch, was einzupacken. Das brachten dann die Leute anstandslos zurück.

(Anna)

Ja? Hier bei uns hat er aber nie was vergessen, der war „drei mal sieben“! Wir haben immer alles bei „de Jüdde“ gekauft, die waren günstiger. Resi Lommes war bis zum Schluß Verkäuferin in dem Geschäft von Siegfried Sanders, da hat schon meine Mutter viel gekauft. Ich habe noch Kleiderhalter aus dieser Zeit. Siegfried wohnte auf der Bahnhofstraße bei seinen Eltern, und wenn ich morgens zum Geschäft kam, hatte Resi schon geöffnet und verkaufte die Sachen.

Mein Bruder mußte mal während der Nazizeit in der Mittagspause zum Bürgermeisteramt, und als er an der Kirche vorbeikam, war irgendwie wieder Stunk mit den Nazis. Ein Menschauflauf vor dem Geschäft von Siegfried Sanders. Über den Schaufenstern hatte er eine ganze Reihe kleiner Fenster, und zwar Oberlichter. Ein so 'n Schmierlapp stand auf einer Kiste vor den großen Schaufenstern und war dabei, mit einem Knüppel jede einzelne Scheibe kaputtzuschlagen. Ja, das war in der Zeit, wo das so richtig am Brodeln war.

Alex Bonn war, wie ich ihn gekannt habe, 'ne dicke alte „Jüd“, der jüngste Sohn Günther dagegen ein schmales Männken. In Venlo wurde mal ein Film gezeigt – „Jud Süß“ –, da ist der „Jud“

erhängt worden oder hat sich erhängt, und die Kaldenkirchener wollten alle den Film sehen. Das war so 'n Film, in dem die damals typische Hetze gegen die „Juden“ gezeigt wurde, deshalb wurde der hier auch nicht gespielt.

Mein Bruder und ich gingen sonntags hier in der Gegend spazieren, und auf einmal schlug mein Bruder vor: „Sollen wir heute Mittag nicht mal nach Venlo gehen und uns den Film angucken?“ Wir gingen los Richtung Venlo, und wer kommt uns entgegen? Der jüngste von Bonn. Ja, wir standen uns gut, da fragte der: „Wo wollt Ihr hin?“ „Wir gehen immer sonntags spazieren.“

Wir wollten nicht offen sagen, daß wir auf dem Weg zu diesem Film waren. Schließlich hat Günther uns so lange aufgehalten, daß wir nicht mehr rechtzeitig ins Kino kommen konnten, aber das war auch weiter nicht tragisch.

(Leo)

Ich weiß noch, wie Sanders Simon im Oktober 1937 beerdigt worden ist. Als neugierige Jungen sind wir da hingelaufen, das war ja nun ein besonderes Zeremoniell. Ein Rabbiner mußte extra kommen und das Begräbnis durchführen. Ich weiß, daß sich das einige Zeit hinzog und da 'ne ganze Menge Leute standen.

Karl Otten war Postmeister bei der Post. Das war ein „Sauknochen“, oh, ein „Obernazi“.

Jedenfalls, „Der Stürmer“ war so 'n typisches Hetzblatt gegen die „Juden“. Der Kasten war vorne in der Nähe der Kirchen bei Beck. Im Einzelnen hab' ich das nicht mehr in Erinnerung, was da alles drin stand, ich war damals zu jung. Wir haben das nicht so bedacht in unserem Alter, kannten die Zusammenhänge nicht, sondern waren von den Erwachsenen, die da mitmachten, verhetzt, bis daß man richtig denken konnte. Wenn man sich das im nachhinein mal alles überlegt, dann fragt man sich, wozu ist der Unsinn überhaupt gewesen?

Damals hatten wir Abende im Brigittenheim, dazu waren ein paar Räume notdürftig hergerichtet, der Kaplan kam dahin und noch so verschiedene führten diese Gruppe. War das vorbei und kamen wir raus, brauchten wir uns nicht zu wundern, wenn draußen welche von der „Hitlerjugend“ standen und uns vermöbelten. Da war auch Bongartz Leo bei, mein ehemaliger Schulfreund, der Korbmacher und Bruder von dem Anstreicher Clemens Bongartz.

(Anna)

Ich bin katholisch, und Fronleichnam war jedes Jahr die Prozession. Hier, bei uns an der Ecke, stand ein Altar. Von dort zog die Prozession weiter die Venloerstraße rauf und über die Poststraße. Wenn wir bei Otten Karl an der Post vorbeikamen, arbeitete der immer demonstrativ im Garten. Auch ein anderer konnte das gut, der fuhr die Jauche, der war zwar evangelisch, aber das war ja egal.

An der Ecke Synagogenstraße war das Haus von Jakob und Rosa Cahn. Die konnten direkt von dem Hof aus in die Synagoge gehen.

In der Nähe wohnte Frantzes Köbbeske, ein Schuster, der auch ein Schuhgeschäft hatte. Als der Alte damals gestorben ist, haben wir da noch eine Walze gekauft. In dem Sträßchen bei Dahmen arbeitete Sattler Schmitz. Auf der anderen Seite war Wolters „Klüngel“ mit seinem Geschäft und der Werkstatt. Gegenüber Maaßen Willi, auf der Ecke der Schöpfungasse war ein kleiner Zigarrenladen von Josef Sanders (später Achten Pit). Isidor, Viehhändler, Sohn von „Jösepeke“, hab' ich gut gekannt, der hatte eine schöne Frau.

(Leo)

An dem Tag, als die Synagoge in Kaldenkirchen zerstört wurde, hatte ich dem alten Hans Gotzen geholfen, Roggen zu säen. Ich war ein Junge im Alter von 16 Jahren und hab' mir das etwa eine Stunde lang angeguckt.

Abends, nach Feierabend, saßen die mit fünf bis sechs Mann oben auf der Synagoge und montierten das Dach ab: Peter Heußen, sein Bruder Karl, Maaßen Wienand, ein Verwandter von dem Postboten Franz Leven, und andere Mitglieder der „SA“. Die hätten auch hier das Gebäude in Brand gesteckt, aber im Gegensatz zu Breyell konnten die das nicht riskieren wegen der Häuser, die links und rechts standen oder angebaut waren.

So hatten sie Leitern angestellt, saßen oben drauf und waren damit beschäftigt, mit Äxten usw. die „Pannen“ runterzuhauen. Den größten Teil hatten sie schon runtergeschmissen als ich kam, da lag Gott weiß was. Nachher sah ich, wie die an den Dachbalken herumhackten, bis das ganze Dach nach innen fiel, so daß es da reinregnen konnte, also praktisch die Synagoge unbrauchbar war.

Sally Sanders hatte zuletzt mit seinem Vater einen kleinen Laden für Tabakwaren. Nach der Zerstörung der Wohnung und des Geschäfts durch die

Nazis, lagen die Sachen draußen verstreut auf dem Bürgersteig und sogar bei uns in der Einfahrt. Ich seh' immer noch vor mir, wie meine Mutter sich bückte, die Sachen in ihrer Schürze einsammelte und in der Dunkelheit wieder zu Sanders trug.

(Anna)

Mein Bruder Andreas ist spät Soldat geworden, da war der Krieg bald aus. Der war länger in Gefangenschaft als im Krieg. Bis zu seiner Einberufung mußte der immer bis spät in die Nacht arbeiten, jeden Abend bis 11 Uhr. Viele Schuhmacher waren Soldaten, wir hatten 900 Kunden, der hatte Berge von Schuhen. Das war ein Stapel, will ich mal sagen, von der Tür bis hier an den Schrank, an der ganzen Wand vorbei, meterhoch, Schuh an Schuh. Da war bald kein Durchkommen, morgens früh bis abends spät und nachts Fliegeralarm. „Ich kann kaum mehr schlafen“, sagte mein Bruder, „entweder ich bin dauernd am Arbeiten oder werde gestört durch Alarm.“

Nachdem die Nazis alles kaputt „geklöppt“ hatten an der Synagoge, ist er spät abends nach der Arbeit doch noch gucken gegangen. Zu der Zeit war schon das meiste vorbei, ein paar von den Nazis liefen vor Ort noch rum. Bevor er in die Synagogenstraße einbog, kamen ihm einige Kaldenkirchener entgegen, ich kann mich wohl erinnern, mein Bruder sprach von Gottlieb Assenheimer, der später beim Bombenangriff das Bein verlor und Schulden Hennes von der Steylerstraße, beide SPD-Männer, die hatten natürlich nichts mit den Nazis am Hut.

Eines Tages bekam Andreas Bescheid vom Bürgermeisteramt, er solle zur Vernehmung kommen und als Zeuge aussagen. Er ahnte nichts Gutes: „Jetzt suchen die einen Dummen, jetzt soll ich die Nazis in die Pfanne hauen!“

Bei der Aufnahme des polizeilichen Protokolls erklärte er dem Beamten, der am Tippen war, kurz und bündig: „Ich bin zu spät gekommen, als fast alles vorüber war. Im Verlauf des Tumults kann ich mich an nichts Präzises mehr erinnern. Aber ich will Ihnen mal einen Tip geben, setzen Sie sich mal an die Schreibmaschine. Folgende Leute sind mir an dem Abend entgegengekommen. Fragen Sie die doch mal, da sitzen sie doch, warum sagen die Ihnen nichts? Muß ich den Kopf in die Schlinge stecken?“ Daraufhin sagte der Polizist Hansen: „Die Vernehmung ist beendet“, und seine Akte wurde geschlossen.

(Leo)

Ich bin im Oktober 1940 Soldat geworden und 1946 zurückgekommen. Vor dieser Zeit, etwa 1939/40, bekamen die jüngeren Leute der jüdischen Gemeinde von der „Partei“ oder der Stadt den Auftrag, den alten jüdischen Friedhof an der Jahnstraße/Ecke Frankstraße zu räumen. Früher muß das wohl eine uralte Flurbezeichnung gewesen sein „am Wällchen“. Die sollten die Grabsteine entfernen und diese zu dem neuen Friedhof am Akazienweg schaffen.

Max Lion und die anderen sind dann zu meinem Vater gekommen und haben ihn gebeten, die Steine mit Pferd und Karre zum neuen Friedhof zu fahren. Daraufhin sagte mein Vater: „Man muß vorsichtig sein, aber wenn der Jung' das tun will, ist mir das egal!“ Ja, ich kannte die alle gut und bin dann mit ihnen zur Jahnstraße gefahren. Als wir am alten Friedhof ankamen, waren die Steine so ziemlich umgekippt, die Nazis hatten da ein „bißchen randaliert“. Unter schwierigsten Bedingungen, es gab ja rein gar nichts, mußten die Steine mit bloßen Händen aufgeladen werden, darunter Steine, die mehrere Zentner wogen. Geholfen haben dabei Max, Sally Sanders, Simon Harf, auch Sally Simon, die Alten kamen dafür nicht in Frage. Siegfried und Albert Sanders waren zu der Zeit schon weg.

Wir haben dann, so gut es ging, die leichtesten aufgeladen, die schwereren waren überhaupt nicht zu transportieren. Da waren Stücke bei, die fünf bis sechs Zentner und mehr wogen. Alles mit bloßer Hand und 'ner Eisenstange, mit der zwei Mann die Last hielten. Einer ging an den Kopf, und dann wurde hochgehoben.

Ich weiß, daß wir nur das aufladen konnten, was tatsächlich zu heben und zu befördern war. Anschließend habe ich die Ladung mit der Pferdekarre, wie das früher so üblich war, zum Akazienweg gefahren und die Steine langsam abgekippt, daß sie nicht kaputtgehen konnten. Was nun später daraus geworden ist, weiß ich nicht.

Die Gräber der jüdischen Familien auf dem alten Friedhof müssen dagegen an Ort und Stelle liegengeblieben sein, allerdings sehr tief, wie mein Vater immer erzählte. Früher war an dieser Stelle ein ziemliches Loch, später hat man den Friedhof höhergelegt, indem man das Gelände auffüllte. Auf jeden Fall hab' ich das selber mitgemacht und die alten Grabsteine zu dem neuen Friedhof weggefahren, so sicher, wie ich hier sitze.

(Anna)

Nachdem Max und Else Lion etwa 1938 ihr Geschäft aufgeben mußten, führte Matthias Thelen aus Leuth direkt im Anschluß daran das Textilwarengeschäft weiter.

Die Lions sind von den Nazis mehrmals verprügelt worden. Besonders Leven Fränzen von der Post hat sich dabei hervorgetan. Der war kriegsbeschädigt vom Ersten Weltkrieg, hatte eine verkrüppelte Hand und war daher Postbote geworden. Das war 'ne Fanatische! Sein Vater war Zöllner. Leven und Wehrmann haben sich auch schon gewaltsam betätigt längst vor der „Kristallnacht“.

Abends spät, wenn die angesäuselt waren, kriegten die die Tour, ging es mit Stiefeln die Treppe rauf, und dann haben die zwei die alten Leute und die ganze Familie nach Strich und Faden verprügelt, Porzellan kaputtgeschmissen und die Möbel zerschlagen. Deswegen ist die alte Frau Lion vor Angst oben aus dem Fenster gesprungen auf den harten Boden im Hof, hat sich einen schweren Bruch zugezogen und es trotzdem wieder geschafft.

Reynders Wil mit seiner Frau wohnte unten in dem Hinterhaus, die sagten: „Wir wohnen hier zur Miete, wir können nichts machen und euch auch nicht helfen.“ Ja, aber die waren in Ordnung, die Reynders, die standen sich gut mit den Lions.

Später wurde uns eine abenteuerliche Geschichte erzählt, ob es sich wirklich so zugetragen hat, ist von keiner Seite bestätigt.

Bei Eicker im Saal lagen Soldaten, möglicherweise von der Division von Briesen, und die meisten hatten irgendwo Bekannte, wo sie sich abends aufhalten konnten. Einer dieser Soldaten hatte sich mit der Familie Reynders angefreundet, der besuchte die schon mal abends, um mit ihnen zu erzählen, dann brauchte der nicht die ganze Zeit im Saal zu verbringen.

Eines Abends war bei Lions großer Spektakel und Reynders Wil klärte seinen Besucher auf: „Das sind wir inzwischen gewohnt. Die Juden werden ab und zu überfallen, und dann kriegen die es nach Strich und Faden. Wir sind machtlos dagegen.“ Der Soldat: „Na wartet!“ Als Angehöriger der Wehrmacht konnte der was riskieren, dem konnten sie so schnell nichts anhaben. Während Willi sich zurückhielt, begab der Soldat sich nach draußen mit den Worten: „Ich stell mich neben die Tür, und wenn die runterkommen, laß ich mich fallen, dann sieht das aus, als wär' ich am Pissen.“

Kam der erste die Treppe runtergepoltert und stieß mit dem Soldat zusammen. Dieser ließ sich prompt fallen, rappelte sich wieder hoch, und da der andere nicht mit einer Attacke rechnete, schmiß der den rum und verabreichte ihm eine ordentliche Tracht Prügel. Ich weiß nicht, ob das Wehrmann oder Leven war. Einer von den beiden. Jedenfalls soll der zweite nachher auch eine gehörige Abreibung gekriegt haben. Der Soldat zog zufrieden ab, da ist auch nichts von nachgekommen, schließlich durften die sich ja nicht mit einem deutschen Soldaten anlegen. Jedenfalls sind die Randalierer ein paar mal da gewesen. Eine Schande, sag ich. Die alten braven „Lütches“.

Bevor die alten Leute Jakob und Bertha Lion Ende 1942 nach Theresienstadt verschleppt worden sind, kamen sie mit ihren Schuhen zu meinem Bruder, der sollte die präparieren. Die haben gedacht: Wir kommen irgendwohin, wo wir uns was kaufen können, wenn wir Geld haben. Mein Bruder hat die Schuhe repariert, die Absätze abgenommen und Papiergeld in den Schuhen versteckt. Geldscheine, keine Münzen, ich hab' das selbst nicht gesehen, er hat mir das erzählt. Aber die Schuhe und die Kleider sind die bestimmt alle quitt geworden, nachher. Von dem Geld haben die nichts gehabt. Das sollte ein Notgroschen sein, aber von wegen, nichts, alles weg! Also, so was!

Die Kinder von Gustav Sanders, Sally und Lina, mit ihren Ehepartnern Henny und Simon sowie Tochter Ruth wurden morgens am 10. Dezember 1941 abgeholt und abtransportiert. Am Vorabend bin ich noch bei ihnen gewesen, aber ich weiß nicht mehr den Grund.

Ich stand in der offenen Küche, da saßen die armen Leutchen da, ich hätte weinen können, das vergess' ich nie. Die hatten alles gepackt und saßen auf ihren Koffern. Das ganze Zimmer, die Küche, alles lag voll Stroh, und die hockten armselig auf ihren paar Habseligkeiten, die sie mitnehmen durften und „soate do te griene“ (saßen da zu heulen). Nun hatten sie mir gesagt: „Morgen früh werden wir abgeholt, müssen wir abhauen!“

Ich schlief in dem Zimmer vorne zur Venloerstraße und hab' die Nacht schlecht geschlafen. Ausserdem wollte ich das nicht verpassen. Im Morgen grauen hörte ich den ersten Zug. Auf einmal rubbelte draußen eine Ziehkarre über das Pflaster. Ich dachte, halt, das sind sicher die „Juden“. Ich aus dem Bett, ans Fenster, tatsächlich, da sah ich sie.

Nun waren sie schon halb vorbei mit ihrer „Trekkaar“, einer großen Ziehkarre, und das war das letzte, was ich von ihnen gesehen hab'.

(Leo)

Lina ist mit den anderen nach Riga verschleppt worden. Damals zog ein Maubach aus Kaldenkirchen, der Mann von Wolters Maria, in den Krieg. Die Soldaten wurden abgeholt zum Abtransport und gingen sehr wahrscheinlich an die Front. Wie später erzählt wurde, standen die auf einem Bahnhof im Osten und mußten umsteigen. Gegenüber von ihnen war ein Gleis, an dem KZ-Leute vorbeikamen. Der Maubach entdeckte auf einmal Lina Sanders, sie erkannte auch ihn, und sie winkten sich gegenseitig zu. Er ist übrigens auch im Krieg gefallen.

(Anna)

Damals gab es hier die Gendarmen. Zum einen waren das zwei blau uniformierte Ortspolizisten, und dann waren noch zwei Gendarmen außen herum, sogenannte Landjäger. Die waren beritten oder fuhren mit dem Rad. Einer dieser Gendarmen, Isken, war lange hier. Der wohnte bei Kaftan auf der Vennstraße zur Miete. Nach dem Krieg erzählte der schreckliche Geschichten über Hinrichtungen. Der ging oft nach Schmitter, sich einen trinken, und wenn der mit dem alten Schmitter zusammen war, kamen die oft auf dieses Thema zu sprechen. Der konnte einen Kartoffeleimer voll Bier vertragen.

Jedes Mal, wenn das „Judengespräch“ kam, konnte der Isken sich so aufregen. Der hatte das oft gesehen, wie die „Juden“ im Osten erschossen wurden. Die standen nebeneinander: Peng, Peng, der Reihe nach ins Genick geschossen. Alles voller Blut.

Die Zahl der umgebrachten Menschen entspricht zwei großen Riesenstädten. Wie das möglich ist, so viele Menschen umzubringen?!

Ella Lueb

Ich bin eine Tochter von Wilhelm Wassen aus Bracht und seiner Frau und wurde Ende 1911 in meinem Elternhaus Karlstraße 5 geboren. Mein Vater hatte schon mit 21 Jahren seine Meisterprüfung. In einem kleinen Anbau hatten wir ein Haushaltswarengeschäft mit Herden, Öfen und solchen Sachen, hinten verkaufte mein Vater landwirtschaftliche Maschinen. Außerdem hatte er dort die Schmiede.

Mein Mann Willi war ein Sohn von Sanitätsrat Dr. Hermann Lueb. Nach unserer Hochzeit hatte er mit Versicherungen zu tun für das „Stammbuch-Vieh“ der großen Bauern. Sein Bezirk war in Kempen sowie am Niederrhein. Mein Schwiegervater stammte selbst von einem großen Hof aus Mehr in der Nähe von Rees und kam als junger Arzt nach Kaldenkirchen. Auf dem Hof in Mehr waren die Kinder auch oft in Ferien. Dann kam der Krieg, und alles war weg. Willi und seine Brüder wurden Soldat, mein Schwager Hans nur ganz kurz, weil er hier die Arztpraxis hatte.

Nach der Volksschule ging ich sechs Jahre lang in „Maria Helferin“ am Schwanenhaus zur höheren Mädchenschule. Während dieser Zeit kannte ich näher die Etty Keizer. Die war denn bei uns in der Schule, aber das merkte man ja damals gar nicht, daß sie „Jüdin“ war. Das waren Menschen wie jeder andere auch, darum hat man überhaupt keinen Unterschied gekannt. Erst später habe ich empfunden: Die waren immer so bedrückt, sehr reserviert, gingen nicht aus sich raus.

Die Familie Sigmund Grunewald zog 1928 in den Neubau Karlstraße 6, gegenüber auf der anderen Straßenseite und war viele Jahre unser Nachbar. Es waren sehr nette, angenehme Leute, immer freundlich und hilfsbereit. Besonders Frau Grunewald war eine feine Dame. Das damalige Dienstmädchen Lene Reinders stand oft schon früh nachmittags mit dem Zierschürzchen an der Türe. Sie lobte ihre Herrschaft sehr. Frau Grunewald machte alle Hausarbeit mit, sie war sehr fleißig und häuslich. Früher saß man draußen mit den Stühlen vor dem Haus, die Nachbarn kamen rüber und man war gemütlich zusammen. Wenn man heute darüber nachdenkt: Wie war das überhaupt möglich, diese Ruhe und dieser Frieden? Da gab es ja die Nazis noch nicht. Die Nachbarschaft, also, das war eine ganz andere Atmosphäre.

Der einzige Sohn Rolf war genauso angenehm wie die Eltern, gut erzogen und immer freundlich. Er besuchte das Gymnasium in Mönchengladbach. Bei seiner Einsegnung (Barmitzwe) waren meine Eltern, Herr und Frau Spelten sowie der frühere Bürgermeister Moritz Peters zu der Feier eingeladen. Ja, die haben sehr viel mit Peters verkehrt.

Auch Emma, die Schwester von Herrn Grunewald, war öfters hier. Die war auch nett. Sie schlief rechts in dem Schlafzimmer gegenüber meinem Fenster, wenn sie zu Besuch war.

Rolf kam einmal in der Nazizeit so gegen zwei Uhr von der Bahn und weinte. Ich habe ihn daraufhin angesprochen. „Ja“, sagte er, „die Jungen lassen mich nicht in Ruhe, weil ich ein Jude bin.“ Also, da haben die den schon „gepiesackt“! Das tat mir immer so leid. Ich konnte nachher gar nicht mehr rausgehen, wenn er kam, so schlimm fand ich das. Man konnte ihm ja nicht helfen. Das war schrecklich, der hat viel mitgemacht. Und Rolf war so ein feiner Kerl, der wehrte sich auch nicht. Was sollte er auch machen? Der konnte sich im Zug nicht gegen die „Banausen“ der „Hitlerjugend“ und was das alles war, durchsetzen. Es war ja schnell bekannt, er war ein „Jude“, und dann ...

Die Nazizeit war allen Beteiligten peinlich, besonders auch den Grunewalds. Wir haben so ein gutes Verhältnis mit ihnen gehabt, und dann waren sie auf einmal weg.

In der Synagogenstraße wohnte Bernhard Sanders. Der war nicht so ganz bei sich. Ich kann mir noch gut vorstellen, wie der ausgesehen hat, der war nicht sehr gepflegt angezogen. Wenn er kam, haben wir als kleine Kinder gesungen: „Bernhard, do häss de Bux kaputt!“ Dann lief er uns nach.

Bei Siegfrieds Eltern, der Metzgerei Sanders, haben wir unser Fleisch gekauft. Frau Sanders war sehr nett. Hier gegenüber auf der Ecke hatten sie ihren Garten. Ein ganz feiner Mann war Siegfried, ein feiner Mensch, wie auch sein Bruder Julius. Die menschliche Seite muß man hervorheben. Ich weiß noch gut, früher, als wir junge Mädchen waren, Schuckmann Hanne, Kremers Gertrud und ich. Wir fuhren mit den Rädern nach Nölken in Herongen und trafen dort Paul, Eugen und Siegfried. Hanne und Eugen haben später auch geheiratet.

Mein Vater Wilhelm Wassen war bekannt dafür, daß er sehr gegen die Nazis war. Der sagte immer: „Das dumme deutsche Volk, das so einem Verbrecher nachläuft!“ Er hat oft vor den Folgen gewarnt

und zum Beispiel auch erklärt, daß Hitler niemals gegen die Amerikaner ankommen könne. Nach dem Krieg haben sie ihm alle recht gegeben, und eine Reihe von Leuten machte sich große Sorgen wegen ihrer Mitgliedschaft in der „Partei“.

Bei irgendwelchen Anlässen, wie zum Beispiel Beerdigungen, warnten die Verwandten oft: „Onkel Wilhelm, wir können gar nicht verstehen, daß man dich noch nicht längst festgesetzt hat.“ Aber das wagten die nicht, das wagte keiner. Unser Geschäft ist nie boykottiert worden, die wagten nicht, sich gegen meinen Vater zu stellen. Er, von Beruf Schmied, war ein großer, stattlicher Mann, eine imposante Erscheinung, kann man sagen. Die hatten Angst vor meinem Vater, alle. Otten Karl war Postmeister und Ortsgruppenleiter damals. Die beiden sind sich mal begegnet. Ich glaube, der ist ganz kleinlaut abgezogen. Die wußten schon, mit dem ist nicht gut Kirschen essen.

Sonntags ging Vater mit dem alten Herrn Grüters zum Hochamt in die Kirche. Anschließend tranken sie sich bei Küppers oder Eicker hier auf der Ecke ein Bier. An einem Sonntag mittag war das Essen fertig, und ich wunderte mich schon: „Wo bleibt Vater nur?“ Ich ging bis zur Ecke und sah ihn mit mehreren Leuten da stehen, darunter einer von den Heußens, ein ganz schlimmer Nazi. Da war natürlich die Politik akut, etwa 1935. Jedenfalls, Vater machte aus seinen Gedanken keinen Hehl, der konnte nicht ruhig sein, der sagte, was er dachte. Anschließend kam er denn, und ich sagte zu ihm: „Vater, wenn sie dich nicht festsetzen!“ Ist aber nichts nachgekommen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn eines Tages die „Gestapo“ vor der Tür gestanden hätte. Jedenfalls hat der oft gesagt: „Das dumme deutsche Volk, das so einem Verbrecher nachläuft!“

Abraham Cohen hatte eine bildschöne Frau mit ganz dunklen Haaren. Er war bei Devries aufgewachsen und ein netter Mann.

Isidor Sanders wohnte in dem Haus gegenüber der „Stadschenke“. Seine Mutter Rosa ist 1925 gestorben. An dem Haus war an der Seite ein Fenster, und eines Tages standen die Kinder da und guckten durch die Scheibe in das Zimmer. Daraufhin bin ich hingegangen, um zu sehen, was da los war. Die alte Frau war tot und lag direkt am Fenster auf Stroh. Das vergißt man als Kind ja nie. Es hieß dann: Das ist bei den „Juden“ so üblich.

Abraham und Isidor kamen öfter zu meinem

Vater, und ich höre immer noch, wie Vater zu einem der beiden sagte: „Nun geh weg von Deutschland. Es wird ganz schlimm mit den Nazis, die sind unberechenbar!“ Die Antwort war: „Aber, Herr Wassen, warum soll ich denn weg? Ich hab' doch niemandem was getan!“

Alle sind dann umgekommen, bis auf Abrahams Sohn. Schrecklich, das waren Menschen im besten Alter. Nein, das kann man nicht fassen.

Pastor Jan van Nooy war ein richtiger „Heiliger“, also, der tat niemandem was zuleide und sagte auch keinem die Meinung. Ihm folgte Pastor Dederichs, der kam auch schon mal zu meinem Vater. Bei uns trafen sich viele, die gegen die Nazis waren. Doch, auch Dederichs war dagegen, ich erinnere mich nämlich an folgendes: Er hatte einen Witz erzählt, der Dederichs, gegen die Nazis natürlich. Und da kam er am nächsten Tag noch mal rein und sagte: „Herr Wassen, Sie sagen doch niemand was davon. Wer weiß, was mit mir passiert.“ Vater: „Da brauchen Sie gar keine Sorge zu haben, ich erzähl' noch ganz andere Witze über die.“ Daher glaube ich nicht, daß der in der „Partei“ war.

Die katholische Kirche hat in Kaldenkirchen eigentlich gar nichts gegen das System gesagt. Ich bin damals regelmäßig in die Kirche gegangen. Auch bei der Fronleichnamsprozession haben wir immer mitgemacht. Man hat der Gemeinde nie was gesagt, das hätten die nicht gewagt, dafür war Kaldenkirchen zu klein. Das hätten die Nazis sich nicht bieten lassen. Vielleicht haben die das auch nicht so gewußt bei der Kirche? Ich meine, die hatten alle Angst. Meistens war es so, die Leute waren bang, schwiegen oder machten mit aus Angst. Einige gaben sich dafür her, weil sie Vorteile hatten. Aber es war auch sehr viel Feigheit dabei. Anders als bei meinem Vater, der sich so durchsetzte, an den wagten sie sich nicht ran.

Pauw war ein kleiner Mann, aber sehr selbstbewußt. Frau Pauw hatte mit meiner Schwiegermutter Lueb und Schwägerin Agnes Lueb, Frau I.L. Terstappen und Frau Waters ein Kränzchen, das ging reihum. Nach allem was ich gehört habe, war das ein jähzorniger Mann. Auch meine Schwiegermutter, die mochten den alle nicht. Also, viele waren so fanatisch. Für mich war das ein ganz widerlicher „Patron“.

Viele unserer Bürger sind umgekommen, an die ich mich noch gut erinnern kann. Ach, was war das eine schlimme Zeit, ganz schlimm. Wenn man

heute all die KZ-Gestalten sieht und hört, was passiert ist, kann man das gar nicht fassen, bestimmt nicht!

Schrecklich, furchtbar, daß so viele Menschen umgekommen sind. Vor allen Dingen, wenn man die Mütter mit den kleinen Kindern sah, die vergast worden sind, schlimm! Da fehlen einem die Worte.

Johanna Opdenplatz

Ich wurde am 4. Februar 1914 in dem Haus Bahnhofstraße geboren, das mein Vater Peter Achten von Josef Sanders 1912/13 gekauft hatte. Josef Sanders und mein Vater müssen sich gut verstanden haben. Unser Vater hat so viel von ihm gesprochen, der sagte immer: „Jösepeke, Sanders Jösepeke.“ „Piefejüdsche“ nannte man ihn, jetzt fällt es mir ein, aber ich kann mich nicht mehr an ihn erinnern. Mensch, das ist eine Schande, was da später passiert ist!

Leider weiß ich nicht mehr allzuviel von meiner Kindheit, aber ich weiß wohl, wo hier die einzelnen Familien gewohnt haben. An der Ecke Synagogenstraße war ein Zigarrenladen von Jakob Cahn. Ich kannte die alten Grunewalds und auch Alex Bonn.

In der „Stadtschenke“ gegenüber Josef Sanders hing früher ein Bild von Rudolf Anstötz und dem alten Bäcker Küppers, Walter Dahmen hatte das gemalt. Die gingen da immer hin zum Frühschoppen.

Bei Devries haben wir früher eingekauft, die haben mir manches Stück Fleisch gegeben. Nach dem Tod von Simon Devries 1939 hat Konrad Opdenplatz die Metzgerei weitergeführt und in dem Haus zur Miete gewohnt.

Isidor Sanders, der Bruder von Johanna, hatte eine Grete Baum aus Süchteln zur Frau, bildhübsch, mit einem Sohn. Ein nettes Kind war das.

Schräg gegenüber von uns war die Synagogenstraße, wo ich häufig spielte als Kind. Hinter der Synagoge haben gewohnt Frieda und Emil Simon und Friedas Bruder Bernhard Sanders. Frieda kam oft zu uns und hat uns Matzen gebracht, wir waren doch Nachbarn. Sally, ihr Sohn, spielte mit unserem Ludwig.

Ja, Bernhard, aber sicher kann ich mich noch gut an ihn erinnern. Die Kinder haben immer über

ihn gesungen. Das hatte er nicht gern. Dann sagte Frieda zu meiner Mutter: „Hanna hat das doch nicht mitgesungen?“ „Nein, das hab' ich ihr verboten!“ Ja, das weiß ich noch, das darf doch nicht wahr sein, meine Zeit! Das sind so alte Erinnerungen.

Johanna Sanders, als die Ende 1942 weggehen mußte, hat die zu meiner Schwester gesagt, die konnten hinten auf dem Hof zusammenkommen: „Frau Mayus, wenn ich mal nicht mehr wiederkomme, und Sie würden meinen Bruder mit seiner Familie noch sehen, dann grüßen Sie die alle schön von mir.“

Und hier die Kaldenkirchener sind alle umgekommen? Auch Frieda? Mein Gott, mein Gott! Die brachte unserer Mutter immer Matzen.

Als hier die Synagoge neu renoviert worden ist, war ich etwa sieben Jahre alt. Eines Tages war drinnen eine Hochzeit, da hat mein Vater mich an die Hand genommen und ist mit mir dahingegangen: „Gehste mal mit, Kind“, sagte er, „gehste mit und guckst mal, wie schön das alles ist. Genau wie bei uns, wie in der Kirche.“ Da hab' ich da oben noch drin gestanden, hab' zugeschaut bei der Hochzeit. Als Kind, da kann ich mich noch dran erinnern.

Martin Opdenplatz war mein erster Mann, Sohn von Opdenplatz Leonhard, Metzgerei. Wir haben 1934 geheiratet und sind im August 1938 zur Kehrstraße gezogen. Mein Schwiegervater war übrigens genauso alt wie die Mutter von Eugen Küppers. Als der schon 93 war, fragte der öfter: „Hör mal, lebt Frau Küppers noch?“ Er wollte immer der älteste Einwohner der Stadt sein. Da haben wir oft drüber gelacht.

Martin und ich wohnten in dem Haus von Johann Siemes, ich blieb dort bis 1960. Nach Siemes Jan war das erst die Bäckerei von Dückers. Mein Mann, geboren am 21. Dezember 1909 war Bäckermeister, der hatte bei Konrad Maaßen gelernt. Wir haben dann unser eigenes Geschäft eröffnet, Bäckerei mit Eisverkauf.

Nebenan wohnten Julchen und Moses Hoffstadt, die haben da immer gewohnt, das war selbstverständlich. Die alten Leute hatten einen kleinen Zigarettenladen und haben nie jemandem was zuleide getan. Das Geschäft war 1938 dicht, trotzdem haben die nachher immer noch verkauft, aber ich glaube, die hatten nichts mehr ausgestellt.

Ich muß vorausschicken, ich war eine junge Frau. Martin hat mir nie was gesagt. Abends kam

der nicht ins Bett, wir wohnten erst seit ein paar Wochen in dem Haus, und er kam nicht rauf. Ich rief ihn dann: „Komm doch nach oben!“ Wie man so als junge Frau ist.

Als ich mal runterging, hing der mit dem Ohr am Radio, einem Nora-Gerät und hörte den Engländer. Die Blenden zugemacht, hing der da dran und wußte deshalb auch, was kam. Als nun die „Kristallnacht“ am 9. November 1938 war, hörte ich auf einmal: rums, rums! Ich sprang auf und sagte zu Martin: „Da war doch nebenan was!“ „Hanna“, sagte er zu mir, „bleib hier!“ „Warum?“, meinte ich, ich hatte keine Ahnung und wußte nichts. „Bleib hier!“ Daraufhin bin ich oben ans Fenster gelaufen. Moses stand vor der Tür: „Schlag mich man dued, schlag mich man dued, ich heb doch nix jedoan!“ Hatte er ja auch nicht, hatte doch keinem was getan.

Die Nazis haben alles zertrümmert, die Scheiben eingeschlagen und in dem kleinen Geschäft alles kaputtgehauen. Ich konnte das überhaupt nicht begreifen, warum? Und dann hörte ich die „Nazischweine“ denn: „Hebbe se och noch 'ne ganze Pott Eier.“ Ich sagte zu Martin: „So 'ne Unverschämtheit, hab' ich Julchen doch immer überm Tor gegeben. Hat die alte Frau sich verwahrt!“

Julchen ist an dem Abend hinten bei uns durch den Garten gelaufen, an der Seite konnte die durch ein Törchen rein und kam dann in dem „Jätzken“ (länger Mürkes) aus. Die wollte wohl zu ihrer Schwester. Aber hinter unserem Haus ist die zusammengesunken. Wir konnten das ja sehen, wir hatten im Zimmer ein Fenster zur Rückseite.

Ich war ganz aufgeregt: „Martin, geh nach hinten, geh nach hinten und hilf Julchen auf!“ Hat er sie aufgehoben, und was weiter gewesen ist, wo sie dann geblieben ist und woran sie kurz danach gestorben ist, weiß ich nicht, ich wußte ja überhaupt von nichts. Mein Gott, mein Gott!

Am nächsten Tag, als das mit der Zerstörung der Synagoge war, hat mein Vater in der Tür gestanden. Ich kam vom Geburtstag, stand der so in der Tür und ballte die Fäuste: „Die Verbrecher, die Verbrecher!“ Meine Schwester war verzweifelt: „Hanna, Hanna, gut, daß du kommst, sieh zu, daß du Vater reinholst, den sperren sie gleich ein!“ Hab' ich gesagt: „Vater, ich bitte dich, ich bitte dich, komm rein!“ Ich hab' ihn dann reingezogen, und der regte sich auf.

Nach dem Krieg hab' ich mich für die Sache in-

IM NAMEN DES DEUTSCHEN RECHTS I

Strafsache gegen

1. den Hilfsarbeiter Peter Heussen aus Kaldenkirchen, Poststraße 9,
2. den Zollinspektor a.D. Erich Wehrmann aus Kaldenkirchen, Feldstraße 10,
3. den Anstreicher Peter Lennsen aus Kaldenkirchen, Feldstraße 10,
4. den Heizungsmonteur Peter Schmitt aus Kaldenkirchen, Steylerstraße 9f,
5. den Kaufmann Jakob von den Driesch aus Kaldenkirchen, Bruchstraße 11,
6. den Arbeiter Friedrich Lappen aus Kaldenkirchen, Schulstraße 71,
7. den Beifahrer Karl Heussen aus Kaldenkirchen, Klemsstraße 9f,
8. den Putzer Josef Schmitts aus Kaldenkirchen, Spitalstraße 8,
9. den Eisenbahnschaffner Heinz Weill aus Krefeld, Messenerstraße 66,

wegen: Landfriedensbruch,

Auf die Revisionen der Angeklagten Heussen, Wehrmann, Lennsen, Schmitt, von den Driesch und Lappen, sowie der Staatsanwaltschaft gegen das Urteil der III. Strafkammer des Landgerichts in Krefeld vom 23. April 1948 hat der Strafsenat des Oberlandesgerichts Düsseldorf in der Sitzung vom 18. November 1948, an der teilgenommen haben:

Oberlandesgerichtsrat Keimer
als Vorsitzender,
Oberlandesgerichtsrat Professor Dr. Busch
Landgerichtsrat Schmitt
als beisitzende Richter,
Staatsanwalt Römer
als Beamter der Staatsanwaltschaft,

H. R. Römer
für den
Herrn Lennsen
Kaldenkirchen

- 2 -

„Revision“ der Synagogenzerstörer. (298)

teressiert, und was daraus geworden ist, das kann sich doch jeder vorstellen. Wehrmann, das war ein Schweinhund! Van den Driesch, Nachbar war der.

Ich habe zwei Söhne, Walter ist von 1934 und Hans von 1936. Morgens gingen die zum Kindergarten, zu den katholischen Schwestern. Die mußten um die Kirche rumgehen zum Brigittenheim. Unser Walter faßte Hans immer ans Händchen.

Bei Siegfrieds Geschäft warfen sie um die Zeit noch mit Steinen, Leute von der „SA“ mit gelbbraunen Hemden. Die schmissen dort die Schau- fenster ein, das muß man sich mal vorstellen. Plötzlich blieb Walter stehen und ließ unseren Hans los. Ich rief ihm von weitem zu, er solle durchgehen, nicht stehenbleiben. Daraufhin faßte er unseren

Hans an die Hand und bog rechts ab zum Kindergarten.

Das war der Gipfel! Mein Vater war außer sich: „Alle, die Gutes vom Siegfried gehabt haben, die werfen da jetzt die Scheiben ein“, sagte der. „Dem Mann, der den Leuten so viel auf Kredit gegeben hat. Nun zahlen sie nicht und zerstören ihm sein Geschäft noch obendrein, die Schweine!“ Der hat bei Siegfried Sanders auch eingekauft, sich immer die Anzüge da besorgt. Nein, da darf ich gar nicht dran denken, da werd' ich krank von.

Ich weiß noch, da ist mal eine Maifeier gewesen, und nachdem ich mir das angesehen habe, bin ich ganz entsetzt nach Hause gekommen: „Stell dir mal vor, Vater, haben sie einem alten Opa den Hut vom

Kopp geschlagen, weil der nicht die Hand zum ‚Deutschen Gruß‘ hochhob. Da ist einer in der braunen Uniform gekommen und hat dem alten Mann den Hut runtergehauen.“ „Gut, daß du nach Haus gekommen bist, Kind“, sagte er, „da geh ich sowieso nicht hin.“ „Vati“, hab' ich gesagt, „heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt. Ich versteh' ja nichts von Politik. Aber, Vati, wer alles haben will, das kann doch nicht gutgehen?“ „Mußt du nur zu niemandem sagen“, sagte er zu mir. Zu der Zeit war Martin noch hier, und wir hatten zwei kleine Kinder. Ich sagte das denn auch nicht weiter.

Siegfried Sanders war ein guter und tüchtiger Geschäftsmann, gut zu allen Kaldenkirchener Leuten. Paul Kauwertz, Siegfried und Eugen Küppers, also fast jeden Tag kamen die bei uns vorbei. Ich hab' in Erinnerung, daß die drei immer zusammen waren. Hier wohnten wir auf der Bahnhofstraße, und die kamen da über den Bürgersteig, an van Knippenberg vorbei. Paul hat Boden Gretchen bei Boussellot Tango beigebracht. Mit Willi Boussellot, dem späteren Amtsrichter, war ich befreundet.

Die nannte man „die drei Eisheiligen“. Hab' ich Vater gefragt, „Warum sagt man das?“ „Och“, sagte unser Vater, „warum sagt man das? Weil die immer zusammen sind, weil die zusammenhängen wie die Kletten.“

Die Fotos von den drei Freunden und Siegfrieds Geschäft sind aber schön, also da freu' ich mich, daß ich die noch mal sehe. Mein Gott noch mal, wenn ich mir das überlege, wo Siegfried immer zur Tür rausgekommen und Vater so oft reingegangen ist und eingekauft hat. Da war ich zwölf Jahre alt, als das eröffnet worden ist. Meine Zeit, meine Zeit!

Die Bilder, das sind Kostbarkeiten. Noch heute sage ich zu meiner Familie, wenn wir da vorbeikommen: „Hier war Siegfried Sanders, damit ihr's wißt.“ Natürlich müssen wir das für die Nachwelt bewahren.

Als Julchen Ende 1938 beerdigt worden ist, ist so gut wie kein Mensch aus der Nachbarschaft mitgegangen. Nein, sie hatte auch keine Beerdigungskutsche mit Pferden davor, die sie zum Friedhof gebracht hätte, wie das üblich war. Die Kiste war bloß auf einem Handkarren drauf.

Ich hab' das selbst nicht gesehen, meine ange- traute Cousine Minchen hat mir das erzählt, die Schwiegertochter von Johanna Lennsen, meiner

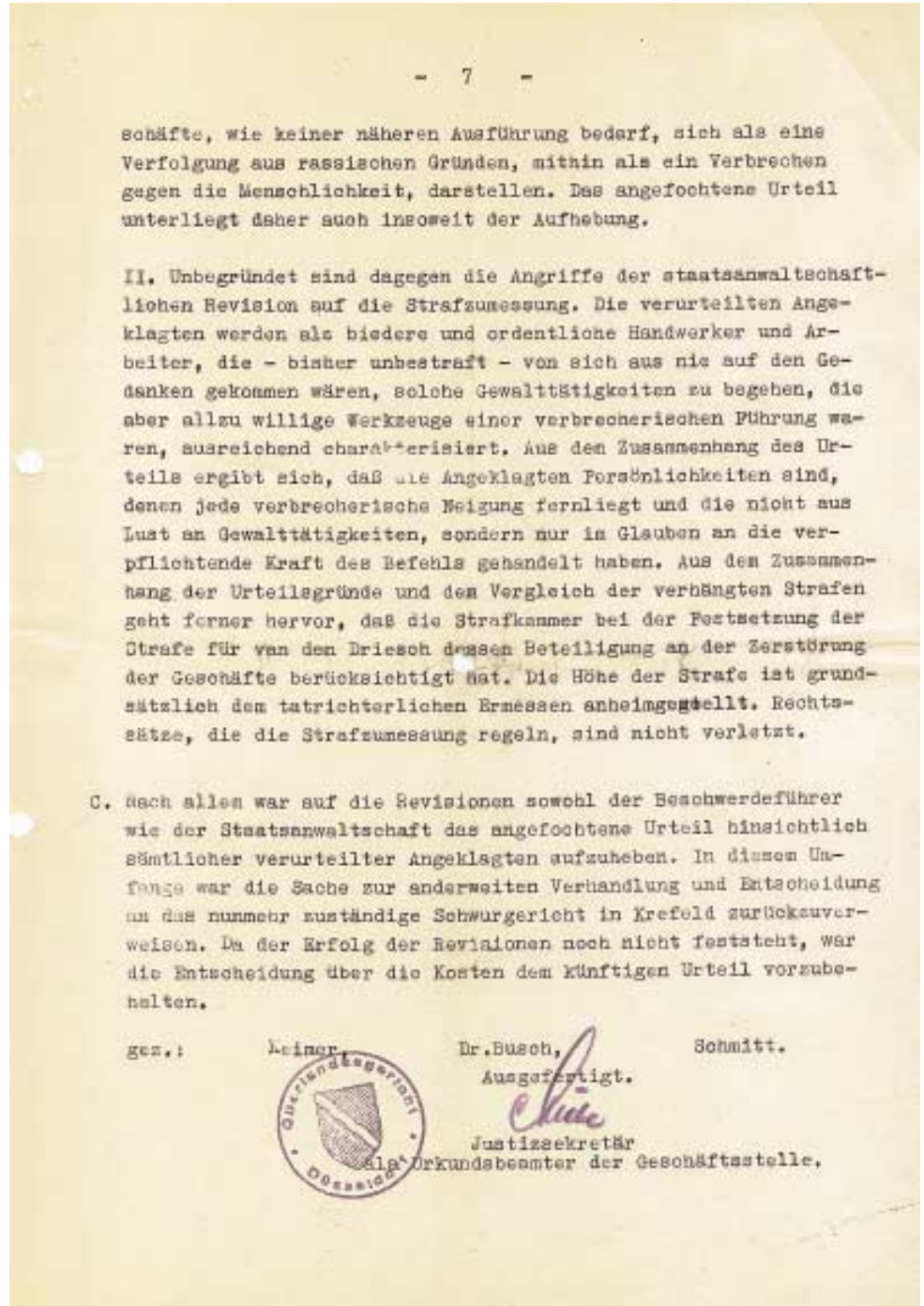
Patentante, der Schwester meines Vaters. Die wohnen in dem Haus Kehrstraße (heute Zur Lärche 7) direkt am Kriegerdenkmal.

Demnach hat sie folgendes zu meiner Tante gesagt: „Mutter, du kannst doch nicht mitgehen, dich sperren sie ein!“ Daraufhin hat ihre Schwiegermutter geantwortet: „Wenn kinner mit Julchen mitjeht, don dich de Schürz öm, dann fällt et nich op!“

Minchen war zu der Zeit gerade mit Lenssen Gerhard verheiratet und wohnte auf der Bahnhofstraße bei Stapper. Sie hat sich daraufhin den Kittel umgetan, damit es nicht so auffiel und ist hinter der Karre mit dem Sarg von Julchen hergelaufen. Da gehörte ja auch was zu! Man stelle sich das mal vor: Ging meine angetraute Cousine hinterher, sonst fast kein Mensch! „Don dich de Schörz öm ...!“

Ich war auch nicht in der NSV (NS-Volkswohlfahrt), obwohl die Nazis eines Tages kamen, ich sollte in die NSV-Frauenschaft eintreten. Der NSV-Kindergarten war direkt gegenüber von uns in dem Gebäude der ehemaligen Zigarrenfabrik Holtvoeth, in dem auch die NSDAP ihren Sitz hatte, ein paar Treppen hoch. Ich hab' meine Kinder auf jeden Fall nicht dahin geschickt. Die sind zu mir gekommen und haben gefragt, warum ich die Kinder nicht in diesen Kindergarten schicke. Ich muß ehrlich sagen, ich hab' mich mit dem „Verein“ nie befaßt. Daraufhin habe ich mich rausgeredet: „Meine Schwestern haben sich immer um die Kinder gekümmert, deswegen kann ich die denen nicht wegnehmen.“

Bürgermeister Pauw war auch ein Nazi, sage ich. Ich weiß, daß er jeden Tag in die katholische Kirche gegangen ist. Und so viele Kinder hatte der, wegen dem Kindergeld, vermute ich mal. Das ist für mich klar, wer so was unterstützt, kann kein guter Mensch sein! Das nutzt dem nichts, zur Kirche zu gehen, gar nichts. Das war so ein intelligenter Mensch. Der hat das gewußt, was da alles gelaufen ist, das macht mir keiner weis. Das kann mir keiner erzählen, das war auch ein „Brauner“! Er hatte einen Sohn, so einen Dreikäsehoch. Unser Walter war noch in der Volksschule, als er eines Tages zu mir kam und sagte: „Alle Kinder sind in der Hitlerjugend, Mutti. Der Lehrer hat auch mich gefragt, und der Pauw ist der Führer.“ „Pauw?“, fragte ich, „wer ist Pauw?“ „Ja, vom Bürgermeister der Sohn, der hat mich angesprochen, ob ich auch eintrete. Ich habe ihm gesagt, ich muß meine Mutti fragen.“



„Die verpflichtende Kraft des Befehls.“ (299)

Ich hatte dem Walter eingeschärft: „Du hast Ausschlag am Körper, Pickel, du kannst doch nicht die anderen Kinder anstecken!“ „Mutti“, sagte er, „wo hab' ich die denn?“ „Das sitzt unter der Haut“, hab' ich gesagt, „du kannst die Kinder nicht anstecken!“

Genau! Der Sohn von Pauw war der Führer der „Hitlerjugend“. Der kam anschließend zu mir in die Bäckerei und wollte von mir wissen, warum ich meinen Jungen nicht in die „Hitlerjugend“ schicke. Braune Uniform an mit allem Drum und Dran. „So 'n Kerlchen!“ „Der Bengel“, hab' ich gedacht, „dir werd' ich doch wohl noch beikommen!“ „Hören Sie mal, warum kann Ihr Sohn nicht in die Hitlerjugend?“ „Junger Mann“, hab' ich gesagt, „mein Sohn hat Ausschlag, immer unter der Haut,

das wiederholt sich ständig. Soll der all Ihre Kinder anstecken?“ „Das ist was anderes“, sagte der, „das ist was anderes, dann entschuldigen Sie bitte.“ Kam extra zu mir ins Geschäft, und Walter jammerte immer: „Mutti, ich hab' doch keine Pickel.“ Der weinte. Ich wollte den doch nicht bei diesem Pack haben.

Wir haben ja die ersten Bomben mitgemacht. Nachdem die am 12. Mai 1940 gefallen waren, standen wir unter Schock und wußten nicht, was wir tun sollten. Schließlich verließen wir hinten das Haus, und ich sagte zu meinem Mann: „Laß uns nur zu meinen Eltern gehen.“ „Nein“, sagte Martin, „deine Eltern regen sich so auf.“

Odenplatz Maria trug schon die Rote-Kreuz-

Tracht, kam von der Kehrstraße und wollte zu uns, wir waren aber hintenrum raus. Überall lagen tote Soldaten und tote Pferde. Die Bevölkerung sollte das Ausmaß des Bombenangriffs nicht erfahren. Alles, was eben transportfähig war, wurde sofort weggeschafft, nur die verwundeten Kaldenkirchener blieben hier im Krankenhaus. Schließlich gingen wir doch zu meinen Eltern, und ich rief: „Vater, Mutter!“ Die hatten nichts gehört, die schliefen.

„Um Gottes Willen“, rief unser Vater, „Hanna und die Kinder!“ Kaum waren wir drin, und unser Vater machte unten Licht, da klopfte es ans Fenster, und wir hörten die Stimme von Pauw: „Licht aus, die Flak (Flugzeugabwehrkanone) schießt scharf!“ Das konnte der, das war typisch Dr. Pauw.

Frau Hally standen die Haare zu Berge, die schlich vorbei, als die Leute zur Kirche gingen. Die Tochter war hoch in Umständen, hatte einen Splitter ins Herz gekriegt und war sofort tot. Das Blut ist durch die Decke gegangen.

Wir standen alle wie gelähmt an der Tür, ich auch. Die Soldaten marschierten vorbei und mußten singen. Ja, die mußten wieder singen, ihr Vor-

gesetzter hatte dafür zu sorgen. Daran sieht man, wie es war. Ich sagte zu Martin: „Guck mal, die Männer, wenn die zu uns rüberschauen, dann hören die auf einmal auf.“ Martin guckte, ging zu unserem Fenster, da lag da ein Stahlhelm noch, war noch nicht alles weggeräumt. Mit dem Gesicht nach oben und Gehirn drin, von einem Soldaten. Die Toten hatten sie alle weggeschleppt, nur der Helm mit dem grausigen Inhalt lag da noch. Martin hat den noch hinten auf den Hof getragen, das hab' ich auch nie vergessen.

Die Häuser wurden abgespritzt. „Warum spritzen die all die Häuser ab?“ „Ja, Hanna, siehst du das nicht?“ Ich war völlig durcheinander, alles voller Blut von den gefallenen Soldaten und den getroffenen Tieren. Haben sie die Häuser schnellstens abgespritzt. Was wäre passiert, wenn die Bomben mitten auf die Häuser gefallen wären! Die waren nämlich noch hinter den Gebäuden runtergekommen. Und die Soldaten sagten, guckt mal da oben, die leuchten uns den Weg. Das vergesse ich nie! Dieser „Führer“ hat all die Menschen in den Tod getrieben!

Am 1. August 1938 waren wir auf der Kehrstraße eingezogen, am 1. August 1940 wurde Martin Soldat. Vor seiner Musterung ließ er sich alle Zähne ziehen und sagte zu mir: „Heute Abend bin ich wieder da, du brauchst mich nicht zum Bahnhof zu bringen. Ich werde nicht Soldat!“ Der hatte immer so viel Schlimmes vom Krieg gehört. Und dann hat er all den Kaldenkirchenern, die eingezogen wurden, in der Wirtschaft einen ausgegeben, das hat mir hier ein Pollmanns erzählt. Aber auch er kam nicht daran vorbei und mußte dreieinhalb Jahre nach Südfrankreich.

Er ist nur zweimal in Urlaub zu Hause gewesen, und nach seinem letzten Urlaub hab' ich ihn nie mehr wiedergesehen. Seitdem ist er vermißt. Zu Frau Siemes, der zweiten Frau von Jan, muß er gesagt haben, als er zuletzt hier war: „Ich komm' nicht mehr wieder.“ Das muß er so kurz und bündig von sich gegeben haben. „Ich bin von Südfrankreich aus versetzt worden, ich muß Gefangene bewachen, das kann ich nicht mit ansehen! Ich komm' nie mehr zurück.“ So war es denn auch. Das war Martin Opdenplatz, mein erster Mann. Ich



Durchzug der bespannten Artillerie. Rechts das ehemalige Geschäft Siegfried Sanders, jetzt Gebr. Dahmen. Im Hintergrund das ausgebombte Geschäftshaus Grunewald. (300)

kriegte einen Brief, da ist der strafversetzt worden nach Rußland, todsicher!

Drei Monate nach dem Bombenangriff auf Kaldenkirchen und dem Einmarsch in Holland am 10. Mai 1940 ist Martin weggekommen, da war alles kaputt. Nun stand ich mit den beiden Kindern und dem Geschäft alleine und mußte das Brot und die Brötchen backen. Deswegen hab' ich auch wohl nie mitbekommen, muß ich ehrlich sagen, daß unsere Bürger hier in Kaldenkirchen mit einem „Judenstern“ rumgelaufen sind. Daß ich das nicht gesehen hab', versteh' ich gar nicht.

Wir mußten immer die Nazibilder aushängen, wenn die Nazis Feiern hatten, 1. Mai oder weiß der liebe Himmel was. Dann sollten wir ein Hitlerbild im Fenster aufstellen. Ich habe dann das Bild gar nicht eingestellt, sondern die Jalousien runtergelassen und bin mit den Kindern nach Mönchengladbach zu meinem Bruder gefahren, damit sie mir nichts anhaben konnten. Auch sonntags habe ich meinen Bruder öfter besucht, das weiß ich wohl, raus hier!

Mein Onkel, der Schwager meines Vaters, wohnte in Mönchengladbach in der Altstadt und ging sonntags morgens zur Kirche. Vom Ersten Krieg war der hundertprozentig kriegsbeschädigt. Das hat der mir so oft erzählt, wie dort die Nazis mit den Sammelbüchsen kamen: „Da kumme die gröne Hönkes“, so nannte der die „Braunen“. „Da jeb ich nix för“, sagte der immer.

In Venlo wohnte ein Mann namens Deckers, ein Holländer muß das gewesen sein, der kam während des ganzen Krieges zu mir in die Bäckerei und erklärte mir, er sei „Halbjude“ und müßte sich aus Venlo verdrücken. Er hatte bei Josejakob ein Zimmer und telefonierte von hier aus ständig, hauptsächlich mit einer Liesel bei der Post, und die gab das dann weiter. Das war nachher eine enorme Rechnung.

Eines Tages sagte er zu mir: „Hanna, du hast deinen Mann im Krieg, und ich benutze ständig dein Telefon, das kann ich doch nicht verlangen. Weißt du was, ich hab' hier ein Erbteil von Moses Hoffstadt, und du hast hier die Bäckerei. Fahr nach Straelen und guck, daß du das Erbteil später dann auch kaufen kannst.“

Daraufhin habe ich mich zu den Verwandten von Jakob und Moses Hoffstadt nach Straelen aufgemacht. Ich weiß gut, das Haus war etwas höher gelegen, da ging es einige Stufen hoch. Nachdem

ich dort geschellt hatte, ging nach einer Weile die Tür auf, aber nur einen Spalt. Sagte ich: „Ich komm' von Alfons Deckers, ich wohne neben dem Haus von Hoffstadt Moses und Julchen.“ „Um Gottes Willen, kommen Sie schnell rein“, war die Antwort. Hatten die Angst, mir die Tür aufzumachen, in der schlimmen Zeit.

Als Siemes Jan gestorben ist, wollten wir das Haus von seinem Neffen kaufen. Wir hatten Vorkaufrecht, und deshalb meinte der Deckers Alfons nach dem Tod von Moses auch, es wäre schön, wenn wir das nebenan von Hoffstadt auch kriegten.

Bevor wir evakuiert wurden, kam der alte Druffen vorne rein, „Heil Hitler!“, warf mir einen Zettel in die Tür, „morgen werden Sie evakuiert!“ Ich sagte: „Ohne mich!“ „Dann werden Sie weggetrieben wie's Vieh!“, sagte der. Meine alten Eltern hab' ich zum Bahnhof gebracht. Die saßen mit Anstötz im Waggon. Ich bin mit meinen Kindern auf dem Gestüt Micklinghoven gewesen. Underbergs haben uns mitgenommen.

Ende des Krieges, in Gerresheim (Düsseldorf), traf ich Faig Helmut, das war ja der Richtige! Dazu noch zwei von der Sorte, einer davon war früher beim Zoll. Sie waren in Zivil. „Na“, sag' ich, „habt 'r de Rock schon aus?“ Guckten sie mich an: „Sie sagen doch nix!“

Bei der Hochzeit von unserem Hans, hinten in der Brüdergemeinde, kam Faig rein und fing an, Witze zu erzählen. Sofort sagte Opdenplatz Leonard, mein Schwiegervater: „Der muß raus, der hat hier nichts zu suchen.“ Daraufhin haben sie bei Fiß gleich die Tür zugemacht: „Herr Faig, Sie stören hier!“ Dann zog er ab. Das war ja auch ein Schweinder!

Der Beumer war im Entnazifizierungsausschuß in Kempen, der war kein Nazi. Der hat nämlich zu mir mal gesagt: „Beruhige dich nur, das kannst du Martin schreiben, die kriegen wer all'!“

Peter Heußen war ja maßgeblich beteiligt an der Zerstörung der Synagoge. Das hab' ich dem mal an den Kopf geschmissen. Das war 'ne waschechte Kaldenkirchener, und ich bin ja 'ne waschechte Kaldenkirchenerin. Den traf ich am „Weißen Stein“, der fuhr mit dem Rad und hat da mit ein paar Bekannten „gekartet“. Wo die all' dabei waren, sagte ich so: „Hör mal, Peter, findest du das gut, was du gemacht hast?“

Nothen Hein hatte eine Blutwurst aus „Dollerei“ mitgebracht und wollte jedem ein Stück geben, und

da sag' ich so auf platt: „Und dä Pitter jibste kinn Stück, dem jibste kinn Stück Blutwoasch!“ Daraufhin sagte Hein: „Hanna!“ „Weißt du denn warum Hein, findest du das gut, was der Pitter getan hat?“ Das einzige, was Heußen daraufhin von sich gab, war: „Ich habe dafür gerade gestanden.“

Ich sagte: „Da kannst du nichts mit gutmachen. Meinen Vater hätten sie bald eingesperrt, weil er sagte: ‚Die Schweinhunde da! Jeder wird nach seiner Fasson selig!‘“

Christine Redel

Ich kam 1906 nach Kaldenkirchen und lebte bei meinen Großeltern Maria und Wilhelm Kemper. Mein Großvater war Schreiner und hatte eine kleine Landwirtschaft mit zwei Kühen und Schweinen.

Wir wohnten auf der Kehrstraße 39. Meine Vorfahren, auch die Brüder vom Großvater, waren alle „picobello“ saubere Menschen. In der Werkstatt hatten die „Klumpen“ (Holzschuhe) an, daß sie warme Füße hatten, aber sobald die ins Haus kamen, zogen die ihre Pantoffel an.

Im Winter saßen wir immer hier um den Ofen, ohne elektrisches Licht, und dann mußte ich bei „Küppers Hänneske“ noch eine Karaffe Bier holen, die gingen nicht in die Wirtschaft, die Männer.

Also, ich hatte mein Schlafzimmer da, wo jetzt die Diele ist, ohne Fenster, und auch der Großvater schlief hier. Zu der Zeit war ich sechs Jahre alt und konnte nicht jeden Abend bis zehn Uhr aufbleiben. Die Männer arbeiteten in der Schreinerei, und der Großvater machte noch zusätzlich die Buchführung vom Geschäft. Jedenfalls ging der auch immer zeitig ins Bett, denn der mußte ja früh wieder raus. Der lag da um die Ecke, ich auf der anderen Seite. Ich war eine ziemliche „Bangbux“, und wenn es im Zimmer dunkel war, hatte ich Angst und rief: „Großvater, Großvater, schläfst du schon?“ Antwortete der immer: „Nä, Kenk, ech bliev so lang waker, bis do schlöpst!“ Schön, nicht. Er hat dann noch vier Jahre gelebt. Also, an die alten Leute, da tu ich mich furchtbar gerne erinnern.

In der Zeit, in der wir alles auf Karten beziehen mußten, wollte ich selbst gerne Schweine halten. Ich sagte zu meinem Mann: „Weißt du was, du machst mir einen schönen Stall, zu weit im Garten kann man den nicht setzen, da wird das Tier noch gestohlen.“



Zweites Haus von rechts: Julchen und Moses Hoffstadt. (301)

Er hatte aber Arbeit genug, und was habe ich getan? Habe mir einen Maurer geholt, und der hat den Stall gebaut, und zwar hinter der Veranda und der Waschküche in einem Raum, da hat das Schwein gelegen. Hier ganz in unserer Nähe.

Wir drei Frauen haben insgesamt acht Schweine gemästet, keiner kann sich vorstellen, was das erste Schwein wog! Herr Schroers, der Trichinenbeschauer, kam eines Tages und sagte: „Was soll ich denn nun eigentlich schreiben? Ein Schwein oder eine Kuh?“ So schwer war das Tier.

Also, das haben wir behandelt, wie einen Menschen. Jeden Sonntag stellte hier Kappertz Willi sein Fahrrad hin, wenn der zur Kirche ging, und dann sagte der: „Darf ich auch das Schwein gucken? Habt ihr das wieder gebadet?“ So sauber war das. Das konnten wir zum Hof rauslassen, das war prima, haben wir acht Stück gefüttert und richtig fett gemacht.

Bürgermeister Moritz Peters war ein großer stattlicher Mann. Er wohnte während seiner Amtszeit weit vor der Nazizeit nebenan im Rathaus. Wir hatten zwei Hunde, davon war einer ständig am Bellen. Eines Tages beklagte er sich: „Ich kann noch nicht mal ein Mittagsschläfchen halten.“ Er hat uns aber nicht bestraft, sondern nur ermahnt, dafür zu sorgen, daß der Hund nicht immer kläffte. Ich

nahm dann die Tiere an die Leine und ging in den Garten. Der Hund, der den Bürgermeister geärgert hat, hieß „Bulle“, den haben wir mit all meinen Geschwistern später hinten im Garten beerdigt. Jedenfalls, Bürgermeister Peters war ein sympathischer Mann.

Alex Bonn verkaufte Mäntel und Kostüme, hauptsächlich Damenartikel. Wenn die einen Mantel verkauft hatten, mußte der in der Regel kürzer oder länger gemacht werden. Das habe ich zusammen mit meiner Tante Maria gemacht, wir haben für das Geschäft von Bonn genäht.

Die Verkäuferinnen brachten gleich mehrere Mäntel, oder wir holten sie selbst ab. An und für sich haben wir uns mit den „Juden“ gut verstanden. Mina Sanders war eine Freundin meiner Mutter. Das waren freundliche Leute, die Sanders von der Bahnhofstraße.

Gegenüber wohnten Siemes und Hoffstadt. Über der Bäckerei stand in Goldschrift geschrieben „Johann Siemes“. Siemes Jan sagte immer: „Das bleibt da stehen, das darf niemand wegmachen, da kommt wieder ein Johann Siemes rein.“ „Tina“, wie er seine Frau nannte, hatte aber keine Kinder. Das war wunderbar mit der Schrift, nicht so fein, schön dick, war gut gemacht. Johann Siemes ließ mit Pferd und Kutsche die Backwaren rundbringen.

In einem schmalen Zimmer neben der Bäckerei hatten Siemes ein kleines Hutgeschäft. Hüte haben die da verkauft, allerdings nur für Herren, keine Damenhüte.

An das Schützenfest mit Siemes Jan als König kann ich mich noch sehr gut erinnern. Alle Nachbarn waren so deftig angezogen und wurden dann so schön klar und deutlich fotografiert. Herr Siemes hatte alle eingeladen, sogar zwei meiner Verwandten kamen extra aus Dülken, die waren Bäcker und fuhren montags morgens mit dem ersten Zug wieder zurück. Die Feier war in einem ganz kleinen „Sälchen“, etwa da, wo jetzt die Werkstatt von Nootz ist, bei einem Wirt namens Jakobs.

Später wohnte Siemes neben uns, da war er schon im Ruhestand. Ich schwärmte für alte Sachen aus Kupfer und Porzellan und hatte eine sehr schöne Truhe aus Eiche von 1787, die stand auf dem Speicher, und die wollte ich gerne in der Wohnung aufstellen. Sagte ich zu Herrn Siemes: „Die Truhe, die hätte ich aber gerne unten stehen. Wer kann uns da wohl bei helfen?“ Haben wir es zusammen mit einem Seil und einer Leiter geschafft, die schwere Truhe nach unten zu bringen.

Hoffstadt hatten ein Geschäftchen für Zigaretten und Tabakwaren. Also, da sind wir sehr oft ein- und ausgegangen. Die waren ja so beliebt hier bei uns

und allen Nachbarn. Moses ging nebenan bei Holtvoeth in die Zigarrenfabrik. Julchen war so traurig, daß sie keine Kinder hatte, und die hatte zehn Geschwister. Sie war eine geborene Sanders und hat immer zu mir gesagt: „Stell dir mal vor, elf Kinder, und wir haben keine!“

Sehr genau war Frau Hoffstadt in ihrer Religion. Oh, die war so genau mit den Feiertagen, den Gebräuchen und was es alles so gab. Von dem Matzen, der so ähnlich war wie trockener Zwieback, hatte sie einen ganzen Stapel, da gab sie uns allen was davon. Ich muß sagen, die haben niemand was zuleide getan, Julchen und Moses, die lebten hier auf der Straße mit allen einträchtig zusammen, mit denen auch wir verkehrt haben. „En bötsches levhone, ever net so lang!“ (ein bißchen lieb haben, aber nicht übertreiben). Das hat Julchen zu Luise gesagt, das ist die Wahrheit.

Die „Kristallnacht“ damals war schlimm. Da sind Hoffstadts hinten herum geflohen und nebenan bei Gottlieb van Essen, dem Bäcker, aufgenommen worden. Hinter den Häusern waren die Gärten mit Törchen nach hinten zu dem schmalen „Jätzken“, da konnte man überall rein. Die sind dann bei van Essen geblieben, wo sie noch mit verkehrten.

Alle „Juden“ sind ja nicht nett behandelt worden, die mußten flüchten und haben viel mitgemacht. Aber Julchen und Moses können an und für sich nicht viel gelitten haben, denn van Essen haben sich rührend um die Leute gekümmert. Julchen hat sich nicht beklagt, die ist nicht mal zu den Nachbarn gekommen, das hat sie nicht getan. Die muß doch auch gedacht und sich gefragt haben: Warum tun die uns das an? Ja, das war eine Frechheit, daß sie das gemacht haben. Das waren doch genauso Menschen wie wir, „Menschen wie du und ich“, sagt man.

Ich weiß, daß Julchen Hoffstadt Ende 1938, also kurz nach den Verwüstungen, gestorben ist. Mit der Beerdigung ist so gut wie keiner mitgegangen, weil keiner was gewußt hat. Also, das haben sie sicher in aller Stille gemacht, denn die waren sehr beliebt. Jedenfalls war das nicht so öffentlich, und ich weiß auch nicht, wer mitgegangen ist. Das war eine stille Beerdigung, die haben kein großes „Trara“ daraus gemacht, schon gar nicht, nachdem sie kurz zuvor noch so behandelt worden war.

Wie die zum Friedhof gefahren worden ist, weiß ich nicht. Das wird mit einer Handkarre gewesen sein, aber da weiß ich nichts Genaues. Mit der Kar-

re hat man früher viel gemacht, auch bei den Handwerkern. Die hatten kein Auto und viele nicht mal einen „Fiets“. Ansonsten wurden die Beerdigungen mit Pferd und Kutsche von Krambröckers gemacht.

Ich glaub' das wohl nicht, daß jemand mit zur Beerdigung gegangen ist, die Leute waren ja auch alle ein bißchen ängstlich. Wenn man irgendwas tat, was den Nazis nicht paßte, wurde man schon bestraft.

Hier die Kehrstraße hieß später „Straße der SA“. Erst habe ich das gar nicht mitbekommen, bis wir eines Tages eine Geburtstagskarte von meiner Tante aus Dülken bekamen, wo das drauf stand. Ich denk', was ist das denn: „Straße der SA?“ Ich erinnere mich noch an Dr. Zorn, der damals hier wohnte. Dem ging es gar nicht gut, der war wirklich krank, der war bei den „SA-Männern“. Eines Tages fuhr die „SA“ mit den Autos durch die Straßen und brüllte: „Nieder mit den Juden!“ Und da sagte Dr. Zorn: „Oh weh, ob ich da auch noch mitmachen muß?“ Die wollten all die Oberen haben, die Intelligenz und die Beamten, auf die hatten sie es abgesehen. Die mußten da mitmachen, wurden gezwungen, ob sie wollten oder nicht.

Am Abend der Verwüstungen in der Stadt war ich mit meiner Tochter zu Hause. Sie hatte Gesichtsrrose, war krank, und aus diesem Grund war mein Mann Willi Redel alleine zur Hochzeit meines Bruders gefahren. Abends kam er gar nicht von der Bahn nach Hause. Ich hatte Besuch einer guten Bekannten, und wir machten uns Sorgen. Wir hatten selbst kein Telefon, und es kam auch kein Anruf bei den Nachbarn.

Auf einmal ging die Klingel, wer steht vor der Tür? Mein Mann. Ich sagte: „Wie siehst du denn aus?“ Ihm selbst hatte keiner was getan, aber der war erregt. Auf dem Weg vom Bahnhof nach Hause, in Höhe der Wirtschaft Laberlette auf der Bahnhofstraße, kam ihm plötzlich Lina Sanders entgegen, die ihn anflehte: „Helfen Sie uns, helfen Sie uns!“

Aus der Mühlenstraße kam der Mann von Schmitter Elisabeth, Verhaegh Toni. Er und mein Mann haben sich dann um Lina gekümmert und sind mit ihr zu Lion auf der Venloerstraße gegangen. Frau Lion lag im Bett und war schwer verletzt. Was eigentlich passiert ist, weiß ich nicht genau, ich weiß wohl, die zwei Männer haben dafür gesorgt, daß sie mit irgendeinem Auto zum Krankenhaus gebracht worden ist. Anschließend waren sie froh, daß

sie ärztlich behandelt werden konnte. Die Schwestern hätten sie sofort in Empfang genommen und seien so nett zu ihr gewesen.

Toni Verhaegh und mein Mann konnten sich gar nicht alles erzählen. Außerdem wollte irgendein Kaldenkirchener Nazi meinem Mann an der Kirche noch auflauern. Mein Mann stammte aus Bremen, der kannte ja die Leute nicht so wie ich. Das war dann doch ein bißchen zuviel für ihn. Der war verwirrt, als der nach Hause kam und aufgeregt. So hatte der das erlebt.

Margarete Spelten

Ich wurde 1902 in Rheydt geboren, wo ich meinen späteren Mann Josef Spelten kennenlernte.

Vor 1920 wurde im Hause meines späteren Schwiegervaters Otto Spelten davon gesprochen, daß der Geschäftsmann Sigmund Grunewald ein Angebot unterbreitet habe, sich an einer Zigarrenfabrik zu beteiligen. Wir wußten erst gar nicht, wo Kaldenkirchen liegt.

Josef Spelten kam aus dem Ersten Weltkrieg zurück und war gelähmt und stumm. Nach einer Operation durch Professor Sauerbruch wurde sein Zustand wieder normal. Wir heirateten 1925 in Rheydt.

Die Familie Spelten entschied, sich an der Fabrik zu beteiligen. So blieben meine Schwiegereltern in Rheydt, und mein Mann und ich zogen 1925 hierher. Wegen der Wohnungsnot gelang es nicht sofort, eine Wohnung zu bekommen, so daß wir schon überlegten, nach Blerick zu ziehen.

Eines Tages erhielten wir jedoch den Anruf von Bürgermeister Pauw. Der hatte durch Vermittlung des früheren Bürgermeisters Moritz Peters eine Wohnung anzubieten. So wohnten wir zuerst im Haus Lankes, neben der Gaststätte Weingarten. Als Grunewalds 1927 in das neue Haus Karlstraße einzogen, wechselten wir in ihre Wohnung Breyellerstraße 1 von Baumeister Schmitz. Dort haben wir mehr als 30 Jahre gewohnt, unsere Kinder wurden dort geboren. Wir wohnten oben, und unten wohnten Sophie und August Sauels.

Die erste Fabrik befand sich in einem Anbau dieses Hauses an der Spitalstraße. Als diese Räumlichkeiten für die Zigarrenherstellung viel zu klein wurden, bauten die Partner 1923-24 die neue Fabrik Spelten-Grunewald.

Als wir nach Kaldenkirchen kamen, kannten wir niemanden. Erst durch Grunewalds, mit denen wir uns sehr gut verstanden, lernten wir einige Familien kennen. Sie haben uns auch mit der Familie Moritz Peters zusammengebracht, mit denen sie sehr befreundet waren. Dieser wohnte später oben im Haus gegenüber Giskes. Wir kamen oft mit Grunewalds und Peters zusammen. Auch mit anderen Familien und Frauen traf ich mich: Apotheker Jüssen, Dr. Hild, Dr. Lueb, Gertrud Hergett, Ella Wassen (Lueb), Marianne Niessen von der Spedition, Lene Küppers. Mit Pauws haben wir direkt nichts zu tun gehabt.

Im Kaiserhof hatten wir einen Stammtisch „Eintracht“, mit deren Mitgliedern wir auch Theater spielten, da waren Grunewalds nicht dabei. Gekegelt wurde in der Wirtschaft Terstappen am Kirchplatz.

In der Fabrik wurden Zigarren aus den verschiedenen Tabaksorten hergestellt, die sich in einem Transitleger befanden. Wenn mein Mann dann abends nach Hause kam, freute er sich auf eine Zigarette: „Lauf schnell zu Julchen und holt eine Packung Overstolz“, sagte er zu den Kindern.

Während des Krieges hatten wir sogar wegen der Bombenangriffe zeitweilig unser Schlafzimmer im Keller der Fabrik, wo wir schliefen.

Ich kann mich sehr gut erinnern, daß Eugen Küppers und Delissen Jupp am Wochenende abends in die Kaserne fuhren. Wir saßen dann auf dem Balkon. Sie hatten ein kleines Motorrad und winkten jedesmal freudig, wenn sie uns sahen.

Minchen und Hans Thönissen

(Minchen)

Ich bin eine geborene Janssen. Als Kind wohnte ich mit meinen Eltern zur Miete in einem Doppelhaus von Lambert Maaßen, Steylerstraße 43. Maaßen hatte nebenan seine Bäckerei und sein Geschäft. Nach dem Krieg war er Landrat des Kreises Viersen.

Zu Gustav Sanders gingen wir Fleisch holen, nachts. Dann tat der immer so: „'n schön Stückske, 'n schön Stückske!“ Und manchmal war das wirklich nicht angebracht. Der verkaufte nur Rindfleisch, die Rinderhälften hingen im Fenster. Von dem „Studentenfutter“, das er auch führte, krieg-

ten wir Kinder immer ein Tütchen voll.

Keizer Jacques wohnte mit seiner Familie Steylerstr. 35 in einem Haus, das ein ganzes Stück von der Straße zurück lag, direkt hinter Edling. Die kamen immer bei Maaßen ins Geschäft, wo ich nach meiner Schulzeit als Verkäuferin beschäftigt war. Ilse war in meinem Alter, und so kam es, daß wir uns anfreundeten und in der Freizeit oft zusammen waren.

Am Wochenende gingen wir regelmäßig im Saal vom „Bürgerhof“ (Dammer/Terlinden) zum Tanz. Montags morgens wurden die Erlebnisse noch mal ausgetauscht und alles erzählt. Ilse: Freude, Freude, war immer begeistert, wie sie getanzt und mit wem sie getanzt hatte.

Eines Morgens kam sie, wir waren diesmal nicht zusammen aus gewesen, und war auf einmal so traurig. Zu der Zeit hörte man schon einige Sachen von den Nazis in der Stadt. Ich fragte: „Ilse, was hast du denn?“ Da antwortete sie: „Nein, es ist nicht mehr so schön wie bisher. Heußen Pit ist während des Tanzes gekommen und hat zu meinem Partner gesagt: ‚Man tanzt nicht mit Juden!‘“

Ja, Heußen Pit, der Kaldenkirchener „SA-Führer“, hatte sich höchstpersönlich eingeschaltet. In dem Saal trat der Theaterverein „Fidelio“ auf, der hielt auch die Tanzveranstaltungen ab, und in dem Verein war Heußen drin mit seinem Bruder Karl, Reynders Will, Hövels Jö usw. Der Verein „Frohsinn“ war immer bei Holthausen.

Ein paar Wochen darauf kam Ilse und war wieder am Weinen. Inzwischen hörte man immer mehr von den Nazis Mitte der dreißiger Jahre. „Ilse, was hast du denn?“ Jedenfalls war wieder jemand zu ihrem Tanzpartner gekommen und hatte den angepöbelt: „Man tanzt nicht mit Juden!“ Daraufhin hatte sie die Tanzfläche verlassen und war nach Hause gegangen. Montags morgens kriegte ich das dann erzählt. Und dann fügte sie hinzu, das werde ich nie vergessen: „Minchen, die Gesangbücher stimmen nicht überein!“ Von da ab war es aus, ist sie nie mehr hingegangen, die konnten sich nirgendwo mehr aufhalten.

Später ist die ganze Familie nach Venlo ausgewandert. Ihr Bruder Paul hat schon früher was gehahnt und ist zeitig abgehauen. Ich habe nie mehr was von Ilse gehört, nachdem sie alle über die Grenze gegangen sind.

Eines Tages kamen zwei Kinder in das Geschäft. Ich kannte die ja, das war Ruth, die Tochter von

Lina Sanders und Hedi (Hedwig), das Mädchen von Lion Max. Sie wollten Plätzchen haben. Ruth suchte sich die Plätzchen aus, die in einem Kasten waren, mit einem Glasdeckel drauf.

Na, ich krieg' mir eine Tüte, mache den Kasten auf und tu' die Plätzchen in die Tüte. Ruth, die war nicht so, die war jünger, aber die von Max war cleverer und sagt zu mir: „Man tut aber die Plätzchen nicht mit der Hand in die Tüte!“ Ich sag: „Warum nicht?“ „Nein“, sagt sie, „das muß man mit einer Zuckerzange tun und nicht mit den Fingern.“ Da war die noch so klein, aber immer aufgeweckt, Hedi. Die Kinder waren verwandt und sehr viel zusammen. Auch Lina kam immer mit dem Kind rein.

In der Nacht, in der die jüdischen Geschäfte und Wohnungen verwüstet worden sind, war alles dunkel. Ob man die Lampen in der Stadt ausgeschaltet hat, weiß ich nicht. Ich habe abends selbst da gestanden und gesehen, wie die Synagoge abgebrochen wurde, da war ich noch nicht verheiratet.

Mit Josef Thönissen, meinem späteren ersten Mann, sind wir dahin gegangen, und ich hab' bald zuviel gekriegt, als ich sah, wie die alles kaputt schlugen. Die Heußen waren die Hauptakteure dabei, die saßen auf dem Dach.

Also, die Synagoge war oben schon ganz offen, da schlugen die noch immer drin, hauten immer noch drauflos. Und alles, alles haben die nach unten geschmissen, bis außer den Mauern nichts mehr stand.

Wir sind dann nach Hause geschlichen, und unterwegs konnte ich mich kaum fassen, ganz furchtbar! Und ich denk': „Du kriegst zuviel, daß die das alles zertrümmern.“ Ja, und dann haben wir noch lange auf der Straße gestanden, und die waren am Wüten da, ganz furchtbar. Morgens hörte man ja, was überall los war.

Alle hatten Angst, den Mund aufzumachen und ihre Meinung zu sagen. Ich weiß, wenn Erntedankfest war, hatte die „SA“ immer einen Fackelzug und ... die Hand hoch zum „Deutschen Gruß“! Konnte ich nie hoch kriegen. Da sagte mein erster Mann immer: „Du mußt die Hand hoch tun, dich nehmen sie mit!“ Ich sagte: „Und ich tu' die Hand nicht hoch, da kannst du dich auf den Kopf stellen, ich tu es nicht!“ Du solltest immer mit erhobenem Arm stehen, wenn der Zug vorbeiging: „Heil Hitler.“ Also, das war ja ganz furchtbar! Nach den Verwüstungen waren wir alle, die wir nichts mit den Nazis am

Hut hatten, so deprimiert darüber.

Der Walter Otten war bei Lambert Maaßen als Lehrling und Bäckergehilfe beschäftigt. Der hatte später ein Bein ab durch den Krieg. Ich höre noch, wie der Chef den fragte: „Hör mal, Walter, nun mußt du mir mal sagen, habt ihr Bescheid gekriegt, daß ihr zur Synagoge gehen sollt?“ „Ja“, sagte Walter, „wir haben Bescheid bekommen, daß wir zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Synagoge gehen mußten.“ „Das war alles vorbereitet“, fügte der noch hinzu. „Aha“, sagte Maaßen, „das wollte ich nur wissen.“

Maaßen hatte ja immer ein enges Verhältnis zu Otten Karl, der war doch hier Ortsgruppenleiter. Die beiden waren viele Jahre mit dem Sport verbunden und verstanden sich dadurch sehr gut, auch ihre Frauen. Ja, das war ein Fliegel, dieser Ortsgruppenleiter!

(Hans)

Wir wohnten früher hinter Jansses Leiken an der Venloerstraße. Mein Bruder Willi war sowieso bei den Nazis verhaßt.

Mit Otten Karl bin ich mal beim Schiedsmann gewesen, und Küppers Willi war mit dem vor Gericht, aber die haben sich geeinigt. Küppers hatte Otten in Krefeld als nicht „satisfaktionsfähig“ bezeichnet. Es ging irgendwie um ein Ehrenwort während der Nazizeit. Zu der Zeit war Otten schon der starke Mann.

Mit Otten hatte ich vorher schon mal zu tun bei „Laberlette“ im Lokal, und zwar zur Fastnacht. Ich dachte, geh da mal hin, aber ich hatte schon die Ahnung, daß die „Brüder von der SA“ unterwegs waren. Na, ich ging rein und traf zunächst drei Bekannte, die da saßen.

Auf einmal großer Spektakel an der Tür: „SA“! Otten war dabei, und dann griff er mich an, öffentlich: „Hannes, du bist ein echter Kerl, aber du bist zu ...!“ Unter anderem kam da der Gendarm Lehmann rein, der hat sogar bei Küppers gekauft, trotz Verbots durch die „Partei“. Die kamen schwer aneinander, und Lehmann zog blank seinen Säbel gegen den Otten. Nach einer Weile jedoch hatte ein anderer Kumpel der „SA“ die erhitzten Gemüter beruhigt.

Ich hab' nicht reden dürfen über den ganzen Kram, ich mußte mich hüten, da etwas in die Welt zu setzen, was die mit einem Handschlag hätten zu Fall bringen können.

Nach dem Krieg hat Otten mich auf dem Sportplatz aufgesucht mit Lambert Maaßen, als ich da Platzwart war, und wir haben uns versöhnt.

Maria Weber

Mein Vater Matthias Gruteser hatte ein Friseurgeschäft auf der Steylerstraße 9, links neben Familie Gustav Sanders. Dort waren drei Häuser aneinander gebaut. Jakob Gruteser, Hauptkommissar, war mein Onkel, meine Schwester hieß Änne Peters. Mit Anna Lenssen war ich zusammen in der Volksschule, sie war mein Jahrgang 1909.

Bernhard Sanders war ja eigentlich eine kuriose Figur. Das Bild auf der Postkarte ist ganz typisch.

Ich seh' den noch, wie er mal zu mir kam und sagte: „Deine Mutter war das schönste Mädchen von Kaldenkirchen.“

Mein Mann hieß Ernst Weber und stammte von der Poststraße, sein Vetter war „Karlchen“ Otten. Der Vater von „Karlchen“ und die Mutter meines Mannes, Otten Lieschen, waren Geschwister.

Früher bin ich mit meinem Mann immer zu den Sportfesten gefahren. Dadurch kenne ich die ganzen Sportler, natürlich auch die Küppers vom Leuther Tor. Im Sportverein war auch Beginen Jupp, der spätere Ritterkreuzträger.

Ernst war Protestant, damals für unsere Familie ein Problem, heute spielt so was kaum noch eine Rolle. Weil wir heiraten wollten und ich zu Hause solchen Krach hatte, ist er „konvertiert“, das heißt,



V.I. Max Lion und sein Vetter Sally Sanders. (302)

zum katholischen Glauben übergetreten.

Ich war neun Jahre bei Nonnen zur Schule gegangen in Mülhausen und „Maria Helferin“, also, das hatte mich geprägt. Mein Mann wurde katholisch, und der Katholizismus, ich meine, wenn man nicht in die Dinge reingeboren wird, ist ja schon ziemlich schwierig, und das gilt auch für die heutige Zeit mit gewissen Dogmen. Alles, was zu starr und zu konservativ ist, überall, wo man zu sehr übertreibt, ist des Guten zuviel. Ja, so sehe ich das heute mit meiner klösterlichen Erziehung.

So sagte mein Mann damals auch manches Mal zu mir: „Ich habe von meinem Herrgott den Verstand gekriegt, um ihn zu gebrauchen, und du mußt ihn bei gewissen Dingen ausschalten.“ Mein Mann war auf dem Amt in Breyell beschäftigt und wurde als Kommunalbeamter durch die Nazis von einem weltanschaulichen Kursus in den anderen geschickt. Da blieb ja immer was haften, und dadurch war auch unsere Ehe sehr schwierig! Er war katholisch geworden, und dann dieses Theater mit den Nazis wieder. Als „Parteimitglied“ trat er in Breyell in Uniform auf, so daß mein Vater sich mal ihm gegenüber äußerte: „Den Glauben schmeiß nur auf den Misthaufen!“

Ein anderer Onkel von ihm, ebenfalls ein Bruder seiner Mutter, war der Postmeister und spätere Ortsgruppenleiter der NSDAP Karl Otten. Auf den Fotos erkenne ich ihn eindeutig wieder mit seinen Brüdern August und Dietrich. Eine Schwester von Ernst war Lisbeth Weber (Frau Pander), eine Nichte von Otten.

Als damals gerade eine Stelle frei wurde, ich glaube, es war in Bracht, kam Onkel Karl eines Tages zu meinem Mann: „Du, hör mal, Ernst, ich könnte dir einen Bürgermeisterposten besorgen, aber dann mußt du aus der Kirche austreten.“ Daraufhin hat mein Mann geantwortet: „Wenn ich auf dieser Basis einen Posten kriegen soll, kann ich drauf verzichten, und zudem werde ich das Maria nie antun.“ Ernst ist übrigens erst 1943 Soldat geworden und dann im Krieg in Polen gefallen.

Die erste Frau von „Karlchen“ war Herma Vieten, die Tochter eines Zöllners von der Ringstraße. Aber einmal muß ja mal vergessen werden. Jedenfalls war es schon schlimm, wirklich schlimm, was ich in der Verwandtschaft mitgemacht habe, das kann sich vielleicht nur derjenige vorstellen, der die Verhältnisse näher kannte.

Etty, Ilse und Paul Keizer habe ich sehr gut ge-

kannt. Wie mögen die alle geendet sein? Das Leben so vor sich und dann ... Am Schlimmsten finde ich das mit den Kindern: Hedi, die Tochter von Max und Else, und Ruth, die Kleine von Harfs. Damals wurde erzählt, Lina Harf sei im November 1938 bei den Gewalttaten der Nazis abends im Nachthemd aus dem Fenster gesprungen, zu Bäcker Lambert Maaßen gelaufen und dort untergetaucht. Nicht mit dem Kind, allein. Das hab' ich nur vom Hörensagen, aber das ist in mir haften geblieben, weil mich das so ergriffen hat. Schließlich war man ja doch irgendwie verbunden. Das gilt auch besonders für das Schicksal der kleinen Ruth. Damals erzählte man mir, die Kinder seien schon auf dem Transport abgetrennt worden von den Eltern.

Im Dezember 1941, tags bevor Sally und Lina mit ihren Angehörigen und der kleinen Ruth abgeholt wurden von der „Gestapo“, kam Sally noch abends zu uns, das mußte ja alles im Dunkeln geschehen, um sich zu verabschieden. Der war krank schon damals, der Sally.

Seine Abschiedsworte hat mein Vater mir so oft erzählt: „Herr Gruteser, wenn es einen Herrgott gibt, dann kommen wir zurück!“

Ein Zeitzeuge

Julchen Hoffstadt war eine sehr fromme Jüdin, so hab' ich die im Gedächtnis. Sie ging mit Moses jeden Freitag abend um sieben Uhr und auch samstags morgens zur Synagoge. Sie trug immer ein schwarzes Kleid und die goldene Uhrkette.

Wenn das „Haupt-Laubhüttenfest“ war im September, machte sie die Woche vorher alles gründlich rein. Die durften nämlich kaum was essen an diesen Tagen, besonders kein Fett, und für diese Zeit waren ja die Matzen bestimmt.

Johann Küppers, „Küppers Hänniske“, hatte Landwirtschaft und die Gaststätte. Sie kam schon immer vorher zu ihm, und dann hieß es: „Julchen kommt nächste Woche!“ Anschließend kam sie dreimal, also auf den anderen Tag, hatte ein irdenes Gefäß, wie eine Schüssel, und holte sich die Milch. Die mußte in ihrem Beisein gemolken sein, ungesiebte Milch, die nahm sie mit und verbrauchte die. Ja, so streng waren die. Das war Julchen. So hab' ich die in Erinnerung.

Nach der Verwüstung ihrer Wohnung und ihres Geschäfts am 10. November 1938 ist Julchen An-

fang Dezember gestorben. Also, da haben wir nichts mehr von gehört. Sie ist stillschweigend beerdigt worden, ohne daß die Nachbarschaft eingeladen war. Ich nehme an, daß die Stadt das so veranlaßt hat, denn wir kannten ja Julchen. Auf einmal war sie verschwunden, Moses war noch da, aber sie war fort, so war das. Wie der Sarg zum Friedhof gekommen ist, wer sie beerdigt hat oder wer von den Nachbarn mitgegangen ist, weiß ich nicht. Frau Redel wohnte in der Nachbarschaft, die hat nämlich mal zu mir gesagt: „Julchen war am Ende!“

Als die Nazis das kleine Geschäftchen von Hoffstadt hier demolierten, stand Moses auf der Straße: „Macht mich man dued, ich hab' doch niemand was zuleide getan!“

Siemes Jan war schon im Ruhestand und hatte sein Haus an Opdenplatz vermietet. Ein paar Häuser weiter war die Bäckerei von Gottlieb van Essen. Als das passiert ist, hat Julchen bei Opdenplatz hinten im Garten gelegen, es war schlechtes Wetter, das weiß ich. Nachbarn haben sie dann zu sich in die Wohnung geholt. Anschließend war sie bei Verwandten und muß kurz darauf gestorben sein. Auf einmal hieß es, Julchen ist beerdigt, da haben wir nichts von mitbekommen. Was später aus Moses geworden ist, wann er gestorben ist, weiß ich nicht. Der ist ja weggekommen, das ging alles stillschweigend.

Die Grunewalds waren direkte Nachbarn von Küppers und wohnten gegenüber auf der anderen Straßenseite. Ich weiß wohl, daß Ernst in der Nazizeit oft rüberkam: „Herr Küppers, was soll ich machen?“ Dieser hat mal zu ihm gesagt, so im Scherz: „Du gehst am besten dahin, wo du herkommst, nach Palästina!“

Vielleicht schon 1936 ergab sich für Ernst die Möglichkeit, das Haus an Fonk Willi zu verkaufen. Küppers und er haben dann zusammen überlegt und waren schließlich einer Meinung, er solle das tun. Daraufhin hat Ernst sich von dem Haus getrennt und ist mit seiner Familie nach Krefeld gezogen. 1940 ist eine Bombe auf das Haus gefallen, danach ist das weggekommen.

Wie ich hörte, traf „Hänniske“ in Krefeld Johanna Grunewald Jahre später auf dem Ostwall. Nun ja: „Tag, Herr Küppers!“ „Frau Grunewald!“ Sie trug schon den „Judenstern“, tat sich die Krawatte oder den Schal da drüber, damit man das nicht sah, und ging mit ihm in eine Nebenstraße, wo sie niemand kannte. Sie wollte wissen, wie es hier in

Kaldenkirchen stand und sprach dann von ihren beiden Söhnen: „Wir haben überlegt, Günther soll nach England und Hans nach Amerika.“ Danach hat man nichts mehr von ihnen gehört. Das ist eine Schande, eine Schandel!

Siegfried Sanders hatte sein wunderbares und schönes Geschäft auf der Kehrstraße umgebaut, bevor das ebenfalls im November 1938 demoliert worden ist. Ich weiß nur, an dem Abend, als das passierte, waren wir hinten und haben geschlachtet. Auf einmal hörten wir Scheiben klirren, wir eilten nach vorne, da waren die Nazis dabei, die Scheiben bei Siegfried einzuschlagen. Alles Kaldenkirchener, Angehörige der „SA“. Die zogen die Schaufersterpuppen aus, schnappten sich irgendeinen Anzug oder Mantel und liefen dann mit Zylinder und Spazierstock hier herum.

Kein Mensch sagte was oder stellte sich denen entgegen. Küppers „Hänneske“ war viele Jahre mit etlichen Persönlichkeiten wie Sanitätsrat Dr. Lueb, Rudolf Anstötz, dem Ersten Beigeordneten, Siemes Jan usw. im Stadtrat. Zu der Zeit gehörte er nicht mehr dazu. Ach Gott, es waren ja viele, die gegen dieses System waren, aber nur wenige trauten sich, das offen zu zeigen. Sie hätten eigentlich Radau machen müssen, aber alle waren sie bang vor den, mit Verlaub gesagt, schieß „Braunen“, nicht!

Da war ja auch viel gegen die Familie Küppers gerichtet, zum Beispiel die Bäckerei auf der Bahnhofstraße und das Lokal. Wurden Zöllner oder Bahnbeamte nach Kaldenkirchen versetzt, kriegten die von vornherein zu hören: Sie durften die Wirtschaft nicht betreten und auch nicht den Laden der Bäckerei.

Damals gab es ein NS-Blatt, „Fanfare“, und „Hänneske“ bezog diese Zeitschrift natürlich nicht. „Dieses Haus liest die Fanfare nicht“, haben sie daraufhin dick an die ganze Hausfront geschmiert, und das gleiche passierte bei der Bäckerei. Andern tags hörte ich, wie der erste Ortsgruppenleiter der NSDAP, Ernst Lappen, noch den Heußen Pit fragte: „Wie könnt ihr das machen?“ Daraufhin redete der sich raus: „Das haben wir nicht angeordnet, das hat die Hitlerjugend von sich aus getan.“ Jedenfalls waren die Kinder nicht von selbst auf solche Ideen gekommen, sondern waren wieder aufgewiegelt worden von den Alten. Johann Küppers hatte seiner Familie verboten, die Fassade sauberzumachen. Nach drei Tagen ist die „Hitlerjugend“ abends spät im Dunkeln angerückt, holte sich das

Wasser und hat dann den ganzen Dreck wieder beiseitigt.

Auf die neue Mauer vom Pastorat neben der Kirche hatten die Nazis „Heil Hitler“ geschrieben, das hat lange drauf gestanden. Die Heußen haben auch die Synagoge am nächsten Tag mitzerstört. Ich war selber nicht da. Ich weiß nur, eine Verwandte hat oben im Fenster gelegen, abends hier an der Seite zur „Jatz“ (Jätzken, Gässchen). Auf einmal erschien Heußen Pit mit einer langen Feuerwehrleiter auf der Schulter und ging da durch. Früher war die Feuerwehr noch nicht so technisch ausgerüstet wie jetzt.

Die Verwandte ahnte schon Schreckliches: „Da kam der Heußen Pit mit der Feuerwehrleiter, der geht bestimmt die Synagoge abreißen.“ Anschließend hat der zusammen mit seinen „SA“-Genossen oben auf der Synagoge gestanden und das Dach zum Einsturz gebracht. Das weiß ich von einer Nachbarsfrau, die wohnte da und arbeitete hier. Und gewisse „Kriminalfrauen“ tanzten herum und freuten sich: „Juda verrecke!“

Eine Verwandte ist gucken gegangen und sagte: „Ich hätte gewünscht, daß der von oben heruntergefallen wär!“ Ja, so hab' ich das noch im Gedächtnis. Jedenfalls hatte die richtig getippt, der Heußen war tatsächlich auf dem Weg zur Synagoge. Ich bin nie drin gewesen, aber das war von außen ein schönes Gebäude!

Die meisten jüdischen Bürger und natürlich „die drei Eiseiligen“ waren ein Begriff. Eugen, Siegfried und Paul waren immer zusammen. Also, das war originell, weil die drei jüdisch, katholisch und evangelisch waren. Die hielten zusammen wie Pech und Schwefel und haben bestimmt auch viel Freud' gehabt im Leben. Früher amüsierten sich die Leute auch gut.

Keizer wohnten eine Zeitlang bei Devries, neben der „Schaaffhausen'schen Bank“. Paul war ein „Pfiffikus“. Zu Beginn der Nazizeit ist er mal verhaftet worden, angeblich hatte er irgendwas über die Nazis gesagt.

Der Cohen Abraham hatte einen Sohn, ein nettes Kerlchen, den hat er noch rechtzeitig nach Holland getan. In der Mittagszeit, wenn das Bürgermeisteramt zu war und kein Mensch auf der Straße war, kam er schon mal zu Küppers. Ich weiß, er kam mal mittags, das war zum Schluß, muß also 1941 gewesen sein, und der sah furchtbar schlecht aus, das konnte einem leid tun.

Karl Otten, das war ein „Schmerlapp“. Im Eingang der Gaststätte war früher ein Oberlicht, eine Buntverglasung mit der Aufschrift: „Brauerei und Schenkwirtschaft von Johann Wilhelm Küppers.“ Das war der Großvater von Willi, Hubert und den Geschwistern.

„Hänneske“ war im Stadtrat und Otten auch. Und er sagte immer seine Meinung, auch wenn es ihn den Kopf gekostet hätte. In irgendeinem Heimatbuch steht, er sei auch mal ausgeschlossen worden und durfte an drei Sitzungen nicht teilnehmen, weil er nicht nationalsozialistisch eingestellt war.

Jedenfalls, in der Nazizeit war Otten der „Trieb“. Eines Tages stellte er Johann zur Rede, er hätte keine Brauerei mehr und daher auch nicht das Recht, die Schrift mit der Bezeichnung „Brauerei“ zu führen. Jetzt mußte er das Oberlicht entfernen.

Nachdem der Anstreicher Anstötz die Bleiverglasung durch normales Glas ersetzt hatte, sagte er: „Johann, das tu mal gut weg, das kommt wieder drin!“ Das Glas wurde dann eingedreht und oben auf einem der hohen Kleiderschränke zurückgelegt. Ja, und da lag das dann, ruhe sanft! Bis 1940 hier die Bomben runterkamen mit all den Splittern, da ist das Glas kaputtgegangen. Aber so hat der Otten einen schikanier!

Am 20. Juli 1944 war das Attentat auf Hitler, und im August haben die Nazis mehrere Bürger verhaftet. Ich glaube auch, daß der Otten letztlich die Schuld an der Verhaftung von „Hänneske“ trägt. Morgens früh zwischen sieben und halb acht ist er geholt worden von der „Gestapo“. Ich meine, Vehres sei der Mann gewesen. Er hatte gerade Kaffee getrunken und war noch nicht angezogen, da standen die auf der Matte. Ich weiß, er hat gefragt, ob er sich noch umziehen dürfe, ist dann zur Toilette gegangen, und auf dem Hof konnte der Kripomann das kaum abwarten, und ich denk, mein Gott, der kann noch nicht mal in Ruhe morgens zum Klo gehen.

Anschließend wurde der mit dem Auto wegtransportiert, wohin, wußte niemand. Keiner wußte, was los war. Irgend jemand hat hier in der Wirtschaft zu seiner Tochter gesagt: „Geh doch zum Bürgermeisteramt, die müssen dir sagen, wo der sich befindet.“ Johann war von 1867 und zu der Zeit schon 77 Jahre alt. Pauw hatte sich „beurlauben“ lassen, wir hatten einen kommissarischen Bürgermeister. Ja, und auf dem Amt sagten sie, sie hätten nichts damit zu tun und schickten sie zur Kriminalpoli-

zei. Dort war einer, der meinte, die Verhaftung von Johann sei „höhere Gewalt“. Dieser Beamte, der das damals sagte, ist vor ein paar Jahren gestorben. Und immer, wenn der einen von Küppers sah, fiel dem die „höhere Gewalt“ wieder ein.

Seine Familie hörte dann eine ganze Zeit nichts, bis ein Mitarbeiter von der Genossenschaft kam, der beobachtet hatte, wie die Männer abgeführt worden waren: Also, im Gänsemarsch, wie Schwerverbrecher, zum Bahnhof. Dahinter einer mit der Knarre. Johann ist dann aus der Reihe gegangen und hat zu dem gesagt: „Sag mal zu Hause meinen Kindern, die bringen mich nach Anrath, ich weiß nur nicht warum!“ Und so erfuhr die Familie schließlich, daß der in Anrath war.

Ich glaube, damals zu der Zeit war die Uhr zwei Stunden versetzt, das hatte was mit den Fliegern zu tun. Jedenfalls war es im Sommer bis elf Uhr abends hell. Und auf einmal kam er vor Einbruch der Dunkelheit durch die „Jatz“ wieder zurück.

Der hatte im Zuchthaus Anrath seine ganzen Sachen abgegeben und sollte die Sträflingskleider in Empfang nehmen, als plötzlich ein „SA-Mann“ auftauchte, den er von früher kannte. Johann war meinetwegen „schwarz“ (Zentrumspartei) und der andere „braun“ (NS). Aber das war in dem Moment ja egal. Das war ein Bauer aus Anrath, der wunderte sich und fragte: „Johann, was machst du denn hier?“ „Die haben mich verhaftet, ich weiß bloß keinen Grund.“ Daraufhin sagte der zu dem Betreffenden, der die Gefängnisklamotten ausgab: „Moment mal!“ Er war eine Weile verschwunden, und als er zurückkam, stellte sich heraus: Sie durften nur bis 70 Jahre verhaften und inhaftieren, und Johann war 77. Anschließend ist er sofort wieder entlassen worden.

Die drei anderen, die auch am gleichen Tage verhaftet worden sind, waren Küppers Willi von der Bäckerei, Krambrökers Martin und Dr. Laurenz Waters. Letzterer ist allerdings überhaupt nicht weggekommen, sondern war mittags schon frei. Nur die drei kamen nach Anrath. Aber ich weiß, Willi und Martin haben oben hoch „unterm Dach juchhe“ gesessen, und es war furchtbar heiß. Nach drei Tagen sind sie ebenfalls entlassen worden.¹

Ja, ich meine, daß der Otten dahintersteckte und noch bestimmte Leute, das war dann auch so. Jedenfalls begann zu der Zeit der Rückmarsch der Truppen aus Holland, und schon im September 1944 wurde von der Räumung der Stadt gespro-

chen, da hat man nichts mehr von der ganzen Geschichte gehört. Die ersten freiwilligen Transporte gingen Ende September oder Anfang Oktober, und deshalb ist Gras darüber gewachsen.

Küppers „Hänneske“ ist im August 1952 gestorben, im November wäre er 85 geworden. Er ist nie richtig krank gewesen und hat auch nie längere Zeit krank im Bett gelegen. Er hat noch das „Tabakskollegium“ gegründet mit Georg Dahlschen.

Die letzten Tage vor seinem Tod ist eine Tochter bei ihm geblieben. Sie hatten damals eine Krankenschwester, und als die eines morgens kam, erzählte ihr die Tochter: „Ich hab’ diese Nacht richtig gelacht. Da ist Vater im Bett aufgestanden und hat einen Vortrag gehalten, und auf einmal höre ich nur, wie er sagte: ‚Hochachtungsvoll Kauwertz!‘ Und er nannte noch zwei Namen.“

Daraufhin meinte die Schwester: „Ja, der Papa nimmt Abschied vom Leben, das geht dem all noch mal durch den Kopf.“ Und dann stand er auf und sagte, er habe eine weite Reise vor sich. Er hat sich angezogen, die Strümpfe, die Hose, und immer hatte er es mit der weiten Reise. Kurz darauf ist er friedlich eingeschlafen, das war die weite Reise.

1. Entnazifizierungs-Akte Karl Otten, Protokoll Willi Küppers (Seite 478).

Helene Assenheimer

Ich stamme aus Dülken und kam 1933 nach Kaldenkirchen. Mein Mann Gottlieb Assenheimer war Sozialdemokrat und hat sich nicht dazu bewegen lassen, in die NSDAP einzutreten. Im Mai 1940, beim schweren Bombenangriff, wurde ihm in der Gaststätte Küppers „Hänneske“ Fuß und Unterschenkel abgerissen. Trotz der chaotischen Verhältnisse in der Stadt und im Krankenhaus konnte er operiert und gerettet werden.

Wir waren zur damaligen Zeit an dem Haus von Julchen und Moses Hoffstadt interessiert und wurden dazu beim Ortsgruppenleiter Karl Otten vorgestellt. Dieser verwies uns an Bürgermeister Pauw. Der war zunächst nicht zu sprechen, dies änderte sich aber sofort, als er hörte, daß Otten uns geschickt hatte.

Nach dem Krieg war ich 19 Jahre lang für die

SPD Mitglied im Rat der Stadt Kaldenkirchen. Anfang der sechziger Jahre erschien Peter Heußen mehrere Jahre im Stadtrat als gewählter Vertreter des UBB (Unabhängiger Bürger Block). Im Zusammenhang mit meiner Wahl zur stellvertretenden Bürgermeisterin wurde er von seiner Fraktion ausgeschlossen und fraktionslos.

Wie man mit dem Politik machen konnte? Das weiß ich auch nicht!

Heinz Buschmann

Die Katholiken und Evangelischen wurden meistens morgens beerdigt, wenn wir in der Schule waren. Starb ein „Jude“, so war das anders, etwas Außergewöhnliches, eine Sensation.

Bei der Beerdigung von Simon Sanders im Oktober 1937 waren wir „so ‘n Börschkes“ von etwa 10 Jahren und gingen auf der Bahnhofstraße gucken, wie das ablief. Der Sarg bestand aus einer normalen Kiste, über die ein schwarzes Tuch gehangen wurde. Ich erinnere mich noch gut, daß man den Sarg im ersten Stock des Hauses ein Stück aus dem Fenster schob, anscheinend um die Kurve im Flur oder Treppenhaus zu bekommen. Dann bewegte sich der Trauerzug zum neuen jüdischen Friedhof.

Seit 1934 wohnten wir schräg gegenüber von Hoffstadt, die auch ihre Schuhe zu meinem Vater brachten, der ja Schuster war. Wir Kinder machten schon mal Jugendstreiche, fanden einen Groschen und wollten uns bei Hoffstadt Zigaretten holen. Julchen lag oben im Fenster, sah uns kommen und hatte das Spiel schnell durchschaut: „Wat müßt ‘r Jungens?“ „Wir hätten gerne drei Eckstein.“ „Wo sind die denn für?“ „Ja, für min Vatter.“ „Nä, din Vatter, dä rokt Zigarre!“ Da waren wir natürlich schon aufgeschmissen.

Sie gab uns ab und zu mal Matzen. In der Hitlerzeit ermahnte der Vater uns: „Die müßt ihr bloß nicht draußen essen!“ Das sagte er, weil der auch ängstlich war, der war nicht in der „Partei“. Er war ruhig, aber Mutter konnte den Mund nicht halten. Daraufhin ist mal hier der Schornsteinfeger Müller gewesen, der war zu der Zeit Ortsgruppenleiter: „Herr Buschmann, was sie so erzählen, vielmehr Ihre Frau, das will ich nicht noch mal gehört haben.“ Meine Mutter, die sprach so, wie sie dachte.

In der Nacht, als bei Hoffstadt das Geschäft ver-

wüstet wurde, standen die Eltern auf und guckten aus dem Fenster. Daraufhin sagte der Vater: „Hand 'se be dä Jüd de Fenster eingeworfen.“

Moses ist noch mal hier im Krankenhaus gewesen, und eines Tages kam der Vater nach Haus und sagte: „Jonge, Jonge, da hand 'se dem ärme Käll so 'n Stern opjeset!“ Und das waren ja richtige arme „Jüdsches“, die nie jemandem was zuleide getan haben.

Das Geschäft von Siegfried Sanders hat Dahmen übernommen. Als mein Vater sich da einen Hut holte, fand er im Schweißband noch ein Etikett von Sanders mit einem Preis von 2,80. Dahmen nahm 9,50. Da war er sehr überrascht: „Wer war nun der Jüd, Dahmen oder Sanders?“

Maria Füsers

Ich bin eine Schwester von Füsers Raimund, der viele Jahre Mitglied im Sportverein war. Nach der Schulzeit arbeitete ich als Lehrlin beim Textilgeschäft Alex Bonn im Büro. Im Geschäft war ich die jüngste.

Ebenfalls bei Bonn beschäftigt war Matthieu Schumacher, der langjährige Organist der St. Clemens Kirche. Immer wenn Brautamt war oder eine Beerdigung, konnte er seinen Arbeitsplatz verlassen und in der katholischen Kirche die Orgel spielen. Ich habe mich immer gewundert, daß die Familie Bonn so freundlich und zuvorkommend war. Wie das verrechnet wurde, weiß ich nicht. Im Geschäft war alles gut organisiert. Ich kann nur Gutes sagen.

Heinrich Heines

Gustav Sanders und seine Familie waren früher unsere direkten Nachbarn. Zum Zeitpunkt der Verwüstung ihres Geschäfts und der Wohnung ist Lina mit der kleinen Ruth hinten aus dem Fenster ihres Schlafzimmers im ersten Stock auf den Hof gesprungen. Sie soll dabei auf die Wäscheleinen gefallen sein, was ihren Sprung milderte. Das hat meine Mutter mir immer wieder mal erzählt. Anschließend ist das nicht mal einjährige Kind hier bei meiner Mutter gewesen, was zu der Zeit eine ganz große Gefahr war.

Der alte Gustav Sanders ist in der Nacht mehr-

mals in der Einfahrt rauf und runter gegangen und hat auch den Namen meines Vaters gerufen: „Heinrich, Heinrich, warum dont se os dat aan. Wat hadde w'r jedoan. Woför müdde wer jetz so lie'e?“

Küppers Jupp

Als der alte Sanders Simon im Oktober 1937 beerdigt wurde, ist mein ältester Bruder Willi mit Zylinder und schwarzem Anzug hinter dem Sarg gegangen. Daraufhin wurde unser Geschäft boykottiert, die Leute durften nicht mehr bei uns kaufen, und „Judenschwein“ wurde von den Nazis aufs Fenster geschrieben.

Wir haben uns gut gestanden mit den jüdischen Nachbarn. Sanders Jakob kam ab und zu in die Backstube und holte sich bei Willi Cremeschnitten und frisches Gebäck. Ich kannte auch die Synagoge gut.

Charlotte Kuhn-Terstappen

Als ich neun Jahre alt war, wohnten wir am Denkmal bei meinen Großeltern Josef und Helene Terstappen, die eine Sattlerei besaßen.

Freitags ging ich regelmäßig bei Julchen Zigarren und Tabak für meinen Vater einkaufen. Wenn keine Kundschaft da war, durfte ich mit Julchen in dem kleinen Zimmer hinter dem Laden sitzen. Sie gab mir Matzen und zeigte mir ihre Schätze: mehrere Einmachgläser voll Kupfermünzen, die auf einem Schrank standen. Ich hielt Julchen damals für eine alte Frau, sie war sehr klein und trug immer lange schwarze Kleider. Moses war ein stattlicher Mann und auch sehr freundlich. Wenn sie freitags in ihrer besten Kleidung in die Synagoge gingen, sah das sehr feierlich aus. Das hat mich immer beeindruckt.

Später zogen wir in das Haus Kehrstraße 49, in die Wohnung von Ernst und Johanna Grunewald und den beiden Söhnen, die nach Krefeld gezogen waren. Die Geschäftsräume hatten sie vermietet. Zu Weihnachten brachte uns Frau Grunewald ein Kaninchen. Von den anderen Mietern im Hinterhaus erfuhren wir, daß dieses Geschenk seit Jahren üblich war.

Für die Bäckerei Linsen trug ich manchmal Brot

aus, um mir ein kleines Taschengeld zu verdienen. So kam ich jeden Freitag zu Keizer, die in der Wohnung über dem Geschäft von Siegfried Sanders wohnten. Man ging von der Schulstraße und dem „Jätzken“ durch den Hintereingang in das Haus. Zu meiner großen Freude gab mir Frau Keizer immer ein paar Groschen.

Dann kam diese schreckliche Nacht. Ich war 13 Jahre alt und kann es bis heute nicht begreifen, daß ich mir das angesehen habe. Mit meinen Schulfreundinnen gingen wir tags danach in die Synagogenstraße und schauten durch die eingeschlagenen Fenster in die Gebäude. Zwischen den zertrümmerten Möbeln saß eine alte Frau und weinte. Den Anblick habe ich nie vergessen. Meine Eltern haben es mir sehr übelgenommen, daß ich dahin gegangen bin, obwohl sie gegen das System waren.

Siegfried Sanders hat einem Jungen, der sich für die Feuerwehr begeisterte, eine Feuerwehruniform geschenkt. Außerdem war bekannt, daß er eine kinderreiche Familie unterstützte und mit Kleidung versorgte. Paul Kauwertz war für mich einer der wenigen „Gentlemen“ in Kaldenkirchen.

Johanna Stockhofe

Die Schwester meiner Großmutter, Adelgunde Stamford, die früher neben Moors im Kirchendreieck wohnte, war befreundet mit Frau Sanders, die waren Nachbarskinder und zusammen zur Schule gegangen. Die nannte sie immer bei ihrem Mädchennamen „Devriese Mina“.

Als sie später in Königswinter wohnte und um 1936/37 bei uns zu Besuch war, sagte sie in Kaldenkirchener Platt: „On ich jonn Mina besöke!“

Mein Vater Friedrich Denninghoff sagte zu ihr: „Tante Jonda, ich bring' dich bis da vorne, geh nur ruhig hin.“ Und die ist da wirklich hingegangen, das wurde ja alles beobachtet. Ich weiß, daß sie nach ihrer Rückkehr sagte: „Es war ein Wiedersehen, daß kann man gar nicht schildern!“ Mina hatte zu ihr gesagt: „Jonda, dat do noch kömps! Et kömp nemes mier!“

Zu der Zeit war meine Großtante schon bald 70 Jahre alt. Die beiden haben sich bestimmt zum letzten Mal gesehen. Das war so eine Freude, das habe ich als Kind behalten, so hat sich das in mir eingepreßt, habe ich nicht mehr vergessen.

Jan de Gans war Holländer und hatte ein Milchgeschäft zwischen Roggendorf und Schlieker auf der Bahnhofstraße. Er brachte uns Milch, Butter, Quark usw. Eines Tages durften wir das Fleisch nicht mehr in der Metzgerei Sanders holen, da sagte de Gans zu meiner Mutter: „Weißt du was, Kathrinchen, ich bring’ dir das Fleisch mit. Ich hab’ mit Frau Sanders schon gesprochen.“

Von da ab versteckte er das Fleisch unten in seinem Korb und brachte uns das zur Venloerstraße. War ein Fremder in der Nähe, hat er das nie ausgepackt. So vorsichtig mußte man sein. Auf diese Weise haben wir, solange es eben ging, noch unser Fleisch gekriegt. Jan de Gans ließ sich nicht beirren, der war fast direkter Nachbar von Sanders und hatte gute Beziehungen zu ihnen.

Meine Mutter war immer ängstlich: „Jan pas op!“ Dann antwortete er nur: „Och, mich döt nemes jet!“

Heinrich Tegelbeckers

Mit Fritz Klaber habe ich nach dem Krieg 25 Jahre in Breyell zusammen gearbeitet. Er ist als einer der wenigen aus dem Lager Westerbork entkommen und hielt sich dann zwei bis drei Jahre in Amsterdam versteckt. Aus der Zeit im Lager hatte er eine Verletzung am Arm.

Sein Vater Jacob Klaber, früherer Vorbeter in der Synagoge, wurde 1931 auf dem Breyeller Friedhof beerdigt. Das Einzelgrab befindet sich noch heute auf einer großen Wiese, rechts vom Haupteingang. Der Grabstein auf seinem Grab hat während der Nazizeit bei dem Bauer Schell in Bieth „op de Jauchekeller“ gelegen.

Gerhard Thelen

Mein Vater war Andreas Thelen, unser Elternhaus und Bauernhof war auf der Bahnhofstraße, gegenüber Simon Sanders.

In dem Schlachthaus von Sanders hinter dem Hof ist mir damals mal ein Pferd ausgerutscht und gefallen. Nach dem Schlachten wurde das Blut abgespült, aber der Fußboden war noch glatt. Wir haben dann den Boden mit Säcken ausgelegt und die Karre mit fünf Mann angehoben, um das Pferd

aus dem Geschirr zu bekommen. Ich mußte mich bei dem Tier auf den Kopf legen, damit das nicht aufsprang.

Frau Sanders ging bei uns ein und aus, und wir sind auch viel übergegangen. Wir konnten gut mit denen, Mina Sanders war herzensgut.

Als Jakob zu Hause in der Metzgerei arbeitete, stand er zuweilen mit einer Schürze im Laden, rief uns rein, und wir Kinder kriegten ein Stück Wurst. Ostern gab es Matzen, das war dann Sache von Frau Sanders, immer an uns zu denken.

Der alte Simon Sanders saß links in dem Zimmer, rechts war der Laden. Dort hatte er einen Aschenbecher stehen, die Nachbildung von einem gewöhnlichen Klo mit Deckel. Eines Tages sprach er mich an: „Wat is dat Jong, wat is dat?“ Ich brachte kein Wort raus und guckte ihn an. Da sät dä: „Dat is ’n Driiiiithüske!“ Sofort kam Frau Sanders: „Wie kann’s se dat for die Kenger zegge?“ Das kann ich nie vergessen!

Als damals für die Kirchenglocken der katholischen Kirche gesammelt worden ist, waren Sanders mit die einzigen, die sich richtig daran beteiligt und gespendet haben. Das war unter Pastor Jan van Nooy, ein feiner und patenter Kerl.

Als im Oktober 1937 die Beerdigung von Simon bevorstand, wurde bei uns zu Hause überlegt, wer mitgehen sollte. Onkel Wil (Wilhelm) sagte zu meinem Vater: „Bleib’ du zu Hause, du hast neun Kinder, ich gehe mit!“ Auch Frau Sanders meinte, er solle sich keine Steine in den Weg legen und bei ihnen keine Ausnahme machen. Die haben das nicht übelgenommen bei Sanders, die wußten ja genau, was los war.

Willi Thönissen

Zu Max Lion hatte ich ein sehr gutes, nachbarschaftliches Verhältnis. Wir haben Touren unternommen, Bücher gegenseitig ausgetauscht, Schach gespielt, Witze erzählt. Unseren Schachklub, der sich regelmäßig im Haus Mertens neben Lion traf, haben wir in der Nazizeit wegen der Anfeindungen und Gefahr aufgelöst.

Wir trafen uns mal in dem früheren Haus Beginen auf der Ecke Hochstraße, und Max erzählte folgenden Witz: Ein Mann kommt zum Hafen und sieht dort einen Taucher, der im Wasser des Bekkens beschäftigt ist: „Das ist aber eine schwere und

gefährliche Arbeit, die Sie da machen, die wird sicher sehr gut bezahlt?“ Der Taucher nennt ihm eine stattliche Summe. „Mein Gott, so viel Geld verdient ja nicht mal der Führer!“ „Der taug(ch)t ja auch nicht!“ Ich sehe Max heute noch grinsen.

Was die Nazis anbelangt, so war er meiner Meinung nach zu unbekümmert. Er konnte sich lange Zeit nicht dazu entschließen, alles aufzugeben und auszuwandern.

Bertha Lion hat mir mal die Hand gegeben: „Danke, daß Sie zu uns halten.“ Ich habe ihr geantwortet: „Das ist doch selbstverständlich.“

Lina war sehr lebhaft, höchst sympathisch, sie hatte immer ein freundliches Wort. Ihr Bruder Sally war ein mehr ernstzunehmender, sachlicher Typ, eher ein Büromensch. Alle waren sehr positiv. Waren wir mit Max zusammen, so dominierte Sally.

Im Oktober 1940 wurde ich zur Wehrmacht einberufen. Ende 40 erhielt ich meinen ersten Sonntagsurlaub. Am nächsten Tag fuhr ich morgens mit dem Zug zurück nach Telgte in das Ausbildungslager. Ich saß am Fenster des Abteils in Fahrtrichtung und neben mir saßen zwei etwa gleichaltrige Männer, ein Unteroffizier und ein Zivilist, die sich angeregt unterhielten.

Ein kleines Mädchen von etwa sechs bis acht Jahren mit Tornister stieg an einer Bahnstation aus. Sie hatte Mühe, die hohen Stufen herunter auf den Bahnsteig zu kommen. Als sie ausgestiegen war, meinte einer der Männer, es sei doch nicht die rechte Art, so ein kleines Mädchen mutterseelenallein mit der Bahn fahren zu lassen. Der andere klärte ihn auf: „Das ist eine Jüdin!“ Dann sei es ja nicht so wichtig, meinte einer der Männer sinngemäß.

Ich habe damals angenommen, daß die Kaldenkirchener „Juden“ schon nicht mehr da waren. Heute schließe ich nicht aus, daß es sich bei dem kleinen Mädchen um Hedi, die Tochter von Else und Max gehandelt hat.

Nach der Bombennacht habe ich im Auftrag von Bürgermeister Pauw die zerstörten oder beschädigten Häuser fotografiert. Ich stand neben der katholischen Kirche, an der nur ein paar Splitterschäden entstanden waren. Pastor Dederichs erschien auf der Bildfläche und meinte: „Sogar die Kirche haben die Vandalen nicht geschont!“ Dederichs war meiner Meinung nach nationalsozialistisch angehaucht. Jedenfalls war er nicht strikt dagegen.

Eines sonntags machte ich mit meinem Vetter Jakob Thönissen einen Spaziergang im Wald. Plötz-

lich kam uns Bürgermeister Dr. Pauw entgegen. Ich begrüßte ihn mit den Worten: „Jetzt sind die Richtigen zusammen.“ Anschließend haben wir uns so richtig über den Nationalsozialismus ausgelassen. Ich glaube nicht, daß Pauw überzeugter Nazi war. Wenn er dennoch mitgemacht hat, dann sicher nur, um im Amt zu bleiben und Vorteile zu haben. Nach dem Krieg hat er mich als Referenz angegeben, daraufhin wurde ich von der Gemeinde Vorst angesprochen. Ich habe ihn als kompetenten Verwaltungsmann bezeichnet.

Direkt nach dem Krieg war ich mit Stadtdirektor Lenssen einer der Initiatoren für die neue Partei „Unabhängiger Bürger Block“ (UBB). Damals war ich der Meinung, daß Partei- und Gemeindepolitik zwei verschiedene paar Schuhe seien. Die erste Versammlung hatten wir bei Boussellot, später waren wir auch im „Alten Brauhaus“ Küppers. Viele namhafte Kaldenkirchener Personen wurden von uns angeschrieben. Bei späteren Kommunalwahlen wurde dann ausgerechnet einer der größten ehemaligen Nazis der Stadt, Peter Heußen, in den Stadtrat gewählt. Ich habe damals noch zusammen mit Giskes einen Protestbrief verfaßt und an die Stadt geschickt.

Karl Wichelhaus

Unser Elternhaus befand sich früher auf der Jahnstraße gegenüber dem alten jüdischen Friedhof. Mein Vater Konrad Wichelhaus hat mir zu dem Friedhof folgendes erzählt: Das Gelände war eine tiefe Grube, die schon sehr früh ausgehoben worden sein muß, vermutlich, um die Stadtgräben mit Sand zuzuschütten. Im vergangenen Jahrhundert wurden hier erstmals die Beerdigungen der jüdischen Bürger vorgenommen. Der Friedhof war schmal und mit einer großen Buchenhecke umgeben. Vom Gehweg aus konnte man nur links und rechts ein Grab anlegen.

Als die neue Siedlung dahinter gebaut worden ist, wurde der Aushub dazu benutzt, um die Kuhle aufzufüllen und eine saubere Anlage daraus zu

machen. Mein Vater kam 1940/41 eines Morgens aus dem Haus, da waren die Grabsteine alle umgestoßen und der Friedhof verwüstet, alles war kaputt. Nachts hatte er schon den Spektakel und Radau gehört. Auf jeden Fall waren es Angehörige der Nazis, möglicherweise die „Hitlerjugend“.

Mit den Kindern von Bonn, Simon und Keizer bin ich zur evangelischen Schule gegangen. An und für sich hieß es immer mal „die Jüdde“, aber wir haben uns gut mit ihnen vertragen. Lehrer Mohr richtete unsere Pause unauffällig so ein, daß wir nicht gleichzeitig mit den katholischen Schülern auf den Schulhof kamen, es gab nämlich immer wieder mal Rangeleien und Hänseleien zwischen den Kindern.

Ende 1938/Anfang 39 war in der jüdischen Gemeinde eine Aktion „Rettet die Kinder“! Abraham Cohen kam oft zu uns nach Hause und wandte sich eines Tages an meinen Vater: „Wie bring' ich das fertig, wie krieg' ich den Jung nach Holland?“ Die beiden haben sich dann beraten. „Ja“, sagte er zum Schluß, „wenn ich bloß meinen Jung gerettet hab!“ Und das ist ihm geglückt.

Blomen Lambert war Feldeisenbahner und hat ihn nach seiner Verschleppung noch mal gesehen. Das war in Riga auf dem Bahnhof. Abraham hat da in einer Rotte beim Militär arbeiten müssen.

Mich rührt das so, ich hab' nämlich früher für Simon Sanders und die Firma Sanders, Cohen & Co verschiedene Gelegenheitsarbeiten gemacht, Vieh geholt und weggetrieben. Julius machte sein Geschäft in Kevelaer, dem hab' ich dort die Kälber herangefahren. Das war ein feiner Kerl, Julius.

Früher bin ich viel zu jüdischen Familien in der Umgebung gekommen, wie z.B. Wolff in Brüggen. Zu der Zeit war ich etwa 18 Jahre alt, hatte gerade den Führerschein und machte Botenfahrten. Ich hatte die Aufgabe, das „koschere“ Fleisch, das die „Juden“ kriegten, mit einem Dreirad in einem großen Korb in der ganzen Gegend zu den Familien zu fahren, die das bestellt hatten. Das war alles in Papier gepackt, ich durfte das nicht anfassen. Die Ware war mit den Namen versehen, und wenn ich ankam, nahmen sich die Kunden das selbst raus.

Dann fragten die schon mal: „Hat das auch nicht neben dem ‚Treife‘ (Schweinefleisch) im Laden gehangen?“ Dann wäre das „unrein“ gewesen. „Nein“, sagte ich, „es kommt von Sim (Sanders Simon).“ Der hatte die Lieferung.

Nach den Boykottmaßnahmen und Gewaltaktionen der Nazis war das Geschäft von Sanders, Cohen & Co Ende 1938 vollständig erledigt, da lief nichts mehr. Mein Vater war der letzte, der noch eine Kuh bei ihnen gekauft hat. Als Schluß war, sagte er zu mir: „Sei man ganz froh, ich bin Pensionär bei der Bahn, die haben mir schon gedroht, mir die Pension zu entziehen, wenn du weiter dahin gehst.“ Der war früh pensioniert.

Wolfgang Matthaei, einer der Söhne des evangelischen Pastors Dr. Matthaei, war später Offizier bei der Wehrmacht. Wie ich von meiner Mutter hörte, hat Sanders Mina ihr damals folgende Episode erzählt, die zeigt, wie turbulent es zugeht: „Das mußt du dir vorstellen. Der Sohn vom evangelischen Pastor kommt und beschlagnahmt bei uns die rituellen Instrumente (Schlachtermesser). Und anschließend kommt der Pastor und entschuldigt sich dafür, daß er das nicht verhindern konnte.“

Ich hatte damals mit dem Ortsgruppenleiter Karl Otten einen großen Krach. Mit einem Freund ging ich abends spazieren, da tauchte der plötzlich auf und brüllte: „Stehenbleiben!“ Anschließend hat er uns geohrfeigt, weil wir durch die Parzellen gelaufen waren und unsere Taschen „visitiert“, ob wir Schlingen zum Wildern bei uns führten.

Später hieß es, Otten habe bei Sanders Jakob 5.000 Mark geliehen, um die Jagd zu bezahlen und die Summe nicht zurückgezahlt. Das hat Jakob meinem Vater bei uns zu Hause erzählt, als er nach dem Krieg zum ersten Mal wieder in Kaldenkirchen war. Die kannten sich gut. Meine Großmutter hatte immer bei Devries gearbeitet, hatte stets ein gutes Verhältnis zu den jüdischen Bürgern.

„Der Schweinhund“, sagte er, „kommt sich 5.000 Mark leihen bei mir während der Nazizeit, um die Jagd zu bezahlen, und nun kann er nichts mehr zurückbezahlen.“

Verschiedene Bürger

Als Simon Sanders im Oktober 1937 starb, nahm Willi Küppers mit den Nachbarn am „Wischen“ teil (Nachbarschaftsbrauch zur Vorbereitung der Beerdigung). Dabei beschlossen alle, mit zur Beerdigung zu gehen. Nachdem Willi nach Hause kam, warnte seine Frau vor den Folgen: „Weißt du, was das nach sich zieht?“

Die meisten Nachbarn sind dann trotz ihrer Zusage der Beerdigung ferngeblieben. Willi hatte seinen schwarzen „Cut“ angezogen mit „Schwalbenschwanz“, so wie er auch als Stadtverordneter aufgetreten war und den Zylinder aufgesetzt, genannt „Judenröhre“. Die Beerdigung wurde offenbar von Parteianhängern kontrolliert.

Er war noch nicht von der Beerdigung zurück, da bestellten die ersten Beamtenfrauen schon die Brötchen ab. Frau Weber von der Poststraße, eine Schwester von Ortsgruppenleiter Karl Otten, hatte besonders die Zöllner informiert.

Eine Fensterscheibe wurde nachts eingeschlagen, so daß im Laden Essigessenzen, Senf und andere Sachen auf den Boden fielen und alles gereinigt werden mußte. Auf die Hauswand wurde mit Farbe geschmiert: „Dieser liest die Fanfare nicht.“

Anfang August 1944 wurde Willi mit drei anderen Bürgern verhaftet und in die Strafanstalt Anrath gebracht. Während sein Onkel sofort entlassen wurde, steckte man ihn und Martin Krambrökers in Gefängniskleidung mit Holzpantinen. Da Willi sehr zuckerkrank war, besuchte ihn seine Frau täglich und brachte ihm das dringend benötigte Insulin. Sie war schockiert, als sie ihn sah und weinte den ganzen Tag.

Ich war die beste Freundin von Ilse Keizer, die früher immer einen Pagenkopf trug.

In der Nazizeit war ein Anschlag an der Rathaus-tür. Darin wurden Bürger angeprangert, die noch bei „Juden“ gekauft haben.

Julchen Hoffstadt ist im November 1938 vor den Gewalttätern in den Garten gelaufen und hat sich eine schwere Lungenentzündung geholt. Daran ist sie offenbar gestorben.

Heußen Peter kam eines Tages zu mir und sagte: „Du bist im Jungvolk und da gibst du dich mit de Jüdde ab?“

Ende 1942/Anfang 43 war ich Soldat und befand ich mich im Lazarett Riga/Lettland. Während dieser Zeit machte ich einen Spaziergang durch die Stadt und bemerkte einen Trupp, der meine Aufmerksamkeit erregte. Ich entdeckte eine Frau und dachte plötzlich: „Donnerwetter, die kennst du doch!“ Ich erkannte Lina Sanders. Sie trug den „Judenstern“. Ich wollte auf sie zugehen und sie begrüßen. Auch sie erkannte mich, winkte aber ab und bedeutete mir, nicht zu ihr rüberzukommen. Sie durfte offensichtlich den Bürgersteig nicht betreten.

Mit Sally Simon war ich befreundet, wir sind zusammen zur Schule gegangen. Seine Mutter Frieda brachte samstags Fleisch rund und kam auch zu meinen Eltern. Das war schon ein Drama, als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach und das hier auf dem Land bekannt wurde.

Frieda hatte so einen Henkelskorb für das Fleisch mit einem langen Brotmesser drin und sagte zu meiner Mutter: „Wenn die Franzuase kumme, dann wehr' ich mich!“

Zu Beginn der Nazizeit wurde die Schulklasse von 12 Kindern in die „HJ“ (Hitlerjugend) überführt. Bei der ersten Zusammenkunft erschien Heußen Pitter in „SA“-Uniform und meinte: „Das gefällt euch wohl nicht?“

Die Bekleidung, die wir weiterhin bei Siegfried Sanders kauften, wurde abends in der Dunkelheit bei Sanders oben anprobiert.

Ich brachte früher für meinen Vater die Milch in der Stadt rund. Ich erinnere mich, daß Sally Simon kam und den Arm verschämt über den an der Jacke angebrachten „Judenstern“ hielt. Er sagte, sie müßten täglich damit rechnen, weggebracht zu werden. Drei Tage danach waren die jüngeren Leute tatsächlich verschwunden und wurden nie mehr gesehen.

Der Zöllner Vieten von der Ringstraße war ein „Sauknochen“. Vor dem Krieg begannen die Luftschutzübungen, und der hielt die Vorträge. Lehrer Wieland kam und machte komische Bemerkungen über den. Der Vieten tat sich immer den „Schlepper“ (Säbel) um, wenn der zur Toilette ging. Die waren furchtbar fanatisch, oh, die waren gefährlich. Das vergess' ich nie.

Seine Tochter Leni war auf dem Bürgermeisteramt, jung, rötlich blond. Natürlich war die auch beim BDM (Bund Deutscher Mädel).

Eine Frau von der Breyellerstraße, Mitglied in der „Frauenshaft“, hat sich damals in einer Hakenkreuz-Fahne beerdigen lassen.

Vor ein paar Jahren traf ich einen Sohn von Dr. Pauw beim Rundgang in Kaldenkirchen. Ich hörte, wie er sagte: „Erinnern Sie sich noch an Pastor Dederichs? Der war so bruun, und mein Vater so schwarz!“

Loyalität im schwarzen Rock

Was 1941 das Herz des katholischen Pfarrers
Wilhelm Dederichs höher schlagen ließ



Pastor Dederichs mit den Anstreichern beim Innenanstrich der St. Clemens-Kirche 1953.
Rechts neben ihm der Anstreicher Clemens (Clim) Bongartz von der Venloerstraße (siehe Seite 142). (303)

Fragen an einen Zeitzeugen:

Wie hat man das so empfunden, als man in der Nazizeit in der Form gegen unsere jüdischen Bürger vorging, sie abgeholt und vertrieben hat? Zum Beispiel in der Kirche. Ist da mal irgendwas drüber gesagt worden?

Ich wüßte nicht.

Wer ist denn nach van Nooy gekommen, wer war denn da katholischer Pastor?

Ich meine der Pastor war Dederichs. Dieser war Mitglied der NSDAP und trug die große Brosche auf seinem schwarzen Anzug.

Ist das all die Jahre so gewesen?

Nein, das war später nicht. Das hat er dann auch geleugnet. Es haben keine Hakenkreuzfahnen in der Kirche gestanden, das nicht. Es sei denn, die weltlichen Vereine, die hatten ja alle einen Hakenkreuzwimpel dran, und bei Beerdigungen hat man den Wimpel nicht heruntergenommen. Daß da mal irgendwie eine Fahne in der Kirche erschienen ist, Vereinsfahne mit Wimpel, das ist möglich, das schließe ich nicht aus.

Sie hatten überlegt, bzw. ein Schneider wollte, daß Sie Anzeige (gegen Dederichs) bei den Alliierten erstatten.

Ja, sicher. Der war mir böse, daß ich es nicht tat.

Aber Sie haben dann Abstand davon genommen. Ich weiß nicht, ob man dem Pastor was hätte ankreiden können, schlimmer waren ja die anderen hier, die von der „SA“ und so. Wie äußerte sich das denn, daß der so überzeugter Nationalsozialist war?

Im Gegenteil, der war bestimmt nicht überzeugt, davon bin ich wieder überzeugt. Denn jetzt kommt das mit der Zentrumspartei. Es gab mal eine Zentrumsversammlung: „Es nagt ein Wurm am Zentrumssturm.“ Das war das Thema von Dederichs, als er noch nicht Pastor hier war. Er war noch Rektor in Stahldorf bei Krefeld und in der Zentrumspartei als tüchtiger Redner bekannt, und er hat das Referat gehalten: „Es nagt ein Wurm am Zentrumssturm.“ Bei der Gelegenheit habe ich zum ersten Mal mit dem „Dreigestirn“ Bekanntschaft gemacht, die waren auf der Versammlung: Eugen Küppers, Siegfried Sanders und Paul Kauwertz. Anschließend sind wir zusammen in die Stadt gegangen, Max

Lion gesellte sich dazu. Auf einmal stellte Max mir die Frage: „Was haben wir den anderen denn getan?“ Ich antwortete: „Ich weiß es nicht!“ Da war die Machtübernahme durch die Nazis noch nicht passiert, davor war das, unmittelbar vor 1933. Dederichs ist erst viel später Pastor geworden, nach van Nooy. Ja, van Nooy war der beste Pastor, den ich bisher in Kaldenkirchen gekannt hab’.

Der fuhr ja mit Julius Sanders zeitweise täglich nach Kevelaer.

Der hat auch zusammen mit Siegfried Sanders manchen Kommunionanzug gestiftet für Minderbemittelte, sagen wir mal.

Dederichs, mit der „Partei“, oder hier mit den Nationalsozialisten, das äußerte sich nicht direkt, nur durch diese Brosche oder was, die er trug?

Ja, sicher.

Nur durch das Parteiabzeichen, aber sonst?

Doch. Ich hab’ den Hut gezogen bei Eicker vor der Tür und hab’ „Guten Tag, Herr Pastor gesagt“, und der sagt „Heil Hitler“! Das hat mich tief getroffen, auch in späteren Jahren, als er wieder zurück war.

Bei der ersten Fronleichnamsprozession nach dem Krieg waren etwa 200 oder 300 Leute in

Kaldenkirchen wieder zurück aus der Evakuierung. Ein Kaplan Schipperges war Pfarrverwalter. Dederichs war noch nicht da, der gastierte damals in Mülhausen. Schipperges trat an mich heran, weil ich auch früher der Kirche verbunden war: Die Fronleichnamsprozession muß unter allen Umständen gehalten werden! Die erste nach dem Krieg. Er hat meinen Namen auf der Kanzel genannt, alle die sich daran beteiligen wollten, sollten sich bei mir melden. Ich machte das denn so gut ich konnte, bin überall die Nachbarschaften abgefahren, wo die Altäre gebaut wurden usw. Jetzt machte die alliierte Behörde einen Einwand, es durfte zwar gezogen werden, aber sie wollten den Weg bestimmen. Der Nachkriegsverkehr mußte ja rollen und durfte nicht behindert werden.

Wir sind aus der Kirche herausgezogen, zum Marktplatz hin, rund um den Platz herum. Rechts, wo jetzt der große Block steht (Klosterstraße), stand noch das große Wohnhaus, das man später abgerissen hat. Davor auf dem freien Stück stand der eine Altar und der andere an der Stelle, wo jetzt das Postamt steht. Wir konnten so rumziehen und dann wieder zur Kirche zurück. Damals war das noch mit den vier Segensaltären, was es heute nicht mehr gibt, der erste Segen in der Kirche, der zweite und dritte auf dem Markt und der vierte wieder in der Kirche.

Ich war noch gerade zur letzten Besprechung in



„40-jähriges Jubiläum am 13. August 1950.“ Der katholische Pfarrer Wilhelm Dederichs mit Familie. Er war Pastor in Kaldenkirchen vom 22. August 1938 bis 1959. (304)

die Sakristei gegangen, da kommt Dederichs herein, in die Sakristei, unerwartet, das wußte niemand. Der Schipperges wurde bleich, was jetzt? Er konnte seinem Amtsbruder doch nicht die Tür weisen, und dabei war der Dederichs noch Pastor. Der Kaplan war der einzige Geistliche, der zurückgekommen war bis dahin. Wir hatten damals noch einen Kaplan, ob der gefallen ist? Jedenfalls habe ich den nie wieder gesehen.

Jetzt wollte Dederichs das Sakrament tragen, und das hat er auch gemacht. Die Gesänge, die dabei gebraucht werden, hat Dederichs angestimmt, aber der Kirchenchor hat nicht geantwortet! Auf der Straße, mit dem Sakrament, da haben sie ihn bespuckt. Das war die Katastrophe! Später wurde er von der bischöflichen Behörde wieder offiziell nach Kaldenkirchen beordert, da hat er es schwer gehabt hier.

Was war Pastor Dederichs für ein Mensch, wie reimt sich das zusammen, da komme ich immer noch nicht hinter, daß der mit der „Partei“-Brosche herum gelaufen ist und zu Ihnen „Heil Hitler“ sagte? Was war das denn eigentlich für ein Geistlicher? Was ging in dem vor?

Also, begriffen hab' ich es auch nicht. Ich glaub', das hat niemand verstanden. Ein katholischer Geistlicher und dann diese Einstellung! Einmalig war das bestimmt. Ich meine ja. Gewiß, es hat auch andere gegeben, die sich ähnlich verhalten haben oder aus der Kirche ausgetreten waren. Diejenigen, die ihn bespuckten, haben ja auch einen Grund dafür gehabt! Deshalb wollte auch der Schneider mich dazu bewegen, auszusagen, daß er wieder weg käm. Aber das hab' ich denn nicht getan.

Rektor Giese (Seite 216) sagte zu mir: „Sie müssen als erwachsener Mensch selbst wissen, was sie tun. Wenn ich Ihnen einen guten Rat gebe, tun Sie es nicht! Er trägt den Schwarzen Rock.“ Ich hab's denn nicht getan. So etwas wie ein schlechtes Gewissen hätte ich ja dann doch gehabt. Bisher hat es mir auch nicht leid getan, daß ich so reagiert habe und nicht anders, denn ich bin nun mal katholisch geboren ... Ich könnte mir vorstellen, wenn das in der Dokumentation so erscheint, daß er die Brosche der NSDAP getragen hat, werden auch Leute aufstehen, die sagen: „Das stimmt nicht.“ Was auf der Brosche stand, kann ich nicht sagen, so genau habe ich mir die Dinge ja nicht beguckt damals, weil ich von vornherein kontra stand. Darüber habe ich auch in der Öffentlichkeit noch nie gesprochen. Dies ist das erste Mal.

LESERBRIEFE

KIRCHE IN DER NS-ZEIT

„Eigene Erfahrung“

Ein Beitrag zum Thema aus eigener Erfahrung:

Im Juli 1940 wurde mein Mann, der aus einer sehr katholischen Familie stammte, aufgrund von Anzeigen Kaldenkirchener Mitbürger von der Gestapo verhaftet. Mein Mann, der mit dem Juden Siegfried Sanders befreundet war (die Drei Eisheiligen), hatte sich über das NS-Regime kritisch geäußert. Durch Zufall erfuhr ich nach einigen Tagen, daß er wegen Verstoßes gegen das Heimtückegesetz in der Haftanstalt „Ulmer Höhe“ in Düsseldorf inhaftiert war, eine offizielle Mitteilung über seinen Verbleib erhielt ich nicht.

Seit der Inhaftierung meines Mannes gingen mir die Mitglieder des Kirchenvorstandes, wie auch Pastor und Kaplan,

demonstrativ aus dem Weg, sie wechselten sogar bei Begegnungen die Straßenseite, um mich nicht grüßen zu müssen. In dieser für mich sehr schweren Zeit der Ungewißheit hätte ich an sich so etwas wie Trost, Zuspruch oder Unterstützung seitens der katholischen Kirche erwartet. Dies war aber nicht der Fall. Zu dieser Zeit standen übrigens die NS-Hakenkreuzfahnen in der katholischen Kirche neben dem Altar.

Hilfe und Unterstützung erfuhr ich von dem Kaldenkirchener Spediteur Paul Kauerwertz und Frau Kreykamp, einer Holländerin, die mit ihrer Familie in Kaldenkirchen eine Zigarrenfabrik betrieb.

Nach vier Monaten kam mein Mann aus der Haft, wurde nach kurzer Zeit zwangsweise zum Fronteinsatz nach Rußland abkommandiert und fiel wohl in Budapest, auf der Margarethenhöhe.

**Hanne Küppers
Friedrichstraße 5
Nettetal-Kaldenkirchen**

Leserzuschrift Hannchen Küppers. (305, Montage)

10,016

Akten

der

Geheimen Staatspolizei

Staatspolizeileitstelle Düsseldorf

über

Dederichs
(familiennamen)

Wilhelm
(Vorname)

30.7.85
(Geburtsdatum)

M.-Gladbach
(Geburtsort)

Anfang: - 3. Jan. 1942

©Imhofverlag Dr. Bielefeld

Auszug aus der Gestapo-Akte Wilhelm Dederichs. Personalbogen: Dederichs, Wilhelm, geb. 30.7.1885 in Mönchengladbach, katholischer Pfarrer in Kaldenkirchen, Straße der S.A. 30. „Stichwortartige Darstellung des politischen Lebenslaufes: Dederichs wird wegen seiner loyalen Haltung, die er dem N.S. Staat und der Partei gegenüber einnimmt, von kath. Kirchl. Seiten (Bischof und Kirchenvorstand) angefeindet. Näh. B.d.P.A.“ (306)

Hans Schmitz,
Kaldenkirchen.
Poststraße 28

Quers G.V. (12.8.1941)

6

*Offen
130
Bitte PAi(?)
Hör*

An das

Bischöfliche General - Vikariat,

A a c h e n .

Kaldenkirchen, den 29. Juli 1941.

Wie ich höre, haben Sie unserm Pfarrer, dem Herrn Pastor Dederichs nahe gelegt, sein Amt niederzulegen. Wenn dem so ist, möchte ich als Katholik und kinderreicher Familienvater Sie bitten, diesen Wunsch zurückzuziehen.

Wenn Sie auf die Mitarbeit des Pfarrers verzichten, so möchte ich ihn mir gerne für unsere Pfarre erhalten. Eine Messe lesen kann letzten Endes jeder Priester, aber sich in der rechten Art und Weise um die Seelsorge bemühen und sonntägliche Predigten halten, die an die Seele des Menschen rühren, und die jedem Gläubigen ein Geleit auf den Weg in den Alltag sind, das können nur sehr wenige, aber das kann unser Pfarrer.

Es täte nót, daß mehr Pfarrer mit einer solchen Einstellung zum Leben, wie unser Pfarrer Dederichs, angestellt würden, dann wäre mit um unsern katholischen Glauben nicht bange. Pastor Dederichs ist ein aufrechter, deutscher Pfarrer, der kein Porzellan zerschlägt, sondern versucht, schon zerschlagenes Porzellan wieder zusammen zu kitten. Für ihn wäre es leichter gewesen, den alten Trott der Vorgänger einzuschlagen, aber damit ist uns in der jetzigen Zeit schlecht gedient. Es geht nicht darum, alte, versauerte Jungfrauen zufrieden zu stellen, sondern wir brauchen aufrechte, deutsche Männer, die den heutigen Pulsschlag unseres Vaterlandes verstehen. So ein Mann ist unser Pfarrer. Lassen Sie uns den bitte.

Abschriftlich dem Hochwürdigsten Herrn
Apostolischer Administrator Dr. Straeter zur Kenntnissnahme übersandt.

Geheime Staatspolizei

Staatspolizeistelle Düsseldorf
Grenzpolizeikommissariat Kaldenkirchen

Kaldenkirchen, den 15. September 1941.
Königsplatz 18
Fernsprecher: Nr. 413

B.-Nr. II B 1 306/41.

Bitte in der Antwort nachstehendes Gebührenscheit und Datum anzugeben.

An

die Geheime Staatspolizei - II B 1 -
Staatspolizeistelle Düsseldorf
in Düsseldorf
=====

Betrifft: Katholischer Pfarrer D e d e r i c h s in Kaldenkirchen.

Vorgang: Verfügung vom 8. Sept. 1941 - II B 1 - 80,10/Dederichs-

Anlagen: 2 Briefe u. 1 Personalbogen.

[Der] hiesige [katholische Pfarrer] ^{Walden} D e d e r i c h s, ^{geb. 20.7.1865 in Aachen} nat in seiner Kirchengemeinde wegen seiner loyalen Einstellung zum nationalsozialistischen Staat mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Kurz nach seinem Amtsantritt kam er schon mit seinem Kirchenvorstand in Konflikt, indem er in seiner seelsorgerischen Tätigkeit eine andere Richtung einschlug als sein Amtsvorgänger. Verschiedene Mitglieder aus intellektuellen Kreisen sind auch aus dem Kirchenvorstand, der sich ausschliesslich aus ehemaligen Zentrumspolitikern und Gewerkschaftlern zusammensetzt, ausgetreten, weil der in Rede stehende Pfarrer oftmals Predigten hielt, die vom nationalsozialistischen Standpunkt aus nur begrüsst werden können. Er hat in seinen Predigten das "Deutschtum" und die Notwendigkeit der körperlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend schon mehrmals herausgestellt, wodurch er erst recht mit seiner Kirchengemeinde in Widerspruch geriet.

Bei Pfarrer Dederichs handelt es sich um einen Geistlichen mit überdurchschnittlichen geistigen Fähigkeiten, dessen Redegewandtheit besonders hervorzuheben ist.

Weiterhin wurde das Verhalten des Pfarrers kritisiert, dass er bei seinem Amtsantritt auch dem Ortsgruppenleiter aufsuchte und im Allgemeinen den "Deutschen Gruss" anwendet. Als Beispiel seiner Einstellung sei noch hervorgehoben, dass er sich bei nationalen Feierlichkeiten vorher mit dem Ortsgruppenleiter in Verbindung setzt und dementsprechend seinen Gottesdienst einrichtet.

Auf Grund dieser Haltung sind dem Bischof in Aachen sowie dem Pfarrer selbst persönliche sowie anonyme Briefe zugegangen, die eine Versetzung Dederichs erwirken sollten.

So

So wird dem Pfarrer vorgeworfen, dass er mit dem s.Zt. von ~~der Staatspolizeileitstelle Düsseldorf verfüg-~~^{nur angeordnet}ten Aufenthaltsverbot für den Kaplan Marschall in Zusammenhang stehe. Pfarrer Dederichs hat dieserhalb den Schutz der ~~hiesigen~~ Ortsgruppe der NSDAP ^{in Kaldenkirchen} angerufen und ~~auch~~ von der Kreisleitung eine Bescheinigung erhalten, aus der hervorgeht, dass er mit ~~dieser~~ Sache nichts zu tun habe. Diese Bescheinigung hat der Pfarrer dann dem Bischof in Aachen vorgelegt. Auf Grund dieser Vorgänge wurde damals Dederichs vom Bischof in Aachen nahegelegt, sein Amt in Kaldenkirchen niederzulegen.

Aus Vorstehendem ist ~~klar~~ ersichtlich, dass verschiedene ~~Kreise der hiesigen~~ katholischen Kirchenkreise nicht eher locker lassen, bis sie ihr Ziel erreicht sehen.

Wie ~~aus~~^{aus den} ~~belegenden~~^{mit Sicherheit aufbau} Schreiben von Privatleuten hervorgeht, bemüht sich aber auch ein grosser Teil der katholischen Bevölkerung, den ~~Kaldenkirchen~~^{bedeutend} Pfarrer in Kaldenkirchen zu ~~belassen~~^{halten}.

Diesen Standpunkt vertritt auch die ~~hiesige~~^{Kaldenkirchener} Ortsgruppe, da es nach ihrer Ansicht notwendig ~~erscheint~~^{erscheint}, ~~an der~~^{an der} Grenze einen Pfarrer zu haben, der zum nationalsozialistischen Staat eine loyale Haltung einnimmt.]

Im Auftrage:

Steffen

g.

Geheime Staatspolizei

Staatspolizei-Stelle Düsseldorf
Grenzpolizeikommissariat Kaldenkirchen

Kaldenkirchen, den 10. Oktober 1941.
Königsplatz 18
Fernsprecher: Nr. 413

B.-Nr. II B 306/41.

Bitt in der Notizart nachfolgendes Geschäftszeichen und Datum angegeben.



An

die Geheime Staatspolizei - II B 1 -

Staatspolizeileitstelle Düsseldorf

Düsseldorf

Betrifft: Pfarrer Dederichs, Kaldenkirchen.

Vergang: Mündliche Unterredung mit KS. Bergheff.

-.---.--.

Eine persönliche Rücksprache mit Pfarrer Dederichs brachte folgendes Ergebnis:

Nachdem die Unterhaltung über allgemeine Tagesfragen geführt worden war, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Pfarrer zum nationalsozialistischen Staat eine loyale Haltung einnimmt. Er betrachtet es als seine vernehmteste Pflicht, mit den Dienststellen der Partei und des Staates eng zusammenzuarbeiten, ohne dabei allerdings seine Stellung und Haltung als kath. Pfarrer preiszugeben.

Weiterhin sieht er es als eine nationale Aufgabe an, besonders im Kriege auch von der Kanzel herab die Stimmung des Volkes zu heben und immer wieder auf die vaterländischen Pflichten hinzuweisen und erblickt hierin keine Verquickung von Religion und Politik. Pfarrer Dederichs erklärte sich sogar bereit, wenn es notwendig erscheine, eine besondere Predigt zur Hebung der Stimmung im Volke zu halten. Er würde dann eine solche Predigt vorher der hiesigen Dienststelle zur Begutachtung einreichen.

Über die letzte Rede des Führers äusserte sich der Pfarrer, dass sie erst recht dazu geeignet gewesen wäre, die Herzen aller Deutschen höher schlagen zu lassen. Besonders hob Dederichs die Stelle der Rede hervor, wo der Führer eine grössere Operation ankündigte, deren Vollzug dann auf dem Fusse folgte. Er könne nur sagen, dass die Rede überall gut eingeschlagen sei und ihre Wirkung nicht verfehlt habe. Über die Meinung in klerikalen Kreisen, äusserte sich der Pfarrer, dass er mit seinen Amtskollegen nur jeweils dienstlich bei Konferenzen zusammenkomme und hier kein genaues Bild abgeben könne.

Pfarrer Dederichs erklärte sich abschliessend der Unterhaltung bereit, dem Greke Kaldenkirchen bei der Erforschung der Stimmung im Volke behilflich zu sein. Eine schriftliche

Äusserung

Die perfekten Handlanger des Systems

Ansprachen bei der Einführung Dr. Pauws als Bürgermeister 1923

„Sehr geehrter Herr Bürgermeister! Als Pfarrer der hiesigen katholischen Gemeinde entbiete ich Ihnen den herzlichsten Willkommensgruß. Was Ihnen den Mut und die Kraft gab, war schließlich der Gedanke, daß Gott Sie in dieses hohe Amt berufen hat, der Gedanke, daß Gott Sie auch weiterhin begleiten möge. Halten Sie sich das Wort Ihres eigenen Vaters immer vor Augen: Ehrlich und offen! Seien Sie ein überzeugungstreuer und praktischer katholischer Christ. Werden Sie somit zum Vorbilde unserer ganzen katholischen Gemeinde. Haben Sie ein warmes Herz für die Armen, Witwen und Waisen. Dann bin ich sicher, daß Ihnen die Herzen der ganzen Stadt in kurzer Zeit entgegenschlagen. Als Söhne des Städtchen Elten wollen wir zusammen weiterarbeiten. Möge Kaldenkirchen, das mir in fünfzehn Jahren zur zweiten Heimat geworden, Ihnen das gleiche werden; durch lange Arbeit zum Wohle eines jeden Bürgers!“ (Pfarrer Benedick)

„In der kurzen Zeit, da ich Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister, kenne, finde ich Sie als gerechten Mann. Ich fühle in mir, daß Ihr Wirken im Dienste der Stadt Kaldenkirchen uns allen zum Segen gereichen werde. Das walte Gott!“ (Beigeordneter Anstötz)

„Herr Bürgermeister! Empfangen Sie den Glückwunsch der evangelischen Gemeinde. Auch unser kleiner Kreis von Mitgliedern wird mit vollem Vertrauen hinter Ihnen stehen, von keinem Parteigefühl berührt. Möge Ihnen Gottes reichster Segen blühen. Halten Sie sich stets das Wort des römischen Dichters vor Augen: Herhalten, standhalten, festhalten!“ (Pfarrer Dr. Matthaei)

Als Vorsteher der israelitischen Gemeinde überbringt Herr Alex Bonn dem neuen Oberhaupt die innigsten Glückwünsche.

Nachdem sich aus dem Kollegium niemand mehr zu Wort meldet, übernimmt der neue Bürgermeister Herr Dr. Pauw das Wort zu einer ersten Ansprache. Gutes Rednertalent zeichnet unser neues Oberhaupt aus. Fester, heiliger Ernst lag in den Worten, gleich einem feierlichen Gelöbnis.

„... So übernehme ich heute das Amt als Bürgermeister mit frischem, frohem Mut und bitte Sie alle um verständnisvolle Mitarbeit, um so jedem einzelnen die Lebensbedingungen möglichst leicht zu machen.“

Jahresschau Kaldenkirchen 1923-1927, Kaldenkirchener Volkszeitung vom 3. März 1923 über die Einführung des Stadtassessors Dr. Pauw aus Odenkirchen zum Bürgermeister von Kaldenkirchen, zum Teil auszugsweise.

„Nicht unerwähnt dürfen wir jedoch die Worte unseres Herrn Bürgermeister lassen, die Zeugnis ablegten von der friedlichen Gesinnung, auch den Andersgläubigen gegenüber.“

Breyeller Volkszeitung vom 9. Juni 1923 über das Fest des 50-jährigen Bestehens der Kaldenkirchener Synagoge.

Dr. Bernhard Pauw, Bürgermeister und NSDAP-Mitglied mit „positiv katholischer Einstellung“

„Am 14. Juli 1935 feiert der Kaldenkirchener Turnverein sein Jubelfest. Zu Ehren des Jubelvereins findet an diesem Tage auch das 2. Kreisturnfest des Turnkreises Krefeld-Kempen in unserem Städtchen statt. Auf der vom Jubelverein inmitten unseres schönen Grenzwaldes angelegten Jahnkampfbahn, die an diesem Tage ihre feierliche Weihe empfangen soll, werden die turnerischen Wettkämpfe auf allen Gebieten der deutschen Leibesübungen ausgetragen.

Die gesamte Bürgerschaft freut sich, die Turne-

rinnen und Turner des Turnkreises Krefeld-Kempen in ihrer Mitte zu Gast zu haben und heißt sie in ihren Mauern herzlichst willkommen. Sie grüßt in ihnen die Männer und Frauen, die auch in der Zeit deutschen Niederbruches über alle Stände, Parteien und Konfessionen hinweg den göttlichen Funken nationaler Begeisterung bewahrten und freudig zu den stürmenden Fahnen des Nationalsozialismus stießen, als unser unvergleichlicher Führer nach uralter Sehnsucht nach deutscher Einigkeit und Größe Erfüllung gab. Möge das Kreisturnfest

des Turnkreises Krefeld-Kempen zu einem machtvollen Bekenntnis werden zu unserem Volk, zu unserem Reich und zu unserem Führer. In diesem Sinne entbiete ich allen Turnerinnen und Turnern des Turnkreises Krefeld-Kempen ein herzliches Willkommen in der Grenzstadt Kaldenkirchen.

Gut Heil – Heil Hitler! Dr. Pauw. Bürgermeister der Stadt Kaldenkirchen“

Niederrheinischer Grenzwatch vom 13. Juli 1935. Aus Unterlagen im Zusammenhang mit der 100-Jahr-Feier des TSV Kaldenkirchen im Juni 1985.



Dr. Bernhard Pauw, Kaldenkirchener Bürgermeister von 1923 bis 1944. (307)

**„Deutsche Frauen,
Deutsche Treue,
Deutscher Wein und
Deutscher Sang,
Sollen in der Welt
Behalten ihren
Alten guten Klang.“**

„Herzliche Grüße von der Deutsch-Niederländ. Grenze Kaldenkirchen.“ Text auf der Postkarte mit den beiden Regentenpaaren, um 1912, Seite 38. (29)

Karl Otten, Ortsgruppenleiter der NSDAP und Nationalsozialist aus „sittlicher Überzeugung“



Parteigenosse Karl Otten, NSDAP Kreisleitung, Kempen. (308)



Karl Otten, Postmeister, geb. am 18. September 1889 in Kaldenkirchen. (309)

Akten - Notiz.

Vor einigen Tagen erschien auf dem Polizeibüro Herr Kaplan Maréchal und holte Auskunft darüber ein, ob der für Samstag, den 2. Dezember 1933 vorgesehene Fackelzug der hiesigen katholischen Jugendvereine anlässlich des Lichtfestes genehmigungspflichtig sei. Herr Kaplan Maréchal erklärte auf Befragen, dass die Veranstaltung völlig unpolitisch sei. Der Fragesteller wurde von mir belehrt, dass die Veranstaltung mit Rücksicht darauf, dass sie völlig unpolitisch sei, nicht genehmigungspflichtig wäre. Nach der Verordnung des Herrn Reichspräsidenten zum Schutze des Deutschen Volkes vom 4. Februar 1933 unterlägen nur Veranstaltungen politischer Art der Anmeldung.

Kaldenkirchen, den 1. Dezember 1933.

St. P. v. u.

Beamten-Anwärter.

Heute gegen Mittag rief Herr Karl Otten, Fraktionsführer der N.S.D.A.P.^{an} und legte mir nahe, die für morgen Abend geplante Veranstaltung der katholischen Jugendvereine zu verbieten. Herr Otten begründete seine Vorstellung damit, dass bisheran in Kaldenkirchen die Feier des sogenannten Lichttages noch nicht stattgefunden habe und dass es für die N.S.D.A.P. befremdend wirke, dass nunmehr ein Fackelzug und eine öffentliche Kundgebung der geplanten Art stattfinden sollte. Er könne sich des Eindruckes nicht erwehren, dass mit dieser geplanten Veranstaltung ein Doppeltes bezweckt werde : Die Jugendlichen auf die katholischen Jugendvereine stärker aufmerksam zu machen und sie dadurch vom Eintritt in die nationalsozialistischen Jugendverbände fernzuhalten.

Joh

Ich habe daraufhin Herrn Pfarrer van Nooy und Herrn Kaplan Maréchal, den Träger der Veranstaltung, zu mir gebeten und sie über Sinn und Zweck der Veranstaltung befragt. Das Ergebnis der ~~Verhandlung~~ ^{Unterhaltung} mit den beiden vorgenannten Herren, welche die Veranstaltung als eine rein religiöse und einen politischen Nebenzweck entbehrende bezeichneten, habe ich Herrn Otten mitgeteilt. Herr Otten erklärte, dass ob der geplanten Veranstaltung grosse Erregung in den Kreisen der N.S.D.A.F. und der S.A. herrsche, und dass die ernste Besorgnis bestehe, dass bei Durchführung der Veranstaltung die öffentliche Sicherheit gefährdet sei. Um 2 Uhr habe ich dem Herrn Landrat fernmündlich Bericht erstattet. Der Herr Landrat hat daraufhin auf Grund des § 1 Absatz 2 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des Deutschen Volkes vom 4. Februar 1933 die geplante Veranstaltung unter freiem Himmel verboten. Von diesem Verbot habe ich Herrn Kaplan Maréchal durch besonderes Schreiben Kenntnis gegeben.

Kaldenkirchen, den 1. Dezember 1933.

Der Bürgermeister :



Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Gau Düsseldorf
Kreis Biersen-Kempen

N. S. D. A. P.
Kreis Biersen-Kempen

Ortsgruppe Kaldenkirchen
Kehstraße 48, Fernsprecher Nr. 320.



~~Geschäftsstelle Uweath, Heerstr. 87~~

Abt.

Betrifft:

Anlage

Bezug:

Ihr Schr. v.:

Ihr Zeichen:

Unser Schr. v.:

Tageb. Nr.



Kaldenkirchen, den 27. Okt. 1937

Dr. Pauw

Kaldenkirchen

Verschiedene Feststellungen Veranlassen mich, Sie als Schörrdenleiter zu bitten, Ihrer Gefolgschaft nochmals eingehend nahe zu legen, dass es eines deutschen Menschen und insbesondere eines Dieners des Staates unwürdig ist, beim Juden zu kaufen oder etwa mit dem Juden zu verkehren. Wer sein Geld zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes vom Staat erhält, darf diesen Geld nicht dem Gegner unseres Staates und Volkes zukommen lassen und ich werde in Zukunft feststellen müssen, welche Beamte noch beim Juden kaufen und zum Juden stehen (wenn alles das auch getarnt, während der Dunkelheit oder auf andere geheime Weise erfolgt), und werde das Weitere gegen diese zu veranlassen wissen.

Selbstverständlich kaufen deutsche Menschen auch nicht bei denen, die sich zu den Juden hingezogen fühlen und dies offen hier im Ort vor 14 Tagen unter Beweis gestellt haben, worüber in jeder Behörde der Fachschaftsleiter nähere Auskunft zu geben in der Lage sein wird. (wenn nicht steht die Ortsgruppe zur Verfügung) auch das bitte ich, der Gefolgschaft zur Kenntnis zu geben.

Ich muss erwarten, dass die besetzten und bei Behörden im Arbeitsverhältnis stehenden Volksgenossen allen anderen Volksgenossen mit bestem Beispiel vorgehen, wenn es heißt unserer offenen und versteckten Gegner die Zusammengehörigkeit aller deutsch denkenden und deutsch fühlenden Menschen unter Beweis zu stellen.

Heil Hitler!

d. Amtsbürgermeister K. den 30. 10. 1937

Im Umlauf allen Arbeitern, Angestellten und Beamten zur Kenntnisnahme und Beachtung

Kreisamtleiter
n.d.F.d. Ortsgr. beauftragt.

[Signature]

24-2

Schreiben Ortsgruppenleiter Karl Otten an Bürgermeister Dr. Pauw. In Absatz 2 nimmt Otten Bezug auf den Tod von Simon Sanders am 9. Oktober 1937 und die Teilnahme weniger Bürger und Nachbarn an seiner Beerdigung. Handschriftliche Notiz des Bürgermeisters: „d. Amtsbürgermeister Kaldenkirchen, den 30.10.1937, Im Umlauf allen Arbeitern, Angestellten und Beamten zur Kenntnisnahme und Beachtung Dr. Pauw.“ (311)

Abscarift,

3

Der Landrat

Kempen-N'rhein, den 24. 10. 1938

1
11.2.38
5.98

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Gau Düsseldorf - - - Kreis Diersen-Kempen
Ortsgruppe Kaldenkirchen Rhld.

Stadt(Kaldenkirchen (Rhld.))
Eing. - 5. FEB. 1938
Tgb.No. Abl.



Fernsprecher: Nr. 326 Amt Kaldenkirchen
Post-Konto 496 Stadt, Sparkasse zu Kaldenkirchen
Postanschrift: N.S.D.A.P., Ortsgruppe Kaldenkirchen
Kehrstraße 43 (Hinterhaus)

KALDENKIRCHEN RHLD., den 2. Februar 1938

An alle Behördenleiter.

(Glaubw.)

Der Anstreicher Hermann H b u s , hier, hat bei verschiedenen Begebenheiten seine Verbundenheit und Freundschaft mit den Juden unter Beweis gestellt.

Jch bitte, ihn von Behörden-Aufträgen ausschliessen zu wollen

Heil Hitler!

1) dem Stadtbauamt
 2) den Stadtwerken
 3) dem Bauverein Eigenheim
 4) der Finanzabteilung
 5) der städt. Sparkasse
 zur Kenntnisnahme u. Beachtung bei der Anforderung von Angeboten
 K. 3/2 38 Dr. Pauw

Ortsgruppenleiter
 Dr. Pauw
 Dr. Pauw
 Dr. Pauw
 Dr. Pauw

dienstspanne des Grosshandels von ...
geteilt haben.

Wäre

Handschriftliche Ergänzung: „1) dem Stadtbauamt 2) den Stadtwerken 3) dem Bauverein Eigenheim 4) der Finanzabteilung 5) der städt. Sparkasse zur Kenntnisnahme u. Beachtung bei der Anforderung von Angeboten K. 3/2 38 Dr. Pauw.“ Daneben die Unterschriften der Dienststellenleiter. (312)

N.S.D.A.P. Ortsgruppe

Kaldenkirchen Hl., den 7.7.38

Mitteilung.

Im November 37 hat die Ortsgruppe den Parteigen.
untersagt, in der Bäckerei Küppers Leutherter 1 zu kaufen,
weil der Inhaber an der Beerdigung eines Juden teilgenommen
hatte. In diesem Zusammenhang hatte ich die Behördenleiter
gebeten, ihre Gefolgschaft ebendahin anzuhalten.
Nunmehr hat der Vg. Küppers seine unrechte Haltung einge-
sehen und das auf der Ortsgruppe zum Ausdruck gebracht.
Die Ortsgruppe hat daher die damalige Maßnahme mit sofortige-
rer Wirkung aufgehoben.
Ich darf daher die Behördenleiter bitten, diese Anordnung
der Ortsgruppe nun auch der Gefolgschaft bekannt zu geben.

Heil Hitler

sämtliche Behördenleiter

W. Küppers
Ortsgruppenleiter

Der Amtsbürgermeister

Kaldenkirchen, den 11.7.38

An den Leiter

- K. erl. Sp.
1. der Amtskasse Herrn Amtsbürgermeister
 2. der Abtlg. II Herrn Stadtinsp. Spix
 3. der Abtlg. III Herrn Stadtinsp. Boos
 4. der Abtlg. IV Herrn Stadtsekr. Hilberts
 5. der Abtlg. V Herrn Oberinsp. Janssen
 6. an den kaufm. Werkleiter der Stadtwerke
Herrn Klinkertz
 7. der Sparkasse Herrn Münter

1.

Beifolgendes Schreiben der Ortsgruppe Kalden-
kirchen der N.S.D.A.P. vom 7. Juli 1938 bitte
ich allen zu Ihrer Dienststelle gehörenden
Gefolgschaftsmitgliedern alsbald zu Kenntnis
zu bringen.

2. Zu den Akten 23-2

A. Klinkertz

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Gau Düsseldorf - - - Kreis Diersen-Kempen

Ortsgruppe Kaldenkirchen Rhld.

Versprecher: Nr. 326 Amt Kaldenkirchen
Giro-Konto 496 Stadt. Sparkasse zu Kaldenkirchen
Postanschrift: N.S.D.A.P., Ortsgruppe Kaldenkirchen
Kehrstraße 43 (Hinterhaus)



KALDENKIRCHEN RHLD., den 23. 11. 1938.

An
die Stadtverwaltung h i e r .

Durch die Aktion gegen die Juden habe ich festgestellt, dass eine Reihe von Geschäftsleuten, Handwerkern und Gewerbetreibenden noch 1937 bzw. 1938 beim Juden gekauft, also den grössten Feind des Deutschen Volks wirtschaftlich unterstützt haben. Ich gebe Ihnen nachstehend die Volksgenossen an und hoffe, dass Sie meiner Anregung, diese aus jeder behördlichen Lieferung und Arbeitsleistungen mit sofortiger Wirkung auszuschalten, folgen werden.

Bergs Wilhelm, Schreiner, Breyellerstrasse, Bongartz Witwe, Hochstrasse, Haushaltswaren, Breit Witwe, Hochstrasse 4, Geschäftsinhaberin, Coenen Josef, Schlosserei, Hochstr. 31, Ebus Hermann, Anstreicher, Hindenburgstr., Esters Johann, Anstreicher, Verstrasse, Görtz Anton, Anstreicher, Kehrstr., Janssen Matthias, Baununternehmer, Hermann-Göring-Strasse., Kauwerts & Co. Expedition, Lommes Karl, Autovermietung, Poststrasse, Looser Wilhelm, Architekt, Mühlenstr., Sieves Franz, Schreiner, Tomp 4, Terstappen August, Anstreicher, Am Leuther Tor, Thünissen Joh., Autovermieter, Klemensstr., Werner Johann, Geschäftsinhaber, Mühlenstr., Wolters August Witwe, Installationsgeschäft, Am Leuther Tor.

Heil Hitler!

[Handwritten Signature]
st. Ortsgruppenleiter.

mt. Bju.

- 1.) Abschrift vorseitigen Schreibens ist
 - a) Herrn Oberstadtinspektor Janssen,
 - b) den Werkleitern der Stadtwerke, Herrn Kutmacher und Herrn Klinkertz,
 - c) Herrn Sparkassenleiter Münter

zur Kenntnisnahme zu übersenden.

Zusatz: Den vorbenannten Geschäftsleuten dürfen in Zukunft keinerlei Aufträge mehr erteilt werden. Ich empfehle Ihnen, ein Verzeichnis der vorgenannten Gewerbetreibenden der Bestellkontrolle vorzulegen, damit meine vorstehende Anordnung unter allen Umständen befolgt wird.

- 2.) Zu den Akten.

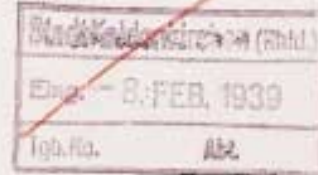
Kaldenkirchen, den 30.11.1938.
Der Bürgermeister:

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Gau Düsseldorf - - - Kreis Viersen-Kempen

Ortsgruppe Kaldenkirchen Rhld.

Fernsprecher: Nr. 326 Amt Kaldenkirchen
●-Konto 496 Städt. Sparkasse zu Kaldenkirchen
Postanschrift: N.S.D.A.P., Ortsgruppe Kaldenkirchen
Kehrstraße 43 (Hinterhaus)



KALDENKIRCHEN RHLD., den 7. Februar 1939.

Die mit Schreiben vom 23. 11. 38 zugefertigte Liste, enthaltend die Handwerker und Gewerbetreibenden, die noch 1937 bzw. 1938 beim Juden kauften, ist gegenstandslos geworden. Ich habe die Massnahme aufgehoben und gebe Ihnen hiervon Kenntnis.

Heil Hitler!

Ortsgruppenleiter.

● An
das Bürgermeisteramt
in Kaldenkirchen

Die Liste ist der Haushaltsüberwachungsliste entnommen worden am 8.2.39

Handschriftliche Notiz: „Die Liste ist der Haushaltsüberwachungsliste entnommen worden 8.2.1939.“

Die massiven Boykottmaßnahmen von Otten und Dr. Pauw gegen alle Bürger der Stadt, die ihren Freunden, Nachbarn und Bekannten der israelitischen Gemeinde noch zur Seite stehen, zeigen Wirkung. Die Situation der Bürger wird immer auswegloser.

Inzwischen wurde die Synagoge von dem „SA“-Führer Peter Heußen und seinen Helfershelfern zerstört, Bürger von der ortsansässigen Gestapo verhaftet und in das KZ Dachau verschleppt. Kinder dürfen nicht mehr die hiesigen Schulen besuchen. In 1939 erhalten die Bürger spezielle „Kennkarten“ mit dem Stempel „J“ für „Jude“. Namenszusätze werden eingeführt: für Frauen „Sara“ und für Männer „Israel“.

Die Diskriminierung, Bedrohung, Enteignung und Vertreibung der jüdischen Bürger setzt sich massiv fort. Ab 1.9.1941 werden sie gezwungen, den „Judenstern“ zu tragen. Nachdem die Grenze für Auswanderer endgültig geschlossen wird, folgt 1941 und 42 die Verschleppung unserer Bürger in Ghettos und Vernichtungslager in Osteuropa. (317)

Empfang des Ritterkreuzträgers Beginen Jupp 1944 Dschingderassa, Dschingderassa, bum, bum, bum!!!



Begrüßung durch Bürgermeister Dr. Pauw (mit Handstock). (318, Ausschnitt)



Festzug durch die Stadt. Musikkapelle und Fahmenträger: Rütten Franz, Janissen Küp, Eulenpesch Fritz. (319)



Ehrengarde der Zöllner, vorne, 3.v.r. Heinrich Vieten. (320)



Links Eckhaus Beginen, Venloerstraße 2. (321)



Ehrung des verwundeten und aus dem Lazarett entlassenen Ritterkreuzträgers vor dem Elternhaus Beginen am 11. März 1944. (322, Ausschnitt)

„Wahrheit und Gerechtigkeit“

„Es muß als eines nationalsozialistischen Bürgermeisters völlig verantwortungslos bezeichnet werden, wenn er gerade in den Wochen, wo es vielleicht der Entscheidung entgegengieht, sich der Verantwortung dadurch entzieht, daß er einen Monat in Urlaub fährt, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als das hier gekniffen wird und zwar in einem Moment, wo es darauf ankommt, daß jeder auf seinem Posten steht und wenn er auch gesundheitlich zusammenbricht.

Anlässlich der kürzlich durchgeführten Freistellung der Amts-, Zellen- und Blockleiter der Partei von ihren anderen Aufgaben, von der Stadt- und Landwacht, Luftschutz usw. erklärte mir der Bürgermeister innerhalb 5 Minuten nur 3 mal: ‚Unter diesen Umständen kann ich die Verantwortung nicht mehr übernehmen und muß es mir überlegen, mein Amt zur Verfügung zu stellen.‘ “

Schreiben des Gauhauptstellenleiters Götsch an die Kreisleitung der NSDAP vom 24.4.1944 bezüglich „Urlaub des Amtsbürgermeisters Dr.Pauw“. Seite 463.

„Der Versuch des Landrates, unter Hinweis auf meinen Fleiss und meine Tüchtigkeit, auf meine acht Kinder im Alter von 3 bis 20 Jahren und auf meine schwere Kriegsversehrtheit, mich im Amte zu belassen, sei vom Kreisleiter mit der Bemerkung: ‚Nur keine gefühlsmässigen Regungen‘ schroff abgelehnt worden. Daraufhin wurde ich am 11.9.1944 meines Amtes entsetzt.“

Dr. Pauw unter Bezugnahme auf ein Gespräch mit Landrat Odenthal, Kempen. Pauw wurde mit seiner Familie auf Grund der zwangsweisen Räumung Kaldenkirchens am 20.11.1944 nach Aschersleben evakuiert. Entnazifizierungs-Akte Dr. Pauw, Seite 472.

„Da ich nicht Mitglied der NSDAP war - ich bin ihr als letzter Bürgermeister des Kreises Kempen-Krefeld am 1.5.37 beigetreten - und aus meiner positiv katholischen Einstellung nie Hehl gemacht habe, waren nach der Machtergreifung durch die NSDAP starke Kräfte in der Ortsgruppe Kaldenkirchen am Werk, mich, obwohl ich pflichtgetreu mein Amt verwaltet hatte und zudem damals Vater von sieben Kindern im Alter bis zu 10 Jahren sowie Schwerkriegsversehrter war, aus meinem Amt zu entfernen und an meine Stelle einen ihnen genehmen Parteigenossen zu setzen. Nur den Bemühungen des Herrn Oberpostmeisters Karl Otten, der damals komunalpolitischer Sachbearbeiter der Ortsgruppe Kaldenkirchen war und sich bei der Ortsgruppe und darüber hinaus bei der Kreis-bezw.Gauleitung für mich einsetzte, ist es zuzuschreiben, dass ihnen dieses Vorhaben nicht gelang und ich im Amt verblieb, obwohl ich damals nicht Parteigenosse war.“ ...

„Die vorstehende Erklärung gebe ich der Wahrheit und Gerechtigkeit willen ab und bin bereit, ihren Inhalt zu beeden.“

Aus dem „Persilschein“ Dr. Pauws für Otten. Entnazifizierungs-Akte Karl Otten, Seite 495.

„... ein streng gläubiger Katholik ...“

Otten über Pauw. Entnazifizierungs-Akte Karl Otten, Seite 492.

Besuchte Länder: „Königreich der Niederlande“, Daten: „1933 - 1944“

„Im Durchschnitt 5-10 mal jährlich habe ich für Stunden, ohne jemals übernachtet zu haben, die meinem Wohnort benachbarten Gemeinden Venlo, Tegelen und Steyl besucht. Zweck: Ablegung der Beichte bei den Dominikanern in Venlo und Besuch des Missionshauses in Steyl und niederländischer Pater. Einmal war ich für 2-3 Stunden in Boskoop zur Besichtigung von Gärtnereien.

Fragebogen MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY, in dem Pauw außerdem erklärt, er habe „den Nationalsozialisten passiv Widerstand geleistet“ und sei aus dem „öffentlichen Dienst entlassen“ worden, weil er in irgendeiner Form gegen Lehren und Theorien des Nationalsozialismus auftrat. Entnazifizierungs-Akte Dr. Pauw, Seite 471.

Das „Politische Gutachten“

Goldene Hochzeit 1938 von Josef und Mathilde Küppers



Großes Familienfoto Küppers aus Anlaß der Primiz (Priesterweihe) von Johannes, 1931. Neben Johannes die Eltern: Mathilde (Mechtild) und Josef, neben Josef sein Bruder Johann (Hänneske), hinter der Mutter in Uniform: Jupp (Josef), erfolgreicher und bekannter Turner, später Offizier. Außerdem die Geschwister Willi, Matthias, Karl, Heini und Maria mit ihren Ehegatten. Verwandte Heinrich Grüters, Klaps, Bartholomei, Opdenberg und Küppers. Willi und Matthias haben sich große Verdienste um den Sport und die „Jahnkampfbahn“ erworben. (323)



Johannes mit den „Bräutchen“. (324)



Johannes vor seinem Elternhaus, der Bäckerei Küppers, Bahnhofstraße/Am Leuther Tor. (325)



Versammlung von Vertretern der Kirche, Nachbarn und Bürgern der Stadt mit dem geweihten Priester.
Im Hintergrund das Haus Schlieker. (326)

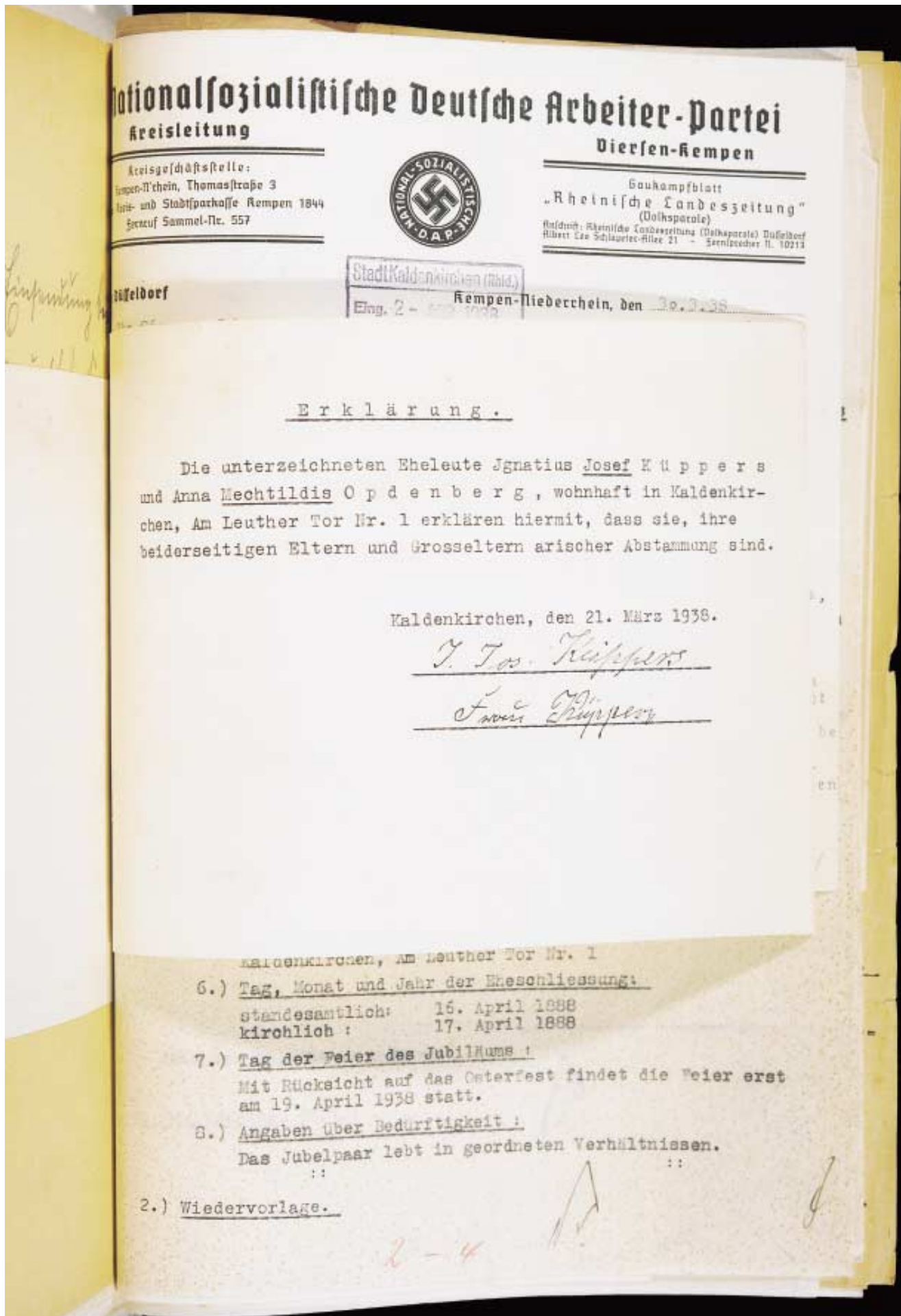


Willi Küppers (Gruppenmitte mit weißer Jacke) als Koch im Ersten Weltkrieg in Belgien. (327)



„Stadtverordnetenkollegium“, alte und neue Mitglieder, 1924, mit Bürgermeister Dr. Pauw, dem 2. Beigeordneten Küppers Johann (Hänneske), Küppers Willi und Otten Karl (späterer Ortsgruppenleiter der NSDAP).
1. Reihe sitzend, v.l. Siemes Johann, Anstötz Rudolf (1. Beigeordneter), Dr. Bernhard Pauw, Küppers Johann (Hänneske), Sanitätsrat Dr. Hermann Lueb. 2. Reihe v.l. Peters Karl, Imlintz Ägidius, Bonnacker Reinhold, Münter August, Beeker Johannes, Rütten Heinrich, Dr. Laurenz Waters, Kremer Johann, Otten Karl, Stein Peter Adam, Mohr Gustav, Terstappen Leonhard, Küppers Willi. (328)

Es hat alles nichts genützt, ...



(329)

... denn der glorreiche Führer wartet immer noch vergebens auf das freudige Bekenntnis ...

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei
Kreisleitung

Kreisgeschäftsstelle:
 Rempen-Niederrhein, Thomasstraße 3
 Kreis- und Stadtkasse Rempen 1844
 Fernruf Sammel-Nr. 557

Diersen-Rempen

Gaukampfblatt
 „Rheinische Landeszeitung“
 (Volksparole)
 Anschrift: Rheinische Landeszeitung (Volksparole) Düsseldorf
 Albert Leo Schlageter-Allee 21 - Fernsprecher N. 10213

Stadt Kaldenkirchen (Kreis)
 Rempen-Niederrhein, den 20.3.38
 Eing. 2 - 400.1938
 Tgb.No. Abt.

Düffeldorf
 Nr. 557 v. 21.3.38
 Bf. Nr.: 106/38 Bf. = Nr.
 Hauptstelle Hof. Gutachten.

Erben
 Herrn Bürgermeister der Stadt
Kaldenkirchen
 Rathaus.

Betrifft: Ihre Anfrage über die Eheleute Josef Rüppens,
 Kaldenkirchen, Am Leuther Tor 1.

Die Übersendung einer Rücknahmefurkunde zur goldenen Hochzeit der Eheleute Rüppens können wir nicht befürworten, da dieselben positiv durchaus nicht zu bejahen sind.

Die Eheleute Rüppens, die in den denkbaren besten wirtschaftlichen Verhältnissen leben, halten es nicht für nötig, der N.S.D. beizutreten, noch eine N.S.-Zeitung zu beziehen. Und heute noch halten sie zu den Juden.

Heinrich Müller
 Kreisleiter.

b) der Ehefrau:

5.) Wohnort der Eheleute:
 Kaldenkirchen, Am Leuther Tor Nr. 1

6.) Tag, Monat und Jahr der Eheschließung:
 standesamtlich: 16. April 1888
 kirchlich: 17. April 1888

7.) Tag der Feier des Jubiläums:
 Mit Rücksicht auf das Osterfest findet die Feier erst am 19. April 1938 statt.

8.) Angaben über Bedürftigkeit:
 Das Jubelpaar lebt in geordneten Verhältnissen.
 ::

2.) Wiedervorlage.
 ::

2-4

NSDAP, Kreisleitung,
 „Hauptstelle Pol.
 Gutachten“. (330)

... zu den stürmenden Fahnen
des Nationalsozialismus!



Das Jubelpaar vor der Gastwirtschaft „Altes Brauhaus“ des Bruders und Schwagers Küppers „Hänneske“ gegenüber dem Bürgermeisteramt am 19. April 1938. (331)

1.) Mit Rücksicht auf die ungünstige politische Beurteilung ist von der Beantragung eines Glückwunschscheibens durch den Führer und Reichskanzler Abstand genommen worden.

z. d. A.

KK. 4/4. 1938.
d. B.
D. P.

„Mit Rücksicht auf die ungünstige politische Beurteilung ist von der Beantragung eines Glückwunschscheibens durch den Führer und Reichskanzler Abstand genommen worden. z.d.A. (zu den Akten)
KK. (Kaldenkirchen), 4/4. 1938 d.B. (der Bürgermeister) Dr. Paw.“

Handschriftliche Notiz auf der Rückseite des Schreibens der NSDAP vom 30. März 1938. (332)



Bahnhofstraße/Am Leuther Tor mit der Bäckerei Küppers (links)
nach der Ära Dr. Paw und des Nationalsozialismus 1945. (333)



Festprogramm

anlässlich der

goldenen Hochzeit des Jubelpaares Jos. Küppers

und Mathilde geb. Opdenberg am Osterdienstag, 19. April 1938,
veranstaltet von der Nachbarschaft am Leuther Tor – Genend

9 Uhr: Abholen des Jubelpaares durch die Nachbarschaft zum Kirchgang. Beauftragte beglückwünschen das Jubelpaar im Namen der Nachbarschaft. Abholen des Jubelpaares durch die Nachbarschaft zur Feier im Saale Eicker abends 19.30 Uhr mit anschließender Begrüßungssprache (Alfons Terstappen)

FESTFOLGE

- | | |
|-------------------------------------|---------------------------|
| 1) Festmarsch (Hausorchester) | Leitung Peter Rütten |
| 2) Festrede | K. Larbalette |
| 3) Mein Mütterlein | MGV. Einigkeit |
| 4) Vogelhochzeit (Kinderaufführung) | Leitung Frl. Kauwertz |
| 5) „Im Krug zum grünen Kranze“ | Gemeinschaftliches Lied |
| 6) Clownreigen (Kinderaufführung) | Leitung Frl. Kauwertz |
| 7) Musikvortrag | Theo Weber u. P. Rütten |
| 8) Kinderreigen | Leitung Fräulein Kauwertz |
| 9) Musikvortrag (Hausorchester) | Leitung Peter Rütten |

PAUSE

- | | |
|--|--------------------------|
| 10) Musikstück (Hausorchester) | Leitung Peter Rütten |
| 11) Krach um Minka (Lustspiel) | Leitung Jakob Schriefers |
| 12) Untreue | MGV. Einigkeit |
| Das Abendglöcklein ruft | MGV. Einigkeit |
| 13) Die Lindenwirtin | Gemeinschaftliches Lied |
| 14) Das Amazonenkorps (militärisches Damenspiel) | Ltg. Jak. Schriefers |
| 15) Marienbildnis | MGV. Einigkeit |
| 16) Musikstück (Hausorchester) | Leitung Peter Rütten |

Anschließend TANZ

PROGRAMMÄNDERUNGEN VORBEHALTEN

Druck: GISKES

Ein ehrenvoller und schöner Tag, denn die Nachbarn feiern mit! (334)

Weihnachtsfrieden in der Evakuierung



Anny und Paul Kauwertz mit Frank auf dem Rittergut Wolfnitz/Kreis Borna, südlich von Leipzig, im Dezember 1944. Hier geht am 29. November 1944 ein Brief beim Gutsherrn Gottlob Schilling und seiner Frau Hedwig, geb. Kauwertz ein. Ein deutscher Offizier berichtet unter der Adresse „Apotheke Liebenfelde“ aus Ostpreußen ... (335)

„Vertrauet wie wir mit gläubigen Herzen ...“

Hauptmann Paul Kraus

44 8 99

O.U., den 26.11.44.

Meine Lieben !

Die Tage vergehen wie im Fluge. Bald ist es wieder ein Jahr, dass ich in Urlaub gewesen bin. Leichten Herzens fuhr ich damals weg, in den Gedanken, dass es mindestens im Sommer des beinahe vergangenen Jahres das ersehnte Wiedersehen geben wird. Doch es ist anders geworden. Urlaub ist vorläufig gesperrt und wir sind alle der Meinung, dass es wohl bis zum Ende des Krieges keinen Urlaub mehr geben wird. Wer Glück hat und vielleicht gelegentlich einer Dienstreise einmal einen Sprung nachhause fahren kann, dem ist es eben geglückt. Die anderen müssen eben warten, bis die Vorsehung uns das ersehnte Kriegsende schickt. - Und wir warten gerne. Wenn nur der Sieg unser ist ! Obzwar es uns manchmal packt und das ganze Herz in Mitleidenschaft zieht heisset es nur tapfer ausharren und mit geballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen durchhalten. Es fällt manchmal schwer, denn die paar schönen Jahre, die man noch in seiner Ehe verleben könnte, gehen dahin, in der gleichen Form wie meine Jugendjahre, von denen ich auch fast 4 Jahre bei den Soldaten im Kriege verbringen musste. Damals verloren wir den Krieg und waren damit auf Gedeih und Verderb unseren Gegnern ausgeliefert, jeder war sich selbst der Nächste. Diesmal jedoch wird es den Gegnern keinesfalls gelingen uns den Sieg aus der Hand zu reißen, weil wir ein geeintes Volk mit gleicher Weltanschauung sind. Um so härter wird aber der Endkampf noch sein, um so grössere Geduld müssen wir haben. - Und wir werden unsere notwendige innere Ruhe bewahren, weil jeder weiss, dass ~~XXX~~ im Falle des Verlierens dieses Krieges die Existenz des deutschen Volkes und der deutschen Wirtschaft aufgehört hat. Noch stehen wir in der Totalisierung des Krieges und die Erfolge derselben werden in kurze sichtbar sein. Vertrauet wie wir mit gläubigen Herzen auf unsere oberste Führung. Unser Führer weiss, was er tut. Die neuen Waffen müssen erst in genügender Menge vorhanden sein, bevor zum entscheidenden Schlag ausgeholt wird. Und dieser wird uns gelingen ! Unendlich gespannt sind wir alle, wenn endlich der Russe hier im Osten wieder zum entscheidenden Schlag ausholen wird. Vielleicht wenn der Frost eingetreten ist, denn im Winterkrieg ist er Meister, soweit uns die Erfahrung gelehrt hat. Jedenfalls stehen wir aber auch diesem Asiatensturm gewappnet gegenüber und werden ihm die Grenzen zeigen, hinter die er gehört. Unser ostpreussischer Volkssturm wird sein Nötiges mit dazu beitragen. Ist denn auch in Frohburg ein Volkssturm aufgestellt oder gibt es einen solchen nur in den gefährdeten West - und Ostgebieten ? Ist Gottlob Volkssturmmann geworden ? Wie steht es um Heyde Kurt ? Wurde er auch zum Volkssturm gerufen ? Ich kann mir es vorstellen, weil man auch ihn in diesen Reihen noch gebrauchen könnte. Und wenn er zur Bewachung von Brücken und Verpflegungsmagazinen herangezogen wird. Hier ist ja alles beim Volkssturm, was überhaupt noch kra ppeln kann. Sie machten alle freiwillig mit. Und warum ? Weil es um die Verteidigung der eigenen Heimat geht. Jung und alt, Grossvater, Vater und Sohn stehen in einem Gliede und es war eine erhebende Feier, als sie an einem Regentage auf die Fahnen unseres obersten Führers vereidigt worden sind. Eine zündende Ansprache schürte die Glut in Herzen jedes einzelnen Volkssturmmannes. - Wie geht es Euch gesundheitlich, im besonderen meiner Hede ? Was habet Ihr für Wetter ? Bei uns ist es schon eine lange Zeit so schlecht, dass man keinen Hund hinausjagen will. Regen, Wind, Nebel und kalt. Schrecklicher Morast auf den Strassen, was uns zeitweise unwillkürlich an russische Verhältnisse erinnert. Jedenfalls mit den Strassen bei uns zuhause kein Vergleich. Selbst die Bevölkerung ist in ihrer Reinlichkeit zum Teile

mit den Russen zu vergleichen. Hier fehlt der sogenannte eiserne Besen, der wegfeigt, was in die heutige Zeit nicht passt. Hier gibt es Menschen mit Anschauungen, die keinesfalls in die heutige Zeit passen, noch dazu in einem Lande, das jahrelang nicht wusste, dass wir in Deutschland Krieg haben. Vielleicht hat man diese Menschen zu erschliessen vergessen. Was musste dagegen unser Westen schon alles mitmachen? Wie tapfer sind doch diese Menschen und mit welcher vorbildlichen Ruhe tragen sie ihr Schicksal. - Was gibt es Neues bei Euch? Wie geht es Lo, wie gefällt ihr es in Borna jetzt nach der Verabschiedung ihres Mitarbeiters, des Rittmeister Dölling? Grüsstet sie gelegentlich recht herzlich und überreicht ihr den beiliegenden Brief mit einem festen Kussl am Tage ihres Geburtstages, am 11.12.44. - Sie wird sich bestimmt freuen. Vielleicht ist es Hede möglich ein paar schöne Chrysanthemen aufzutreiben, die sie ihr in meinem Namen überreichen soll. Ich würde mich tüchtig darüber freuen, und bin selbstverständlich gerne bereit, das dafür ausgelegte Geld zurückzuzahlen. Wie gerne wäre ich an diesem Tage wieder einmal zuhause! In Gedanken werde ich immer bei Euch sein. Verlebet diesen Tag in Lustigkeit und Fröhlichkeit und denkt auch einmal an mich. Vielleicht können wir im nächsten Jahre gemeinsam feiern, in einem freien, schöneren und grösseren Deutschland.

Mir geht es den Verhältnissen angepasst recht gut, abgesehen von der vielen oft anfallenden Arbeit, die aber mit Freuden und niemals mit dem leisesten Gedanken innerer Ablehnung ausgeführt wird. Ich bin arbeiten gewöhnt, Ihr kennt mich wohl und meine Lo weiss ein Märchen davon zu singen. Ist denn Hede's Schwesterchen noch da? Ich nehme es an, denn an eine Rückkehr ist ja gegenwärtig nicht zu denken. Die armen Menschen, was tun sie mir leid! Hier ebbt der Flüchtlingsstrom langsam ab, auch der grösste Teil des evaluierten Viehs ist in Sicherheit gebracht. Es wird alles getan, was menschenmöglich ist. Meist ist es aber so, dass die hier ankommenden Flüchtlinge nicht weiter fort wollen, in den Gedanken, dass sie die ersten wieder zuhause sein werden, wenn die Regierung eine Rückkehr genehmigen sollte. Es ist manchmal ganz schlimm, gerade bei alten Leuten, die im wahrsten Sinne des Wortes mit ihrer Scholle verwachsen sind, und so manchmal hört man eine Äusserung, die nichts anderes als schwerstes und sehnsüchtigstes Heimweh darstellt, wie: Wenn ich morgen wieder in meine Heimat könnte, ich würde alles hinnehmen, wie es eben ist. Und wenn alles weg wäre, ich würde gerne im Keller schlafen und mir die Steine zum Bau eines neuen Heimes zusammensuchen. Nur wieder zurück in meine Heimat! usw. Hier spricht die Seele und der innere Kampf, der sich in jedes Menschen Brust vollzieht, der von Haus und Hof gejagt wird. Weiss er, dass sein Anwesen von Bomben zerstört ist, gibt er sich zufrieden, so aber musste er die vollständig eingerichtete Wohnung unverschlossen fremden Menschen überlassen, die gegenwärtig Herr und Gebieter in diesen Räumen sind. Wenn wir nur das Memelland halten können. Hoffentlich holen wir es uns recht bald wieder zurück. Es darf nicht in russischen Händen bleiben! Schreibt recht bald wieder einmal. Nochmals viele Grüsse an meine Lo, Gottlob soll sie einmal ganz fest drücken, damit sie wieder einmal männliche Kraft spürt, die sie so lange vermissen muss.

Euch aber für Euer Besorgtsein um Lo meinen herzlichsten und aufrichtigsten Dank. Spätere Zeiten werden mir es bestimmt einmal ermöglichen mich dafür entsprechend zu revanchieren. Für heute aber nur vom Herzen kommende Worte.

Innigst grüsst mit dem Wunsche eines recht baldigen Wiederseh'ns

in aller Treue mit unbedingtem Aufopferungswill
Gott
Gott?

*Grüsst
17. 12. 44.*

Rückkehr eines „Alten Kämpfers des Nationalsozialismus“ in die Politik



Stehend rechts Peter Heußen, Mitglied der „NSDAP“ und „SA“ seit dem 1. September 1930,
späterer Obersturmführer der „SA“.
Sitzend links Georg Alfken, rechts Bernhard Büsges. Belegschaft Gerlach & Co, um 1930. (338)

A u f s t e l l u n g

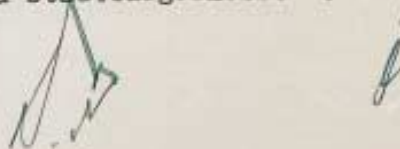
der in der Amts- und Stadtverwaltung Kaldenkirchen und bei den Stadtwerken in Kaldenkirchen beschäftigten berufsfremden Angestellten. - Zur Verfügung vom 19.12.1938 - K.I. 130/02 -

Nr.	Name und Vorname des Angestellten	Früherer Beruf	Beschäftigt in der Verwaltung seit dem ?	Bemerkungen
1	Otten August	kaufm. Angestellter u. Angestellter i. Postdienst	10.11.1933	Otten ist seit dem 10.11.1933 im Kanzleidiensnt der Verwaltung und ab 27. Dezember 1937 als Buchhalter bei der Amtskasse beschäftigt. In seiner Stellung als Buchhalter der Amtskasse, für die er entsprechend seiner Vorbildung wohl am zweckmässigsten eingesetzt wurde, hat er gute Leistungen gezeigt, die es geboten erscheinen lassen, ihn auf diesem Posten weiter zu beschäftigen.
2	Schwan Johann	kaufm. Angestellter	19. 4.1934	Schwan ist bei den Stadtwerken tätig. Da die Werke nach kaufmännischen Grundsätzen verwaltet werden, hat Schw. m. E. die für seinen Beruf übliche Vorbildung in seiner früheren Stellung als kaufm. Angestellter erwerben können.
3	Peters Theodor	kaufm. Angestellter	22.10.1936	Peters wird bei der Städtischen Sparkasse beschäftigt. Auf Grund seiner früheren Tätigkeit als Buchhalter konnte er sich überraschend schnell mit den Aufgaben eines Sparkassenangestellten vertraut machen, sodass er nunmehr seinen Dienstobliegenheiten voll und ganz gerecht wird. Bei der Ausschreibung der Stelle waren Fachkräfte nicht zu erhalten, sodass schon aus diesem Grunde auf einen kaufm. Angestellten zurückgegriffen werden musste.
4	Niessen Johann	kaufm. Angestellter (ist ausserdem drei Jahre und 27 Tage als Aushilfsangestellter, auskiffsw. bei der Stadtverw. Krefeld u. K'kirchen tätig gewesen	10. 7.1937	Auf Grund einer Anordnung des Arbeitsamtes zur Durchführung der 5. Anordnung zum Vierjahresplan musste Niessen als älterer Angestellter am 10.7.1937 bei der Amtsverwaltung eingestellt werden. Er ist seit diesem Zeitpunkt als Kanzleiangestellter im Wohlfahrtsamt tätig. Niessen ist am 13.9.1879 geboren.

Lfd. Nr.	Name und Vorname des Angestellten	Früherer Beruf	Beschäftigt in der Verwaltung seit dem ?	Bemerkungen
5	Franke Ferdinand	kaufm. Angestellter u. Buchhalter	11.11.1937	Franke ist am 25. Okt. 1898 geboren. Er ist als Leichtkriegsbeschädigter (30%) durch Verfügung des Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz (Hauptfürsorgestelle für Schwerkriegsbeschädigte) den Schwerbeschädigten gleichgestellt worden. Er wird als Kanzleiangestellter im Meldeamt beschäftigt. Für diese Tätigkeit hat er sich als durchaus geeignet erwiesen.
6	Heussen Peter	Speditionsgelhilfe	12.12.1938	Heussen wurde als alter Kämpfer (Partei Mitgliedsnummer 328 003) in den Dienst der Verwaltung einberufen. Er wurde der Polizeiabteilung zur Dienstleistung zugeteilt (Bearbeitung der An- und Abmeldungen, Ausstellung von Ausweisen und Bescheinigungen). Seine Leistungen kann ich abschliessend noch nicht beurteilen.

A u f g e s t e l l t ,

Kaldenkirchen, den 2. Januar 1939
Der Amts- und Stadtbürgermeister:



1) An

den Herrn L a n d r a t

in K a m p e n / N' r h e i n .

2) *J. P. L.*

12. Dezember 1938. Einberufung von Heussen in die Polizeiabteilung der Verwaltung, einen Monat nach seiner maßgeblichen Beteiligung an der Zerstörung der Synagoge und den „Judenaktionen“ in der Stadt. Theodor Peters war Buchhalter bei Spelten-Grünwald. Ferdinand Franke mußte seine Tätigkeit als Buchhalter bei Siegfried Sanders beenden. (339, 340)

„Wir standen damals fassungslos vor den Menschen, die hier Hand anlegten.“¹



„Kaldenkirchen, Bericht 1967-1969 und Ausblick“

**Bildmitte, eine Stufe tiefer stehend als die anderen Rats- und Verwaltungsmitglieder:
Peter Heußen. Links daneben Fritz Viergutz, links hinter Viergutz, Hanns Backes.**

„Rat der Stadt, Bürgermeister, Stadtdirektor und die leitenden Mitarbeiter der Verwaltung
Untere Reihe v.l.n.r.: RM Robalewski (SPD), StOA Hilberts, stellvertr. Bürgermeisterin Assenheimer (SPD),
StA Deutges, RM Kammann, Bürgermeister Terstappen (beide CDU), StA Curvers, Stadtdirektor Karrenberg,
RMer Peeters, Backes (beide CDU), RMer Viergutz (CWG), Heußen (Fraktionsl.), Pötsch (SPD), Achtert (CDU),
Scholten (SPD), 1. StHS Dohmen, StAer Kaftan, Lehnen, stellv. Werkl. Dickmann.
Obere Reihe v.l.n.r.: StOlen Terhaag, Schmitz, RM Jürgens (CDU), Werkl. Schaake, RMer Funken, Küppers (beide UBB),
StBM Gröne, RMer van Kempfen (CWG), Nothen, Frenken, Tempels (alle CDU).“ (341)

1. Aus Ansprachen 1986 und 1988 von Hanns Backes, Landrat des Kreises Viersen und Vorsitzender des Bürgerverein e.V., Kaldenkirchen.

„Erst am Nachmittag des 10. rückten die SA und andere braune Truppen an, um auch dieses Gotteshaus zu schleifen und zu zerstören. Wir standen damals fassungslos vor den Menschen, die hier Hand anlegten.“

Hanns Backes zu den Ereignissen vom 10. November 1938: 1) Einweihung einer Mahntafel zur Erinnerung an die jüdischen Opfer und Zerstörung der Synagoge (Rheinische Post 1986). 2) Sondersitzung des Kreistages des Kreises Viersen am 9. November 1988 zum Gedenken an die „Reichskristallnacht“.

„Hilfe und Schutz“

„Im Kaiserhof sagte der SA-Führer Heußen zu mir: ‚Sie sind doch gar kein Deutscher!‘ Ich sehe ihn noch kommen, als er, wie sein Vater, auf dem Kohlenlager von Bönninger arbeitete und die Kohlen mit einer Schubkarre zu den Leuten brachte. Später war er bei den Nazis der große Mann.“

Siegfried Sanders

„In derselben Nacht drangen Angehörige der Kaldenkirchener SA unter Beteiligung des SA-Sturmführers Peter Heußen, eines Zollbeamten sowie des Briefträgers Franz Leven in unsere Wohnung ein und verlangten nochmals von meinem Schwiegervater Jakob Lion die Herausgabe unserer Heiligen Schriften, die sich aber bereits im Bürgermeisteramt befanden. Sie haben den alten Mann (73) geohrfeigt, geschlagen und zu Boden geworfen, hinten am Kragen wieder hochgezogen und noch ein paar Mal so geschlagen, daß ich mit meinen 29 Jahren dazwischen gesprungen bin und sie anschrie: ‚Laßt doch den alten Mann in Ruhe! Die Bundeslade ist schon im Bürgermeisteramt!‘ Erst dann ließen sie von ihm ab. Heußen war ein großer Faulenzer, der nicht gerne gearbeitet hat, und durch die SA ist er was geworden.“

Else Heymann

„Dat Peperkokehuus, ronger damet“ (Nieder mit dem Pfefferkuchenhaus)

Heußen vor der Zerstörung der Synagoge am 10.11.1938. Johanna Opdenplatz unter Berufung auf ihren Neffen Peter Mayus

„Der Heußen ist Ende 1938 hier bei der Stadt angestellt worden. Ja, was hat der gemacht? Der hatte ja gar nichts gelernt. Das war ein ganz dummer Lümmel.“

Dohmen Heini

„Man tanzt nicht mit Juden!“

Heußen zum Tanzpartner von Ilse Keizer. Minchen Thönnissen

„Um Schlimmeres zu vermeiden, habe ich mich dafür wirksam eingesetzt, daß die Synagoge nicht abgebrannt, sondern lediglich ihr Dach abgedeckt wurde. Es handelte sich um ein altes Bauwerk, ohne innere Werte.“

Heußen in seiner Vernehmung am 2. September 1947 in Kempen. Entnazifizierungs-Akte Heußen, Seite 501.

„Nicht unerwähnt lassen möchte ich, daß ich Beweise führen kann, daß ich nach der Machtübernahme selbst Juden meine Hilfe und Schutz angedeihen ließ, um Gewalttätigkeiten und Auseinandersetzungen zu vermeiden.“

Heußen in einem Schreiben vom 25. Februar 1948 an den Entnazifizierungsausschuß, Seite 502.

„Er war ehrlich überzeugter Nationalsozialist. Immerhin wusste er die Schranken des politischen Anstandes zu wahren. Wenn er später Befehlen seiner SA. Führung gehorchend, Dinge beging, die nicht mehr in den Rahmen einer anständigen, politischen Kampfführung gehören, dann tat er dies aus Pflichtbewusstsein seiner Parteileitung gegenüber.“

Aus dem „Persilschein“ des von den Nazis und der „Gestapo“ verfolgten Josef Beumer für Peter Heußen 1949, Seite 503.

Kollektivschuld der Christen¹



Aufnahme des Gedenksteins auf dem alten jüdischen Friedhof, Jahnstraße, vom 25. Februar 1993.
Dieser Zustand wurde zwischenzeitlich behoben.
Der Friedhof, auf dem nichts mehr an die Gräber und Grabsteine der Familien Sanders, Devries,
Grunewald, Bonn, Hoffstadt etc. erinnert, wurde in der Nazizeit zerstört. (342)

1. Landrat Hanns Backes, Vorsitzender des Bürgervereins e.V., bekennt sich zur „Kollektivschuld für alle Verbrechen gegen das jüdische Volk“. Einweihung einer Mahntafel (Rheinische Post 1986).

„Das große Leid der jüdischen Bürger, die in Kaldenkirchen generationenlang friedlich an der Entwicklung der kleinen Grenzstadt ihren Anteil hatten, entzieht sich den amtlichen Akten des Bürgermeisteramtes.“

„Ihre Namen stehen hier auch für das Leid und den Tod jener, über die keine Quellen erhalten blieben.“

„Die Beschäftigung mit der Geschichte der jüdischen Minderheit ist eine Aufgabe, die nicht an Gedenktage gebunden sein darf, sondern sie muß ein Anliegen sein, das der steten historischen Reflexion bedarf.“

„Das nationalsozialistische Zerrbild des raffgierigen Juden findet keine Entsprechung in der Realität.“

„Der Bruch im deutsch-jüdischen Zusammenleben während der nationalsozialistischen Herrschaft wird bildhaft erfahrbar an dem auf dem Umschlag abgebildeten Thoraschrein aus Nentershausen, der noch heute zeigt, wie man versuchte, durch Axthiebe die sichtbaren Zeichen jüdischer Kultur und Religion auszulöschen.“

„Ins nationalsozialistische Zerrbild vom raffgierigen, frechen Juden paßten sie nicht.“

„Zeitgenössische Akten der Gemeindeverwaltung und Unterlagen im Zusammenhang mit der Wiedergutmachung nach dem Kriege ergänzen sich dabei gegenseitig: Insgesamt auch hier ein Bild, das mit dem Nazi-Zerrbild der reichen, raffgierigen Juden nicht übereinstimmt.“

„Die Kargheit der Quellen ist eher typisch als ungewöhnlich, steht aber in diametralem Gegensatz zur Monströsität des Unrechts. Aus oft eher beiläufigen Hinweisen muß man sich ein Mosaikbild herstellen.“

Dr. Leo Peters, Schul- und Kulturdezernent des Kreises Viersen, Heimathistoriker: „Geschichte der Juden in Kaldenkirchen“ im Heimatbuch 1983 des Kreises Viersen. „Geschichte der Juden im Kreis Viersen“, 1991, Vorwort, Seite 175 – über die Hinsbecker Familien der aus Kaldenkirchen stammenden Brüder Jacob und Philipp Sanders, Seite 182 – über die Verschleppung der Breyeller Bürger, Seite 199 und 207. „Geschichte der Stadt Kaldenkirchen“, 1998, Band 2, Seite 234 – „Das Schicksal der Juden in Kaldenkirchen“.

„... die Schuld jener Zeit behält ihre bindende Macht, wenn wir sie verschweigen oder verdrängen.“

„In der Gedenkstunde des Landtages Nordrhein-Westfalen heute morgen hörte ich einen Satz aus dem Talmud, der jüdischen Bibel, mit dem ich unsere Stunde beschließen möchte: ‚Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung‘.“

Hanns Backes, Landtagsabgeordneter und Landrat in der Sondersitzung des Kreistages des Kreises Viersen am 9. November 1988.
Kreis Viersen, Pressestelle der Kreisverwaltung.

„So respektiert er den Wunsch der jüdischen Kultusgemeinde, keine Namen ihrer Religionsangehörigen zu nennen. Statt dessen will Brixius auf den Namenstafeln Aussparungen vornehmen, die das Verschwinden jüdischer Bürger assoziieren und nicht nur bildlich Lücken hinterlassen.“

Rheinische Post/Grenzland-Kurier vom 26. Juni 1997 über die „Brixius-Spirale“, das vom Bürgerverein Kaldenkirchen mit Hilfe einer „sachverständigen Jury“ geplante Ehrenmal mit den Namen der „nichtjüdischen Kriegstoten“.

„Ich habe meiner Mutter empfohlen, Kaldenkirchen nicht mehr zu besuchen. Versprochen wurde eine Einladung, die nie erfüllt wurde. Nicht als Zeichen des Mitgefühls wird – und sei es nur in einer geringen Geste – in Memoriam an die ermordete minderjährige Tochter meiner Mutter Hedwig s.A. gedacht. ... Dieses Nichtstun, als ob nichts gewesen wäre, als ob Deportationen, Mißhandlungen, Schläge und Tod keine Gewissensfragen auch in Kaldenkirchen wären, dies ist schmerzlich, auch für mich, der von den Erlebnissen seiner Mutter in Kaldenkirchen mehrmals erfahren hat. Überlebende aus dem Holocaust (Massenmord) so zu vergessen, vergleiche ich mit einem Akt der moralischen Perfidie (Niedertracht, Gemeinheit).“

Aus einem Brief vom 4. März 1993 von Leo, dem Sohn von Else und Edgar Heymann, an Frank Kauwertz im Zusammenhang mit der Dokumentation über die Nazizeit.

Eine Wunde, die nie verheilt

Was die neonazistischen Tendenzen mit neuen antisemitischen und ausländerfeindlichen Ausschreitungen im vereinten Deutschland anbelangt, so muß ich leider feststellen: Ich bin so enttäuscht! Nie hätte ich gedacht, daß so was jemals wieder zu meinen Lebzeiten passiert. Ich hatte geglaubt, in Deutschland kann sich keiner mehr erlauben, den Mund noch mal davon aufzumachen. Ich habe immer zu meiner Frau gesagt: „In Deutschland wird das nie mehr vorkommen. Nach allem, was geschehen ist, wird es keiner mehr wagen, nur eine Handbreit davon anzufangen. Wo immer das Hakenkreuz auftaucht und sich jemand zu dieser oder ähnlicher Ideologie bekennt, werden sich alle dagegen erheben.“ Doch nun erinnern mich die Nazi-aufmärsche wieder an die Jahre, als so viele mitgemacht oder geschwiegen haben. So klein hat es damals auch angefangen. Für die heutige Jugend sind 50 Jahre eine Ewigkeit, für uns ist es gerade wie gestern. Daß sie das nicht im Keim ersticken, ist für mich unfabbar!

Was unter Hitler in Deutschland geschah, ist beispiellos in der Geschichte: Eine hochzivilisierte und christliche Nation erhebt sich zur „Herrenrasse“, erklärt andere Völker zu Untermenschen und schickt Millionen eigener Bürger und Menschen aus den durch Krieg besetzten Nachbarländern per Viehwaggon ins benachbarte Ausland, um sie dann in Gaskammern zu ermorden und ihre Leichen in Krematorien zu verbrennen. Darunter Frauen, Kinder, alte Leute, Behinderte. Das ist einmalig in der Welt, das gab es bisher nur in Deutschland. So wie das ablief, ist es auch nicht vergleichbar mit den schrecklichen Ereignissen in Afrika oder sonst in der Welt, wo ein Volk gegen das andere steht und Menschen umgebracht werden. Das ist nicht min-

der furchtbar, aber es ist anders als es hier war, im eigenen Volk, wo durch den Nationalsozialismus Freunde gegen Freunde, Bruder gegen Bruder, Familie gegen Familie aufgestachelt wurden. Gegen einander aufgehetzt, sogar in der eigenen Familie, wenn nicht offen, dann aber innerlich. Auseinandergerissen, für welche Sache?

Im Moment geht mir durch den Kopf, wie ich 1989 hier im Sessel am Fenster meiner Wohnung saß und am TV die Bilder vom Fall der Berliner „wall“ und des Eisernen Vorhangs sowie von der Befreiung der Ostdeutschen vom Kommunismus miterleben konnte. Selbstverständlich bin ich froh, wenn Menschen ihre Freiheit wiedererlangen. Keiner kann das besser nachempfinden und verstehen als wir, die wir all diese schrecklichen Verbrechen in Deutschland mitgemacht und im Gegensatz zu den vielen Mitgliedern unserer Gemeinden den rettenden Hafen in Amerika erreicht haben. Trotzdem hatte ich einen ganz anderen Eindruck von der Besteigung und Zerstörung der „Mauer“ und Beseitigung der dahinterstehenden kommunistischen Ideologie, als wohl die meisten der ausenstehenden Zuschauer. Ich sah mir die Menschen an, betrachtete mir die einzelnen Gesichter, und viele erinnerten mich unwillkürlich an die früheren Nazis. Ich habe mich denn auch nicht getäuscht, und es hat sich schnell gezeigt, daß trotz des Nationalsozialismus und mehr als 40 Jahre unter der Knute der sowjetischen und deutsch-sozialistischen Herrschaft es jetzt auch in Ostdeutschland immer noch sehr viele gibt, die mit falschem Patriotismus und Nationalismus im alten Stil weitermachen wollen. Auf jeden Fall finde ich es bedrückend, und es ist für mich unverständlich, wenn ich davon höre, daß Menschen aus anderen Län-



Siegfried Sanders, Oakland, Januar 1997. (343)

dern, die in Deutschland Zuflucht suchen und sich zeitweilig oder für immer ihr Leben dort aufbauen wollen, vertrieben oder sogar ermordet werden sollen. Viele von denen, die den alten Ideologien im vereinten Deutschland nachhängen, verehren nicht nur die früheren Mörder ihrer eigenen Mitmenschen, sondern leugnen noch deren bestialische Taten, und dies paßt für mich nicht zusammen mit den Bildern, die hier in amerikanischen Medien gezeigt werden von den Greueln in Auschwitz und der Befreiung dieser ganzen entsetzlichen Konzentrationslager im Osten durch die Rote Armee.

Heute berührt mich das mehr denn je, heute bin ich mehr verletzt als all die Jahre, und alte Wunden öffnen sich wieder, nachdem ich mit ansehen muß, wie sich der Neonazismus in Deutschland bewegt! Nie hätte ich das mehr für möglich gehalten, wo die Leute genau wissen, was passierte! Darum sage ich jedem ins Gesicht: Ihr müßt mir nichts erzählen, warum laßt ihr euch das gefallen, warum? Gewiß gibt es einen Nationalismus in allen

Ländern, überall ist das noch vorstellbar, aber in Deutschland dürfte so was überhaupt nicht mehr vorkommen. Die Zeitzeugen hätten der Jugend sofort mit gutem Beispiel vorangehen und zeigen müssen, wie die Nazizeit wirklich war, anstatt den Kindern altes Gedankengut einzutrichern, die schreckliche Schuld weiter zu verharmlosen oder zu verdrängen. Eine ganze Generation hätte rechtzeitig die Wahrheit über die Greuel und Brutalität des Naziregimes erfahren.

Wäre dies geschehen und hätten die Schuldigen ihre Untaten bereut, würden heute diese Dinge nicht geschehen, hätten sie jetzt nicht wieder die Aufmärsche von Neonazis in deutschen Städten und im Ausland, könnten sie keine deutsch-nationalen Kräfte mehr in der Politik aufstellen, dann würde jeder sofort ausspucken.

Die Geister, die sie riefen, sind gekommen!

Als ich 1954 zum ersten Mal wieder in meine frühere Heimatstadt kam, war ich wirklich überrascht, wie viel sich geändert hatte. Heute muß ich erkennen, daß ich mich getäuscht habe. In Wirklichkeit, im Grunde genommen, hat sich an der Einstellung der Menschen gar nichts geändert.

Nach allem was passiert ist, nachdem jeder in Kaldenkirchen wußte, was mit den Bürgern unserer Gemeinde und Nazigegnern geschehen ist, kann ich bis heute nicht verstehen, daß sie Heußen Peter, früherer Obersturmführer der „SA“ und einer der größten Nazis der Stadt, nach dem Krieg mit Billigung der schweigenden Bürgerschaft in den Stadtrat gewählt haben. Jeder wußte, daß er die Zerstörung der Synagoge geleitet hat und ein Mithelfer bei der „Endlösung“ war. Das zeigt mir, wie antisemitisch Kaldenkirchen im Grunde ist. Das sage ich jedem ins Gesicht, und ich habe das denen auch schon mal geschrieben: Ihr könnt mir nichts erzählen, das sagt alles. Dafür gibt es keine Entschuldigung. Der hätte nach seiner Rückkehr, wie viele andere dieser Halunken, auf Jahre hinter Schloß und Riegel gemußt und zwar sofort.

Sie haben wohl in Kaldenkirchen gespürt, daß es für sie besser ist, mich nicht zu Wort kommen zu lassen, sonst hätten sie längst zu hören bekommen, was ihnen weniger gepaßt hätte. Ich hätte denen

nicht nach dem Mund geredet, das muß nur keiner glauben. In Kaldenkirchen haben sie „von nix jewußt“? Von wegen, wir haben „von nix jewußt“! Das kann mir keiner erzählen! Jeder hat mich gekannt, jeder kannte meine Mutter, jeder kannte Julchen und all unsere anderen Bürger. „Im Kiekverein war niemand drein, dafür war'n sie zu nobel“, haben sie zu Zeiten meiner Mutter im Kaldenkirchener Karneval gesungen. Der „Kiekverein“ war der Karnevalsverein der Arbeiter, damit wollten die „höheren Leute“ nichts zu tun haben. Und heute will keiner bei den Nazis dabei gewesen sein, daran erinnert mich das jetzt.

Das Schlimmste ist, wenn ich so bedenke, da kommt einer, der sagt, ihm sei es zu verdanken, daß ich „Urlaub“ vom Konzentrationslager bekommen habe, er hätte mir damals das Leben gerettet

(Seite 309). Man stelle sich das mal vor, was für eine Frechheit! Was solche Leute heute erzählen, um sich selbst reinzuwaschen, mit welchen Mitteln sie versuchen, ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen. Letztlich haben sie mir noch einen „Gefallen“ getan, indem sie mir mein Geschäft gestohlen haben. Das stimmt genau überein mit den Berichten, die ich hier in Amerika höre und lese, wonach sie all das beschönigen, was sie angerichtet haben. Ich weiß doch, wie die ganze Geschichte war: Damals haben sie groß gestimmt für Hitler. Egal wer es war, sobald sie ihre eigenen Vorteile sahen, waren sie dafür, fromm wie sie waren. Alles Heuchelei. Für solche Beichten bin ich nicht zuständig, da müssen sie zu ihrem Pastor gehen.

Ebenso empfinde ich es als eine Frechheit, wenn ein Vorstandsmitglied des Bürgervereins Kaldenkirchen e.V.¹, der sich in einem Schreiben vom 29.8.1993 an mich als „Heimatvertriebener aus den deutschen Ostprovinzen“ präsentiert, offenbar meint, mir Nachhilfeunterricht in deutscher Geschichte und Politik erteilen zu müssen. Dem Brief beigefügt waren unter anderem Propagandaschriften über die Kriegsschuldfrage und angebliche Greueltaten der Polen an „Volksdeutschen“ im Jahre 1939, in denen es unter anderem heißt: „Die Wahrheit über Polens Völkermord“ (1939), „Po-

len wollte den Krieg erzwingen“, hätte „die ersten Schüsse abgegeben“, „die deutsche Begründung am 1. September 1939: ‚ab 4.45 Uhr wird zurückgeschossen‘ hat also durchaus ihre Erklärung und Berechtigung“, und „eindeutiger kann die polnische Kriegsschuld nicht bewiesen werden“.

Von Hitler, Goebbels und ihrem Anhang, die ab 1933 jedes Heimat-, Völker- und Menschenrecht außer Kraft gesetzt haben, und über die Art und Weise, in der das deutsche Vaterland von ihnen verspielt worden ist, habe ich in den Papieren nichts gefunden. Kein Wort von den entsetzlichen Ghettos und Vernichtungslagern der Nazis im Osten oder über Hans Frank, den Generalgouverneur von Polen nach dem deutschen Einfall 1939: „Die Polen gnadenlos unterwerfen, ausbeuten und ausrotten“.

Bei den Unterlagen befand sich eine Postkarte mit der Ansicht von den Gräbern des deutschen Soldatenfriedhofs Ysselsteyn/Niederlande!

Und was ist mit den Überfällen auf Holland, Belgien, Frankreich, die Tschechoslowakei usw. und den Millionen Opfern? Waren diese Länder eine Gefahr für Deutschland?

Wie ich die Sache verstehe, sollte die Zusendung dieser Unterlagen an mich dazu dienen, angebliche Übergriffe im Ausland und die im Krieg gefallenen Wehrmachtssoldaten den an uns begangenen Verbrechen entgegenzusetzen. Was wollt ihr, das wäre alles nicht nötig gewesen, wenn nicht so viele „Heil“ geschrien hätten und mitmarschiert wären. Die Geister, die sie gerufen haben, sind gekommen! Sie hätten noch ein großes Schild vor all den Gräbern der in den Tod getriebenen jungen Menschen anbringen müssen: „Das verdanken wir dem Führer!“ Jetzt wollen sie ein Denkmal setzen für die Kriegsoffer der Stadt mit all den Namen, um der Welt zu beweisen, was sie alles durchmachen mußten und wie sehr sie im Krieg gelitten haben. Das erste, was ich ihnen mit auf den Weg gebe, gehört unbedingt dazu: „Daß wir hier genannt und aufgeführt werden, verdanken wir alles unserem heißgeliebten Führer!“ Jedenfalls, unser Freund Eugen gehört am wenigsten auf solch ein Denkmal und schon gar nicht zu denen, die mit Begeisterung für „Volk, Führer und Vaterland“ in alle Nachbarländer eingefallen sind. Das stellt wirklich alles auf den Kopf!

Ich habe denen in Kaldenkirchen im Zusammenhang mit der Verleihung eines Bundesverdienstkreuzes geschrieben: Der höchste Orden, den die

„Juden“ verleihen können ist, einfach zu sagen: Er ist ein Mensch! Das ist die höchste Auszeichnung, die wir vergeben. Es ist mir ganz egal, ob du christlich bist oder jüdisch oder buddhistisch oder sonst was, entscheidend ist, daß du human bleibst, denn dann bist du wirklich ein Mensch. Selbstverständlich ist wichtig, daß das jeder für sich selbst macht. Ist das was Schlechtes von der jüdischen Lehre? Das sagen sie nicht, das schreiben sie nicht, darüber reden sie nicht, das haben sie immer schon so gemacht!

Was die Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit in den heimatgeschichtlichen Werken „Geschichte der Juden in Kaldenkirchen“², „Geschichte der Juden im Kreis Viersen“³ und „Geschichte der Stadt Kaldenkirchen“⁴ anbelangt, so frage ich mich, welchen Wert derartige Veröffentlichungen haben, wenn der Autor offenbar weitgehend auf der Grundlage von „toten Akten“ arbeitet, wie er das selbst mal bezeichnet hat, anstatt auf die Berichte von uns Überlebenden zurückzugreifen.

Zu Beginn des Kapitels „Das Schicksal der Juden in Kaldenkirchen“⁵ ist die Rede von der „Kargheit der Quellen“ und einem „Mosaikbild, das man sich aus oft eher beiläufigen Hinweisen herstellen müsse“, obwohl die Quellenlage gerade in Kaldenkirchen sehr umfangreich ist, wie dieses ausgezeichnete und einzigartige Buch beweist.

Die Tatsache, daß ich auch in der letzten Schrift⁶ verschiedene Zitate aus alten Briefen von mir wiederfinde, die zum Teil bereits in alten Zeitungsartikeln der achtziger Jahre abgedruckt waren, zeigt mir, daß mein Name dazu benutzt wird, solche Behauptungen, wie vorstehend wiedergegeben, glaubhaft erscheinen zu lassen.

In den Texten über uns „Juden“, die den Anspruch wissenschaftlicher und historischer Forschung erheben, ist die Rede von „jüdischen Minderheiten“, vom „Bruch im deutsch-jüdischen Zusammenleben“ und von durch „den Holocaust bedingten Besonderheiten im deutsch-jüdischen Verhältnis“⁷.

Für mich klingt das so: Wir „Juden“ gehörten nicht zu den „Deutschen“, haben nicht mit allen Bürgern zusammen gelebt, haben uns nicht mit den anderen verstanden und keine Bindungen gehabt. Man stelle sich vor, wie die Verhältnisse in Wirklichkeit waren, und dann so was! Wie reimt sich das zusammen?

Wie ich die Darstellungen verstehe, waren das

alles nur „kleine Leute“, die unsere Gemeinde seit dem 19. Jahrhundert ausmachten⁸. Dabei haben sich unsere Bürger durch Fleiß, harte Arbeit und sonstige Lebensumstände genau so viel oder wenig emporgearbeitet und waren zu gleichem Ansehen und Vermögen gekommen, wie jeder andere auch. Ich habe das an vielen Beispielen im Einzelnen genau dargelegt.

Grunewalds waren Flachshändler und Mitbegründer der Feuerwehr, sehr wohlhabend, ein Sohn war Arzt. Meine Eltern hatten das Haus, die Weiden und Hypotheken auf verschiedenen Häusern. Ich erinnere an Tante Billa, die hier geboren und am Kirchplatz aufgewachsen ist und Onkel Sam mit ihren Söhnen in Boxmeer. Ich will nur sagen, die Sachen waren da, und trotzdem wird der Eindruck erweckt: Alles kleine, eher unbedeutende Leute, die nichts hatten, über die es sich kaum lohnt zu reden!

Von den Menschen, den einzelnen Bürgern der Stadt, lese ich überhaupt nichts. Was für uns das Wichtigste ist, sind in den Beiträgen Kleinigkeiten, Nebensache, „ferner liefern“. Allenfalls werden ungenaue Angaben, Zahlen und Statistiken wiedergegeben oder dem Leser vermittelt, wie verschwindend gering der prozentuale Anteil der „Juden“ an der Gesamtbevölkerung war.

Bereits 1979 habe ich zur Namensliste bezüglich des Schicksals unserer Bürger im Heimatbuch (79) des Kreises Viersen geschrieben: „... viele Namen fehlen, alleine von Kaldenkirchen ..., und so wird es auch mit den anderen Orten sein. Ich bin der Ansicht, wenn man wirklich diese Angelegenheit mit der nötigen Sorgfalt bearbeiten wollte, so könnte man genaue Auskünfte von den Standesämtern erhalten. Bei mir z.B. war noch nicht mal das Geburtsdatum korrekt, auch hatte man meinen Beruf nicht angegeben, obschon mein Geschäft das einzige Spezialhaus für Herren- und Knabenkleidung in der ganzen Gegend war.“

Auch von Dr. Pauw, dem Nazi-Bürgermeister, und „Mister“ Otten, unserem früheren Nachbarn, dem Ortsgruppenleiter der NSDAP, fand ich vor 1999 nichts. Pauw, falsch wie die Nacht und ein schlauer Fuchs, der es verstand, jeden für seine Zwecke zu gebrauchen, zierte seit Jahren wieder die Wand im Kaldenkirchener Bürgerhaus in der Bilderreihe der verdienten Bürgermeister. Dem Bericht zufolge hat er noch 1936 das Geschäft der „Juden Sanders & Grunewald“ für „Auftragszuweisungen“ empfoh-

len. Sigmund Grunewald soll sogar unter Berufung auf seine Angehörigen seine Geschäftsanteile aus „freiem Entschluß“ abgegeben haben⁹.

Tatsache ist vielmehr, daß mein Onkel Josef Sanders bereits Anfang der zwanziger Jahre aus dem Unternehmen ausgeschieden ist (Seite 49) und Sigmund Grunewald wegen der Hetzkampagne und dem Boykott der Nazis 1935 gezwungen war, seinen Anteil an seinen Partner Spelten abzutreten (Seite 220), der damit Alleininhaber war. Somit entbehrt die Schlußfolgerung, Pauw habe 1936 eine „jüdische Firma“ empfohlen, jeder Grundlage.

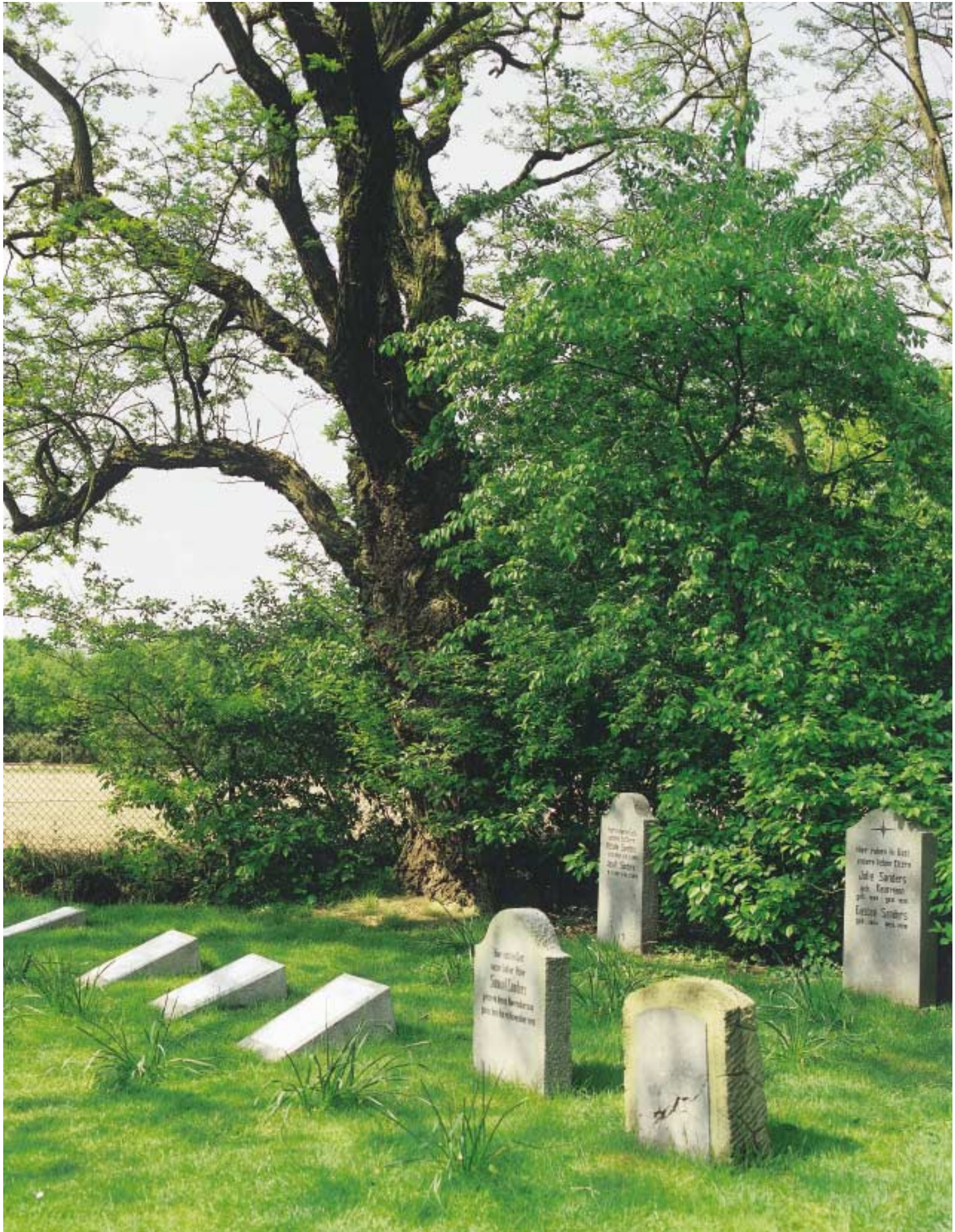
Im Gegenteil, was Pauw 1935 mit Sigmund's Bruder Ernst gemacht hat, der ihm geistig gewachsen war, besagt alles (Seite 450). So viel „Gutes“ hat dieser pflichtbewußte Staatsdiener und gute Katholik für die Stadt getan, indem er den Boykott gegen alle Bürger durchsetzte, die uns unterstützten oder 1937 an der Beerdigung meines Vaters teilgenommen haben (Seiten 370 - 374).

Wenn ich so bedenke, Jakob war bei Otten wie Kind im Haus, und nachher, glaube ich, hat Otten sich um seine „Entnazifizierung“ bemüht und wollte noch von Jakob bescheinigt haben, daß er nichts gegen die „Juden“ gehabt hätte (Seite 488 f.). Auch ich bin da ein- und ausgegangen, der hat bei mir gekauft. Wir haben immer zusammen verkehrt, ein Herz und eine Seele. Ach Quatsch, undenkbar!

„Der Jude, der größte Feind des deutschen Volkes“, daran denk' ich jedesmal, wenn die heute noch von „Juden“ anfangen, was glauben die denn?

Wenn die Kaldenkirchener demnächst all die Fotografien sehen, dann können sie sich ein Bild davon machen, daß unsere Bürger normale Menschen waren und keine Schachfiguren oder Wesen vom anderen Stern. Wer diese Bilder nicht kennt und nie erfährt, was unsere Bürger mitgemacht haben, kann überhaupt kein Gefühl dafür entwickeln, absolut nicht! Richtig empfinden kann es allerdings nur derjenige, der selbst die Grausamkeiten der Nazis am eigenen Leibe erfahren hat, denn in Wirklichkeit war es die Hölle. Es ist furchtbar, wie selbst die paar Überlebenden im Alter noch seelisch unter den Folgen zu leiden haben.

Ich verweise auf die Fotografie, die ich habe von unserer Rektoratschule mit all den Kaldenkirchener Schülern aus vielen Familien, und genau so verhält es sich mit den meisten anderen Bildern. Später waren wir „die Feinde des deutschen Volks“, und



Ausschnitt vom neuen jüdischen Friedhof am Akazienweg in Kaldenkirchen, angelegt 1924, mit den Gräbern von Hannchen Lion, Rosalie Grunewald, Rosalie und Josef Sanders, Julie und Gustav Sanders, Sibilla Hoffstadt, Frieda Hoffstadt, Sara Sanders, geb. Wynyard, (Witwe Samuel Sanders), Alexander Bonn, Sara Sanders, geb. Reich aus Hinsbeck, Simon Sanders, Eva Sanders aus Lobberich, Julie und Moses Hoffstadt, Simon Defries (Devries), Bernhard Sanders. Ganz links die Ruhestätte von Simon Sanders. Siegfried: „Der Grabstein meines Vaters war der erste, der auf das Grab gelegt wurde. Die Nazis schändeten die Gräber und stießen die Grabsteine um.“ Mai 1999. (344)

die anderen, die all die jungen Menschen in den Tod gehetzt haben, waren die Patrioten, und das hat sich bis heute nicht geändert. Was sind das doch für Idioten! Wenn du dir das heute vorstellst, nach allem, was geschehen ist, dann denkst du, wie ist das möglich! Selbstverständlich gehörten Eugen und Paul auch zu diesen „größten Feinden“ und all die armen „Christen“, die sie ermordet haben. Die hätten sich nichts daraus gemacht, auch Leute wie Paul kaltschnäuzig um die Ecke zu bringen. Das muß nur keiner denken! Nicht das Geringste!

Menschen wie Eugen und Paul haben Deutschland hochgehalten, waren „heros“ der damaligen Zeit, echte Patrioten, viele andere dagegen waren Unmenschen und haben dieses Land verunglimpft für lange Zeit. Paul hat mir 1946 geschrieben: „Daß man früher gegen den Nationalsozialismus eingestellt war, wird einem keinesfalls zugute gestellt. Die Entnazifizierung läßt viel zu wünschen übrig. Das soll ja in Holland ganz anders sein. Hier wird in der Beziehung auch nicht mehr viel passieren.“ So viele Schwierigkeiten hat er nach der Zeit noch gehabt, da waren noch viele „braun“.

Mein Schwiegervater Bernhard Freimark hat in Verdun gekämpft bis zum Ende des Ersten Weltkrieges und auch das „Eiserne Kreuz“ gekriegt. Zum Dank dafür haben sie ihm alles kaputtgeschlagen nachher und uns alle vertrieben. Genau wie heute war es damals nach dem Ersten Weltkrieg mit dem „Stahlhelm“, dem Soldatenbund. Da haben sie sich wichtiggemacht und groß erklärt: „Wir haben den Krieg nicht verloren, die Arbeiter sind uns bloß in den Rücken gefallen.“ Was für ein Quatsch. Sie haben so viel „Schmacks“ gekriegt, hatten nichts mehr zu „fressen“ und „nix“ lief mehr. Jetzt kommt einem das alles wieder zum Bewußtsein.

Gott, was für ein Volk, was für ein schändliches Volk. Bei mir ist das komisch: Je länger ich darüber nachdenke, desto schlechter kann ich diese Leute leiden. Ich kann sie überhaupt nicht mehr ausstehen. Je älter ich werde, umso mehr kommt das alles wieder hoch. Dann denk' ich, die haben Menschen hervorgebracht wie Goethe und Schiller und solche Genies, und diese „Kadetten“ versauen den ganzen Braten, den Namen. In tausend Jahren wird die Menschheit noch davon sprechen, da können sie machen, was sie wollen.

Ihr Christen müßt ein Denkmal setzen für euch!

Was mich am meisten ärgert: Die Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte im Nahen Osten zwischen den Arabern, Palästinensern und ihren Verbündeten auf der einen Seite und dem Volk Israel werden von bestimmten Leuten in Deutschland mit dem Massenmord (Holocaust) der Nationalsozialisten in einen „Pott“ geschmissen. Dabei hat das eine überhaupt nichts mit dem anderen zu tun. In Israel kämpft ein kleines Volk um seine Existenz, ums Überleben gegen eine erdrückende fanatische Übermacht, die es immer wieder versteht, die Menschen auseinanderzureißen, anstatt zusammenzubringen. Mir ist gleichgültig, ob der einzelne ein Palästinenser oder ein Israeli ist, sie sollen menschlich sein. Wenn sie menschlich wären, würden sie zusammenleben, dafür gibt es genug Beispiele auf der ganzen Welt.

Aber daß es Deutsche gibt, die solche Vergleiche ziehen, um von den ungeheuren Mordtaten des eigenen Volkes abzulenken, geht mir gegen den Strich. Nicht die anderen, sondern an erster Stelle die Deutschen selbst haben die Menschlichkeit in extremster Weise mit Füßen getreten, und das ist unverzeihlich.

Bei den Kriegsverbrecherprozessen in Nürnberg sind einige gut zurechtgestoßen worden, und die Welt konnte sehen, was für ein menschlicher Abschaum hinter diesem System stand. In Wirklichkeit aber wurden viel zu wenige dieser Verbrecher verurteilt oder die kamen viel zu glimpflich davon. Und warum? Dazu will ich meine Meinung sagen, immer wieder, und ich glaube nicht, daß ich da falsch liege: Ich nehme den Amerikanern, den Engländern und dem Großkapital übel, daß sie viel zu wenig Gerechtigkeit haben walten lassen, um ihre Geschäftsinteressen nicht zu gefährden. Die waren bang, daß die andere Seite kaputtgehen könnte und sie keine Geschäfte mehr hätten machen können. Ich seh' dahinter den gleichen Egoismus wie bei den Kirchen.

Heute können die mir mal kommen, die kriegen von mir die richtige Antwort. Das Schlimme ist, was in Deutschland in den letzten Jahren passiert ist und ich hier ständig im „Aufbau“ aus New York über viele deutsche Meinungen lese, hat mich wieder ganz umgewälzt: „Wir haben viel zu viel davon

gehört“, das hörst du jetzt immer wieder, das lese ich dauernd, „wir wollen doch jetzt mal endlich Schluß machen!“ Ich war mir sicher, daß alles besser geht und die Menschen sich geändert und aus der Vergangenheit gelernt haben. Heute habe ich meine Meinung geändert.

Ich bin vielmehr davon überzeugt, daß man überhaupt mit einer Gleichgültigkeit über unser Schicksal hinweggegangen ist, als ob es gar nichts gewesen wäre. Darum habe ich jeden Respekt verloren.

Jedem würde ich heute ins Gesicht sagen, daß ich damals unter einem Volk von Mördern lebte. Ich habe ausgerechnet: Fünfzig meiner Verwandten wurden ermordet. Das ist schwer zu vergeben, aber vergessen, vergessen? Kannst du das vergessen? Niemals darf man das vergessen! Sie sollten mal die Bibel aufschlagen und richtig nachlesen, dann werden sie finden: Wenn du dich solcher Verfehlungen schuldig machst, das geht bis ins tausendste Geschlecht. Bis ins tausendste Glied werden Menschen noch davon sprechen, damit es nicht vergessen wird, da wird für gesorgt, da bin ich ganz sicher. Damit haben sie nicht gerechnet.

Das Bewußtsein wird sich auch in Zukunft nur ändern, wenn alle Menschen und insbesondere die jungen Leute an den Schulen endlich die Wahrheit erfahren. Entscheidend ist und bleibt die schonungslose Aufklärung und Ächtung dieser Verbrechen. Da führt kein Weg dran vorbei, das ist meine Ansicht, da kann mich keiner von abbringen. Wenn sie es nicht tun, haben sie wieder ein Verbrechen begangen. Sie haben doch überall ihre christlichen Stätten aufpoliert und an jeder Ecke Kruzifixe aufgestellt oder aufgehängt. Was hindert sie heute daran, offen und ehrlich zu sein, aufrichtig zu beten, um Verzeihung zu bitten und zukünftig strikt danach zu handeln? Ja, sie könnten es gutmachen, würden sie ihre Schuld bekennen und sich vollständig wandeln. Damit wäre alles bereinigt und erledigt. Aber am Liebsten möchten viele überhaupt jetzt noch immer im alten Stil weitermachen und die Dinge weiter verdrehen! Gut, daß Israel und Amerika da sind. Hier passen die schon auf und sagen ihnen Bescheid, damit nicht „Macht vor Recht“ geht.

Nach meiner Ansicht ist es für Deutschland wichtiger, und das gilt auch für Kaldenkirchen, sich von nutzlosen Denkmälern und überflüssigen „Juden-geschichten“ zu verabschieden und der Welt geistig zu beweisen: „Wir denken heute anders.“ Die Bürger sollten dafür sorgen, daß nur noch Menschen mit einer Gesinnung die Zügel in die Hand nehmen, für die das „Human Right“ (Menschenrecht) für alle das höchste Ziel ist.

Wirklich, 1988 hab' ich noch gedacht: „So, das ist wunderbar, daß sie in Lobberich das Ding aufstellen.“ Auf der anderen Seite habe ich mich gewundert, daß nach allem, was ich gehört habe, so wenig Leute an der Einweihung des Denkmals teilgenommen haben. Warum sind so wenige hingegangen? Ich meine, daran kann man immer wieder sehen, was los ist, daß die Jugend nicht im Bilde ist. Ja, ich will nur sagen, das ist geradezu lächerlich, die können mir viel erzählen, da geb' ich gar nichts mehr drum. Ich denke an Kaldenkirchen, aber Kaldenkirchen denkt nicht an mich, aus den Augen, aus dem Sinn!

Darum sage ich: „Ihr braucht es nicht für uns persönlich zu machen, wir legen keinen Wert darauf.“ Wohl habe ich immer betont, es sei für uns die Hauptsache, unsere Heiligen Stätten, wie die Friedhöfe, in Ordnung zu halten.

In diesem Sinne schrieb ich 1995 nach Kaldenkirchen, wie ich über die Bewältigung der Vergangenheit denke:

Ihr (Christen) braucht u n s (jüdischen Bürgern) kein Denkmal zu setzen. Ihr müßt ein Denkmal setzen für e u c h, damit euer „Name“ wieder rein wird und die Nachkommen erfahren, was eure Vorfahren gemacht haben, daß es nie mehr vorkommen kann. Das muß so geschehen, daß jeder sieht, was da war, damit sie das auch lernen, dann wird es nie mehr passieren.



Siegfried Sanders, Frank Kauwertz und Nils Siegfried im Büro Kauwertz & Co, Juli 1987:
 „Ich kann dir gar nicht sagen, was mir die Fotografie vor den Gemälden deiner Ahnen bedeutet! Meine Mutter hat mir so viel von den alten Kauwertz erzählt. Unsere Familien waren immer freundschaftlich verbunden und spielten mit den anderen Bürgern eine Rolle im öffentlichen Leben der Stadt.“ (345)

1. Fritz Viergutz, Kaldenkirchen, Vorstandsmitglied des Bürgervereins Kaldenkirchen e.V., ehemaliger Stadtverordneter und stellvertretender Bürgermeister der Stadt Nettetal.

2. Dr. phil. Leo Peters, Nettetal, Schul- und Kulturdezernent des Kreises Viersen, Heimathistoriker: Heimatbuch 1983 des Kreises Viersen.

3. Ebenso, Kreis Viersen, 1991, „Aus der Geschichte der Juden im Gebiet der heutigen Stadt Nettetal“.

4. Ebenso, Verlag B.o.s.s. Druck und Medien, Kleve, Herausgeber Bürgerverein Kaldenkirchen e.V., 1998.

5. und 6. „Geschichte der Stadt Kaldenkirchen“, Teil II, Seiten 234,248,249,389,391,392.

7. und 8. „Geschichte der Juden im Kreis Viersen“, Seiten 7,8 (Vorwort) und 190.

9. „Geschichte der Stadt Kaldenkirchen“, Teil II, Seiten 235 und 236 (inkl. Fußnote 383).

Anhang



Der Stürmer

Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit

HERAUSGEBER: JULIUS STREICHER

Nummer 8	Erscheint am Sonntag, den 24. Februar 1938, um 12 Uhr mittags. Preis pro Stück 1,20 Reichsmark. Abbestellen bei der Verlagsanstalt oder bei den Postämtern. Zuschriften an die Redaktion, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.	Nürnberg, im Februar 1938	Verlag der Stenografischen Lehranstalt, Nürnberg, Lorenzstr. 10. Preis pro Stück 1,20 Reichsmark. Abbestellen bei der Verlagsanstalt oder bei den Postämtern. Zuschriften an die Redaktion, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.	16. Jahr 1938
--------------------	--	---------------------------	--	-------------------------

Hostienschändung

Abgrundtiefer Haß der Juden

Juden unter sich

Als man in den Nachkriegsjahren damit begann, die deutsche Öffentlichkeit über die jüdische Überföhrung aufzuklären, da erhebt man immer wieder das Geschrei der Juden und ihre nichtjüdischen Freunde verurteilen von der einen die schändliche Art der jüdischen Überföhrung, von der anderen die schändliche Art der jüdischen Überföhrung. Wie sie den antijüdischen Kampfen der jüdischen Überföhrung und die jüdische Überföhrung bestärken. Die Juden und ihre nichtjüdischen Freunde verurteilen, die jüdische Überföhrung, die man gegen die Juden erhebt, seien unbedeutend und nur in jüdischen Kreisen, deren Verantwortung es ist, wider besseres Wissen die Menschlichkeit zu fügen. In diesen öffentlichen Auseinandersetzungen kam es immer wieder vor, daß Juden und jüdische Freunde jüdische geschändete Ritualmordfälle ablegten und die Hostienschändung durch Juden als ein Märchen bezeichneten. Bei diesen Ablegungen und jüdischen Freunden kam immer die Ungläubigkeit jener Nichtjuden zum Ausdruck, die aus ihrer eigenen Verantwortung heraus es einfach nicht für möglich hielten, daß Menschen so leicht sein könnten, wie man es schon immer den Juden in allen Dingen nachgesagt hat. Daß das, was man jüdischerseits in den öffentlichen Diskussionen der Nachkriegszeit als „mitteilungslose Märchen“ abtaut wollte, heute noch als Tatsache anzusehen ist, erhebt sich aus einer Mitteilung der



Wie haben letzten Endes immer deshalb den Sieg über unsere Feinde errungen, weil wir Juden die Judenfrage stets erster genommen haben als die Anderen!

Aus dem Inhalt

- Jüdisches Giftgeschick
- Weslau predigt Rassenhiebe in Paris
- Berliner Brief
- So tötet sich der Jude / Die Firma Scheier & Berg
- Weslau als Melomane
- In Hamburg
- Rassenhiebe am West / Leidensweg einer deutschen Frau / Jüdischer Betriebsführer und ein jüdischer Regierungstrolch o. D. als Rassenhiebe
- Aus Zürich
- Die Säuberung des Reiches

Die Juden sind unser Unglück!

Im Juni 1907 hatten 24.000 SEH, ab, dann 3000 SEH, auf der Berliner Straße, „Hilfsverein 1“, welches bei der „Friedrichs-Werk mit Elektro-Verfahren“ existiert war.



Zwei Jüdinnen aus der Firma Schier & Herz
Dabei die Jüdin Margarete Dahn u. die Jüdin, welche die 3000 Tausend SEH gibt, Friedmann

Der Herr. Die Verwaltung dieses Hauses lag in den Händen der Jüdin Margarete Dahn, in der Kaiserstraße 201 in Berlin.
Mit dem Herr verstorben aber auch einige Mitglieder der Jüdinfamilie. Am 24. Januar 1908 verstarb die erste Gattin des Herrn Georg Schier, die Jüdin Frau Antje nach Kasselheim. Die Kommanditistin Helene Schier (die ich mit 4 Jahre alt) ist, obwohl die Verhältnisse es ausdrücklich verlangen, überhaupt nicht aufzufallen. Sie wurde am 31. März 1903 auf Berlin abgewandert. Mit beiden Kindern ist in der Schierstraße 47. Die Frau des verstorbenen Herrn Schier, die Jüdin Frau Helene, ist sehr reich, und einige Tausend der Juden Familien, die sich bereits in der „Welt“ eingeweiht. Helene Schier wird also ein Teil, die gesamte Jüdinfamilie nicht aufzufallen in der Schierstraße, denn nicht eine Tausend der Juden hier und die Juden sind ihren Gattin herzlich verstorben sind.

Vertreter der Jüdinfamilie

Vertreterfamilie sind auch die Vertreter der Firma Schier & Herz, nämlich Jüdin. Die bei Schier Margarete Schier-Friedmann ist der Vertreter Frau Helene Schier, welche in der Schierstraße 29 in Berlin 2-50, wohnt. Das Schier Haus-Berlin und Umgebung wird die Frau Margarete Schier-Friedmann in der Schierstraße 29 in Berlin wohnt, besetzt. Ein weiterer Vertreter ist Helene in der Jüdin 2. Jüdinfamilie. Die Verwaltung der Firma Schier & Herz, welche in der Schierstraße 29 in Berlin wohnt, besteht in der Verwaltung der Firma Schier & Herz, welche in der Jüdin 2. Jüdinfamilie wohnt, besteht. Ein weiterer Vertreter ist Helene in der Jüdin 2. Jüdinfamilie.

Die Rechtsberater

Die Berater der Jüdinfamilie Schier & Herz sind folgende Rechtsanwälte sind:
Dr. A. von Knies, Berlin 2-51, Markstraße 11.
Dr. Reichold Margarete, Berlin 2-13, Postenstraße 71.
Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.

Aus der Kundenliste

Das die Jüdinfamilie Schier & Herz auch heute noch die besten Geschäfte macht, geht aus der Kundenliste hervor. Zu den Kunden dieser Firma sind u. a. folgende:
Bismarck, Jüdinfamilie, Frau Helene, Berlin, Helene Schier, Berlin 2-51, Markstraße 11, Helene Schier, Berlin 2-13, Postenstraße 71, Helene Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.
Bismarck, Jüdinfamilie, Frau Helene, Berlin, Helene Schier, Berlin 2-51, Markstraße 11, Helene Schier, Berlin 2-13, Postenstraße 71, Helene Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.
Bismarck, Jüdinfamilie, Frau Helene, Berlin, Helene Schier, Berlin 2-51, Markstraße 11, Helene Schier, Berlin 2-13, Postenstraße 71, Helene Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.

Der Jude siegt mit der Lüge und scheidet mit der Wahrheit

Herr Schier, Frau Helene, Berlin, Helene Schier, Berlin 2-51, Markstraße 11, Helene Schier, Berlin 2-13, Postenstraße 71, Helene Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.
Bismarck, Jüdinfamilie, Frau Helene, Berlin, Helene Schier, Berlin 2-51, Markstraße 11, Helene Schier, Berlin 2-13, Postenstraße 71, Helene Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.
Bismarck, Jüdinfamilie, Frau Helene, Berlin, Helene Schier, Berlin 2-51, Markstraße 11, Helene Schier, Berlin 2-13, Postenstraße 71, Helene Schier, Berlin 2-8, Markstraße 77.

Säubert die deutsche Wirtschaft!

Der „Fall Schier & Herz“ zeigt uns wieder einmal, wie wichtig der Jude heute in der Welt ist, um sich zu setzen und sich auch immerzu an demselben Bollwerk zu setzen. Man kann heute Jüdinfamilien gegenüber gar nicht vollständig genug sein. Der Jude ist ein elementar der geschäftlichen Welt und Reichthum. Wie kein anderer auf der Welt vertritt er die Welt zu erlangen. Er ist ein Jüdin, der die Welt zu erlangen zu erlangen, durch die er Jüdinfamilien hat. Man ist ein Jude Jüdinfamilie, welche Jüdinfamilien er nicht bezogen hat und welche er heute noch bezogen, wie Jüdinfamilien. Er ist ein Jüdin, der die Welt zu erlangen zu erlangen, durch die er Jüdinfamilien hat. Man ist ein Jude Jüdinfamilie, welche Jüdinfamilien er nicht bezogen hat und welche er heute noch bezogen, wie Jüdinfamilien.

Der Schier hat kein Geld, aber mit beizugehen, das Jüdinfamilien erlangen und beizugehen erlangen können. Der Schier wird auch weiterhin erlangen, die deutsche Wirtschaft von der jüdischen Welt erlangen zu können.



DE JODEN KRIJGEN EEN LEGER IN PALESTINA

— Menschheit, du se den niet in de schiet schieten? — Goed zeggen, General, maar hoe kan ik in de schiet schieten, als ik door den kniel de vegen moet dicht doen.

Der Zeit unter dem Bild lautet in Übersetzung:

Die Juden in Palästina kriegen eine Armee „Menschheit, harrst Du nicht auf die Scheibe schießen!“ — „Gut gefagt, General, aber wie soll ich treffen die Scheib, wenn ich muß zumachen die Augen, wenn kniel?“

In Hamburg

Raffenschänder am Werk / Leidensweg einer deutschen Frau Jüdischer Betriebsführer und ein jüdischer Regierungsal. D. als Raffenschänder

Wie wir in meiner Lebensgeschichte „Lebensweg der Raffenschänder“ die „Die des Raffenschänder“ lesen, in welcher ein Teil der größten Raffenschänder gegen jüdische Raffenschänder kämpfen ist, ist es zu ersehen. Die Raffenschänder sind nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind. Der Raffenschänder ist nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind.

Die Raffenschänder sind nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind. Der Raffenschänder ist nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind.

Wie in Hamburg haben die Raffenschänder eine Raffenschänder, die Raffenschänder sind nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind.

Die Raffenschänder sind nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind. Der Raffenschänder ist nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind.

Der Leidensweg einer deutschen Frau Raffenschänder Deutschländer

Wie es einer deutschen Frau ergeht, die ich mit Jüdin erlitt, zeigt in der Raffenschänder die Raffenschänder. Der Raffenschänder ist nicht für sich selbst gefahren, sondern für die Juden, die eine deutsche Raffenschänder über die Raffenschänder gegen Raffenschänder sind.



Raffenschänder Max Deutschländer ist gefahren, mit 22 Jahren 1888 seine eigene Raffenschänder ist verfallen und gefahren zu haben

In dem Absatz links unten, „Aus der Kundenliste“, ist die Filma A. H. Dahmen, Kaldenkirchen aufgeführt.



Regierungsrat a. D. Cossally

Seit er seitliche Kopfstellung und bekam 3 Jahre Gefängnis

täglich dreimal das Bedürfnis, sich etwas...

Seit dem 1. Oktober ist ein Urteil in...

Ein Regierungsrat a. D. als Rassen-

schänder

Der Jude Cossally

Bei der Nürnberger Volkskammer war...

Wahrscheinlich als Folge davon...

Der Jude darf sich nicht rühmen...

Dieses Urteil ist für jeden Juden...

Cossally lernte bei einem „Führer“...

Bis in die Kreise der höchsten Bil-

Kritik

„Deutsche Jahrbücher“, Bd. 44, S. 575

Jüdischer Betriebsführer verdirbt deutsche Frauen

Der Jude Alfred Meyer in Altona

Am Schillerplatz 49 in Hamburg-Altona befindet sich...

In seinem Geschäft sind vornehmlich Kaffeebohnen...

Im „Haus der Güte“ in Altona war zur Aufnahme...



Alfred Meyer

Jüdischer Betriebsführer als Rassen-

schänder

Alfred Meyer ist ein jüdischer Betriebsführer...

Im Jahre 1935 wurde Meyer...

Im Jahre 1936 wurde Meyer...

Im Jahre 1937 wurde Meyer...

Im Jahre 1938 wurde Meyer...

Im Jahre 1939 wurde Meyer...

Im Jahre 1940 wurde Meyer...

Hier es genügt dem Juden Meyer nicht, nur eine...

Nach in einem zweiten Fall konnte dem Juden...

Aufforderung für die Heimkehr nach Deutschland...

Trotz dessen wird dem Juden die Heimkehr...

Viele glauben

eine Judenfrage gäbe es nur für das deutsche Volk...

Weltfrage

Von ihrer endlichen Lösung hängt ab das Glück...

Stürmer

Die Judenfrage lernt man kennen durch den Stürmer



Ständische Saure „Ständisch haben wir Sie ja gewöhnt, aber auch Ihnen können Sie sauer.“



Der Verschlingungsphantasie
Es soll den Umständen entsprechen, aber auf die Dauer wird beides auch verunsichert bleiben.



Woodale Verflechtung der Zensur
Hilflos gemacht: Zensurbeauftragter werden auch diese richteramtliche Apparat mit alle Zensurverfahren und Zensurverfahren (Sonder zum Verschwinden gebracht).



Der Strassburger Biber
Es freut heute die ganze Welt den Ton, zeigt sich das Gesicht im Strassburger.



Abwanderungsflucht in Frankreich
Kommunistische Gefahr durch die Gefahr der Selbstverleugung.



Juanes Mähle
Die des Rates in Spanien den letzten Winter etwas wichtiger zu gestalten, hat diese Prozess richtig eingeleitet lassen.



Wang des Konsumenten-Interesses
Der der Konsumenten-Interesse (CSA) nicht wider, er wird mit einem Ding die Konsumenten-Interesse.



Das weitere Geschäft
Wenn die Welt nicht, was er die Welt-Interesse und den Zweck Zweck zum Zweck.

Die Säuberung des Reiches

Die Lebensgeschichte des jüdischen Gauners Kalberg in Stolz

Von allen Gaunern des Reiches gibt es keinen so gefährlich wie jenen Gauner, der sich als jüdischer Gauner gibt. Der jüdische Gauner ist ein gefährlicher Feind des Reiches. Er ist ein gefährlicher Feind des Reiches, weil er ein gefährlicher Feind des Reiches ist.

Es war während des Weltkrieges im Jahre 1916. Die deutsche Wirtschaft lag in Ruine. Die jüdischen Gauner haben sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Sie haben sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Sie haben sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.



Rejnold Schmal Kalberg
Der Feind, aus dem die jüdischen Feinde und Verräter kommen

Der Feind ist ein gefährlicher Feind des Reiches. Er ist ein gefährlicher Feind des Reiches, weil er ein gefährlicher Feind des Reiches ist. Er ist ein gefährlicher Feind des Reiches, weil er ein gefährlicher Feind des Reiches ist.

Aus dem Kalberg wird ein Kalberg

Er hat in kurzer Zeit mehr als 10.000 Mark zusammengebracht. Er hat in kurzer Zeit mehr als 10.000 Mark zusammengebracht. Er hat in kurzer Zeit mehr als 10.000 Mark zusammengebracht.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Aus nun geht los mit den Gaunern!

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Wapen nicht nennen, denn er will nicht gerne in der Herd kommen. Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Er belächelt den Führer

Doch allmählich ging das Kalberg das Dritte Reich auf die Feinde. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Mahnruf

an alle deutschen Geschäfte

Wachsamkeit auch auf die jüdischen Feinde und Verräter!

Wider Stürmer!

Es ist heute in den jüdischen Händen das Reich. Es ist heute in den jüdischen Händen das Reich. Es ist heute in den jüdischen Händen das Reich.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

den jüdischen Gaunern die Bestrafung auf und hat sie in den Händen. Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Ausweisung des jüdischen Gauners

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Hinaus mit den Juden!

Wider Stürmer! Es ist heute in den jüdischen Händen das Reich. Es ist heute in den jüdischen Händen das Reich. Es ist heute in den jüdischen Händen das Reich.

Die Zigarettenfabrik Garbaty

Die „Korona“-Zigaretten sind ein jüdisches Exportspiel

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Erinnerungsmappe

an den Reichsparteitag der Arbeit 1937 mit Original-Führermappe, offiziellem Reichsparteitagstempel und jüdischen, heranzuziehenden Kunstabdrücken

Jetzt wieder erhältlich!

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Betrifft: Stürmer-Kampfgemeinschaft

Der jüdische Gauner hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt. Er hat sich in dieser Zeit sehr erfolgreich betätigt.

Name: _____
Ort: _____
Straße: _____ Nr. _____
Postamt: _____
Bitte beifügen auch einen frankierten Brief _____
Der: _____
Träger: _____

Das Kapital ist nicht der Herr des Staates sondern sein Diener

8052

Akten

der

Geheimen Staatspolizei

Staatspolizeistelle Düsseldorf

über

Küppers
(Familienname)

Eugen
(Vorname)

12.4.02
(Geburtsdatum)

Kaldenkirchen
(Geburtsort)

Anfang: 31.3.1940

Auszug aus der Gestapo-Akte Eugen Küppers. Laut Protokoll Hannchen Küppers vom 7. Januar 1946 wurde die Anzeige gegen Eugen vom damaligen Ortsgruppenleiter Karl Otten erstattet (Seite 476). (347)

24

A b s c h r i f t .

Kaldenkirchen Rhld., den 21. Januar 1940

Vorgang.

Heute erschienen in meiner Wohnung der Obmann der DAF, Pg. Hermann Klippers und der Meister und Betriebsabmann aus dem hiesigen Färbereibetrieb Gebr. Klippers, der Vg. Johann Rösge, der hier Clemensstr. 29 wohnt. Rösge führte Beschwerde darüber, dass sein Betriebsführer, Eugen Klippers, hier Friedrichstr. fortgesetzt die heutige Zeit bemerkere und sich in Erklärungen bzw. Aussärunen verliere, die er als deutscher Mensch nicht mehr stillschweigend hinnehmen könne. Er habe sich genötigt gesehen, der DAF von diesem Verhalten seines Betriebsführers Kenntnis zu geben, da die Aussärunen des Betriebsführers mittlerweile staatsfeindliche Tendenz verraten. Der DAF Obmann, Pg. Hermann Klippers habe ihn gebeten, mit ihm zusammen zum Ortsgruppenleiter zu gehen.

Ich habe nun zunächst besonderen Wert darauf gelegt, festzustellen, ob etwa eine persönliche Differenz zwischen dem Betriebsführer und dem Betriebsobmann vorliege, was aber nicht der Fall ist, da das Verhältnis rein arbeitsmässig gesehen heute ebensogut ist wie vordem.

Auf mein Befragen erklärte der Vg. Rösge mir nun folgendes. Das Gesamtverhalten des Betriebsführers sei so, dass man in ihm den Betriebsführer der Systemzeit sehe, der ungehalten darüber ist, dass heute dem Arbeiter so geholfen wird und dem Arbeiter gewisse Rechte eingeräumt werden. Diese Tatsachen seien jedoch nebensächlicher Natur und bedürfen der Bereinigung durch ihn als Betriebsobmann in Verbindung mit der DAF. Wesentlicher aber seien folgende Vorgänge, die ihm auch alleine Veranlassung gewesen sind, nun eine Meldung zu ertatten:

35

Vor etwa einem Monat, so sagte Rösge, hat der Betriebsführer gelegentlich eines Gesprüches über das Attentat auf dem Führer im Bürgerbräukeller in München: folgendes erklärt: " Das hat nicht gut gegangen, da hätten mit einem Male die ganzen Nazis verschwunden sein können."

Ansichts dieser kaum glaubhaften Erklärung hielt ich es für meine Pflicht, Rösge auf die Schwere dieser angeblichen Äußerung seines Betriebsführers hinzuweisen und ihm die Frage vorzulegen, ob er sich der Äußerung auch genau entsinne und auch bereit und in der Lage sei, seine Erklärung durch Eid zu erhärten. Rösge bleibt bei seiner Erklärung und erklärte sich ebenso bereit diese jederzeit durch ~~da~~ Eid zu erhärten. Weiter erklärte mir gegenüber Rösge, dass dieser Betriebsführer in der vorigen Woche noch zu ihm gesagt habe: " Ich möchte, dass wir den Krieg gewinnen, aber dass damit auch die Nazis beseitigt würden." Zeuge dieser Äusserung soll auch der Heizer des Betriebes, Johann Deckers, hier Steylerstr. 64 sein.

Ferner soll der Betriebsführer vor wenigen Tagen, als die freiwillige Meldung zur vormalitatischen Erziehung zur Sprache kam geäußert haben, er mache das nicht mit, er liesse sich noch eher einsperren.

Auch will Rösge schon mal mit dem Reisenden des Betriebes, einem Peter Kaeten, Krefeld, Nordwall 61 über das Verhalten des Betriebsführers gesprochen haben und hierbei diesem gegenüber geäußert haben, dass der Betriebsführer noch im Konzentrationslager enden würde, worauf der Reisende erwidert haben soll: " Das ist in 5 Minuten geschehen.

Kippers ist als Gegner des Nationalsozialismus und ebenso als Judenfreund bekannt, der bis zuletzt den Verkehr mit einem hiesigen nun ausgewanderten Juden aufrecht erhalten hat. Er war bis vor ganz kurzer Zeit nicht einmal in der NSV und steht natür-

4

natürlich der Partei und ihren Gliederungen vollkommen fern und soll nicht einmal in der DAF sein. Seine politische Einstellung ist so, dass ich ihn dieser Äusserungen für durchaus fähig halte. Rösger macht den Eindruck eines glaubwürdigen Menschen.

Rösger bittet, wenn eben möglich, vorerst seinen Namen nicht zu nennen, weil er befürchtet, dann aus dem Betrieb herausgeschmissen zu werden. Er steht jedoch voll und ganz zu seinen Erklärungen, ist auch zur Aussage bei der Stapo und zur Eidesleistung bereit.

Dass bei solchen gemeinen Äusserungen eines Betriebsführers keine Rücksicht am Platze ist, bedarf keiner Frage und dass diese Angelegenheit der Gestapo zur weiteren Veranlassung übertragen wird, ist ebenso selbstverständlich. Ich bitte jedoch, gleichzeitig durch die DAF Wege erforschen zu lassen, die eintretendenfalls gegangen werden können und müssen, um ein Stillliegen des Betriebs und damit eine Arbeitslosigkeit der Gefolgschaft zu vermeiden.

H e i l H i t l e r

Siegel.

gez. Unterschrift.

M
D

Kaldenkirchen, den 12.2.1940

Vorgeladen erscheint der Vertreter Peter
K ä t e n, geb. 15.7.1889 zu Krefeld, wohnhaft in
Krefeld, Nord-Wall 61 und sagt mit dem Gegenstand der
Vernehmung bekannt gemacht, wie folgt aus:

Ich habe in Krefeld 4 Jahre die Volksschule besucht und bin
anschliessend 2 Jahre auf dem Gymnasium und 2 Jahre in einer Pen-
sionatschule gewesen. Anschliessend war ich in der elterlichen Fär-
berei bis zu meinem 17. Lebensjahre tätig. Danach besuchte ich 2
Jahre die Färbereischule in Krefeld. Dann habe ich 2 Jahre meiner
aktiven Wehrpflicht genügt und war anschliessend wieder 2 Jahre im
elterlichen Geschäft tätig. Ich habe den Weltkrieg von 1914 bis
Kriegsende mitgemacht, bin einmal verwundet gewesen und wurde als
Offizierstellvertreter entlassen und bin Inhaber beider eisernen
Kreuze. Im Jahre 1920 habe ich das elterliche Geschäft übernommen
und habe dasselbe bis zur Liquidation im Mai 1939 geführt. Anfang
Juni 1939 trat ich bei der Firma K ü p p e r s, Färberei in Kalden-
kirchen als Vertreter ein.

Zur Sache:

Der Betriebsführer Eugen Küppers, ist mir seit meiner Tätig-
keit bei der Firma des Öfteren durch seine staatsfeindliche Äusser-
ungen aufgefallen. Aus seinen Redensarten geht hervor, dass er mit
dem nationalsozialistischen Regiem nicht einverstanden ist. Obwohl
ich eine Diskussion über politische Angelegenheiten auf Grund sei-
ner Einstellung stets zu vermeiden suchte, hat es jedoch K. nicht
unterlassen, immerwieder Redensarten zu führen, die aus seiner
staatsfeindlichen Einstellung keinen Hehl machten. Ich habe K. ver-
schiedentlich dieserhalb zur Rede gestellt und ihm angeraten, in
seinen Äusserungen vorsichtiger zu sein. Er müsste sonst damit rech-
nen, dass ihm eines Tages Schwierigkeiten dadurch entstehen würden.
An direkten Äusserungen kann ich mich noch an folgendes entsinnen:
„Man weiss noch nicht wie der Krieg ausläuft, aber wenn wir damit
die Nazis quitt werden, ist immer noch viel gewonnen.“

In sozialer Hinsicht seiner Gefolgschaft gegenüber, lässt K.
sehr zu wünschen übrig. Anregungen über soziale Verbesserungen in
Bezug auf Aufenthaltsräume usw. die von Seiten der Gefolgschaft
gemacht wurden, hat K. stets ablehnend gegenüber gestanden.

Mein

Zur Sache:

Ich bin in Kaldenkirchen geboren und habe dortselbst 4 Jahre die Volksschule besucht. Anschließend habe ich das Gymnasium bis Obertertia besucht. Mit 16 Jahren bin freiwillig zum Arbeitsdienst als Jungmann nach Frankreich gegangen. Nach Kriegsende im Jahre 1918 bin ich in Duisburg als Kaufmann in die Lehre gegangen. Nach Abschluß meiner Lehrzeit kam ich zurück in das väterliche Geschäft, das ich mit meinem Vater wieder aufzubauen versuchte. Bis zum passiven Widerstand im Jahre 1923 ging unser Geschäft ganz gut, doch haben wir durch die Inflation wieder alles verloren. Anschließend habe ich nach dem Tod meines Vaters allein wieder versucht, das Geschäft wieder in Gang zu bringen, was auch gelang. Jedoch ging es im Jahre 1928 wieder zurück und entwickelte sich erst wieder nach der Machtübernahme. Das ging es mir wirtschaftlich in den ersten Jahren noch sehr schlecht, weil ich verschiedene Reparaturen und Umstellungen in meinem Betrieb durchführen mußte. Meine Gefolgschaft besteht heute aus 10 Mann.

Zur Sache:

Ich bestreite ganz entschieden, dass ich mich irgendwie in staatsfeindlichem Sinne meiner Gefolgschaft gegenüber oder zu sonst jemand geäußert habe. Bezügl. des Münchener Attentats kann ich mich erinnern, dass ich etwa gesagt habe, dass es gut gegangen hat. Ich kann auch gesagt haben, dass es schlecht gegangen hat. Ich habe es aber in der Form gemeint, dass es für unseren Führer gut gegangen hat. Wenn ich gesagt habe, dass es schlecht gegangen hat, so habe ich das bezgl. der Engländer gemeint. Wenn mir vorgehalten wird, dass ich mich dahingehend geäußert haben soll, dass man noch wüßte, wie der Krieg auslief, aber wenn wir damit die Nazis quitt würden, wäre schon viel gewonnen, so muß dieses entschieden bestreiten. Ich habe nie eine derartige Äußerung gebraucht. Die mir vorgehaltene Äußerung, dass ich am SA-Wehrdienst nicht teilnehmen werde, ~~weitere~~ gebe ich zu, da ich durch Überbelastung in meinem Betrieb an der Teilnahme verhindert bin. Ich habe aber nie einen Änderen zu beeinflussen versucht, ebenfalls nicht daran teilzunehmen. Auch habe ich auf meinen Meister Hösges nie in der Form eingewirkt. Wenn ich nach einem Bombenangriff deutsche Flieger auf einen englischen Flottenverband gesagt haben soll: "Wieviel werden wohl von uns dabei geblieben sein", so kann ich dieses weder bestreiten noch bejahen. Ich kann mich jedoch auf nichts mehr entsinnen. Wenn ich bezüglich Anregungen (aus meinem Betrieb über soziale Verbesserungen


Kaldenkirchen, den 27. Februar 1940

Der Beschuldigte Eugen K ü p p e r s bestreitet im wesentlichen alle ihm zur Last gelegten Äußerungen, obwohl die zur Sache vernommenen Zeugen mehrere staatsfeindliche Äußerungen übereinstimmend bekunden und bereit sind, ihre Angaben zu bekräftigen. Bei der Vernehmung machte K. den Eindruck, als ob er vorerst alles abzustreiten versuchte, um Zeit zu gewinnen. Auf alle an ihn gerichteten Vorhaltungen antwortete er entweder mit einem direkten Nein, oder er gab sehr ausschweifende Antworten. Er liess sich die Vorhaltungen mitunter 2 bis 3-mal vorlesen, um sich seine Antwort genau überlegen zu können.

Bei Küppers handelt es sich um einen Menschen, der dem Nationalsozialismus vollkommen fern steht. Er ist seit Ende 1939 Mitglied der NSV mit einem Monatsbeitrag von 0,50 RMk. Sonst gehört er weder der Partei noch einer ihrer Gliederungen an. Für die Einstellung des K. spricht besonders, dass er als Betriebsführer kein Mitglied der DAF ist. Trotz wiederholter Mahnungen hat er sich bis heute an der Betriebsspende zum WHW nicht beteiligt. Bis vor etwa einem Jahr unterhält Küppers noch freundschaftliche Beziehungen zu hiesigen Juden und hat diesen Verkehr erst offiziell nach Auswanderung der Juden abgebrochen.

Obwohl Küppers annahm, dass es sich um einen Racheakt handelte, und er dafür seinen Meister R ö s g e s in Verdacht hatte, weil sein Verhältnis zu ihm als Betriebsobmann der DAF durch verschiedene Entlassungen und sonstige Maßnahmen getrübt sei, gab jedoch Rösge bei seiner Vernehmung an, dass sein Verhältnis zu K. gut sei. Auch machte Rösge nicht den Eindruck, als ob er die Anschuldigungen gegen K. aus einem gewissen Rachegefühl vorbrachte. Auf Befragen gab K. an, dass sein Verhältnis zu allen anderen Angehörigen seines Betriebes auch zu den als Zeugen vernommenen Deckers und Käten gut sei. Besonders bei dem Zeugen Käten konnte man bei der Vernehmung feststellen, dass er nur schwer zu seinen Aussagen zu bewegen war, und er sein gutes Verhältnis zu K. besonders betonte.

Die gegen Küppers vorgebrachten Anschuldigungen sind ihm, wie die hiesigen Ermittlungen ergeben haben, auf Grund seiner persönlichen Einstellung sowie aus seinem bisherigen Verhalten ohne Weiteres zuzutrauen.


Krim.-Ober-Assistent.

..Kaldenkirchen..den, ...15. Juni.....1940

..II.v.A.50/40.
(Tagebuch-Nr.)

An die Geheime Staatspolizei
Staatspolizeileitstelle Düsseldorf ~~Vorzimmer~~
in Düsseldorf.

16 JUNI 1940
JA

Festnahmemeldung

Am ...15. Juni 40 um ...9:45...Uhr wurde durch... (Dienststelle) Kaldenkirchen

festgenommen:

Name: ...K ü p p e r s... Vorname: ...Edgen...

Geburtsname: .../.../...

Geburtsdatum: ...12. April 1902... Geburtsort: ...Kaldenkirchen (Rhld)...

Beruf: ...Arbeitslos...

Wohnort: ...Kaldenkirchen... Strasse: ...Friedrichstr, 5...

Staatsangehörigkeit: ...D.R.

Konfession: ...röm.kath.

Familienstand: ...verh. Zahl d. Kinder: ...1... Alter d. Kinder: ...1 1/2 J.

Politische Einstellung: ...wer vor und nach der Machtübernahme gegen den heutigen
Mitgl. der NSDAP. usw.: ...nein... Staat eingestellt.

Liegt strafbare Handlung vor? ...ja...

Strafbestimmungen: ...Vorgehen geg: §§ 2 Abs. 1 u. 2 des Gesetzes geg. heimtückische
Erfolgt Abgabe an die ...Angriffsmaßnahme ... (Haftbefehl; Sondergericht Diderich)

Evtl. warum nicht? .../... Vorgang von hier bearbeitet

Tatbestand:

Fortgesetzt öffentliche, hetzerische Äußerungen gegen leitende Persönlichkeiten von Partei und Staat, sowie Untergrabung des Vertrauens des Volkes zur politischen Führung. Ferner hat K. sich geäußert, dass das Attentat in München nicht den richtigen getroffen habe. Wenn wir auch den Krieg gewinnen würden, so müssten doch bereits die Angelegenheiten erledigt werden. (Vorgang Groß Kaldenkirchen.)
Der ... wurde in das ...Pol. Präsidium Gefgs. zur Verfügung der Stapo eingeliefert.

Vorführung vor den Richter erfolgt - nicht -. Schutzhaft wird - noch - nicht - beantragt.

(Edgen), Krim.-G. Assst.
(Sachbearbeiter)

[Signature]
(Dienststellenleiter)

- 1.) Eingegangen umUhr - Düsseldorf, den1940
- 2.) Gesehen:
- 3.) II B zum Tagesrapport. 2/10. v. 17. 6. 40
- 4.) Vorzimmer zur Kontrolle.

HC, BE, HH Tgb. Nr. 1887/40

1.) HF 1. Karte noch? Ja

2.) HF 2. P. N. noch? Beantwortet

3.) HC, BE, HH zurück.

1887/40
J. Schneider
K. 19/6

**Strafanstalt — Zuchthaus — Straf-
Untersuchungs- — Gerichtsgefängnis
Düsseldorf-Derendorf**

Gast N. Nr.

Eingeliefert — Geheiß:
am 15. 6. 1934, 11.22 Uhr
von Kollmanns

Gestalt: mittel Größe: ...

Haar: ... Stirn: ... Ohren: ...

Vorkrafen: ... Geldstrafe, ... Haft, ... Gefängnis, ... Zuchthaus; U.-M. M.

Nr. der Zugangsliste: 1155/40

(Zuname) Klippers

(Vorname) Eugen

geb. am 22. 12. 1872 in Kollmanns Kreis Kempen

Religion: ... Beruf: ... Wohnort — letzter Aufenthaltsort
(mit Straße u. Haus-Nr.) Kollmanns, Kreis Kempen

Ehefrau: ... Wohnung: ... Kinder: 1

Verwandte: ...

Größe: ... Bart: ... Augen: ...

Nase: ... Mund: ... Zähne: ...

Sprache: ...

Unterbringung in der Anstalt: ... Tatgenossen: ...

Gefängnis

Lfd. Nr.	Straf- vollstreckungs- behörde, Aktenzeichen und Datum des Urteils	Tag des Urteils	Genauere Bezeichnung der Straftaten	Strafbauer				a) mit der Haft b) We- den- strafen	Dauer der Strafbau				
				Jahre	Monate	Wochen	Tage		Beginn	Ende			
								Tag	Mon.	Jahr	Tag	Mon.	Jahr
1.	18 Kollm 52/40		Heimtücke					a)					
2.	27 13/40							b)					
								a)					
								b)					
								a)					
								b)					
								a)					
								b)					

Als
Einlieferungsanzeige
Strafantrittsanzeige
18 Kollm 52/40
zu Lv 98/40

an
Sta.
Hof.
Polizei

J. U.
Verwaltungsaufsicht — Sekretär
[Signature]

29. JUN 1940

*Keizer
Paul*

Akten

der *19168*

Geheimen Staatspolizei

Staatspolizeistelle

Düsseldorf

über

Keizer

(Familiennamen)

Paul
(Vornamen)

29.6.1909

(Geburtsdatum)

Waldenkirchen

(Geburtsort)

Staatsarchiv Düsseldorf

Bestand: *Gestapo*

Blattzahl: *1-15*

Ausgegeben: Nr. *19168*

-L 10.1937

Auszug aus der Gestapo-Akte Paul Keizer. (348)

Personalbogen.

Personalien des politisch - (spionagepolizeilich*) - in Erscheinung getretenen:

1. a) Familienname: (bei Frauen auch Geburtsname) Keizer
b) Vornamen: (Rufname unterstreichen) Paul Simon
2. Wohnung: (genaue Angabe) Kaldenkironen, Steylerstrasse 35
3. a) Deckname: _____
b) Deckadresse: _____
4. Beruf: Kaufmann
5. Geburtstag, -jahr 29.6.09 Geburtsort: Kaldenkironen
6. Glaubensbekenntnis und Abstammung: Jude
7. Staatsangehörigkeit: Holland
8. Familienstand (ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden) *) _____
a) Nationale und Wohnung der Ehefrau: _____
b) Nationale und Wohnung des Vaters: Jacques Keizer
c) Nationale und Wohnung der Mutter: Regina geb. Bonn
d) Nationale und Wohnung weiterer Ruskunstpersionen: _____
9. Arbeitsdienstverhältnis:
Musterung (Ort) _____ am _____ 193____
Ergebnis: _____
Angehöriger des Reichsarbeitsdienstes von: _____ 193____ bis: _____ 193____
Abteilung: _____ Standort: _____
10. Militärverhältnis: (Wehrpflicht, Dienstpflicht, früheres Militärverhältnis) *)
Musterung: (Ort) _____ am _____ 193____
Ergebnis: _____
für: (Waffengattung) _____ als Freiwilliger eingetreten? _____
Wehrbezirkskommando, Wehrmeldeamt *) _____
Dienstzeit: von: _____ 193____ bis: _____ 193____
als: _____
Truppenteil: _____ Standort: _____

*) Zutreffendes unterstreichen.

3/

Kaldenkirchen, den 1. April 1933.

A n z e i g e

gegen den stellenlosen Kaufmann
Paul Keizer, geboren am 29. Juni
1909 zu Kaldenkirchen, wohnhaft
Kaldenkirchen, Steylerstrasse 35
wegen Vergehens gegen § 3 der
Verordnung des Reichspräsidenten
zur Abwehr heimtückischer Angriffe
gegen die Regierung der nationalen
Erhebung vom 21. März 1933 (R.G.
Bl. LS. 135).

=====
Der Bürgermeister als Kaldenkir-
Ortspolizeibehörde. chen, den
Tgl. Nr. 924. 2. April 1933.

Urschr.

dem Amtsgericht

in

L o b b e r i c h

unter Anschluss der getätigten Ver-
nehmungsverhandlungen und ⁱⁿVorfüh-
rung des Beschuldigten vorgelegt.

Die Vorführung erfolgt aus dem Grün-
de, weil der Angeschuldigte Auslän-
der (Niederländer) ist und begrün-
deter Zweifel besteht, dass er sich
auf Ladung vor Gericht stellen und
dem Urteile Folge leisten werde.

Am Samstag, den 1. April 1933
gegen 5 Uhr nachmittags rief mich der
Ortsgruppenführer der N.S.D.A.P., Herr
Ernst Lappen, wohnhaft hier, Schulstr.
13 fernmündlich an und teilte mir mit,
dass von S.A. Leuten der ~~in der~~ Neben-
genannte ^{Paul Keizer} hiesigen Polizeigefängnis
eingeliefert worden sei, weil er gestern
abend im Lokale des A. Weingarten hier,
während der Rundfunkübertragung der
Rede des Reichsministers Goebbels er-
klärt haben sollte, dass an den Greuel-
nachrichten doch etwas Wahres sei und
dass die Widerrufte der angeblich Miss-
handelten unter Zwang abgegeben würden.
Ich habe daraufhin die Zeugen dieser
angeblichen Äusserung sowie den Be-
schuldigten vernommen.

J. Lappen
Bürgermeister.

57-2

4

V e r h a n d e l t,

Kaldenkirchen, den 1. April 1933.

Auf Vorladung erscheint der Hotelbesitzer Albert Weingarten, 43 Jahre alt und erklärt auf Befragen folgendes :

Gestern abend sass ich mit den Herren Paul Keizer, Franz Henn und Willy Drewes in meinem Lokal zusammen an einem Tisch. Wir hörten der im Rundfunk übertragenen Rede des Herrn Ministers Goebbels zu. Im Laufe der Unterhaltung erzählte ich von einem Artikel der Volksparole. Dieser Artikel war einer ausländischen Zeitung entnommen. In diesem Artikel war ausgeführt, dass ein Rechtsanwalt in Köln im Büro von S.A. Leuten überfallen und gröbstens misshandelt worden sei. Ich führte weiter aus, dass dieser Rechtsanwalt öffentlich erklärt habe, dass an diesen angeblichen Misshandlungen kein wahres Wort sei. Darauf erklärte Herr Paul Keizer, dass er von verschiedenen Seiten gehört habe, dass an den Greuelnachrichten doch etwas Wahres sei und dass diese Leute, welche die Behauptung ihrer angeblichen Misshandlung widerrufen, diesen Widerruf gezwungenermassen abgeben. Ich erkläre hiermit, dass ich jederzeit bereit bin, die vorstehenden Ausführungen des Paul Keizer jederzeit durch Eid ~~zu~~ erhärten.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben :

gez.A. Weingarten.

Geschehen wie oben :

gez. Dr. Pauw.

Wenden

Weiter verhandelt, Kaldenkirchen, den 1. April 1933.

Auf Vorladung erscheint weiter Herr Franz Henn von hier
Bahnhofstrasse 11 und erklärt folgendes :

Die vorstehenden Aussagen des Hotelbesitzers Albert Weingarten sind mir vorgelesen worden. An der Unterhaltung über die den Rechtsanwalt betreffende Misshandlung habe ich mich beteiligt. Ich habe jedoch zumeist der Uebertragung der Rede des Reichsministers Goebbels Aufmerksamkeit geschenkt. Von der von Weingarten wiedergegebenen Aeusserung des Paul Keizer habe ich infolgedessen nichts gehört. Von der Aeusserung des Paul Keizer habe ich erst heute mittag beim Essen - ich esse Mittags im Hotel Weingarten - gehört, als mir Herr Weingarten davon erzählte. Ich bin bereit, meine vorstehende Aussage erforderlichenfalls zu beedigen.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben :

gez. F. Henn.

Geschehen wie oben :

gez. Dr. Pauw.

177

Verantwortliche Vernehmung eines Beschuldigten, der älter als 18 Jahre ist.

Anmerkung: Für das Strafverfahren gegen Jugendliche (unter 18 Jahren) ist ein anderer Bogen zu benutzen.

I. Persönliche Verhältnisse des Beschuldigten.

A. Angaben des Beschuldigten.

1. Vor- und Zuname: Paul Keizer
(Nachname unterstreichen, bei Frauen auch Geburtsname.)
2. Beruf, Gewerbe: Kaufmann.
3. Arbeitgeber bzw. Meister oder Steiger: z. Zt. erwerbslos
4. Schulverhältnisse:
 - a) Welche Schulbildung hat der Beschuldigte genossen? Realgymnasium bis Sekundareife.
 - b) Hat er die Hilfsschule besucht? nein
5. Geburtsort: Kaldenkirchen
Kreis: Kempen-Krefeld.
Geburtsort: 29. Juni 1909
6. Wohnort und Wohnung (Straße, Hausnummer): Kaldenkirchen, Steyler-
strasse Nr. 35
7. Frühere Aufenthaltsorte in den letzten Jahren: Wo? Wann? Vom Oktober 1927
bis Mai 1930 in Linnich.
Während des zweiten Halbjahres 1930 in Erkelenz, ab 7/5
1931 in Kaldenkirchen
8. Staatsangehörigkeit: Niederländer.
9. Familienstand (ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden): ledig.
Alter und Zahl der Kinder: keine.
10. Glaubensbekenntnis: israelitisch
11. Pfarramt: Synagogengemeinde Kaldenkirchen
12. Vermögensverhältnisse:
 - a) Vermögen vorhanden oder zu erwarten? Grundvermögen? Guthaben bei der Bank oder Sparkasse? kein Vermögen
 - b) Verdienter Lohn? z. Zt. erwerbslos
 - c) Wieviel gibt der Beschuldigte vom Lohn zum Unterhalte seiner Eltern, Geschwister oder sonstigen Angehörigen ab? -

13. Name, Stand, Wohnort und Wohnung:
- a) beider Eltern: aa) des Vaters: Keizer Jacques, Kaldenkirchen,
Staylerstrasse 35, Kaufmann.
- bb) der Mutter: Regina geborene Bonn.
- b) des Ehegatten: -
- c) des Vormundes oder Pflegers: -
14. Vorstrafen:
- a) Vorbestraft? nein
 Wann? Von welchem Gericht? Welche Strafen? -
- b) Vollstreckung einer Freiheitsstrafe oder Ersassfreiheitsstrafe schon ausgeführt? -
- c) Freiheitsstrafen (oder Ersassfreiheitsstrafen) schon verbüßt? Wann? In welcher Straf-
 anstalt? -
- d) Strafvollzug bereits wegen Geisteskrankheit unterbrochen worden? -
15. Ist Beschuldigter Inhaber eines Wandergewerbescheines? nein
16. Ist Beschuldigter Inhaber eines Führerscheines? nein
17. Bezieht der Beschuldigte eine Rente? Von welcher Stelle? nein
18. Ist Beschuldigter ein Unfallverletzter oder Kriegsverletzter? Welcher Art ist die Verletzung?
nein
19. Ist Beschuldigter bereits wegen Geisteskrankheit oder Nervenleiden in einer Anstalt unter-
 gebracht gewesen? Wann? Wo? Von welcher Behörde erfolgt die Unterbringung?
nein
20. Besitzt der Beschuldigte Orden oder Ehrenzeichen? nein
21. Bei Angehörigen der Wehrmacht: Bezeichnung des Truppenteils und Standortes: -
22. Bei Beamten: Bezeichnung der vorgesetzten Dienstbehörde? -

B. Bemerkungen der Polizeibehörde zu den persönlichen Verhältnissen des Beschuldigten.

1. Sind die persönlichen Verhältnisse von dem Beschuldigten richtig angegeben? ja,
Armut für bekannt
2. Schweben zurzeit gegen den Beschuldigten noch andere Strafsachen? Bei welcher Behörde?
 Aktenzeichen? nein

8

3. Bei Minderjährigen von 18 bis 21 Jahren:
Schwebt bezüglich des Beschuldigten schon ein vormundschaftsgerichtliches Verfahren? Bei welchem Gericht? Altenszeichen?

4. Ruf des Beschuldigten? Handel, Kauf, etc.

Zu 4. Ruf des Beschuldigten?

Wenn auch Keizer sich der Polizeibehörde gegenüber bis jetzt noch nicht nachteilig bemerkbar gemacht hat, so verlautet doch seit seiner Inhaftierung in der Bürgerschaft, dass er sich in letzter Zeit seinen Eltern gegenüber sehr widersätzlich und anmassend benommen habe. Insbesondere hat er ausstehende Forderungen des Vaters kassiert und die ~~privaten~~ vereinnahmten Beträge zu privaten Zwecken verwandt. Darüber zur Rede gestellt, hat er seine Eltern derart bedroht, dass diese in diskreter Form um Schutz beim hiesigen Kriminal- und Grenzkommissariat nachgesucht haben, der ihnen auch zuteil wurde.

des Beschuldigten etwa Bedenken? (Vergl. besonders Frage A. 4b, 14d, 16, 17, 18.)

nein

8. Ist eine ärztliche Untersuchung des Beschuldigten notwendig? Weshalb?

nein

9. Sind die Organe einer etwa bestehenden sozialen Gerichtshilfe bereits zur Mitarbeit herangezogen? nein

Herrmann, Justizsekretär
(Unterschrift des Polizeibeamten)

Strafverzeichnis.

Folde- Nr.	Datum des Urteils - Straf- befehls -	Erfennendes Gericht? Altenszeichen?	Straftat	Strafe (Vollstreckung ausgesetzt?)
		<u>Keizer ist nicht verurteilt</u>		

Vorstehendes Strafverzeichnis beglaubigt:

Herrmann, Justizsekretär

II. Vernehmung des Beschuldigten.

Zur Sache: Die Angaben des Hotelbesitzers Albert Weingarten in seiner Vernehmung vom 1. April 1933 sind mir vorgelesen worden. Hierzu äussere ich mich wie folgt :

Gestern abend kurz nach 9 1/2 Uhr kam ich in das Lokal des Weingarten und setzte mich an einen Tisch, an dem Weingarten und Drewes sassen. Etwas später gesellte sich Herr Henn zu uns. Wir hörten der Uebertragung der Rede des Herrn Reichsministers Goebbels zu. In Verbindung mit den Ausführungen des Herrn Reichsministers entspannen sich kurze Unterhaltungen. In einer solchen Unterhaltung erzählte Herr Weingarten, den in seiner Vernehmung angegebenen Vorfall des Kölner Rechtsanwaltes. Den Ausführungen des Herrn Weingarten konnte ich nicht ganz folgen, da ich durch die Rede des Herrn Reichsministers abgelenkt wurde. Infolgedessen war es mir auch nicht möglich, zu den Ausführungen des Herrn Weingarten in bestimmter Form Stellung zu nehmen. Wenn Herr Weingarten in seiner Vernehmung behauptet, dass ich von verschiedenen Seiten gehört hätte, dass an den Greuelnachrichten doch etwas Wahres sei und dass die Leute, welche die Behauptung ihrer angeblichen Misshandlung inzwischen widerrufen hätten, diesen Widerruf gezwungenermassen abgegeben hätten, so muss sich Herr Weingarten unbedingt getäuscht haben. Da ich selbst der Ueberzeugung bin, dass die Darstellung von der Misshandlung des Kölner Rechtsanwaltes ein Greuelmärchen ist, kann ich unmöglich die mir von Herrn Weingarten zur Last gelegte Aeusserung getan haben. Wohl ist es möglich, - ich kann es jedoch nicht fest behaupten - dass ich gesagt habe, es wäre mir unbegreiflich, dass solche Greuelnachrichten im Auslande verbreitet werden. Ich erkläre nochmals, dass ich die mir von Herrn Weingarten zur Last gelegte Aeusserung nicht getan habe.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben :

gez. Paul K e i z e r.

Geschehen wie oben :

gez. Dr. P a u w.

Der Amtsbürgermeister
als Ortpolizeibehörde
Fernsprecher Nr. 210 und 410
I.-Nr. III.

KALDENKIRCHEN (Rhd.), des 18. Juni 1937.
KALDENKIRCHEN - KREIS
19 JUN 1937

11 19 33.

An den Herrn Landrat
in
Kempfen - Rhein.

aldigten,

Zur Verfügung vom 11. Juni 1937, L.A. 111/838/37, betr. Erfassung des vorhandenen und von der Staatspolizeistelle noch nicht ausgewerteten politischen Materials.

ter
in.

gten.

Die anliegenden Vorgänge betr. die Anzeige gegen den Kaufmann Paul Keizer, geb. am 29. 6. 1909 zu Kaldenkirchen, wegen Vergehens gegen § 3 der Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung vom 21. März 1933 werden in Erledigung obengenannter Verfügung überreicht.

um bis Sekundareife.

eyler-
ber 1927

7 St.-W. 2000

1. Geburtsdatum: 1931 in Kaldenkirchen
2. Geburtsort: Kaldenkirchen
3. Geburtsort: Kaldenkirchen
4. Geburtsort: Kaldenkirchen
5. Geburtsort: Kaldenkirchen
6. Geburtsort: Kaldenkirchen
7. Geburtsort: Kaldenkirchen
8. Staatsangehörigkeit: Niederländer.
9. Familienstand (ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden): ledig.
Alter und Zahl der Kinder: keine.
10. Glaubensbekenntnis: israelitisch
11. Pfarramt: Synagogengemeinde Kaldenkirchen
12. Vermögensverhältnisse:
a) Vermögen vorhanden oder zu erwarten? Grundvermögen? Guthaben bei der Bank oder Sparkasse? kein Vermögen
- b) Vermögen vorhanden oder zu erwarten? Grundvermögen? Guthaben bei der Bank oder Sparkasse? kein Vermögen

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Düsseldorf
Grenzpolizeikommissariat Kaldenkirchen.
27. JUNI 1938
477/38

Kaldenkirchen, den 26. Juni 1938.

74

B e r i c h t .

Am 26. Juni 1938 reisten die Juden Gustav Rosenberg und Wilhelm Weiss mit dem Personenzug Nr. 1759 um 14,08 Uhr über die Bahngrenzstelle Kaldenkirchen nach Holland aus. Die Genannten, die zuletzt in Wien wohnhaft waren, waren in Besitze von gültigen österreichischen Reisepässen mit einer einmaligen Ausreisegenehmigung für Holland, Belgien, England usw. Ein Sichtvermerk für die Einreise nach England bzw. in ein anderes Land, mit dem Sichtvermerkszwang besteht, war in beiden Pässen nicht vorhanden. Es musste daher angenommen werden, dass die holländische Grenzbehörde die Einreise nicht gestatten werde, zumal nach der einmaligen Ausreisegenehmigung zu urteilen, die beiden Juden die Absicht hatten, aus Deutschland auszuwandern. Weiterhin hatten Rosenberg und Weiss nach den geltenden Devisenbestimmungen nur je 10,-RM. in ihrem Besitz und würden bei einem längeren Verbleib in Holland den dortigen Behörden zur Last fallen.

Es war daher zu erwarten, dass die Genannten mit dem nächsten Zuge wieder zurückkehrten, was jedoch nicht der Fall war.

Nach den von mir vorher gemachten Beobachtungen ist jedoch der Verbleib der Juden Weiss und Rosenberg in Holland wie folgt zu erklären:

Es ist allgemein üblich, dass Reisende, die aus dem Innern Deutschlands kommen, den gleichen Zug zur Weiterreise nach Holland benutzen. Ich hatte aber beobachtet, dass die genannten Juden zum Bahnhof gingen und sich hier eine Karte nach Venlo lösten, woraus zu entnehmen war, dass sie vorher

Bedingung Staatsangehörigkeit
Staatsangehörigkeit
Geburtsort
Geburtsdatum

in Kaldenkirchen gewesen waren. Sie befanden sich auf dem Wege zum Bahnhof in Begleitung des hier satzsam bekannten Juden P a u l K e i z e r , der holländischer Staatsangehöriger ist und in Venlo (Holl.) seinen Wohnsitz hat. Keizer, der in Kaldenkirchen geboren ist und auch bis 1933 gewohnt hat, besucht angeblich häufiger seine hier lebenden Eltern. Er ist hier als ein gerissener Gauner und äusserst scharfer Gegner des Nationalsozialismus bekannt und hat auch kurz nach der Machtübernahme in Deutschland eine mehrwöchige Gefängnisstrafe wegen Beleidigung der Reichsregierung verbüsst. Kurz nachdem ist Keizer nach Jugoslawien ausgewandert, wo ihm jetzt jedoch keine Aufenthaltsgenehmigung bewilligt worden ist. Er hat sich daraufhin in Venlo (Holl.) niedergelassen, wo er noch jetzt wohnhaft ist.

Keizer, der auch nach Venlo fuhr, nahm eigenartigerweise nicht bei den Juden Weiss und Rosenberg, die er doch vorher begleitet hatte, Platz. Ich frug ihn nach dem Grund seines eigenartigen Verhaltens und hielt ihm vor, ihm doch vorher mit den genannten Juden gesehen zu haben. Er gab darauf zur Antwort, dass die Juden Weiss und Rosenberg ihn vorher auf dem Wege zum Bahnhof um eine Auskunft gebeten hätten. Daraufhin seien sie schliesslich ins Gespräch gekommen. Sonst habe er mit den Genannten nichts zu tun.

Mit dem Personenzug 17,86 um 16,58 Uhr kehrte Keizer allein von Venlo zurück. Er kam, ohne, dass ich ihn aufgefordert hatte auf mich zu und sagte schliesslich, dass die Juden Rosenberg und Weiss vorher bei ihm in der Wohnung seiner Eltern gewesen waren und er für die Weiterreise in Holland Sorge getragen hätte.

Es liegt somit die Vermutung nahe, dass Keizer gewerbmässig die Weiterbeförderung von auswandernden Juden, die

15
die nicht im Besitze eines Einreise-Sichtvermerks sind,
betreibt.

Wenn Keizer sich hierdurch auch nicht strafbar gemacht
hat, so ist doch anzunehmen, dass er auch bei illegalen Grenz-
übertritten von Juden behilflich ist. Der Verdacht liegt um
so näher, als Keizer sich mehr in Kaldenkirchen als in Venlo
aufhält und sich dauernd zwischen diesen beiden Grenzorten
bewegt.

Loig.
Krim.-Ass.-Amt. i. V.

Staatspolizeistelle
II B 4 71⁰²/Keizer

Düsseldorf, den 18. August 1938. 12/

1.) Das Grenzpolizeikommissariat Kaldenkirchen wurde auf Grund des Ergebnisses der Besprechung bei der Staatspolizeileitstelle Koblenz vom 16. vor. Mts. über die legale und illegale Judenabwanderung - Vorgang hierüber siehe Stehordner 68⁵⁰ - am 18.7. 1938 an Ort und Stelle angewiesen, der Tätigkeit des Juden Keizer ein besonderes Augenmerk zu widmen, von irgendwelchen Maßnahmen zunächst jedoch abzusehen.

+ +
2.) II F Karteikarte über Keizer - sh. Personbogen - anlegen.
Auswertung: Der illegalen Judenabwanderung Vorschub geleistet.

(K) 3/1/1
+ +
3.) Z.P.A. Paul Keizer.

I.H.

13/11

57857

Akten
der
Geheimen Staatspolizei
Staatspolizeistelle

über

Grunewald

(Familienname)

Ernst

(Vorname)

5.9.94

(Geburtsdatum)

Maldenkirchen

(Geburtsort)

Der Bürgermeister
als Ortpolizeibehörde
Abt. I.

Kaldenkirchen, den 24. September 1935.

Landrat
KEMPEN/RHEIN
Empf. 25. 9. 1935
L.C.

Urschr.

dem Herrn Landrat

in

Kempen/Rhein

mit dem Bericht zurückgereicht, dass Grunewald die für die Ausübung des Gewerbebetriebes im Umherziehen erforderliche Zuverlässigkeit nicht besitzt.

Gr. steht hier allgemein in dem Rufe eines frechen, dreisten und abgefeymten Juden, der jeder Schlechtigkeit für fähig gehalten wird, dem aber strafrechtlich nur schwer beizukommen ist.

Bereits am 2. Februar 1934 musste Gr. auf Drängen hiesiger Parteidiendienststellen wegen abfälliger Bemerkungen über Parteiangehörige sowie über die Äusserung in einem Wirtslokale: "dass man demnächst den Nachweis der arischen Abstammung bis zum Affen zurück verlangen würde" in polizeiliche Verwahrung genommen werden. Im Anschluss daran verhängte der Herr Landrat in Kempen/Rhein über ihn Schutzhaft. Diese wurde bis zum 15. 2. 1934 verlängert, da inzwischen weiter bekannt geworden war, dass Gr. in einer holländischen Gaststätte in der Nähe der deutschen Grenze sich sehr abfällig über Deutschland und deutsche Verhältnisse geäußert hatte. Die einzelnen Äusserungen waren den Anzeigenden jedoch nicht mehr erinnerlich.

Weiter hat Gr. vor einigen Monaten einen Zollbeamten, der einen Berufskameraden, der das Geschäft von Gr. irrtümlich betreten hatte, vom Kauf in diesem jüdischen Geschäft abhalten wollte, öffentlich beschimpft. Dieserhalb schwebt noch ein Strafverfahren.

Dem weiter noch schwebenden Verfahren wegen Verächtlichmachung und Beleidigung des Führers liegt folgender Tatbestand zu Grunde:

Vor einigen Monaten hat Gr. in mehreren Fällen, als er auf seinen Fahrten marschierenden Kolonnen der S.A. oder sonstiger nationaler Verbände ansichtig wurde, seinem mit ihm fahrenden Freunde gegenüber mit einer entsprechenden Handbewegung auf die Truppe hinweisend gesagt: "Scheisse ist auch braun". Ferner hat Gr. des öfteren auf den Gruss "Heil Hitler" mit "Heil Hitler" geantwortet. Die Gr. weiter zur Last gelegte Amtsanmassung, wonach er sich als Mitglied der Kreisleitung ausgegeben haben soll, konnte bisher noch nicht hinreichend bewiesen werden.

Es muss noch zum Schlusse bemerkt werden, dass Gr., der jahrelang ohne Legitimationskarte oder Wandergewerbeschein ausgekommen ist, offenbar durch die Tatsache, dass viele seiner bisherigen Kunden das Ladenlokal meiden und dadurch sein Geschäft erheblich zurückgegangen ist, nunmehr einen Ausgleich dadurch herbeizuführen sucht, dass er durch Aufsuchen der Kunden in den ländlichen Ortschaften seine Waren (Manufakturwaren, Herren- und Damenkonfektion) an den Mann bringen will.

*Auf Grund der vorstehenden Urteile
sind die Sachen nach § 17, Abs. 1 Ziff. 1
mit der Abgabe des Richterschlussminutens
in Reichs-Anwaltschaft i. d. Abt. 1
übergeben.
Prot. 410 3a J. 35*

Plan

A b s c h r i f t !

Geschäftsnummer:

5 Ms 13/35.

I M N A M E N D E S D E U T S C H E N V O L K E S !

Strafsache gegen den Kaufmann Ernst G r u n e w a l d
aus Kaldenkirchen, Mehrstr. 49, geboren am 5.9.1894 zu
Kaldenkirchen, verheiratet, vorbestraft,
wegen Beleidigung.

=====

Auf die Berufung des Angeklagten gegen das Urteil
des Schöffengerichts in Krefeld vom 24. September 1935
hat die II. (gr.) Strafkammer des Landgerichts in Kre-
feld-Uerdingen a.Rh. in der Sitzung vom 14. November 1935,
an der teilgenommen haben:

- Landgerichtsdirektor Kother
als Vorsitzender,
- Landgerichtsrat Kruß
Landrichter Geller
als beisitzende Richter,
- Hermann Lehnen
Mathias Eirnbter
als Schöffen,
- Gerichtsassessor Smolka
als Beamter der Staatsanwaltschaft,
- Justizsekretär Wolfe
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle.

für Recht erkannt:

Die Berufung wird mit der Maßgabe kostenfällig
verworfen, daß der Angeklagte zu einer Geldstrafe von
fünfzig Reichsmark, hilfsweise zu 10 Tagen Gefängnis,
verurteilt wird.

G r ü n d e :

Durch das angefochtene Urteil ist der Angeklagte
wegen Beleidigung zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt wor-
den. Das Schöffengericht hat festgestellt: Am 3.6.1935
kaufte der Zollanwärter Musal im Geschäfte des Angeklagten,
der Jude ist, eine Krawatte und Strümpfe. Der Zeuge Zoll-

assistent Wesarg, der gerade des Weges kam, öffnete die Tür zum Laden des Angeklagten, rief Musal heraus und hielt ihm vor, ob er nicht wisse, daß er bei einem Juden kaufe. Hinter Musal kam der Angeklagte aus seinem Geschäft heraus und schrie dem Zeugen Wesarg zu, das sei Geschäftsschädigung. Als der Zeuge sich entfernen wollte, schrie ihm der Angeklagte vor einer Menge von Leuten, die sich angesammelt hatten, nach: "Halten Sie Ihre dreckige Schnauze, Sie können froh sein, daß Sie Ihr Gehalt noch kriegen."

Der Angeklagte hat gegen das schöffengerichtliche Urteil form- und fristgerecht Berufung eingelegt.

Die erneute Hauptverhandlung hat den vom Schöffengericht festgestellten Sachverhalt bestätigt.

Der Angeklagte will sich zwar nicht erinnern, den Ausdruck "dreckige Schnauze" gebraucht zu haben. Er hält es aber für möglich, dem Zeugen Wesarg gesagt zu haben, er solle seine "Schnauze" halten und gibt zu, die Bemerkung gemacht zu haben, Wesarg könne froh sein, daß er noch sein Gehalt beziehe. Der Angeklagte entschuldigt sein Verhalten damit, daß er infolge einer Verschüttung im Kriege, bei der er sich eine Verletzung zugezogen habe, die den Verlust seines Beines zur Folge gehabt habe, stark nervös und leicht erregbar sei. Er weist weiter darauf hin, daß auch der Zeuge Wesarg sehr aufgereggt gewesen sei. Dieser habe ihn mit "dreckiger Jude" beschimpft.

Der Zeuge Wesarg streitet nicht ab, daß er, nachdem der Angeklagte ihn zunächst beschimpft habe, in seiner Erregung sich zu der Äußerung: "Sie stänkiger Jude" habe hinreißen lassen. Da der Zeuge diese ihn selbst belastende Tatsache frei zugibt, so hatte die Strafkammer keine Bedenken, seiner Aussage auch im übrigen Glauben zu schenken. Sie sieht demnach gemäß seiner Schilderung als erwiesen an, daß der Angeklagte ihm auch zugerufen hat, er solle seine "dreckige Schnauze" halten.

In dieser Äußerung des Angeklagten sowie in seiner Bemerkung, Wesarg solle froh sein, daß er noch sein Gehalt beziehe, liegt, wie das Schöffengericht mit Recht festgestellt hat, eine Beleidigung des Zeugen. Der Angeklagte hat sich somit eines Vergehens nach § 135 StGB. schuldig gemacht. Der Zeuge Wesarg hat aber auch seiner-

seits den Angeklagten mit den Worten: "Du stänkiger Jude" beleidigt. Die Strafkammer hätte also nach § 199 StGB. die Möglichkeit, den Angeklagten für straffrei zu erklären. Sie hat aber hiervon abgesehen, da nach der eigenen Einlassung des Angeklagten er derjenige ist, der zuerst eine beleidigende Äußerung getan hat.

Dagegen erschien der Strafkammer die vom Schöffengericht verhängte Strafe zu hoch. Das Ergebnis der erneuten Hauptverhandlung zeigt die Tat in einem milderen Lichte. Der Angeklagte ist ein leicht erregbarer Mann, wobei zu seinen Gunsten berücksichtigt werden muß, daß dieser Zustand unwiderlegt auf seine Kriegsverletzung zurückzuführen ist. Er war dadurch, daß Wesarg ihm einen Kunden aus dem Laden holen wollte, in eine unter Berücksichtigung seiner Lage verständliche Erregung versetzt. Hinzukommt, daß sich auch der Zeuge Wesarg, wie die Strafkammer seiner eigenen Schilderung des Sachverhalts entnommen hat, von Anfang an in einer starken Aufregung befand. Wie wenig auch er seine Erregung zu zügeln wußte, beweist insbesondere seine ebenfalls beleidigende Äußerung gegenüber dem Angeklagten.

Bei Berücksichtigung dieser Umstände erschien der Strafkammer trotz der einschlägigen Vorstrafe des Angeklagten eine Geldstrafe als eine ausreichende Sühne. Der Angeklagte hat sein Geschäft in Kaldenkirchen aufgegeben und befindet sich nicht in guten wirtschaftlichen Verhältnissen. Eine Geldstrafe von 50.-- RM. erschien daher genügend und angemessen.

Im übrigen beruht die Entscheidung auf den §§ 29 StGB., 473 StPO.

gez. Rother

gez. Kruß

gez. Geller

Geheime Staatspolizei

Staatspolizeistelle Düsseldorf

Außenstellenstelle Krefeld

II B/ 1266/39

Krefeld, den 14. Juni 1940

21

An die

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeileitstelle Düsseldorf

in Düsseldorf

Geheime Staatspolizei
15 JUNI 1940
[Handwritten signature]

Betrifft: Juden Ernst Israel Grunewald, geb. am 5.9.1894
in Kaldenkirchen, wohnhaft in Krefeld, Neufferstr. 38.

Vorgang: Verfg. vom 14. und 23.5.1940 - II B 4/ 71,02/Grunewald.

Anlagen: 1 Vorgang, 1 Eingabe (21 Blatt).

In der Anlage überreiche ich den s. Zt. in der Schutz-
haftsache des Obengenannten entstandenen Vorgang des Landrats des
Kreises Krefeld-Kempen mit der Bitte um Kenntnisaufnahme. Der genaue
Sachverhalt ist hieraus ersichtlich. Nach Auswertung bitte ich
den Vorgang dem Landrat in Kempen unmittelbar zurückzusenden.
Abgabennachricht habe ich nicht erteilt.

Der Bürgermeister in Kaldenkirchen schildert den Juden
Grunewald als einen äußerst raffinierten und frechen Menschen,
den er ja dort kennen gelernt habe. Er bemerkte außerdem, Grune-
wald habe sich stets mit Eingaben an den Regierungspräsidenten in
Düsseldorf gewandt, wenn er in irgendbeliebigen Sachen seinen
Willen nicht durchsetzen konnte.

Der im Vorgang genannte Kassenersekretär Schlösser
der Stadtverwaltung Kaldenkirchen, der s. Zt. die Anzeige gegen
den Juden Grunewald erstattete, wurde 1935 wegen Unterschlagung
zu 1 Jahr Zuchthaus verurteilt.

Weitere Feststellungen zur Sache können von hier aus
nicht mehr getroffen werden.

Ich bitte um Unterrichtung über den Ausgang der Ange-
legenheit.

Im Auftrage :

[Handwritten signature]

II B 4 Sp. Nr. 2122/Grunewald
1.) II F 1. Karte vom 7. 7. 1940
2.) II F 2. p. 7. vom 7. 7. 1940
3.) II B 4 Sp. 1266/39

Ernst Israel Grünwald
Kupfer
Kontaktnummer U O 1307.

Krefeld, den 29.4.40.

22

No. 20 Gru. 40.

An das Oberkommando der Wehrmacht
Abteilung Versorgung
durch das Kriegsfürsorgeamt. Krefeld

B e r l i n

Vom Versorgungsamt Düsseldorf erhielt ich die Mitteilung, dass die Zahlung meiner Rente auf Grund des § 61, Abs. 1 Nr. 7 u. Abs. 3 des Reichsversorgungs-Gesetzes bis Ende Mai 1940 eingestellt wird.

Ich erfahre vom Versorgungsamt Düsseldorf, dass der vorstehende § staatsfeindliche Einstellung besagt. Ich erlaube mir Ihnen hiermit Folgendes mitzuteilen.

Ich habe mich niemals politisch betätigt, noch war und bin ich staatsfeindlich eingestellt und habe auch niemals staatsfeindliche Äusserungen gemacht. Im Februar 1934 nahm man mich in Kaldenkirchen, wo ich z. Zt. wohnte, in Schutzhaft, da ich angeblich in Beisein eines früheren städtischen Beamten von demselben verkehrt oder verdrehte Äusserung getan haben sollte. Bei meiner Vernehmung erfuhr ich auf dem dortigen Bürgermeisteramt, dass dieses von dem z. Zt. angestellten Beamten Schlösser behauptet wurde. Ich sollte die Äusserung getan haben: "Arier stammen von den Affen ab." Ich gab z. Zt. Folgendes zu Protokoll: Ich war eines Abends in der Wirtschaft Johann Küppers in Kaldenkirchen, als der frühere Beamte Schlösser die Wirtschaft betrat. Derselbe befand sich schon in angeheiterten Zustand. Nach einiger Zeit nahm derselbe an dem Tisch, wo ich sass, Platz. Kurz darauf kamen nacheinander 3 Herren und setzten sich zu uns. Diese waren Herr Architekt Looser, Herr Kückelmann, Bahmassistent, Herr Bonnacker Landwirt und der Wirt Herr Küppers. Im Laufe der Unterhaltung kam Herr Looser auf das Thema: "Altes Testament" zurück. Er sprach über die Juden und ging dabei über das Leben der Juden über hunderte Jahre zurück. Dabei machte ich die Nichtsagende Äusserung Herrn Bonnacker gegenüber, wenn Herr Looser jetzt noch weiter zurück geht, so kommt er noch auf die Affen aus. Hierbei habe ich mir nichts gedacht und hatte gar nichts mit Politik zu tun, sowie das Gespräch von Herrn Looser auch nicht mit Politik zu tun hatte. Ob Herr Schlösser sich mehr dazu gedichtet hat, weiss ich nicht mehr. Die betreffenden Herren wurden z. Zt. vom Herrn Bürgermeister zur Vernehmung geladen und haben meines Wissens nach alle übereinstimmend ausgesagt, dass sie nichts von den Behauptungen des Schlösser gehört hätten. Ich bat während der Schutzhaft, um Anzeige gegen mich, um mich an dem Gericht zu verteidigen. Dieses wurde nicht stattgegeben. Ich machte den Herrn Bürgermeister aufmerksam, dass Schlösser ein vollständig dem Trunke ergebener Mann sei, vollständig in Wirtschaften und Geschäften verschuldet, sei und deshalb nicht glaubwürdig sei. Der Bürgermeister verweigerte dieses im Protokoll aufzunehmen, trotzdem in Kaldenkirchen schon lange das Gerücht über Schlösser vorhanden war, dass derselbe von einem Gehalt nicht diese Zechgelage machen könnte. Ich hatte dieses Gerücht schon längst gehört und machte einer jüdischen Frau Hofstatt, welche z. Zt. ein Zigarrengeschäft hatte, auf ihre Frage hin, was sie machen sollte, da Schlösser seine Schulden, die er dort hatte, nicht bezahlen würde, sich an die vorgesetzte Behörde zu wenden. Schlösser erfuhr dieses und machte die Bemerkung der Frau Hofstatt gegenüber, den Grünwald werde ich dieses heimzahlen. Um sich nun an mir zu rächen, unternahm er diesen Racheakt. Ich wurde nach einigen Tagen aus der Schutzhaft entlassen und musste dem Sinne nach unterschreiben, dass ich mich mit der Schutzhaft abgefunden hatte. Einige Wochen später, wurde Schlösser verhaftet und zu 1 Jahr Zuchthaus verurteilt, wegen Unterschlagung von amtlichen Geldern. Da diese ganze Angelegenheit nur auf Aussage des Schlösser beruhte, behaupte ich auch heute noch, dass die Sache ein Racheakt war, andernfalls die dabei sitzenden Herren dieses gehört hätten müssen. Aus dieser Sache kann doch unmöglich eine staatsfeindliche Einstellung geschlossen werden, da ich nur diese oben angegebene Äusserung getan habe, die absolut nichts mit Politik zu tun hatte. Die Strafe von Mk. 50.- die ich wegen Beleidigung

erhalten hatte, war nicht politisch. Ich hatte in Kaldenkirchen z. Zt. ein Manufakturgeschäft ~~betrieben~~ und von manchen Geld zu fordern hatte, ist es möglich, dass der eine oder andere gegen mich eingestellt war, besonders die, die mir nicht bezahlten. Ich habe jedoch nie etwas darüber gehört. Es ist daher für mich erstaunlich, über eine angeblich staatsfeindliche Einstellung zu hören, da ich mich in meinem ganzen Leben nie politisch betätigt, weder staatsfeindliche Äusserungen gemacht ~~zu~~ habes. Ich stelle Ihnen anheim, bei den angegebenen Herren Erkundigungen einzuziehen. Ich bitte Sie daher, diesen Fall nochmals wohlwollend zu prüfen und von der Einstellung der Rente gefl. absehen zu wollen, zumal dieses für mich eine grosse Härte ist, da ich als Amputierter und infolge des Krieges im vorigen Jahr eine Niere, welche durch jahrelange Entzündung in Eiter übergegangen war, entfernt wurde, keine Beschäftigung erhalten kann. Ich bin vollständig vermögenslos und muss für meine Wohnung mit Gas und Licht Mk. 55.- monatlich bezahlen. Trotz Bemühungen kann ich eine billigere Wohnung nicht erhalten. Ich stand vor der Auswanderung, jedoch ist das Land Chile gesperrt und bin gezwungen, mich um eine neue Auswanderung zu bemühen, welches immer mit Unkosten verbunden ist. Sollte meine Rente mir nicht weiter gezahlt werden, so bin ich nicht in der Lage, mich um meine Auswanderung zu bemühen, zumal es für mich schwer ist, in ein anderes Land als Amputierter hereinzukommen. Das einzige Einkommen, was ich besitze, beträgt wöchentlich Mk. 27.- netto, welches mein 17 jähriger Sohn durch Arbeit verdient, wovon ich die angegebene Miete bezahlen muss und von dem übrig bleibenden Geld nicht möglich ist, mit meiner vier köpfigen Familie ~~leben~~ leben. kann.

Ergebenst
E. Israel Grinnowall
Krefeld, Neusserstrasse 38

N.B. Einliegend füge Abschriften, der vom Polizeiamt Kaldenkirchen erhaltenen Führungs-Zeugnisse bei, ebenso von Krefeld.

Geheime Staatspolizei
 Staatspolizeistelle Düsseldorf

Düsseldorf, den 29. Juni 1940
 Prinz-Georg-Str. 98
 Fernsprecher: Nr. 36391

25

B.-Nr. - II B 4/71.02/Grunewald -

Bitte in der Rubrik erforderliche Beihilfen und Daten anzugeben.

*IB b. Rep.
 N. 20/40*

II B. Egb. Nr. *7102/Grunewald*

1.) II F 1. Karte versch.?	<i>ja</i> Nein
2.) II F 2. P. N. versch.?	<i>Beigefügt</i> Nein
3.) II B. Zueuf.	

Aussendienststelle

in Krefeld.

Betrifft: Juden Ernst Israel Grunewald, geb. 5.9.1894 in Kaldenkirchen, wohnhaft in Krefeld, Kauserstr. 38.
Vorgang: Bericht vom 14.6.1940 - II B/1266/39.-
Anlagen: 1 Heft.

Beifolgend sende ich die mir mit obigem Bericht vorgelegten Vorgänge des Landrats in Kempen nach Einsichtnahme zurück. Aus ihnen ergibt sich, dass die dem Juden Grunewald s. St. zur Last gelegten Beschuldigungen ausschließlich auf Angaben des damaligen Kassenschatzmeisters Schlösser der Stadtverwaltung Kaldenkirchen beruhen. Die übrigen Zeugen können sich der in Rede stehenden Äußerungen nicht entsinnen. Gegen die Glaubwürdigkeit des Schlösser hege ich jedoch schwere Bedenken, zumal er im Jahre 1935 wegen Unterschlagung zu 1 Jahr Zuchthaus verurteilt worden ist.

Ich ersuche daher, in der Angelegenheit weitere Ermittlungen zu treffen und über deren Ergebnis zu berichten. Die Angaben des Juden Grunewald in seiner Eingabe vom 13.5.40, von der ich Abschrift mit Verfügung vom 23.5.40 übersandt habe, sind dabei zu verwerten. Die von G. erwähnten Strafakten sind evtl. beizuziehen.

In Vertretung:

H. Kauer

*Vorfall
 für
 mit
 8/7.*

Geheime Staatspolizei
 Staatspolizeistelle Düsseldorf
 Außendienststelle
 6. JULI 1940 *IB*
 Bezeichnet
1266/39

6/7.

Wegung beigefügt.

II B. Egb. Nr. *7102/Grunewald*

1.) II F 1. Karte versch.?	<i>ja</i> Nein
2.) II F 2. P. N. versch.?	<i>Beigefügt</i> Nein
3.) II B. Zueuf.	

ausgabe 11.7.40

Geheime Staatspolizei

Staatspolizeistelle Düsseldorf
Grenzpolizeikommissariat Kaldenkirchen

Kaldenkirchen, den 6. August 1934
Königsplatz 18
Fernsprecher: Nr. 413

27
1934

B.-Nr. II B PS.

Bitte in der Heimat vorliegendes Geschäftsjahr und Datum angeben.

An

die Geheime Staatspolizei - II B -
Staatspolizeileitstelle Düsseldorf
in D ü s s e l d o r f
=====

Betrifft: Jude Ernst Grunewald, geb. 5.9.1894 zu Kaldenkirchen, früher wohnhaft gewesen in Kaldenkirchen.

Vorgang: PS. vom 6.8.1940 - KOA. Hölzer - .

Der Jude Ernst Grunewald war während seines Aufenthaltes in Kaldenkirchen als einer der gefährlichsten Gegner des Nationalsozialismus bekannt. Selbst nach der Machtübernahme unterliess der Genannte es nicht, seine üblen Hetzreden fortzusetzen. So wurde er im Jahre 1933 wegen abfälliger Äusserungen über den Begriff "Arische Abstammung" durch die Polizeiverwaltung in Kaldenkirchen 3 Wochen in Schutzhaft genommen. Im übrigen ist Grunewald schon mehrfach wegen Beleidigung und Tabaksteuerhinterziehung vorbestraft und stand auch schon mehrfach in dem Verdacht, andere strafbare Handlungen begangen zu haben, die ihm aber nicht nachgewiesen werden konnten.

Auch nach Meinung des Ortsgruppenleiters der N.S.D.A.P. in Kaldenkirchen war Grunewald, wenn er auch keiner politischen Partei angehört hat, ein Hetzer übelster Sorte, der es nicht im geringsten verdient, heute noch durch den Nationalsozialismus unterstützt zu werden.

Im Auftrage:

[Handwritten signature]

[Handwritten mark]

7
18

Aus den getätigten Verhandlungen in der Schutzhaftangelegenheit des Obengenannten in Kaldenkirchen, wurde Grunewald am 2.2.1934 von dem Kassenersekretär Schlösser aus Kaldenkirchen beschuldigt, dass sich derselbe im Laufe einer Auseinandersetzung im Januar 1934 in der Wirtschaft Küppers in Kaldenkirchen geäußert habe: "Demnächst würde man den Nachweis der arischen Abstammung bis zum Affen ~~zurückverlangen~~ zurückverlangen." Ferner soll er sich geäußert haben, dass eingewisser Otten wohl nichts anderes zu tun habe, als Leute von Kaldenkirchen fortzuschaffen und weiter habe sich Grunewald im Laufe des Gesprächs gesagt; "EK dass es nur gut sei, dass die jetzt nichts mehr zu sagen hätten, und der Bürgermeister einzig und allein der bestimmende Faktor der Verwaltung sei. Die von Schlösser genannten und vernommenen Zeugen, haben in ihrer Vernehmung angegeben, dass sie derartiges nicht gehört hätten. Grunewald ist zu dieser Anschuldigung am 3.2.1940 verantwortlich vernommen worden. In seiner damaligen Vernehmung hat er angegeben, dass der Architekt Looser, der das Gespräch auf Juden und Rasse gebracht habe, er scherzhaft gesagt habe: "Wenn man immer weiter zurückginge und sofern der Mensch vom Affen abstamme, man beim Affen auskommen würde. In der Vernehmung am 5.2.1934 hat sich Grunewald dahin verbessert, dass an dem fraglichen Abend nicht über Rasse, sondern über Juden und ihrer Abstammung gesprochen worden sei. In diesem Zusammenhang habe er zu dem Zeugen Bonnacker gesagt: "Wenn wir vom Affen abstammen, kommen wir nachher auf die Affen aus." Die Angaben, dass Otten wohl nichts anderes zu tun habe als Leute von Kaldenkirchen fortzuschaffen, Der Zeuge Bonnacker gibt in seiner Vernehmung am 7.2.1934 an, dass er nicht wüsste, dass während seiner Anwesenheit über Juden und Rasse gesprochen worden sei. Der Architekt Looser gibt in seiner Vernehmung an, dass Grunewald eine der Äußerungen, wie sie Herr Schlösser bekundet, nicht gehört habe und sich auch dieses nicht entsinnen könne. Die Angaben, dass Otten wohl nichts anderes zu tun habe als Leute von Kaldenkirchen fortzuschaffen,

172
wird von Grunewald bestritten. Mit der Aeusserung, dass die jetzt nichts mehr zu sagen hätten, und der Bürgermeister einzig und allein der bestimmende Faktor der Verwaltung sei, habe er weder die Partei noch den Ortsgruppenleiter Otten beleidigen wollen. F

Ueber eine deutschfeindliche Aeusserung die Grunewald in einer Gaststätte in Holland gemacht haben soll, liegen nur 2 Zeugenvernehmungen aus dem Jahre 1934 vor. Die Zeugen haben in ihrer Vernehmung angegeben, dass die Wirtin in einer Bauernwirtschaft bei Castel-Glasenapp in der Gemeinde Tegeln (Holland), wo sie eingekehrt waren, erzählt habe, dass sich ein Herr Grunewald aus Kaldenkirchen sehr abfällig über Deutschland und deutsche Verhältnisse geäußert habe. Auf Einzelheiten aus dem Gespräch mit der Wirtin konnten sich die Zeugen nicht mehr entsinnen, weil dieses schon solange her sei. (Sommer 1933)

Ob sich dieser Vorfall auf das Schreiben des Grunewald vom 13.5.1940 an die Geheime Staatspolizei in Düsseldorf, wegen der von ihm erwähnten Anzeige von Dorst aus Venlo an das Sondergericht in Düsseldorf bezieht, konnte nicht festgestellt werden, da auch der Bürgermeister von Kaldenkirchen hierüber keine Angaben machen konnte.

Der Bürgermeister von Kaldenkirchen schildert Grunewald als einen ganz raffinierten und frechen Menschen, den er je in Kaldenkirchen kennen gelernt habe. in irgend einer Sache
~~XXXXXXXXXX~~. Hätte Grunewald seinen Willen nicht sofort durchsetzen können, so habe sich stets mit Eingaben an die Regierung nach Düsseldorf gewandt.

F Eine Bestrafung des Grunewald ist in dieser Sache nicht erfolgt. Der Kassenersekretär Schlösser ist nach den Angaben des Herrn Bürgermeister in Kaldenkirchen im Jahre 1935 wegen Unterschlagung zu 1 Jahr Zuchthaus verurteilt worden.

Geheime Staatspolizei

Staatspolizeileitstelle Düsseldorf
Aussendienststelle Krefeld

B.-Nr. - II B 4/126b/39 -

Wie in der Antwort vorgehenden Gefäßzeichen und Datum angegeben

Krefeld, den 16. Januar 1942

An die

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeileitstelle Düsseldorf
in Düsseldorf

6
13 JAN 1942

Betrifft: Juden Ernst Israel Grunewald, geb. am 5.9. 1894 in Kaldenkirchen, wohnhaft in Krefeld, Neusserstr. 38.

Vorgang: Verfg. vom 9.1.1942 - II B 4/71,02/Grunewald-

Anlagen: Keine.

1/3

Der Obengenannte ist noch in Krefeld, Neusserstr. 38, wohnhaft. Seine Evakuierung zum 11.12.1941 nach Riga war von hier vorgesehen, konnte jedoch in Ausführung der dortigen Verfg. vom 25.11.1941 - II B 4/71,02/111/41 g - nicht erfolgen, da er mehr als 40 % kriegsbeschädigt ist.

Jch bitte ggf. um Weisung, ob Grunewald zum nächsten Transport vorzumerken ist.

Im Auftrage:

[Handwritten signature]

010143

31

Mir ist eröffnet worden, daß das in meinem Besitz befindliche Vermögen - und das Vermögen meiner Familienangehörigen - auf Grund der Verordnung des Herrn Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. 2. 1933 (RGBl. I S. 83) mit sofortiger Wirkung staatspolizeilich beschlagnahmt und sichergestellt ist.

Mir ist bekannt, daß ich bei nachgewiesenen Vermögensverschiebungen mit schärfsten staatspolizeilichen Maßnahmen zu rechnen habe.

Krefeld, den 5. Juni 1942.

....., den 5. ~~November 1941~~

*Kreuznummer
Krefeld Krefeld
A O 1332*

Ernst Israel Grunewald
(Name und Vorname)

.....
(Kennnummer und Ort)

22

Mir ist eröffnet worden, daß ~~das~~ in meinem Besitz befindliche Vermögen - und das Vermögen meiner Familienangehörigen - auf Grund der Verordnung des Herrn Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. 2. 1933 (RGBl. I S. 83) mit sofortiger Wirkung staatspolizeilich beschlagnahmt und sichergestellt ist.

Mir ist bekannt, daß ich bei nachgewiesenen Vermögensverschiebungen mit schärfsten staatspolizeilichen Maßnahmen zu rechnen habe.

.....Krefeld.., den 5. Juni 1942. ~~XXXXXXXXXX~~

Hans...*Grünwald*
(Name und Vorname)

...A. W. 798...Krefeld...
(Kennnummer und Ort)

100. 2218

Grünwald wurde am 15.6.1942 nach dem Osten evakuiert.

A b s c h r i f t

37
35

Kaldenkirchen, 24. April 1944

An die
Kreisleitung M. Gladbach-Rheydt
- Der Kreisratsabsentsleiter -
in M. Gladbach

Betrifft: Urlaub des Amtsbürgermeisters Dr. P a u w.

Bürgermeister Dr. P a u w wird in wenigen Tagen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen vom Arzt verordneten vierwöchigen Urlaub antreten. Die Vertretung hat der Bürgermeister dem 2. Beigeordneten Hans F e r s t a p e n übertragen.

Der Bürgermeister Dr. P a u w ist wegen seines Gesundheitszustandes nicht mehr in der Lage, die Anforderungen, die in der heutigen Zeit an einen Bürgermeister gestellt werden müssen, zu erfüllen. Er dürfte etwaigen kommanden Situationen vollkommen hilflos gegenüberstehen und voraussichtlich einen völligen gesundheitlichen Zusammenbruch erleiden. Abgesehen davon, daß Dr. Pauw mit der Partei überhaupt nicht zusammenarbeitet, sondern in manchen Dingen sogar Konträr steht, ist er auch in der Bevölkerung äußerst unbeliebt. Nach dem Kriege wird Dr. P. in nationalsozialistischem Reich niemals mehr Bürgermeister sein können. Es muß als eines nationalsozialistischen Bürgermeisters völlig verantwortungslos bezeichnet werden, wenn er gerade in den Wochen, wo es vielleicht der Entscheidung entgegengeht, sich der Verantwortung dadurch entzieht, daß er einen Monat in Urlaub führt, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Man kann sich des Eindrucke nicht erwehren, als das hier gekniffen wird und zwar in einem Moment, wo es darauf ankommt, daß jeder auf seinem Posten steht und wenn er auch gesundheitlich zusammenbricht.

Anlässlich der kürzlich durchgeführten Freistellung der Orts-, Zellen- und Blockleiter der Partei von ihren andern Aufgaben, von der Stadt- und Landwacht, Luftschutz usw. erklärte mir der Bürgermeister innerhalb 5 Minuten nur 3 mal:

" Unter diesen Umständen kann ich die Verantwortung nicht mehr übernehmen und muß es mir überlegen, mein Amt zur Verfügung zu stellen. "

In der Vorsorge von Luftschutzbauten für die Volksgenossen seiner Gemeinde sowie in der Durchführung der vom Führer befohlenen

Errichtung der Behelfsheime hat der Bürgermeister gleichfalls bewiesen, daß er fehl am Platze ist. Für die Aufgaben, die in Zukunft gemeistert werden müssen, dürften seine Schultern erst recht zu schwach sein.

Der als Vertreter bestimmte Beigeordnete Hans Terstappen ist gleichfalls politisch gesehen und als Nationalsozialist eine Null und in keiner Weise geeignet, eine Änderung herbeizuführen.

Ich bitte den Kreisleiter, dem Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar vorzuschlagen den Bürgermeister Dr. Pauw abuberufen und anderweitig in der Behörde des Regierungspräsidenten zu verwenden, damit in Kaldenkirchen ein nationalsozialistischer Bürgermeister eingesetzt werden kann. Es ist sowohl im Interesse der Bevölkerung als auch zur Durchführung der von der Partei gestellten Aufgaben dringend erforderlich.

Heil Hitler !

Der Ortsgruppenleiter

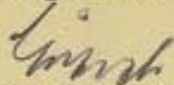
m.d.L.b.

gez. V o B

Gaustellenleiter

NS Der Urlaub wurde am 25. April 44 angetreten, wie ich erfahren konnte vorerst bis Pfingsten. Der Bürgermeister hat es nicht für notwendig gehalten, den Ortsgruppenleiter davon in Kenntnis zu setzen.

Für richtige Abschrift



Gauhauptstellenleiter

189/ 4562 05351
Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei 36

Kreisleitung

Kreisgeschäftsstelle: M.Gladbach
Ludendorffstraße 44a
Fernsprecher: Sammelnummer 24146
Bankkonto: NSDAP, Kreisleitung M.Gladbach-Rheydt
bei der Städtischen Sparkasse in M.Gladbach
Hauptstelle Alter Markt, Scheckkonto Nr. 7027



M.Gladbach-Rheydt 38

Gaukampfblatt:
„Rheinische Landeszeitung“
Anschrift:
Völkischer Verlag G.m.b.H. M.Gladbach
Lüpertzenstr. 161/163 - Fernspr. 23751

Der Kreisleiter

M.Gladbach, den 10. August 1944
Ludendorffstraße 44a

Ihr Schreiben vom:

Ihr Zeichen:

Vorgang:

An den
Gauleniter und Reichsverteidigungskommissar

Düsseldorf
= = = = =
Oberlandesgericht.

Betr.: Berufung eines kommissarischen Bürgermeisters für die Gemeinde Kaldenkirchen.

Bezug: Lage- und Tätigkeitsbericht der Kreisleitung M.Gladbach-Rheydt für den Monat Dezember 1943.

10.11.1944
Auf. zurückgeben
... der Übernahme der Dienstgeschäfte des Kreisleiters M.Gladbach-Rheydt wurden mir immer wieder Klagen des Ortsgruppenleiters Kaldenkirchen, von Ortsgruppenleitern umliegender Ortsgruppen, aber auch aus Kreisen der Parteigenossenschaft und der Bevölkerung sowie meiner Mitarbeiter im Kreisstab vorgetragen, die sich mit der Person des Bürgermeisters Kaldenkirchen, Dr. Pauw, beschäftigen.

Es handelt sich dabei sowohl um einzelne greifbare und konkrete Dinge (z.B. absolutes Versagen auf dem Gebiete des Behelfshausbaues, teilweise auch in Luftschutzfragen usw) als aber ganz besonders um eine Haltung und grundsätzliche Einstellung von der Natur einer ausgeprägten passiven Resistenz.

Ich habe selbst einmal mit Dr. Pauw gesprochen und ihm dringend nahegelegt doch engere Fühlung mit seinem örtlichen Hoheitssträger zu halten.

Soweit ich beobachten konnte, ist diese Ermahnung vergeblich geblieben.

Aus gesundheitlichen Gründen mußte der mit der Leitung der Ortsgruppe Kaldenkirchen beauftragte Ortsamtsleiter Schweigerer abgelöst werden. Sein Nachfolger, der sehr energische, verantwortungsfreudige und besonnene Ortsgruppenleiter Voss hatte bereits nach kurzer Zeit die gleichen Schwierigkeiten. Die Klagen über passive Resistenz und eine absolut gleichgültige und interessenlose Haltung mehrten sich. Auch der Kreisbeauftragte, Parteigenosse Mocken, der sich dieser Dinge energisch annahm, konnte hier keinen grundsätzlichen Wandel schaffen und mußte die Klagen zu seinen eigenen machen.

Nachdem Ortsgruppenleiter Parteigenosse Voss zur Wehrmacht einberufen wurde, hat der ehemalige Gauhauptstellenleiter im Amt für Beamte, Parteigenosse Götsch, die Führung der Ortsgruppe übernommen und kommt zu den gleichen Feststellungen.

Dadurch, daß Dr. Pauw nunmehr erkrankt ist und mit einer Rückkehr auf absehbare Zeit nicht zu rechnen ist, ergibt sich die Gelegenheit

wenigstens bis zum Kriegsende hier Wandel zu schaffen.

Ich bitte anzuordnen, daß für die Gemeinde Kaldenkirchen ein kommissarischer Bürgermeister bestimmt und Bürgermeister Dr. Pauw aus gesundheitlichen Gründen beurlaubt wird.

Ich bin in der Lage zwei hochverdiente, bewährte- aktive alte Nationalsozialisten aus der Kampfzeit als kommissarische Bürgermeister zu benennen.

Heil Hitler!

Krischke

Kreisleiter.

2 Anlagen

1967

W 10166/g 321303

1

MG/PS/G/9

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY
FRAGEBOGEN
PERSONNEL QUESTIONNAIRE

DA/78159

WARNUNG: Im Interesse von Klarheit ist dieser Fragebogen in Deutsch und Englisch verfaßt. In Zweifelsfällen ist der englische Text maßgeblich. Jede Frage muß beantwortet werden, wie sie gestellt ist. Unterlassung der Beantwortung, unrichtige oder unvollständige Angaben werden wegen Zweifelschuldung gegen militärische Verordnungen geahndet. Falls mehr Raum benötigt ist, sind weitere Bogen anzuflehen.

WARNING: In the interests of clarity this questionnaire has been written in both German and English. If discrepancies exist, the English will prevail. Every question must be answered as indicated. Omissions or false or incomplete statements will result in prosecution as violations of military ordinances. Add supplementary sheets if there is not enough space in this questionnaire.

A.M. 128 968 A.F.D.
Dienstausweis

A. PERSONAL
PERSONNEL

Name Dr. P a u w Bernhard Franz _____
Name Zenone/Surname Vorname/Middle Name/Christian Name _____
Geburtsdatum 5. März 1893 _____
Date of birth _____ _____
Staatsangehörigkeit D.R. _____
Citizenship _____
Ständiger Wohnort Breyell, Bietherstr. 18c
Permanent residence _____
Gegenwärtige Stellung Amtsbürgermeister
Present position bezw. Gemeindefirektor
Stellung vor dem Jahre 1933 Bürgermeister in
Position before 1933 Kaldenkirchen

Ausweis Nr. 9
Identity Card No. _____

Geburtsort Elten (Nährh.) Kreis Rees
Place of birth _____
Gegenwärtige Anschrift Breyell
Present address Bietherstrasse 18c
Beruf Bürgermeister
Occupation _____
Stellung, für die Bewerbung eingereicht _____
Position applied for _____

B. MITGLIEDSCHAFT IN DER NSDAP

B. NAZI PARTY AFFILIATIONS

- 1. Waren Sie jemals ein Mitglied der NSDAP? Ja - ~~Nein~~
- 2. Daten 1.5.1937
- 3. Haben Sie jemals eine der folgenden Stellungen in der NSDAP bekleidet?
(a) REICHSLEITER, oder Beamter in einer Stelle, die einem Reichsleiter unterstellt? Nein
Titel der Stellung _____ Daten _____
(b) GAULEITER, oder Parteibeamter innerhalb eines Gau? Nein
Daten _____ Amtsort _____
(c) KREISLEITER, oder Parteibeamter innerhalb eines Kreises? Nein
Titel der Stellung _____ Daten _____ Amtsort _____
(d) ORTSGRUPPENLEITER, oder Parteibeamter innerhalb einer Ortsgruppe? Nein
Titel der Stellung _____
Daten _____ Amtsort _____
(e) Ein Beamter in der Parteikanzlei? Nein
Daten _____ Titel der Stellung _____
(f) Ein Beamter in der REICHSLEITUNG der NSDAP? Nein
Daten _____ Titel der Stellung _____
(g) Ein Beamter im Hauptamt für Erziehung? Im Amte des Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP? Ein Direktor oder Lehrer in irgendeiner Parteibildungsschule?
Nein
Daten _____ Titel der Stellung _____
Name der Einheit oder Schule _____
(h) Waren Sie Mitglied des KORPS DER POLITISCHEN LEITER?
Nein
Daten der Mitgliedschaft _____
(i) Waren Sie ein Leiter oder Funktionär in irgendeinem anderen Amte, Einheit oder Stelle (ausgenommen sind die unter C. unter angeführten Gliederungen, angeschlossenen Verbände und betreten Organisationen der NSDAP)? Nein
Daten _____ Titel der Stellung _____
(j) Haben Sie irgendwelche nahe Verwandte, die irgendeine der oben angeführten Stellungen bekleidet haben? Nein
Wenn ja, geben Sie deren Namen und Anschriften und eine Beschreibung deren Stellung _____

- Have you ever been a member of the NSDAP? yes, no - Dates.
- Have you ever held any of the following positions in the NSDAP?
REICHSLEITER or an official in an office headed by any Reichsleiter? yes, no; title of position; dates.
GAULEITER or a Party official within the jurisdiction of any Gau? yes, no; dates; location of office.
KREISLEITER or a Party official within the jurisdiction of any Kreis? yes, no; title of position; dates; location of office.
ORTSGRUPPENLEITER or a Party official within the jurisdiction of an Ortsgruppe? yes, no; title of position; dates; location of office.
An official in the Party Chancellery? yes, no; dates; title of position.
An official within the Central NSDAP headquarters? yes, no; dates; title of position.
An official within the NSDAP's Chief Education Office? In the office of the Führer's Representative for the Supervision of the Entire Intellectual and Political-philosophical Education of the NSDAP? Or a director or instructor in any Party training school? yes, no; dates; title of position; Name of unit or school.
Were you a member of the CORPS OF POLITISCHE LEITER? yes, no; Dates of membership.
Were you a leader or functionary of any other NSDAP offices or units or agencies (except Formations, Affiliated Organizations and Supervised Organizations which are covered by questions under C below)? yes, no; dates; title of position.
Have you any close relatives who have occupied any of the positions named above? yes, no; if yes, give the name and address and a description of the position.

C. TÄTIGKEITEN IN NSDAP-HILFS-ORGANISATIONEN

C. NAZI "AUXILIARY" ORGANIZATION ACTIVITIES

Geben Sie hier an, ob Sie ein Mitglied waren und in welchem Ausmaß Sie an den Tätigkeiten der folgenden Gliederungen, angeschlossenen Verbände und betreten Organisationen teilgenommen haben:

Indicate whether you were a member and the extent to which you participated in the activities of the following Formations, Affiliated Organizations or Supervised Organizations:

	Mitglied Member		Dauer der Mitgliedschaft Period of Membership	Ämter bekleidet Offices Held	Dauer Period
	Ja Yes	Nein No			
1. Gliederungen <i>Formations</i>					
a. SS		nein			
b. SA		nein			
c. HJ		nein			
d. NSDStB		nein			
e. NSD		nein			
f. NSF		nein			
g. NSKK		nein			
h. NSFK		nein			
2. Angeschlossene Verbände <i>Affiliated Organizations</i>					
a. Reichsbund d. deut. Beamten		nein			
b. DAF		nein			
KdF		nein			
c. NSV	ja		1.4.34 - 20.11.44	nein	
d. NSKOY	ja		1.10.33 - 20.11.44	nein	
e. NS Bund deut. Technik		nein			
f. NSD Ärztebund		nein			
g. NS Lehrerbund		nein			
h. Reichslehreband	ja		19.1.34 - 1944	nein	
3. Belebte Organisationen <i>Supervised Organizations</i>					
a. VDA	ja		von 33 od. 34 an	nein	
b. Deutscher Frauenwerk		nein			
c. Reichskolonialbund	ja		1.10.36 an	nein	
d. Reichsbund deut. Familie	ja		30.11.33 an	oertl. Leiter	vom 30.11.33 etwa 6 Mon. lang
e. NS Reichsbund für Leibesübungen		nein			
f. NS Reichsbund deutscher Schwestern		nein			
g. NS Altknabenbund		nein			
4. Andere Organisationen <i>Other Organizations</i>					
a. RAD		nein			
b. Deutscher Gemeindetag		nein			
c. NS Reichsliegerbund	ja		etwa seit 1.4.1937	nein	
d. Deutsche Studentenschaft		nein			
e. Reichsdozentenbund		nein			
f. DRK	ja		von 1924 - 25 an	oertl. Leiter	von etwa 1937 od. 1938 an.
g. "Deutsche Christen"-Bewegung		nein			
h. "Deutsche Glaubensbewegung"		nein			

5. Waren Sie jemals Mitglied irgendeiner sozialsozialistischen Organisation, die ausdrücklich nicht angeführt ist? ja, nein.
Name der Organisation _____ Datum _____

Were you ever a member of any NS organization not listed above? yes, no; name of organization; dates; title of position; location.

Titel der Stellung _____ Ort _____

6. Haben Sie jemals das Amt eines Jugendwärters in einer Schule bekleidet? ja, nein.

Did you ever hold the position of Jugendwarter in a school? yes, no.

7. Warden Ihnen jemals irgendwelche Titel, Rang, Auszeichnungen oder Urkunden von einer der oben genannten Organisationen ehrenhalber verliehen oder sollten dieser andere Ehren zuteil? ja, nein.

Have you ever been the recipient of any titles, ranks, medals testimonials or other honours from any of the above organizations? yes, no. If so, state the nature of the honour, the date conferred, and the reason and occasion for its bestowal.

Falls ja, geben Sie an, was Ihnen verliehen wurde (Titel usw.), das Datum, den Grund und Anlaß für die Verleihung _____

D. SCHRIFTWERKE UND REDEN

Verzählen Sie auf einem besonderen Bogen alle Veröffentlichungen von 1923 bis zum heutigen Tage, die ganz oder teilweise von Ihnen geschrieben, gemittelt oder herausgegeben wurden, und alle Ansprachen und Vorträge, die Sie gehalten haben; der Titel, das Datum und die Verbreitung oder Zielerschaft sind anzugeben. Ausgenommen sind diejenigen, die ausschließlich technische, künstlerische oder ernsthafte Themen zum Inhalt hatten. Wenn Sie dies in Zusammenarbeit mit einer Organisation unternommen haben, so ist deren Name anzugeben. Falls keine, schreiben Sie "Keine Reden oder Veröffentlichungen".

D. WRITINGS AND SPEECHES

List on a separate sheet all publications from 1923 to the present which were written in whole or in part, or compiled, or edited by you, and all addresses or lectures made by you, except those of a strictly technical or artistic and non-political character, giving title, date and circulation or audience. If they were sponsored by any organization, give its name. If none, write "No speeches or publications."

E. DIENSTVERHÄLTNISS

Alle Ihre Dienstverhältnisse seit 1. Januar 1930 bis zum heutigen Tage sind anzugeben. Alle Ihre Stellen, die Art Ihrer Tätigkeit, der Name und die Anschrift Ihrer öffentlichen und privaten Arbeitgeber sind zu verzeichnen. Ferner sind anzuführen: Dauer der Dienstverhältnisse, Grund deren Beendigung, Dauer etwaiger Arbeitslosigkeit, einschließlich der durch Schulausbildung oder Militärdienst verursachten Arbeitslosigkeit.

E. EMPLOYMENT

Give a history of your employment beginning with January 1, 1930 and continuing to date, listing all positions held by you, your duties and the name and address of your employer or the governmental department or agency in which you were employed, the period of service, and the reasons for cessation of service, accounting for all periods of unemployment, including attendance at educational institutions and military service.

Von From	Bis To	Anstellung Position	Art der Tätigkeit Duties	Arbeitgeber Employer	Grund für die Beendigung des Dienstverhältnisses Reasons for Cessation of Service
1.3.1923	11.9.1944	Beamter	Bürgermeister bzw. Amtsbgstr.	Stadt- bzw. Amt Kaldenkirchen	Am 11.9.44 auf Anordnung des Gauleiters aus dem Amte entfernt.
18.9.1944	20.11.1944	Beamter	Dezernent beim Landratsamt Kempen	Kreisverwaltung Kempen-Krefeld	Zwangsevaluierung
20.11.1944	31.5.1945	Ohne Amt	ohne Amt	--	
31.5.1945	jetzt	Beamter	Amtsbürgermeister bzw. Gemeindedirektor	Amt Breyell	

F. EINKOMMEN

Verzeichnen Sie hier die Quellen und die Höhe Ihres Einkommens seit dem 1. Januar 1933.

F. INCOME

Show the sources and amount of your annual income since January 1, 1933.

Jahr Year	Einkommensquellen Sources of Income	Betrag Amount
1933	Gehalt und Vergütung der Provinzial-Feuerversicherungsanstalt der Rheinprovinz, die mit rund 200.-- RM jährlich angesetzt wurde, da sie jährlich schwankte und nicht mehr genau ermittelt werden kann.	8707 98
1934		8368 "
1935		8962 "
1936		9070 "
1937		9246 "
1938		9464 "
1939		9790 "
1939		10055 "
1940		10319 "
1941		10269 "
1942		10369 "
1943		10822 "
1944		

G. MILITÄRDIENT

Haben Sie seit 1914 Militärdienst geleistet? Nein, in welcher Wehrmacht? _____ Daten _____
 Wo haben Sie gedient? _____ Dienstort _____
 Haben Sie in militärischen Organisationen Dienst geleistet? Nein, in welcher? _____ Wo? _____ Daten _____
 Sind Sie vom Militärdienst zurückgestellt worden? nein, Wann? im Kriege Warum? _____
 Haben Sie an der Militärregierung in irgendeinem von Deutschland besetzten Lande einschließlich Österreich und Sudetenland teilgenommen? nein. Wenn ja, geben Sie Einzelheiten über bekleidete Ämter, Art der Tätigkeit, Gebiet und Dauer des Dienstes an _____

G. MILITARY SERVICE

Have you rendered military service since 1914? no, in which arm? Dates. Where did you serve? Grade or rank. Have you rendered service in para-military organizations? yes, no. In which ones? Where? Dates. Were you deferred from military service? no, When? Why?
 Did you serve as a part of the Military Government in any country occupied by Germany including Austria and the Sudetenland? no. If so, give particulars of offices held, duties performed, territory and period of service.

H. AUSLANDSREISEN

H. TRAVEL ABROAD

Verzeichnen Sie hier alle Reisen, die Sie außerhalb Deutschlands seit 1933 unternommen haben.

List all journeys outside of Germany since 1933.

Besuchte Länder Countries visited	Daten Dates	Zweck der Reise Purpose of Journey
Königreich der Niederlande	1933 - 1944	Im Durchschnitt 5 - 10 mal jährlich h ich für Stunden, ohne jemals Übernachtung zu haben, die meinem Wohnort benachbarte Gemeinden Venlo, Tegelen und Steyl be Zweck: Ablegung der Beichte bei den Dominikanern in Venlo und Besuch des Missionshauses in Steyl und niederländischer Gärtnere ter. Einmal war ich für 2-3 Stunden in Boskoop zur Besichtigung von Gärtnere

Haben Sie die Reise auf eigene Kosten unternommen? Ja Falls nicht, unter wessen Beistand wurde die Reise unternommen?

Was journey made on your own account? yes If not under whose auspices was the journey made? Persons or organizations visited.

Besuchte Personen Missionshaus Steyl, Dominikanerkloster Venlo, Trappister Kloster Tegelen und niederländische Bekannte.

Haben Sie in irgendeiner Eigenschaft an der Zivilverwaltung eines von Deutschland besetzten oder angegliederten Gebietes teilgenommen? - Nein. Falls ja, geben Sie Einzelheiten über bekleidete Ämter, Art Ihrer Tätigkeit, Gebiet und Dauer des Dienstes an.

Did you ever serve in any capacity as part of the civil administration of any territory annexed to or occupied by the Reich? No. If so, give particulars of offices held, duties performed, territory and period of service.

L. POLITISCHE MITGLIEDSCHAFT

a. Welcher politischen Partei haben Sie als Mitglied vor 1933 angehört? der Zentrumsparlei

I. POLITICAL AFFILIATIONS

Of what political party were you a member before 1933?

b. Waren Sie Mitglied irgendeiner verbotenen Oppositionspartei oder -gruppe seit 1933? - Nein

Have you ever been a member of any anti-Nazi underground party or groups since 1933? No. Which one? Since when?

Welcher? Seit wann?

c. Waren Sie jemals ein Mitglied einer Gewerkschaft, Berufs-, Gewerbligen oder Handelsorganisation, die nach dem Jahre 1933 aufgelöst und verboten wurde? Ja

Have you ever been a member of any trade union or professional or business organization suppressed by the Nazis? yes

Kath. Kaufm. Verein Kaldenkirchen u. kath. deutsche Studentenverbin

Have you ever been dismissed from the civil service, the teaching profession or ecclesiastical positions for active or passive resistance to the Nazis or their ideology? yes

d. Wurden Sie jemals aus dem öffentlichen Dienste, einer Lehrtätigkeit oder einem kirchlichen Amte entlassen, weil Sie in irgendeiner Form dem Nationalsozialismus Widerstand leisteten oder gegen dessen Lehren und Theorien auftraten? Ja

Have you ever been imprisoned, or have restrictions of movement, residence or freedom to practice your trade or profession been imposed on you for racial or religious reasons or because of active or passive resistance to the Nazis? yes If the answer to any of the above questions is yes, give particulars and the names and addresses of two persons who can attest to the truth of your statement.

bestätigen können s. Ablage 2

J. ANMERKUNGEN

J. REMARKS

Die Angaben auf diesem Formular sind wahr.

The statements on this form are true.

Gezeichnet (Dr. Pauw)

Datum Breyell, den 6. Februar 19

Zeuge Witness

Lebenslauf

Jch, Bernhard Franz Pauw, wurde am 5. 3. 1893 in Eiten-Niederrhein als Sohn der Eheleute Kaufmann Hermann Pauw und Adelheid geborene Wendinger geboren und in der römisch-katholischen Religion erzogen. Vom 6. Lebensjahre an besuchte ich die Seminar-Übungsschule in Eiten und vom 11. Lebensjahre an das Gymnasium in Emmerich, das ich nach neunjährigem Besuch im Frühjahr 1913 mit dem Reifezeugnis verliess. Anschliessend bezog ich zum Studium der Rechts- und Staatswissenschaften die Universität Minschen und von Beginn des Sommersemesters 1914 an die Universität Münster, bis ich am 4. 12. 1914 zum Husaren-Rgt. 11 einberufen wurde. Am 31. 8. 1916 wurde ich durch Beckensteckschuss schwer verwundet und am 16. 6. 1917 als 50%ig Kriegsversehrter entlassen. Mitte September 1917 besuchte ich die Hochschule für kommunale Verwaltung in Düsseldorf; an der ich am 10. 8. 1918 die Diplomprüfung ablegte. Anschliessend ging ich zur Universität Tübingen und promovierte dort am 13. 11. 1918 bei der staatswissenschaftlichen Fakultät. Um mich von den Nachwirkungen meiner Verwundung und meines Studiums zu erholen, verblieb ich bis April 1920 bei meiner Mutter in Eiten. Vom 7. 4. 1920 an war ich zunächst informatorisch und vom 1. 9. 1920 an als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Stadtverwaltung Viersen tätig. Am 1. 1. 1921 trat ich als Stadtassessor in den Dienst der Stadt Odenkirchen. Seit dem 1. 3. 1923 bin ich Bürgermeister der Stadt Kaldenkirchen und seit dem 1. 5. 1936 Amtsbürgermeister des Amtes Kaldenkirchen.

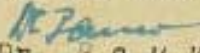
Am Sonntag, dem 3. 9. 1944 musste ich zum Herrn Landrat Odenthal in Kempen kommen. Er eröffnete mir, dass der Kreisleiter Kinkel in Viersen darauf bestünde, dass ich als Amtsbürgermeister von Kaldenkirchen abgesetzt würde und dass meine Stelle ein zuverlässiger alter Kämpfer erhalten solle, weil zu besorgen sei, dass ich gesundheitlich den Anforderungen, die in dieser Zeit an einen Bürgermeister an der Grenze gestellt würden, nicht gewachsen sei. Auf meinen Einwand, dass ich mich gesundheitlich sehr wohl fühle, gab mir Herr Landrat Odenthal als wirklichen Grund für die Forderung des Kreisleiters an, dass sich der Kreisleiter bei ihm schriftlich über mein „fortgesetzt renitentes Verhalten gegenüber der NSDAP“ beschwert habe. Der Versuch des Landrates, unter Hinweis auf meinen Fleiss und meine Tüchtigkeit, auf meine acht Kinder im Alter von 3 bis 20 Jahren und auf meine schwere Kriegsversehrtheit, mich im Amte zu belassen, sei vom Kreisleiter mit der Bemerkung: „Nur keine gefühlsmässigen Regungen“ schroff abgelehnt worden. Daraufhin wurde ich am 11. 9. 1944 meines Amtes entsetzt. Vom 19. 9. 1944 bis 20. 11. 1944 war ich bei der Kreisverwaltung in Kempen als Dezernent des Kreiswohlfahrtsamtes, Kriegsschädenamtes, Wohnungs- und Siedlungsamtes sowie der Preisbehörde für Mieten und Pachten tätig. Als dann die zwangsweise Räumung Kaldenkirchens erfolgte, wurde ich am 20. 11. 1944 mit meiner Familie zusammen mit etwa 800 Kaldenkirchenern nach Aschersleben evakuiert. Am 4. 12. 1944 habe ich mich pflichtgemäss beim Herrn Regierungspräsidenten in Magdeburg und am 22. 1. 1945 im Innenministerium in Berlin gemeldet, aber eine Beschäftigung nicht übernommen.

Am

Am 10. 5. 1945 habe ich ohne meine Familie von Aschersleben den Heimweg angetreten und mich am 13. 5. 1945 bei Herrn Reglerungspräsidenten Dr. Sträter sowie beim Kommunaldezernenten, Herrn Ministerialrat Tröbel in Düsseldorf und am 16. 5. 1945 beim Herrn Landrat Engels in Kempen-N'rhein zur Wiederübernahme meines Amtes zurückgemeldet.

Am 11.9.1922 habe ich mich mit Henriette Wonders, Tochter der Eheleute Kaufmann Heinrich Wonders und Henriette geb. Fowinkel aus Dülken verheiratet. Aus dieser Ehe sind neun Kinder hervorgegangen, von denen ein Kind verstorben ist.

Kaldenkirchen, den 18.5.1945


(Dr. P a u w)
Amtsbürgermeister.

*aktuelle F.B. liegt an
München*

115 *I/584*

DU/D/012503/G.28/1749

Revised 1 January, 1946
Second Reprint June 1946

C.C.G. (B.E.) PUBLIC SAFETY (Special Branch)

DU/EU/006696/G.28/250
MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

2665

Fragebogen

Kat. 3

*10. 11. 48
Gebucht*

ACHTUNG: Der Fragebogen muß in zweifacher Ausfertigung eingereicht werden

WARNING: Read through the Fragebogen carefully before filling it in. The English text will prevail if discrepancies exist between it and the German translation. Answers must be typewritten or written clearly in block letters. Every question must be answered precisely and conscientiously and no space is to be left blank. If a question is to be answered by either "yes" or "no," write the word "yes" or "no" in the appropriate space. If the question is inapplicable, indicate this by some appropriate word or phrase such as "none" or "not applicable." Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire. Persons making false or incomplete statements are liable to prosecution by Military Government.

WARNUNG! SORGFÄLTIG DURCHLESEN! In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend. Mit Schreibmaschine oder deutlich in Druckschrift schreiben! Jede Frage genau beantworten! Fragen mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten! Falls die Frage nicht mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden kann, müssen eindeutige Angaben gemacht werden, z. B. „keine“ oder „unzutreffend“. Im Falle von Platzmangel Bogen anheften! Falsche oder unvollständige Angaben sind gemäß der Verordnungen der Militärregierung strafbar.

A. PERSONAL - A. PERSÖNLICHE ANGABEN

I/5695

1. Name position you hold, or for which you are being considered (including agency or firm). 2. Name (Surname) (Christian Name/s). 3. Other names which you have used or by which you have been known. 4. Date of birth. 5. Place of birth. 6. Height. 7. Weight. 8. Colour of hair. 9. Colour of eyes. 10. Scars, marks or deformities. 11. Present address (City, street and house number). 12. Permanent residence (City, street and house number). 13. Identity card, type and number. 14. Wehrpass No. 15. Passport No. 16. Citizenship. 17. If a naturalized citizen, give date and place of naturalization. 18. Name any titles of nobility which have been held by you or your wife or your respective parents and grand parents. 19. Religion. 20. With what church are you affiliated? 21. Have you ever severed your connection with any church, officially or unofficially? 22. If so, give particulars and reason. 23. What religious preference did you give in the census of 1939? 24. Name any crimes of which you have been convicted, stating dates, place and nature of the crimes.

1. Augenblickliche oder angestrebte Stellung Postbeamter 2. Name Otten
Zu(Familien)name

3. Andre von Ihnen benutzte Namen oder solche, unter welchen Sie bekannt waren oder sind Karl
Vor(Tauf)name(r)

4. Geburtsdatum 18. September 1889 5. Geburtsort Kallenkirchen RI

6. Größe 172 cm 7. Gewicht 76 kg. 8. Haarfarbe meliert

9. Farbe der Augen blau

10. Besondere Merkmale (Narben, Schmisso, Geburtsmerkmale, Verstümmelungen, Tätowierungen) oder Entstellungen keine

11. Gegenwärtige Anschrift Herengen, Louisenburg 135 a
(Stadt, Straße und Hausnummer)

12. Ständiger Wohnsitz Herengen, Louisenburg 135 a
(Stadt, Straße und Hausnummer)

*Karl Otten
Herengen 135 a*

Auszug aus der Entnazifizierungs-Akte Karl Otten. (352)

AB 809800

13. Art der Ausweiskarte **Personal Ausweis** Nr. **A.D.O.** 14. Wehrpaß Nr. **keine**
15. Reisepaß Nr. **keine** 16. Staatsangehörigkeit **Deutsches Reich**
17. Falls naturalisierter Bürger, geben Sie Ort und Datum der Einbürgerung an **unzutreffend**
18. Angabe aller von Ihnen, Ihrer Gattin (Gatten), Ihrer beiden Eltern und sämtlichen Großeltern innegehabter Adelstitel **unzutreffend**
19. Religion **religiöslos** 20. Welcher Kirche gehören Sie an? **keiner**
21. Haben Sie je offiziell oder inoffiziell Ihre Verbindung mit einer Kirche aufgelöst? **ja** 22. Falls ja, geben Sie Einzelheiten und Gründe an **aus rein persönlichen Gründen**
23. Welche Religionsangehörigkeit haben Sie bei der Volkszählung 1939 angegeben? **gottgläubig**
24. Führen Sie alle Vergehen, Übertretungen oder Verbrechen an, für welche Sie je verurteilt worden sind, mit Angabe des Datums, des Orts und der Art **keine**

B. SECONDARY AND HIGHER EDUCATION - B. (VOLKS-) GRUNDSCHUL- UND HÖHERE BILDUNG

Name and Type of school (if a special Nazi School or military academy, specify this)	Location	Dates of Attendance	Certificate, Diploma or Degree	Did Abitur permit University matriculation?	Date
Name und Art der Schule (Im Falle einer besonderen NS- oder Militärakademie geben Sie diese an)	Ort	Wann besucht? (von-bis)	Zeugnis, Diplom oder akademischer Grad	Berechtigt Abitur oder Reifezeugnis zum Universitätsseintritt?	Datum
Volksschule	Kaldenkirchen	1894-1901			
Kathol. höhere Knabenschule	"	1901-1905			
Königl. Gymnasium	Mörs	1905-1907	Obersekunda	Reife	

Verhandelt,

Kaldenkirchen, den 7. Januar 1946.

Auf Bestellung erscheint die Ehefrau des Färbereibesitzers Eugen Küppers, Hanna geborene Schuckmann, 34 Jahre alt, wohnhaft hier, Friedrichstrasse 5 und sagt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekanntgemacht, zur Sache folgendes aus:

Ich habe mich im Jahre 1935 mit meinem jetzigen Ehemann verlobt. Die Verlobung wurde im Hause meiner Eltern gefeiert. Unter anderen waren bei der Feier auch Siegfried Sanders und Herr Paul Kauwerts anwesend. Als bekannt wurde, dass Siegfried Sanders an unserer Verlobung teilgenommen hatte, ging es gleich mit Schwierigkeiten los. Mein Vater, der damals schon Rektor an der hiesigen Schule war, wurde von der Partei aus mit Strafversetzungen gedroht. Trotz allem bestand unsere Freundschaft mit Herrn Sanders weiter und wir, mein Vater und mein Verlobter und ich, standen dauernd unter Kontrolle der Partei. Im Jahre 1938 wurde meinem Vater verboten, und finanziell zu unterstützen. Ganz schlimm wurde es bei der Judenaktion, als bei der Kontrolle der Bücher im Geschäft Sanders festgestellt wurde, dass Familie Küppers und Schuckmann bei Sanders gekauft hatten. Otten drohte damals, unsere Kunden der Färberei zu beeinflussen, damit sie nicht mehr bei uns arbeiten lassen sollten. Am 15. Juni 1940 wurde mein Mann durch die hiesige Gestapo verhaftet. Arbeiter unseres Betriebes hatten Ausserungen, die mein Mann gemacht hatte, dem Ortsobmann der Arbeitsfront, Hermann Küppers übertragen. Küppers hat diese Anzeige dann der Ortsgruppe vorgelesen und darauf hin wurde dann mein Mann verhaftet. Er wurde vom Sondergericht in Düsseldorf auf Grund des Heintückegesetzes zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt. Ein Schriftsatz der Ortsgruppe, vom damaligen Ortsgruppenleiter Otten verfasst, lag der Anklageschrift bei. In diesem Schreiben hiess es u. a.: „Küppers ist ein grosser Judenfreund und eingegener der Partei. Er ist ein Arbeitgeber der Systemzeit, der die letzten 20 Jahre verschlafen hat. Milde ist hier nicht am Platze, ich beantrage eine exemplarische Bestrafung. Nach meiner Ansicht ist es nur die Schuld des damaligen Ortsgruppenleiters Otten, dass mein Mann bestraft wurde, denn es lag nur bei ihm, hier ein gutes Wort einzulegen, aber er hat gerade das Gegenteil getan und dadurch wurde mein Mann auch so schwer bestraft. Ich nehme auch an, dass es auf Betreiben der Partei gewesen ist, dass mein Mann schon zwei Monate nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis seinen Gestellungsbefehl bekam. Im Juni 1942 wurde dann auch unsere Färberei geschlossen, obwohl wir nur mit alten Leuten arbeiteten, die für einen Kriegseinsatz nicht infrage kamen und Arbeit genügend vorhanden war. Trotz meines Einspruches in Berlin, wo ich persönlich hingefahren bin, wurde der Betrieb aber geschlossen. Auch hier nehme ich an, dass es nur eine Machenschaft der Partei war, die sich an uns rächen wollte.“

v. s. u.

Hanna Küppers

s. w. o.

J. Ahlert

Revieroberleutnant der Schutzpolizei.

Verhandelt,

Kaldenkirchen, den 8. Januar 1946.

Auf Bestellung erscheint der Bäckermeister Willi Küppers, 56 Jahre alt, wohnhaft hier, Entenpfad 3 und sagt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekanntgemacht folgendes aus:

Zur Sache:

Wir, das heisst meine Eltern und ich, haben mit der jüdischen Familie Sanders immer in einem guten nachbarlichen Verhältnis geliebt. Als der alte Herr Sanders im Jahre 1937 starb, nahm ich in Vertretung meines Vaters an der Beerdigung teil. Gleich nach der Beerdigung blieben schon die ersten Kunden aus. Kurze Zeit nachher wurde an öffentlichen Gebäuden (Post-Bürgermeisteramt-Bahn-Soll-Schule) ein Anschlag angebracht, dass bei Judenfreunden nicht gekauft werden dürfe. Der Name unseres Geschäftes war auf diesem Plakat nicht angegeben, konnte aber im Parteiheim in Erfahrung gebracht werden. Auch gingen bei den Beamten, die Parteigenossen waren, Listen um, in denen sie durch Unterschrift bescheinigen mussten, dass sie davon Kenntnis hatten, dass sie nicht in unserem Geschäft kaufen dürften. Auch standen Zollbeamte in der Nähe unseres Geschäftes Posten, die jeden Parteigenossen und jeden Beamten notierten, die in unserem Geschäft noch kauften. Da unser Geschäft immer mehr zurück ging, ging mein damals schon 80 Jahre alter Vater, der noch immer Inhaber des Geschäftes war, zum damaligen Ortsgruppenleiter Otten und wollte den über unser Geschäft verhängten Boykott gerne aufgehoben haben. Otten versprach, den Boykott aufzuheben, hat aber nichts unternommen. Mein alter Vater und meine Frau sind dann auch noch zur ~~Kreisleitung nach Kampen~~ ^{F. Gauß} gefahren, um dort zu erwirken, dass der verhängte Boykott aufgehoben wurde. Aber auch hier ohne Erfolg. Im Mai 1938 erhielt ich zu Hause einen fernmündlichen Anruf von dem damaligen stellvertretenden Kreisleiter Schmitz, dass die Sache ins Reine gebracht werden sollte und wir vereinbarten, dass die Angelegenheit an einem bestimmten Tage bei mir in der Wohnung besprochen werden sollte. Einen Augenblick später kam wieder ein Anruf von derselben Stelle. Nun wurde mir mitgeteilt, dass die Besprechung leider nicht bei mir zu Hause stattfinden könne, sondern das ich an dem bestimmten Tage zum Parteiheim kommen müsse. Ich nehme an, dass Otten, der damals hier als Postmeister war, das Gespräch mit anhörte und nun den stellvertretenden Kreisleiter Schmitz umstimmt. In der Besprechung im Parteiheim kam es nun zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen mir und Otten, jedoch wurde der Boykott unseres Geschäftes aufgehoben. Als meine Eltern im Jahre 1938 ihre goldene Hochzeit feierten, wollte die Stadt Kaldenkirchen meinen Eltern als Angebinde statt eines Geldgeschenkes ein Bild der Stadt Kaldenkirchen überreichen. Am Festtage war aber weder die Stadt Kaldenkirchen noch die Partei als Gratulant bei meinen Eltern. Dieses hat meinen Eltern, die Ur-Kaldenkirchner waren, schwer gekränkt. Auch dieses ist bestimmt eine Machenschaft von Otten gewesen. Um den Charakter des Otten richtig zu schildern, kann ich noch folgendes schildern: Ich war nach dem vorigen Kriege, während der Besatzungszeit, Jugendleiter im Turnverein. Da es bei den jungen Leuten schwer war, des Öftern Ordnung zu halten, musste auch mal ein scharfes Wort gebraucht werden. Besonders beim Antreten zu den Übungen, was in den meisten Fällen nicht ohne Lärm abging. Mir wurde nun von Bekannten mitgeteilt, dass ich ja jeden militärischen Ton vermeiden möge, denn Otten hätte gedroht, mir die Besatzung in den Saal zu schicken! Der ganze Hass des Otten unserer Familie gegenüber rührt daher, dass Otten früher ein grosser Judenfreund war und sich sogar bei dem jüdischen Geschäftsmann Jakob Sanders Geld geliehen hatte. Als die Judenaktionen ausbrachen, wollte Otten dieses aber nicht wahr haben. Ich bin aber persönlich bei Sanders in Köln gewesen und habe die Briefe gelesen in denen Otten Sanders mit "Lieber Jakob" anredete und mit "Dein

Freund

Freund Karl" schloss.

Anfang August 1944 wurde ich mit noch mehreren Kaldenkirchener Bürgern, die 1933 Stadtverordnete oder Beigeordnete waren, verhaftet und nach Anrath gebracht. Nach drei Tagen Haft wurde ich aber wieder entlassen.

v.

s.

u.

J. Kich Kippers

s.

w.

o.

Dahlm,

Revieroberleutnant der Schutzpolizei.

Verhandelt,

Kaldenkirchen, den 14. Januar 1946.

Auf Bestellung erscheint die Ehefrau Ernst Lappen, Martha geborene Klappert, 66 Jahre alt, wohnhaft hier, Knorrstrasse 77 und sagt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekanntgemacht, folgendes aus:

Zur Sache:

Otten hat immer gegen mich und meinen Mann bei der Partei gehetzt und uns auf jede nur erdenkliche Weise schikaniert. Sieben Jahre hatten wir nur mit Parteigerichtsverfahren zu tun, alles nur Machwerk von Otten. Otten brachte es so weit, dass mein Mann und ich 1941 aus der Partei ausgestossen wurden. Nach dem letzten Parteigerichtsverfahren im Jahre 1942 wurden wir aber wieder in die Partei aufgenommen. Wir haben damals nur Einspruch gegen den Ausstoss aus der Partei erhoben, weil man von Seiten der Partei unser Lokal schliessen wollte, weil angeblich in unserem Lokal der nationalistische Geist nicht gepflegt wurde. Otten war es persönlich, der in einer Sitzung der Block- und Zellenleiter den Boykott über unser Lokal aussprach. Auch hetzte er die SA gegen meinen Mann auf, trotzdem er zu dieser Zeit noch kein Ortsgruppenleiter war. Otten war es auch, der immer gegen meinen Mann hetzte, dass er als Ortsgruppenleiter zu schlapp und zu weich sei, er sei alles andere, nur kein Nationalsozialist. Als der Fall Roggendorf-Otten im Sitzungssaal des Rathauses unter Vorsitz vom damaligen SA-Führer Aigeltinger aus Krefeld zur Verhandlung kam, ergriff mein Mann als Ortsgruppenleiter Partei für Roggendorf, da er wusste, dass Otten wieder einmal eine falsche Anschuldigung gemacht hatte. Auch dass mein Mann sich den Juden gegenüber immer als Mensch benahm, wurde ihm von der Partei übel genommen. Otten war es auch, der den damaligen Führer der hiesigen SA, Heussen, gegen meinen Mann aufhetzte, während er selbst aber im Hintergrund blieb. Otten war es auch, der einmal bei uns vorbei kam und gegen mich ausspuckte als er mich sah. Als ich mich deshalb bei Kreisleiter über Otten beschwerte, wusste es Otten so zu drehen, dass ich wegen Beleidigung des Otten bestraft wurde. Auf Betreiben von Otten war auch der damalige Kreisleiter Niem gegen meinen Mann eingestellt, denn beide hatten Angst, dass, wenn der Krieg gewonnen wäre, mein Mann gegen beide auftreten würde, um ihre Machenschaften aufzudecken. Aus diesem Grunde wurde auch mit allen Mitteln versucht, meinen Mann aus der Partei zu entfernen, da er als Nichtpartei-genosse nicht mehr am Parteigericht auftreten konnte.

Wenn es auch nur eine Kleinigkeit ist, so will ich doch den Fall schildern. Mein Mann hatte einen Jagdhund und Otten hat den Hund, als er bei uns vorbei kam, mit zur Jagd genommen. Später erhielt mein Mann nun eine Anzeige, dass unser Hund sich in einem fremden Jagdrevier umhergetrieben hätte. Ich will damit nur schildern, wie Otten auf jede nur erdenkliche Art und Weise hinter und her war. Ihm war jedes Mittel recht, um Menschen zu schikanieren und zu tyrannisieren.

v. g. u.
Frau Ernst Lappen
 g. w. o.
M. Lappen

Revieroberleutnant der Schutzpolizei.

Verhandelt,

Kaldenkirchen, den 15. Januar 1946.

Bestellt erscheint der Spediteur Paul Kauwerts, 43 Jahre alt, wohnhaft hier und sagt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekanntgemacht, folgendes aus:

Zur Sache: Ich war mit Siegfried Sanders seit meiner frühesten Jugend immer gut befreundet und habe mich auch nach 1933 immer mit ihm zusammen in der Öffentlichkeit gezeigt, auch immer in seinem elterlichen Hause verkehrt. Als der alte Herr Sanders starb, habe ich an dessen Beerdigung teilgenommen. Das war im Jahre 1937. Gleich nach der Beerdigung wurde unser Geschäft, zusammen mit anderen Kaldenkirchener Geschäften, deren Inhaber auch als judenfreundlich galten, boykottiert. Soviel ich weiss, wurde der Boykott von dem damaligen Ortsgruppenleiter Otten in einer Parteiversammlung bekanntgegeben. Alle Behörden und vielleicht auch Firmen haben von diesem Boykott Kenntnis erhalten. Da ich noch weiter mit Siegfried Sanders in der Öffentlichkeit gesehen worden war, schrieb Otten damals an die Reichsbahndirektion, dass mir die bahnamtliche Spedition genommen werden sollte. Auch der damalige Regierungsrat Zellmann, der Leiter des hiesigen Hauptzollamtes, wollte es durchsetzen, dass ich nicht mehr zum Zollabfertigungsdienst zugelassen werde und das Transitlager sollte und ebenfalls genommen werden. Der bahnamtliche Follführvertrag wurde auch tatsächlich auf Grund dieser Machenschaften gekündigt. Da kein anderer Spediteur bereit war, die Bahnspedition zu übernehmen, wurde der Vertrag auf monatliche Kündigung herabgesetzt. Wären die Absichten von Otten, unser Geschäft von der bahnamtlichen Spedition und vom Zollabfertigungsdienst auszuschliessen ge glückt, so wäre unser Geschäft ruiniert gewesen. Auf Grund der damals gegen mich gerichteten Machenschaften wurde mir sogar zweimal der Zutritt zum Zolleschuppen verboten, in dem ich täglich mehrere Stunden zu tun hatte. Als im November 1938 hier die jüdischen Geschäfte zertrümmert wurden und die Geschäftsbücher zur Partei geholt wurden, fand Otten in den Büchern von Sanders auch vier Konten auf den Namen Kauwerts. Wiederholt musste ich zu Otten auf der Ortsgruppe kommen, besonders deshalb, weil in den Büchern eine Eintragung vorgefunden wurde, dass ich Sanders im Jahre 1928 einen Betrag geliehen hatte, der noch nicht voll zurückgezahlt war. Auf diesem Betrag waren auch Ratenzahlungen von Kunden des Sanders abgezahlt worden, wo ich die Beträge einkassierte. Otten machte mir aber den Vorwurf, ich hätte Nichtjuden gegenüber dem Juden getarnt. Auch bei den oben erwähnten vier Konten Kauwerts handelte es sich nur um Decknamen von Beamten, die noch bei Sanders über mich kauften, aber nicht haben wollten, dass ihre Namen in den Geschäftsbüchern Sanders vermerkt waren.

Am 20. April 1939 hatte ich Siegfried Sanders in Köln wieder einmal getroffen. Nach einigen Tagen musste ich wieder zu Otten kommen und empfing mich gleich mit den Worten: „Nun ist aber Schluss, nun wird das Geschäft aber geschlossen.“ Als ich habe Otten damals den Nachweis erbracht, dass ich nicht in Köln war und da ich kein Parteimitglied war, konnte man mich auch nicht vor ein Parteigericht bringen um die Angelegenheit zu klären. Mein Ersuchen, mir den betr. Zeugen, der mich in Köln gesehen haben wollte, gegenüber zu stellen, wurde nicht entsprochen. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob und welche Massnahmen Otten damals gegen mich ergriffen hat. Als mein Freund Eugen Küpers damals wegen nazifeindlicher Aesse ungen verhaftet war, habe ich für ihn die Geschäftsfahrten ausgeführt. Ich wurde von befreundeter Seite gewarnt, diese Fahrten zu unterlassen, da ich dadurch einen Mann mit staatsfeindlicher Gesinnung unterstützte. Ob Otten hier etwas gegen mich unternommen hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Durch

Durch die Machenschaften des Otten ist unser Geschäft damals schwer geschädigt worden. Auch durch die dauernden Anfeindungen von seiten der Partei war ich gesundheitlich stark herunter gekommen. Ich hatte damals vor, für unser Geschäft zwei Lastwagen zu kaufen. Da ich aber hierfür eine Bescheinigung der Partei benötigte, habe ich es unterlassen müssen, denn als Antinazi hätte ich diese Bescheinigung nie bekommen. Auch heute habe ich nun noch den Nachteil, denn es wird mir heute von der Fahrbereitschaft kein Lastkraftwagen zugeteilt, weil ich auch früher keinen Lastwagen für die Firma hatte.

Ich muss mich heute nur wundern, dass Otten keine Massnahmen gegen mich unternommen hat, um mich in Schutzhaft zu nehmen oder in ein Konzentrationslager zu bringen, besonders da ich wegen meiner judenfreundlichen Gesinnung und wegen freimaurerfreundlicher Aeusserungen wenigstens 15 - 20mal bei der Partei vorgeladen war. Hätte Otten nur eine Gelegenheit gehabt, mich strafrechtlich zu fassen, hätte er dieses bestimmt getan. Was Otten in Wirklichkeit gegen mich unternommen hat, entzieht sich meiner Kenntnis, da die ganze Angelegenheit nur im vertrauten Kreise behandelt wurde und nichts an die Öffentlichkeit kam.

V.

S.

U.

S.

W.

O.

J. J. J.

Revieroberleutnant der Schutzpolizei.

Meine Bekanntschaft und Einstellung zu dem ehemaligen Ortsgruppenleiter Karl Otten.

Ich bin alter Kaldenkirchener und meine Vorfahren sind schon seit einigen hundert Jahren in Kaldenkirchen ansässig. Otten kenne ich schon von frühester Jugend an. Wir waren in jungen Jahren sehr gut befreundete Sportkameraden. Nach Beendigung meiner Schulzeit erlernte ich das Schlosserhandwerk in Greifrath b/Krefeld. Nach Abschluss meiner Lehre ging ich in die Fremde und arbeitete in Duisburg, Düsseldorf, Aschen und Berlin. In Berlin wurde ich im 1. Weltkrieg zum Wehrdienst eingezogen. In dieser Zeit wurde ich ein radikaler Antifaschist und bin es bis zur Stunde geblieben. Im Jahre 1920 kam ich wieder nach Kaldenkirchen und unsere alte Bekanntschaft lebte neu auf. Es war wieder eine Auffrischung unserer Jugendzeit. 1922 nahm ich eine Stelle in Duisburg an und blieb dort bis zu meiner Eheschliessung. Durch die Vermittlung eines Neffen des Karl Otten hatte ich im Jahre 1935 eine Stelle bei den Schorsch Elektro-Werken in Rheydt bekommen. Dieser Neffe, Karl Otten, war als junger Mensch Schlosserlehrling unter meiner Aufsicht bei der Duisburger Masch.-Fabrik (Damag). Ich erwähne dieses alles, weil ich damit bekunden will, dass Otten und ich uns sehr nahe standen. Zudem sind Otten und mein ältester Bruder Kollegen. Somit wusste er ganz genau, dass unsere Familie aus anständigem Holz geschnitzt ist. Natürlich waren wir keine Nazis und deshalb musste ich unter seiner Regie als Ortsgruppenleiter kümmerliche Stunden verleben, die ich ihm nicht vergessen kann.

Wie schon erwähnt, war ich ein Gegner der Nazis und störte mich in Kaldenkirchen an nichts. Ich fuhr morgens um 5 Uhr nach Rheydt und kam abends gegen 7 Uhr nach Hause. Mein Gruss blieb konstant; "Guten Tag!" Etwas in Sammelbüchsen geben, kam nie in Frage und bei Umsagen ging ich diesen aus dem Wege. Otten trug in dieser Zeit schon Uniform und war gross in Form. Mich liess er aber bis 1938/39 in Ruhe. Eines Tages war ich Zeuge, wie der damalige Propagandaleiter Lehrer Buschmann einem Kaldenkirchener, welcher Soldat war, im Hotel Weingarten eine Achselklappe vom Weissenrock riss. Dieses gab ein gerichtliches Sachspiel und ich musste als Zeuge vor Gericht aussagen. Ich sagte dort nichts als die Wahrheit. Nun wurden Beschuldigungen gegen mich gesucht und gefunden. Auf einer Parteiversammlung im hiesigen Kaiserhof verhangte Otten über das Geschäft meiner Frau (Meine Frau hatte einen kleinen Putzmacherladen) das Kaufverbot für Parteigenossen. Er bezichtigte mich als Judenfreund und Anhänger der Spanischen Kommunisten. Ich wusste vorerst von nicht, nur fiel mir auf, dass manche Leute, die mir sonst die Tagesszeit boten, nicht mehr grüssten, oder mir aus dem Wege gingen. Eines Abends als ich von der Arbeit nach Hause kam, erzählte mir meine Frau, was sich zugetragen hatte. Parteigenossen waren zu ihr gekommen und hatten es ihr erzählt. Ich war sprachlos, dass ein Mann wie Otten ohne mit mir Rücksprache zu nehmen, sowas tun konnte. Sofort schrieb ich ihm und bat um eine Aussprache. Ich bekam auch nach einigen Tagen ~~Antwort~~ ein Schreiben, in dem Ort und Termin festgelegt war, wo wir uns aussprechen konnten. Als ich zu der angegebenen Zeit zum Parteihaus kam, war Otten nicht da. Sein Ziel war, die Sache in ~~der~~ Länge zu ziehen. Ich traf ihn nach einiger Zeit auf der Strasse und bat ihn wieder um eine Aussprache. Diese kam auch nach einiger Zeit zustande. Als ich ihn fragte, wie er dazu käme, mich zu beschuldigen, erklärte er: als Hohheitsträger musste ich so handeln. Er hätte drei glaubwürdige Zeugen, die beides könnten, dass ich einem Juden (Albert Sanders) die Hand gegeben hätte und in einer Unterhaltung mich über das Verhalten der Spanischen Kommunisten lobend geäussert hätte. Ich bestritt dieses und verlangte den Zeugen gegenübergestellt zu werden. Otten versprach dieses und wollte bis zu dem Termin nichts gegen mich unternehmen. Trotz des Versprechens, wurde nach ca. 2 Wochen auf einer Versammlung der Arbeitsfront das Kaufverbot gegen das Geschäft meiner Frau erneut ausgesprochen. Ich beschwerte mich schriftlich bei Otten, dass er sein Versprechen nicht gehalten hätte und mir zu Ohren gekommen sei, dass der Ortsobmann Herr. Klippers, seiner Anweisung nicht Folge geleistet hätte. Nun fühlte Otten sich beleidigt. Er schrieb mir, der Fall würde nicht eher erledigt, bis ich die Leute angegeben hätte, die mir das übertrugen. Ich gab darauf schriftlich

zur Antwort: "Was öffentlich in einer Versammlung bekannt gemacht wird, ist kein Geheimnis und wüßte die ganze Stadt Kaldenkirchen". Otten hatte aber durch all dieses Zeit gewonnen, um das Kaufverbot in die Länge zu ziehen. So ging es eine Weile weiter. Meine Frau wurde darüber mutlos und vergoss dieserhalb manche Träne. Jeden Abend wenn ich nach Hause kam, gab es was Neues. Auch meine Nerven litten stark. Erst recht, da ich am Tage körperlich und geistig angestrengt arbeiten mußte. (Ich war als Mechaniker für Versuchsarbeiten beschäftigt). Da Otten nichts mehr von sich hören liess, gab ein Parteigenosse mir den Tipp, persönlich beim Kreisleiter vorzusprechen. Der würde öfters Streitfälle im Ort regeln. Als ich den Tag wußte, an dem der Kr. Leiter hier war, ging ich zum Parteiheim und meldete mich ohne Wissen von Otten beim ~~dem~~ bei diesem. Es war der stellvertretende Kr. Leiter August Schmitz aus Brecht. Ich trug ihm meinen Fall vor und betonte ausdrücklich, dass das ganze von Otten ein Scherz sei, weil ich gegen seinen Propagandaleiter vor Gericht ausgesagt hätte. Ich fragte Otten der zugegen war, wann das gewesen sein sollte, dass ich mich über Spanische Kommunisten ausgelassen habe und wann ich dem Juden die Hand gereicht hätte. Er sagte: Dieses läge schon eine zeitlang zurück. Auf meine Frage, warum er denn jetzt erst damit heraus käme, sagte er zu Schmitz: Er hätte weiteres Material gegen mich sammeln wollen. Schmitz wurde stutzig, weil dieses nicht sofort zur Meldung gekommen war. Ich hatte Otten in einer früheren Unterredung erklärt: dass ich nie in meinem Leben einer Partei angehört hätte und nur freigewerkschaftlich organisiert gewesen wäre, so lange ich in der Fremde war. Dieses wollte er noch ausnutzen, er wurde aber von Schmitz abgelehnt. Ich verlangte nun eine Gegenüberstellung der Zeugen. Otten liess den Bauunternehmer Koerstgens herbeiholen. (Koerstgens war auch ein führender Nazi). Ich stellte an diesen die Frage: "Du willst beides, dass ich dem Juden Albert Sanders die Hand gegeben habe", antwortete er sofort: nein, das kann ich nicht. Zu Schmitz hingewandt sagte er: Frenken ist der grösste Judenfreund der in Kaldenkirchen herumläuft. Meine Antwort dem stellv. Kr. Leiter gegenüber war: Sollte ich das getan haben, so wäre ich nicht zu feige, dies auch offen zu bekennen. Ich habe Sanders nie als Juden, sonder als Mensch betrachtet. Zudem seien wir vom ersten Weltkrieg her Kriegskameraden und hätten zusammen den serbischen Feldzug mitgemacht. Schmitz stellte sich nun auf meine Seite und Otten liess die anderen zwei Zeugen garnicht herbeiholen. Von Spanischen Kommunisten wurde nichts mehr erwähnt. Schmitz bestand auf eine sofortige Erledigung. Otten schlug vor, mich mit einer Geldstrafe zu belagen. Auch dieses lehnte ich ab, da ich mich keiner Schuld bewusst war. Schmitz war derselben Meinung. Dann schlug Otten vor, es muss aber in der Zeitung widerrufen werden. Ich nahm an, dass damit die Aufhebung des Kaufverbots gemeint war und überliess es ihm, wie er es aufsetzen würde. Nach einiger Zeit war in der Volksparole nachstehendes zu lesen:

"Nachdem der Volksgenosse Hans Frenken bei der hiesigen Ortsgruppe folgende Erklärung abgegeben hat":

"Ich habe eingesehen, dass ich falsch gehandelt und mich zu politischen Dingen unüberlegt und unvorsichtig geäussert habe, ich bedaure das und werde mich, ~~gen~~ ~~meinen Fehler wieder gut zu machen~~, bemühen, meinen Fehler wieder gut zu machen". Ich hebe nunmehr die Anordnung betreffend das Kaufverbot gegen das Geschäft Frenken, auf Mühlenstr. mit sofortiger Wirkung auf.

Otten, Ortsgruppenleiter

Diese Bekanntmachung habe ich noch im Original. Ich glaubte nicht an ein tausendjähriges Reich und wußte, dass ich ^{ja} Stückchen Papier noch mal brauchen würde.

Alles was Otten geschrieben hat war Lüge. Ich hatte nichts eingestanden und auch in nichts unüberlegt gehandelt. Auf Bitten und Flehen meiner Frau liess ich alles ruhen. Meine Frau zahlte noch 8 RM für die Bekanntmachung.

Das war Otten mein ehemaliger Sportefreund. Durch diesen Kampf und den drohenden Krieg, waren meine Nerven und Herz so geschwächt, dass ich beim Überfall Hollands durch die Deutschen am 10 Mai 1940 zusammen brach und nach 7 monatlicher und 3 monatl. Heilstätten-Behandlung bis zur Stunde gänzlich invalide bin.

Ich bin bereit, diese meine Angaben, jederzeit eidesstattlich zu bekräftigen.

Kaldenkirchen, den 23. August 1948

+ Kaldenkirchen Heilstätten

Hans Frenken Mühlenstr. 6.

Wunschgemäß will ich in nachstehenden Schilderungen einen Tatsachenbericht über einen Vorgang darlegen, der sich meines Wissens im Jahre 1937, zwischen dem damaligen Ortsgruppenleiter der NSDAP, Karl Otten u. mir abspielte.

Als ich in meiner damaligen Eigenschaft als Vorsitzender des hiesigen Turnvereins seitens der NSDAP zu einer besondern Versammlung eingeladen worden war, wobei der Sturmführer Peter Heußen über dessen Teilnahme an einem größeren sportlichen Lehrgang ein ausführlicheres Referat erstattete, wurde ich am Schluß derselben seitens des Ortsgruppenführers Otten darüber in Kenntnis gesetzt, daß sich das Vereinsmitglied Willy Klippers an einem nachbarlichen Begräbnis des verstorbenen jüdischen Nachbarn Simon Sanders beteiligt habe. Otten erblickte in dieser Teilnahme eine gewisse Provokation gegenüber der NSDAP und da der Turnverein dem nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen angeschlossen war, mußte er mich ersuchen, den genannten Willy Klippers aus der Vereinsmitgliederliste zu streichen. Obgleich die deutschen Turnvereine durch ihre damalige gezwungene Überführung in den NS-Reichsbund für Leibesübungen erfolgt war, glaubte ich an dem bisherigen Grundsatz, frei von allen parteipolitischen und konfessionellen Bestrebungen, festhalten zu sollen und lehnte das Ansinnen des Ortsgruppenführers Otten ab.

Als die Öffentlichkeit von diesem Vorgang erfuhr, wurde u. a. das Gerücht verbreitet, Otten habe sich bei einem mit ihm befreundeten Juden a. 24 Geld geliehen. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß es sich in diesem Falle um einen in Köln wohnhaften Sohn, namens Jakob Sanders, des verstorbenen S. Sanders, Kaldenkirchen handelte. Um hierüber Aufklärung zu bekommen, fuhr ich dieserhalb mit Willy Klippers nach Köln zu dem Vorgenannten, bei dem ich an Hand der mir zur Verfügung gestellten Unterlagen feststellen konnte, daß sich Otten tatsächlich bei Sanders Geld geliehen habe, jedoch war der Betrag bereits bis auf eine kleinere Differenz zurückbezahlt. Also: "Den Splitter im Auge des Nächsten siehst du, dagegen den Balken in eigenem Auge nicht."

Für die Richtigkeit:

Karl Heußen
Mall. Heußens
Kaldenkirchen a. Rhld.

9/10/38

Karl Otten
Jserloherstr 7

Köln Merheim rrh, den März 1950 7

Entnazifizierung *Anfragen, wo I. S. K. Lang*

Deutscher Entnazifizierungsausschuss
219. a. u. l. B. Düsseldorf
Eingang: 21.3.50
Sachbearbeiter: S.
Aktz.

den Entnazifizierungs-Hauptausschuss
bei der Regierung in
Düsseldorf
Cäcilienallee 2

Unter Bezugnahme auf die Bestimmungen der Verordnung zum Abschluss der Entnazifizierung vom 24.8.1944 (Gesetz und Verordnungsblatt No 36 vom 7/9 1949) gestatte ich mir die Bitte um nochmalige Überprüfung meiner Entnazifizierung.

Nach der Berufungsverhandlung vom 13/9 1949 wurde mir nachfolgender Einreichungsbescheid zugestellt: "Der Berufungsführer wird in Gruppe III eingestuft. Seine Pension wird für den Fall der gesetzlichen Pensionierungsmöglichkeit auf 60% der Gehältnisse eines Postinspektors festgesetzt."

Wenn ich schon heute um eine Überprüfung bitte, so möchte ich erwähnen und auch zu berücksichtigen bitten, dass mein bereits im Januar 1946 der Oberpostdirektion Düsseldorf eingereichter Fragebogen, womit praktisch meine Entnazifizierung eingeleitet war, in Verlust geraten ist, wovon ich erst Ende 1947 endgültigen Bescheid bekam. Dadurch hat sich meine Entnazifizierung um nahezu 2 Jahre verzögert.

Am 16.12 1945 wurde ich aus dem Internierungslager Idar-Oberstein entlassen und habe mich nach Wiederherstellung meines unglaublich schlechten Gesundheitszustandes bereits im April 1946 durch das Arbeitsamt Geldern in Arbeit einweisen lassen. Bis Ende August 1948 bin ich in der Landwirtschaft tätig gewesen und musste wegen eines mir dabei zugezogenen doppelseitigen Leistenbruchs aus dieser Beschäftigung ausscheiden; dann habe ich einige Monate durch Sammeln und Verkauf von Pilzen und Brombeeren meinen Lebensunterhalt zu verdienen versucht und bin Mitte Oktober 1948 als Nachtwache in einem Textilwaren-Großhandelsbetrieb beschäftigt.

Ich glaube durch meinen Arbeitseinsatz an einem mir vom Arbeitsamt zugewiesenen Platz meinen guten Willen, für das Allgemeinwohl zu arbeiten, unter Beweis stellen zu können. Die Zeugnisse über mein Verhalten nach 1945 füge ich als Anlagen bei und bitte auch den jetzigen Landrat des Kreises Kempen-Krefeld, Herrn Lambert ~~Massen~~ Massen Kaldenkirchen RI Steylerstr zu dieser Frage zu hören.

Zur Sache selbst möchte ich folgendes bemerken:

Ich gebe unumwunden zu, was ich auch schon in den Vorverhandlungen meinten habe, dass ich mich in den Jahren bis 1939/40 aktiv für den Nationalsozialismus eingesetzt habe. Das geschah aber in dem guten Glauben, einer guten Sache zu dienen. Mein ganzes Tun und Handeln war nur auf diesem Glauben und damit sittlicher Überzeugung gegründet.

Was ich mir in den Jahren an heute als Fehlentscheidungen erkannten Begebenheiten habe zuschulden kommen lassen, beabsichtige ich nicht auf andere abzuwälzen oder abzustreiten. Ich muss aber hier wieder betonen, dass diese Begebenheiten in einer gewaltigen Färbung niedergeschrieben sind, die mehr einer persönlichen Gehässigkeit als einer sachlichen Darstellung das Wort reden. Ferner sind mir darin Dinge untergeschoben worden, die ich nie angeordnet, veranlasst oder durchgeführt habe.

Ich war von 1932 bis 1934 beim Postamt Kaldenkirchen beschäftigt und als Blockleiter in der Partei tätig, von 1934 bis 1936 beim Postamt Lobberich, wo ich vertretungsweise für 2-3 Monate die Ortsgruppe führte, April 1936 bis Oktober 1940 wieder beim Postamt Kaldenkirchen. Hier wurde mir 1937 die Ortsgruppenleitung übertragen. Von Oktober 1940 bis zum Zusammenbruch war ich Leiter des Postamts in Geldern, wo ich mich bis 1942 politisch nicht betätigte, dann aber, um nicht von der Kreisleitung in eine Parteiarbeit dienstverpflichtet zu werden, habe ich mich zur ehrenamtlichen Mitarbeit im SD entschlossen.

Nur aus meiner Vaterstadt Kaldenkirchen liegen Beschwerden gegen mich vor. Von Lobberich nicht eine einzige und von Geldern bezeichnender Weise nur solche von beamteten Parteigenossen des Postamts, dessen Lei-

L: 1, 2, 3

Leiter ich war, und die durch ihre vollends erfundenen Erklärungen, durch mich zum Eintritt in die Partei veranlasst zu sein, sich und damit ihre Wiederbeschäftigung bei der Post retten wollten, was **innh** durch folgendes bewiesen wird:

1. Von keinem Nichtparteigenossen des Postamts oder der Bevölkerung der Stadt Geldern liegt irgendetwas Nachteiliges gegen mich vor.
2. Eine Reihe beiliegender Erklärungen von Nichtparteigenossen des Postamts besagt genau das Gegenteilige. Anl. 4-8a
3. Die beiden Herren des Entnaz. Komitees der Post, Herr Jensen und Herr Linsen haben in beiden Verhandlungen eindeutig erklärt, dass ich nie irgendeinen Druck auf sie ausgeübt oder sie benachteiligt hätte. Der Herr Jensen erklärte noch ergänzend, dass er, obwohl nicht der Partei angehörig, durch mich befördert wurde.
4. besagt die anl. Erklärung der Frau Backes, wie es **sb**inerzeit gemacht wurde und wie jeder sich zu retten suchte, selbst auf Kosten anderer. Anl. 9

Was nun die Beschwerden aus meiner Vaterstadt betreffen, so muss ich betonen, dass nicht eine einzige dieser Begebenheiten etwa durch mich aufgestöbert und dann angezeigt wurde; sie wurden vielmehr alle ausgelöst durch bei mir vorgebrachte mündliche oder schriftliche Anzeigen vonseiten der Parteigenossen während der Tagungen, der dienstlichen Besprechungen und einige in schriftlichen Meldungen, sodass ich als Ortsgruppenleiter irgendwie handeln musste. Zudem stand ich insofern unter einem gewissen Druck, als 2 vor mir abgebaute Ortsgruppenleiter mich bis ins Kleinste beobachteten und beobachten liessen mit der Absicht, auch mich zu Fall zu bringen. Das haben sie auch anfangs 1940 verwirklicht, indem sie die in der Öffentlichkeit bekannt gewordene Tatsache, wonach ich nachweislich noch bis 1936 brieflich mit einem Juden (Sanders) verkehrte, der Gauleitung unterbreiteten, worauf ich in einem Parteigerichtsverfahren bestraft und als Ortsgruppenleiter abgelöst wurde.

Da, wo mir vertraute Parteigenossen eine Anzeige erstatteten, habe ich die an sich vorgeschriebene Weitergabe an die Kreisleitung unterlassen, die Betroffenen gewarnt, ja selbst Anzeigen unterdrückt.

So habe ich im Fall Willy Küppers (Teilnahme an einer Judenbeerdigung) den von der Kreisleitung beabsichtigten Antrag an den Gau auf Schliessung des Geschäfts durch meinen Bericht auf ein Kaufverbot für Parteigenosse für einige Wochen abändern können.

Anl.: 10

Im Fall Pelters, betr. Absetzung des Willy Küppers aus der Mitarbeit im Turnverein, habe ich nach Erhalt des diesbezgl. Antrags der HJ Bannführung durch die Kreisleitung zur Stellungnahme zunächst noch eine Besprechung mit dem Vorstand des Turnvereins anberaunt und weiter in meiner Stellungnahme an den Kreis mich eindeutig gegen eine Massnahme gegen Küppers bzw. den Turnverein ausgesprochen und erreicht, dass nichts unternommen wurde. In dieser Besprechung mit dem Vorstand des TV wurde mir von dem Vorsitzenden dieses Vereins, dem Parteigenossen Pelters, der Briefverkehr mit den Juden vorgeworfen und der TV brachte dies auch in die Öffentlichkeit.

Anl.: 11

Dazu hat mir Pelters gelegentlich meines Besuchs erklärt, er habe nicht beabsichtigt, gegen mich in der vorl. Angelegenheit eine Beschwerde einzureichen, da ja nichts gegen Küppers oder den TV unternommen worden sei. Ein Herr Ulen aber, Mitglied des Entnaz. Komitees der Post Kaldenkirchen habe ihn wohl 10 mal um eine Erklärung aufgesucht und um diesen Herrn loszuwerden, habe er dann die Eingabe abgefasst.

Im Fall Kauwertz habe ich nach einer mir schriftlich zugegangenen Anzeige, diesen gewarnt und auf die Gefahr für seine bahnamtliche Spedition hingewiesen. Ihm ist nie etwas zuleid getan und nie ist ihm die Spedition genommen worden, was ohnweiters wohl eingetreten wäre, hätte ich ihm etwas antun wollen und die Anzeige mit Bericht der Kreisleitung vorgelegt.

Im Fall Frenken habe ich ebenso die Weitergabe der Meldung an den Kreis unterlassen und ihn gewarnt. Anl. 12

Dass ich im Fall Roggendorf die mir zur Last gelegte Aussage nicht gemacht haben kann, geht eindeutig daraus hervor, dass Roggendorf ~~mir~~ nicht bestraft wurde und wenn ich ihn als Täter erkannt hätte, hätte ich wohl Anzeige gegen ihn wegen Körperverletzung erstattet. Im Übrigen aber sagt die anl. Erklärung eines an den Untersuchungen beteiligten Zeugen das unzweideutig. Anl.: 13

An der vollkommenen Verdrehung der Tatsache trägt der damalige Ortsgruppenleiter Lappen, oder besser gesagt dessen in allen, auch politischen Dingen ausschlaggebende Ehefrau die Schuld. Lappen hatte als Ortsgruppenleiter den Vorfall der Kreisleitung gemeldet, was zu einer Untersuchung durch einen SA Führer führte. Zu dieser Zeit war ich noch in der Ortsgruppe Kaldenkirchen als Blockleiter und stand mit Lappen auf gutem Fuss. Kurze Zeit später aber hatte ich mir die tödliche Feindschaft der Frau Lappen zugezogen, weil ich die Absicht der Ortsgruppe, den amtierenden Amtsbürgermeister Dr. Pauw, der nicht Parteigenosse war, abzusetzen und Lappen an seine Stelle zu bringen, in hartem Kampf selbst mit der Kreisleitung vereitelt.

Zeuge Dr Pauw Anl.: 14

Wenn ich tatsächlich ein so gehässiger Aktivist gewesen wäre, wie mir von einigen Wenigen meiner Vaterstadt zugeschrieben wird, wäre es wohl unmöglich gewesen, mich in nachfolgenden Fällen so einzustellen, wie es geschehen ist.

1. Der jetzige Landrat des Kreises Kempen-Krefeld, Herr Lambert Mann Maassen, Kaldenkirchen RL Steylerstr war wegen fortgesetzten Abhörens von Auslandssendern angezeigt. Nur dadurch, dass ich diese Anzeige zurückhielt und ihn warnte, ist er einer Bestrafung entgangen.
2. Bereits 1933/34 und später noch 1936 habe ich mich für den Nichtparteilgenossen, Amtsbürgermeister Dr Pauw in Kaldenkirchen bis zur Gauleitung eingesetzt und seine von der Ortsgruppe beabsichtigte Absetzung verhindert, weil es sich um einen tüchtigen Fachmann handelte, der zudem Kriegversehrter und Vater einer sehr grossen Familie war. Zeugnis Dr Pauw Anl. 14
3. Bei einer von der NSV aufgedeckten verbotenen Sammlung des kathol Kirchenchors Kaldenkirchen hatte mich die Kreisleitung zu dem Termin beim Amtsgericht in Krefeld bestimmt zur Wahrung der Interessen der Partei. Weil ich dem amtierenden Richter erklärte, keinen Wert auf eine Bestrafung der Beteiligten zu legen, kam es nicht nur zu keiner Verhandlung, sondern auch nicht zu einer Bestrafung des ebenfalls anwesenden Vors. des Kirchenchors, Herr Leo Terstappen. Anl.: 15
4. Der Anordnung der Kreisleitung, alle Vereinsführer abzusetzen, die nicht der Partei angehörten, habe ich nicht stattgegeben.
Zeuge: Landrat Maassen.
5. Beim Postamt Kaldenkirchen habe ich bei Vorschlägen zur Beförderung usw. mich nicht von der Zugehörigkeit zur Partei sondern nur von dienstlichen Gesichtspunkten leiten lassen, wie aus der anl. Erklärung des Postamts hervorgeht. Anl. 16

Wenn einer der beiden Genannten, Herr Ulen, nach dem Umbruch als eifrigster Sammler von Material gegen mich in Erscheinung tritt, (s. Pelters) so nach seiner dem Betriebswart gegebenen Erklärung, weil ich ihm das Musizieren verboten hätte. Die Bekanntgabe einer Verfügung des Reichspostministeriums, wonach allen Behörden-Bediensteten das Musizieren gegen Entgelt verboten wurde, damit sie nicht den Berufsmusikern ihren Verdienst fortnehmen, zu welcher Bekanntgabe ich dienstlich verpflichtet war, veranlasst den Ulen zu seiner Haltung mir gegenüber. Obwohl es sich also um eine reine dienstliche Massnahme handelt wird sie von diesem Mann zu politischen zwecken gebraucht.

Der weitaus grösste Teil der gegen mich aus meiner Vaterstadt vorgebrachten Anschuldigungen fusst darauf, dass ich angeblich diesen Personen wegen ihrer Freundschaft mit Juden

mit Juden Schwierigkeiten gemacht haben soll. Dabei bin ich persönlich nie ein Judegegner gewesen. ~~dann~~ Das beweist:

1. dass ich wegen meines Briefverkehrs mit einem Juden von der Partei bestraft und als Ortsgruppenleiter abgelöst wurde, wozu die beiden Herren Küppers und Pelters, die auch zu den Beschwerdeführern gehören, als führende Männer des TV, durch Hinaustragen dieser Tatsache in die Öffentlichkeit indirekt beigetragen haben.
Beweis Anl.: 17 und Zeugnis des Herrn Landrats.
- 2., dass ich, obwohl zu der Zeit Ortsgr. Leiter war, nicht nur nicht an den Aktionen gegen Juden teilnahm, sondern auch allen Pg. Bestrafung androhte, die sich zu Einzelaktionen hinreissen lassen würden. Urschrift meiner Androhung liegt bei den Akten.
- 3., dass ich den Halbjuden, Professor Kroepelin im Gegensatz zu anderen meiner Verwandtschaft freundlichst aufnahm, und zwar zur Zeit als ich Ortsgr. Leiter war. Zeugnis Anl.: 17
- 4., dass ich mich auch in Geldern noch, also nach 1940, mit dem Halbjuden Deisinger häufig unterhielt. Anl.: 18
- 5., dass von keinem Juden, weder aus Lobberich, Kaldenkirchen noch Geldern irgendeine Belastung gegen mich vorgebracht wurde.

Auch das mag ein Beweis mit dafür sein, dass die in den Beschwerden niedergelegten Vorkommnisse nicht durch mich aufgegriffen wurden und dass ich in der Behandlung dieser Anzeigen unter einem gewissen Druck stand.

Nach meiner vorerwähnten Absetzung als Ortsgr. Leiter und damit verbundener Versetzung nach Geldern, habe ich mich zunächst nicht in der Partei betätigt und hatte auch den festen Vorsatz, nach den gemachten Erfahrungen, nicht wieder mitzuarbeiten.

Ende 1942 stellte der Kreisleiter von Geldern an mich das Ansinnen, die Ortsgruppe zu übernehmen, was ich ablehnte und dieses mit meiner starken berufl. Inanspruchnahme begründete. Hierbei erklärte mir jedoch der Kreisleiter, dass der Gauleiter als Reichsvertei. Kommissar jeden Beamten zur Mitarbeit dienstverpflichten könnte. Dass der Kreisleiter davon bezgl. meiner Person Gebrauch machen würde, war mir klar. Um aber diesem Vorhaben zu entgehen, habe ich mich zur ehrenamtl. Mitarbeit im SD gemeldet, ohne allerdings auch nur ahnen zu können, welche unglaublichen Handlungen sich die aktiven SD Männer vor allem im Ausland haben zuschulden kommen lassen.

Im SD habe ich meinem Wunsch entsprechend ausschliesslich den ~~härten~~ Bericht über Stimmung und Haltung der Bevölkerung gemacht. Ich war der Annahme, hierin die wirkliche Not der Bevölkerung und deren Sorgen nach oben leiten zu können und ebenso die Zustände in der Partei klarlegen zu können. Dass ich meine Berichte ~~vollständig~~ ungefärbt und im ausgesprochenen Gegensatz zu den der Ortsgruppen und Kreisleitung abfasste, alle mir bekannt gewordenen Ungerechtigkeiten der Bevölkerung gegenüber, wie auch die ~~monatliche~~ moralische Haltung vieler Parteiführerer klar niederlegte, ist in ~~den~~ anleidesstattl. Erklärung der Frau Lapornik bestätigt-Anl- 19

Meine tatsächlich positive Arbeit gegen die Partei liegt aber auch in nachfolgenden Vorgängen bewiesen:

1. Bei dem ungerechten Vorgehen der Kreisleitung gelegentlich der Geschäftsschliessung habe ich mich ohne Rücksicht darauf, ob die Betroffenen der Partei angehörten oder nicht, unermüdlich für diese eingesetzt. Zeuge Driessen. Anl- 20
2. Als der Arbeitseinsatz der Frauen angeordnet wurde und Klagen in der Bevölkerung darüber laut wurden, dass Frauen und Töchter führender Pg. nicht herangezogen würden, habe ich mich, nachdem ich beim Arbeitsamt Mitteilungen des Kreisleiters vorfand, worin dieser von sich aus diese Personen als nichteinsatzfähig bezeichnete, in persönlichen, mündlichen Beschwerden beim Kreisleiter gegen solche Ungerechtigkeiten eingesetzt. Anl. 21
3. Als weiter in der Bevölkerung offen erklärt wurde, der Kreisleiter erhalte eine geradezu unglaubliche Fleischversorgung aus Kavelaer, habe ich nicht locker gelassen, bis ich in Verbindung mit der Polizei diese Schweinerei aufgeklärt hatte, womit dieses das Volk verärgemde Gebahren des Kreisleiters aufhörte.

aufhörte. Dass die Massnahmen des Kreisleiters gegen mich damit immer stärker wurden, ist wohl verständlich.

Zeuge Poliz-Insp-Duus Anl. und Anl. 22

4. Dass ich mich 1944 schriftlich meiner vorgesetzten Behörde, der Reichspostdirektion Düsseldorf gegenüber weigerte, an Veranstaltungen der Partei teilzunehmen, hat der Referent der OPD, Herr Farwick nun noch in der letzten Verhandlung bestätigt und wird das jederzeit wiederholen.

Alle diese Vorgänge bzw. Massnahmen gegen die Partei stammen aus der Zeit meiner Mitarbeit in SD. Aus dieser Zeit liegt auch nicht eine einzige Anzeige gegen mich vor. Erwähnen möchte ich noch, dass diese meine offenen Massnahmen gegen die Partei und durch verursachten Auseinandersetzungen mit dem Kreisleiter nicht ohne Gefahr für mich als Berufsbeamten waren. Wenn der Kreisleiter sich meiner nicht durch ein Parteiverfahren und Ausschluss entledigte, sondern dadurch, dass er beim Gau meine Absetzung von der Mitarbeit im SD forderte und erreichte, so lag das in der Feigheit dieses Mannes begründet. Der Absetzung kam ich tagovorher dadurch zuvor, dass ich dem SD Wörtlich schrieb: "Da man auch im SD anscheinend nicht die Wahrheit sagen darf, lege ich meine Mitarbeit nieder."

Zeuge Frau Lapornik Anl.: 19

Wenn ich in Geldern auch nur noch etwa positiv zur Partei gestanden hätte, hätte ich wohl nicht dem bereits 1934 ausgetretenen und mir unterstellten Posthalter Holla offen meine Nichtübereinstimmung mit vielen Massnahmen der Partei erklärt. Zeuge Holla Anl.: 23
Dass ich gelegentlich eines Dienstjubiläums eines Nichtparteiengenossen beim Postamt Geldern diesen Mann gebührend ehrte, als leuchtendes Beispiel für die Jugend bezeichnete und im Hause des Jubilars offen gegen Massnahmen der Partei sprach, meine Differenzen mit dem Kreisleiter und politische Witze erzählte, dürfte auch wohl einen weiteren Beweis für meine innere Umkehr in sich tragen.

Zeugnis Boekels und Steeger An. 4, 4a, 5, 5a

Abschliessend möchte ich noch bemerken, dass ich mir nie irgendwelche Vorteile aus der Parteiarbeit verschaffte und dass ich stets ein Gegner des Militarismus gewesen bin.

Das möchte auch der Herr Landrat bestätigen

Ferner aber sind die beiden Herren des Turnvereins aus Kaldenkirchen Pelters und Küppers, beim Reichsbund für Leibesübungen gelegentlich einer Differenz zwischen TV und Fussballklub, vorstellig geworden und zwar damit, dass ich laut Protokollbuch des TV kurz nach 1918 geussert hätte, ich würde der Besatzung Anzeige machen, wenn die militärische Ausbildung der Jugend im TV nicht aufhöre. Sie haben damals der Partei ihre Wehrfreudigkeit im Gegensatz zu mir bekunden wollen. Auch das war der Gauleitung bekannt und im Parteigerichtsverfahren gegen mich mit für meine Bestrafung bestimmend.

Ich war mir der Gefahren, die mein Vorgehen vor allem in Geldern in sich trugen, durchaus bewusst und ich darf feststellen, ohne überheblich zu sein, dass ich mich in den letzten Jahren als Parteigenosse weit aktiver gegen den Nationalsozialismus eingesetzt, als der weitaus grösste Teil der Beamtenschaft das nachzuweisen in der Lage ist.

Als Beamter habe ich sowohl im Kaiserl. Deutschland, in der Republic wie auch im Nazireich nur die Pflicht erfüllt, die auch der heutige Innenminister Dr. Menzel von den Beamten forderte und fordern musste nämlich unbedingte Treue gegenüber der Regierung obwohl bei den

bei den verschiedenen Kurswechseln, die ich mitmachte, den Beamten das manchmal wirklich nicht leicht gemacht wurde.

Wenn ich so tatsächlich in den Jahren bis 39/40 aktiv für die Partei tätig war und dabei Fehler gemacht habe, was ich nicht leugnen kann und will, so habe ich aber auch schon in dieser Zeit in vielen Fällen mich für in Gefahr befindliche Personen in Kaldenkirchen eingesetzt. Später in Geldern aber war ich ebenso offen und aktiv in meinem Vorgehen gegen alle mir Bekannt werdenden Ungerechtigkeiten der Partei ohne Rücksicht auf meine Stellung als Berufsbeamter, weil ich zu der Einsicht gekommen war, dass die uns propagierten Richtlinien nur auf dem Papier standen und eine stets zunehmende Willkür diese ablöste.

Meine Ablösung als Ortsgruppenleiter und die spätere Absetzung aus der Mitarbeit im SD weisen wohl auch daraufhin, dass ich mich nicht den Massnahmen der Partei stillschweigend beugte.

Ich darf Ihnen so die Versicherung geben, dass die erlebten Enttäuschungen und in der Mitarbeit gesammelten Erfahrungen in mir eine innere Reinigung von der Ideologie des Nationalsozialismus schon vor dem Zusammenbruch bewerkstelligten und damit nach meiner Überzeugung und Meinung eine innere Entnazifizierung herbeiführten.

Wenn ich hiermit um eine Überprüfung meiner Angelegenheit bitte, so walter auch darum, den Herrn Landrat Maassen zu laden oder aber ihn zur schriftlichen Stellungnahme zu den Punkten, in denen er von mir benannt wurde, zu bitten. Diesen Wunsch des Herrn Landrats bringe ich hiermit auftragsgemäss vor.

Hochachtungsvoll

Karl Thum

Erklärung!

Ich erkläre hiermit nach bestem Wissen und Gewissen folgendes:

1. Ende 1933 waren in der Ortsgruppe Kaldenkirchen Bestrebungen im Gang, den Amtsbürgermeister, Herrn Dr. Pauw, Nichtparteigenosse und ein streng gläubiger Katholik, abzusetzen. Ich war damals kommunalpolitischer Sachbearbeiter der Ortsgruppe und habe mich gegen dieses Vorhaben bis zur Gauleitung eingesetzt, weil ich es für unverantwortlich hielt, einen wirklich befähigten Beamten wie Dr. Pauw zu entlassen und damit eine 8 Köpfige Familie in Not zu bringen. 1936 lebten diese Bestrebungen wieder auf und Dr. Pauw sollte nach Willkür versetzt werden. Auch da habe ich mich wieder für den Nichtparteigenossen weitgehendst eingesetzt. In beiden Fällen konnte ich das Vorhaben der Ortsgruppe vereiteln.
2. Der jetzige Bürgermeister in Kaldenkirchen, Herr Lambert Maassen, wurde 1938 oder 1939 wegen Abhörens von Auslandsendern angezeigt. Maassen war als Gegner des Nationalsozialismus mir und auch der Ortsgruppe bekannt. Dennoch habe ich mich damals für ihn eingesetzt und die Weiterleitung der Anzeige verhindern können und ihn somit vor der Bestrafung geschützt.
3. Die vom Kreisleiter angeordnete Abberufung der Vereinsführer, die nicht Mitglied der Partei waren, habe ich, soweit nicht von oberen Sportbehörden eingegriffen wurde, nicht durchgeführt. Der vorerwähnte Herr Maassen leitete damals den Fussballklub. Ich habe ihn weder abberufen noch ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich wusste, dass er ein Sportidealist war.
4. Ich bin stets ein Gegner des Militarismus gewesen und habe das auch immer offen zum Ausdruck gebracht.
5. Im Parteigerichtsverfahren gegen mich, Ende 1939, wurde ich vom Gaugericht mit einem strengen Verweis bestraft, weil ich noch Ende 1935 an einen Juden, der mir Nachbar und Sportfreund war, einen Brief schrieb mit der Anrede "Mein lieber Jacob" und der Unterschrift "Dein Freund Karl". Nach der mir von der Kreisleitung gegebenen Erklärung führte das auch zu meiner Versetzung nach Geldern und damit zur Absetzung als Ortsgruppenleiter. Auch innerhalb der Bevölkerung wurde dieser Grund für meine Abberufung offen ausgesprochen.
6. Ab 1942 habe ich mich gegen die Partei eingesetzt. Hierzu einige Beispiele:
 - a) In der 1943 durchgeführten sinnlosen Geschäftsschliessung (Folge des totalen Krieges), die unglaublich ungerecht durchgeführt wurde, habe ich mich in allen mir zugetragenen Fällen weitgehendst bei der Kreisleitung eingesetzt gegen die der Willkür der einzelnen Ortsgruppenleiter entsprungene Schliessung und habe auch nach hartem Kampf in einigen Fällen das Unrecht beseitigen können.
 - b) Dem Gerücht innerhalb der Bevölkerung von Geldern, wonach die Frau, bei der der Kreisleiter in Kost war, ungewöhnlich grosse Mengen Fleisch wöchentlich zusammentrage, bin ich nachgegangen und habe in Verbindung mit der Polizei bei einer Durchsüchung der Einkaufstasche dieser Frau die Richtigkeit dieses Gerüchtes festgestellt. Dieses mein Vorgehen wurde dem Kreisleiter naturgemäss bekannt.
 - c) Als die weiblichen Kräfte bis zu einem gewissen Alter zur Arbeit herangezogen wurden, beschwerten sich die eingesetzten Frauen, weil mehrere Frauen führender Parteimänner nicht zur Stelle waren. Ich stellte beim Arbeitsamt fest, dass der Kreisleiter diese Frauen von sich aus als krank und nicht einsatzfähig bezeichnet hatte. Mein Hinweis beim Kreisleiter auf diese unberechtigte Bevorzugung änderte nicht nur nichts an der

der Tatsache, brachte mir vielmehr die Androhung des Kreisleiters, mich vor das Parteigericht zu bringen.

d) Bei einer Zellenversammlung der Ortsgruppe Geldern, Ende 1945, habe ich dem Ortsgruppenleiter Pöttmann folgende in der Öffentlichkeit laut gewordenen Fragen vorgelegt:

Warum werden so viele junge Ortsgruppenleiter, die im ~~unm~~ wehrfähigem Alter stehen, nicht zum Heeresdienst eingezogen, während alte und körperbehinderte Männer längst eingezogen sind?

Warum fahren so viele Parteigenossen noch dauernd und selbst unnötigerweise mit dem Auto, während man mangels Brennstoff unsere Verwundeten mit dem Leiterwagen zum Lazarett schaffen muss?

Der Ortsgruppenleiter wich der Beantwortung aus mit dem Bemerkten dem Kreisleiter diese Fragen vorlegen zu wollen. Doch auch der Kreisleiter hat diese Fragen mir nie beantwortet, wohl mir mitgeteilt, dass die Ortsgruppenleiter über meine sie betreffende Frage recht ungehalten seien und weiter, dass meine Haltung parteischädigend sei.

e) Alle diese Vorgänge, ~~unm~~ und viele andere mehr, wie auch die in der Bevölkerung offen betonte unmoralische Haltung des Kreisleiters und viele seiner engsten Mitarbeiter habe ich in meinen monatlichen Stimmungsberichten nach Düsseldorf berichtet. Diese Stimmungsberichte, die ja dem Kreisleiter bekannt wurden, und meine fortgesetzte persönliche Auseinandersetzung mit ihm über die immer grösser werdenden Ungerechtigkeiten führten naturgemäss zunächst zu mehrfacher Androhung eines Parteigerichtsverfahrens wegen parteischädigenden Verhaltens. In der letzten Auswirkung aber erklärte er mir, bei der Gauleitung meine sofortige Abberufung fernmündlich fordern zu wollen. Da ich wusste, dass eine Rechtfertigung sinn- und zwecklos, ja unmöglich war, habe ich tags nach dieser Erklärung der Geschäftsstelle des SD in Geldern schriftlich wörtlich geschrieben: Da man anscheinend auch in SD die Wahrheit nicht sagen darf, lege ich hiermit meine ehrenamtliche Mitarbeit nieder. Am gleichen Tag kam denn auch meine Abberufung von der Gauleitung.

7) Über diese meine Auseinandersetzungen mit dem Kreisleiter habe ich offen gesprochen und auch über meine ablehnende Haltung zu solchen Vorgängen in der Partei. Gelegentlich des 50 jährigen Dienstjubiläums eines Mitarbeiters des Postamts Geldern, Herr P. u. D. Bökels, habe ich bei dem Zusammensein im Hause des Jubilars im Beisein von mehreren Beamtinnen und Beamten des Postamts das offen ausgesprochen, obwohl alle Anwesenden, einschl. der Beamtinnen und Beamten nicht nur nicht der Partei angehörten, sondern als Gegner der Partei bekannt waren.

Diese meine Erklärung, die ich nach bestem Wissen und Gewissen abgebe, kann bezugt werden:

Zu 1.6a u. 6c durch anl. schriftliche Aussagen.

Zu 6b durch den Polizeinsp. Duss Geldern

Zu 2.3.4. u. 5. durch den jetzigen Herrn Bürgermeister Kaldenkirchen

Zu 6c durch den früheren Leiter des Arbeitsamts Geldern, Herrn Oberlode, jetzt in Mors tätig.

Zu 7 durch die Postassistentinnen Steger und Bökels.

Paul Ottner

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Gau Düsseldorf - - - Kreis Viersen-Kempen
Ortsgruppe Kaldenkirchen Rhld.

Kaldenkirchen, den 27. April 1948

An die

S.A., Sturm 24/40

H i e r

In letzter Zeit wird von der Polizeibehörde Klage darüber geführt, dass sehr häufig bei Juden Fensterscheiben eingeworfen, Türen eingetreten werden und auch sonst Juden auf der Strasse belästigt werden.

Wenn ich auch nicht annehme, dass sich an diesen Aktionen Parteigenossen oder Angehörige der Gliederungen usw. beteiligt haben, so sehe ich mich dennoch veranlasst, nachdrücklichst darauf hinzuweisen, dass jedes eigenmächtige Vorgehen gegen Juden vom Führer strengstens untersagt ist. Sollten sich Parteigenossen der Übertretung dieser Anordnung schuldig machen, so werde ich unnachsichtlich durchgreifen und sie dem Parteigericht zur Bestrafung übergeben.

Ganz abgesehen davon, dass es hier an der Grenze politisch gesehen nicht geduldet werden kann und wird, ist es auch wirtschaftlich gesehen eine bodenlose Dummheit. Den Schaden trägt nämlich die Versicherung und nicht der Jude. Weiterhin ist es sicherlich kein besonderes Zeichen von Mut und Tapferkeit, sich an tote Gegenstände zu vergreifen und letzten Endes ist es eine wenig disziplinierte Haltung, wenn man bewusst gegen Anordnungen des Führers verstößt. Sollten Juden sich irgend wie oder irgendwo herausfordernd benehmen, so ist die Ortsgruppenleitung für die erforderlichen Massnahmen allein massgebend und verantwortlich. Niemand aber hat das Recht eigenmächtig zu handeln.

Ich hoffe, dass dieser Hinweis genügt und ich wünsche nicht zum Einschreiten gegen Parteigenossen gezwungen zu werden und erwarte, dass die Parteigenossen Korpsgeist beweisen.

Siegel:

Nationalsoz. Deutsche
Arbeiterpartei
Ortsgruppe
Kaldenkirchen Rhld.

H e i l H i t l e r !

gez. Otten

Ortsgruppenleiter

Erklärung

Nachdem ich am 13.12.1922 durch die Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Kaldenkirchen-Rhld für die gesetzliche zwölfjährige Amtsdauer zum Bürgermeister gewählt war, ~~trat~~ trat ich mein Amt am 1.3.1923 an; meine Amtszeit endete daher am 28.3.1935. Da ich nicht Mitglied der NSDAP war-ich bin ihr als letzter Bürgermeister des Kreises Kempen-Krefeld am 1.5.37 beigetreten-- und aus meiner positiv katholischen Einstellung nie Hehl gemacht habe, waren nach der Machtergreifung durch die NSDAP starke Kräfte in der Ortsgruppe Kaldenkirchen am Werk, mich, obwohl ich pflichtgetreu mein Amt verwaltet hatte und zudem damals Vater von ~~sechs~~ sieben Kindern im Alter bis zu 10 Jahren sowie Schwerkriegsverschter war, aus meinem Amt zu entfernen und an meine Stelle einen ihnen genehmen Parteigenossen zu setzen. Nur den Bemühungen des Herrn Oberpostmeisters Karl Otten, der damals kommunalpolitischer Sachbearbeiter der Ortsgruppe Kaldenkirchen war und sich bei der Ortsgruppe und darüber hinaus bei der Kreis- bzw. Gauleitung für mich einsetzte, ist es zuzuschreiben, dass ihnen dieses Vorhaben nicht gelang und ich im Amt verblieb, obwohl ich damals nicht Parteigenosse war. Als weiter gegen Ende 1936 oder Anfang 1937 der Kreisleiter mich wegen Differenzen mit dem damaligen Ortsgruppenleiter Sipp von Kaldenkirchen nach Willich versetzen wollte, trat Herr Otten wiederum für mich ein und bewog ihn zum Aufgeben seines Vorhabens. Nachdem jedoch Herr Otten nach Geldern versetzt worden war, gelang es meinen Gegnern, endlich ihr langgestecktes Ziel zu erreichen: Am 11.9.1944 wurde ich auf Anordnung des Gauleiters und Reichsverteidigungskommissars in Düsseldorf meines Amtes als Amtsbürgermeister von Kaldenkirchen enthoben.

Die vorstehende Erklärung gebe ich der Wahrheit und Gerechtigkeit willen ab und bin bereit, ihren Inhalt zu beeden.

Kaldenkirchen, den 22.2.1947

gez. Dr. Pauw

Die Übereinstimmung vorstehender Abschrift mit der Urschrift wird hiermit bescheinigt:

Herzogen, den 5. Juli 1948

Der Gemeindedirektor



M. M. M. M. M.

15

27

Abschrift.

Leo Terstappen
Kirchplatz

Kaldenkirchen Rt., den Juni 1949

Erklärung!

Im Jahre 1938 wurde durch die NSV der Ortsgruppe Kaldenkirchen eine verbotene Sammlung festgestellt, die der katholische Kirchenchor durchführte.
 Die Angelegenheit wurde dann durch die Kreisleitung der NSDAF dem Amtsgericht in Krefeld zugeleitet zur Aburteilung beim ordentlichen Gericht. Die Kreisleitung hatte den damaligen Ortsgruppenleiter Otten zum Verhandlungstermin in dieser Sache mit der Wahrung ihrer Interessen beauftragt. Ebenso war ich als damaliger Vorsitzender des katholischen Kirchenchores zum Termin geladen.
 Wenn es zu keiner Bestrafung kam, so nur deswegen, weil der Ortsgruppenleiter Otten dem Amtierenden Richter zu Beginn der Verhandlung erklärte, dass er keinen Wert auf eine Bestrafung der Beteiligten lege.
 So kam es in dieser Sache überhaupt nicht zu einer Verhandlung und ich habe auch nie wieder etwas von dieser Sache gehört.
 gez. Leo Terstappen.

Die wörtliche Übereinstimmung vorstehender Abschrift mit der bei dortigen Akten befindlichen Urschrift versichere ich hiermit an Eidesstatt.

Köln, den 15.2.1950 *G. Otten*

Abschrift.

78 1

Der Amtseingemeister
als Ortspolizeibehörde.

Kaldenkirchen Rt., den 9. Januar 1946

Herrn
Karl Otten
i. d. Kaldenkirchen
Posthaus 9

Wasmir soeben die F. S. S. in Tiersen fernmündlich mitteilt, sollen Sie weder verhaftet noch mit Hausarrest belegt werden. Als einzige Massnahme sollen Sie sich zukünftig wöchentlich einmal, und zwar am Montag einer jeden Woche morgens gegen 8 Uhr auf der Polizeiwache - Zimmer 1 des Rathauses melden

gez. Kaafun

Für die Richtigkeit der Abschrift:



Geldern, den 12. Juli 1948

Postamt

[Handwritten signature]

Kaldenkirchen RI, den 20. Juni 1949

65

Erklärung !

Wir geben hierdurch folgende Erklärung ab für deren Richtigkeit wir jederzeit Zeugnis abzulegen bereit sind:

Wir haben seinerzeit an einer Besprechung der Ortsgruppe unter Ortsgr. Leiter Otten teilgenommen, in der dieser bekannt gab, dass ihm von mehreren Parteigenossen gemeldet sei, der Bäckermeister Willy Küppers habe an einer Beerdigung des Juden Sanders teilgenommen. Nach eingehender Besprechung des Falles stellte Otten am Schluss der Besprechung fest, dass nach seinem Dafürhalten ein Kaufverbot für Parteigenossen für ein paar Wochen als Busse ausreichend sei und er damit auch dem Verlangen der Parteigenossen gerecht würde.

Es ist nie in der Ortsgruppe die Rede davon gewesen, Posten am Hause Küppers auszustellen und eine solche Massnahme ist auch nie von der Ortsgruppe angeordnet oder durchgeführt worden.

*Peter Küppers
Herrn. Küppers
1949*

44 016871 9257871

357

1

Revised 1 January, 1946

C.C.G. (B.E.) PUBLIC SAFETY (Special Branch)

DULE/001979/G.42/201

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY.

U

8

Fragebogen

ACHTUNG: Der Fragebogen muss in zweifacher Ausfertigung eingereicht werden

WARNING: Read through the Fragebogen carefully before filling it in. The English text will prevail if discrepancies exist between it and the German translation. Answers must be typewritten or written clearly in block letters. Every question must be answered precisely and conscientiously and no space is to be left blank. If a question is to be answered by either "yes" or "no," write the word "yes" or "no" in the appropriate space. If the question is inapplicable, indicate this by some appropriate word or phrase such as "none" or "not applicable." Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire. Persons making false or incomplete statements are liable to prosecution by Military Government.

WARNUNG! SORGFÄLTIG DURCHLESEN! In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend. Mit Schreibmaschine oder deutlich in Druckschrift schreiben! Jede Frage genau beantworten! Fragen mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten! Falls die Frage nicht mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden kann, müssen eindeutige Angaben gemacht werden, z. B. „keine“ oder „unzutreffend“...Im Falle von Platzmangel Bogen anheften! Falsche oder unvollständige Angaben sind gemäß der Verordnungen der Militärregierung strafbar.

A. PERSONAL — A. PERSÖNLICHE ANGABEN

D/2743

1. Name position you hold, or for which you are being considered (including agency or firm). 2. Name (Surname) (Christian Names). 3. Other names which you have used or by which you have been known. 4. Date of birth. 5. Place of birth. 6. Height. 7. Weight. 8. Colour of hair. 9. Colour of eyes. 10. Scars, marks or deformities. 11. Present address (City, street and house number). 12. Permanent residence (City, street and house number). 13. Identity card, type and number. 14. Wehrpass No. 15. Passport No. 16. Citizenship. 17. If a naturalised citizen, give date and place of naturalization. 18. Name any titles of nobility which have been held by you or your wife or your respective parents and grand parents. 19. Religion. 20. With what church are you affiliated? 21. Have you ever severed your connection with any church, officially or unofficially. 22. If so, give particulars & reason. 23. What religious preference did you give in the census of 1939? 24. Name any crimes of which you have been convicted, stating dates, place and nature of the crimes.

1. Augenblickliche oder angestrebte Stellung Expedient 2. Name Heussen Peter Zu(Familien)name

3. Andere von Ihnen benutzte Namen oder solche, unter welchen Sie bekannt waren oder sind keine Vor(Tauf)name(n)

4. Geburtsdatum 29.2.1904. 5. Geburtsort Brevel

6. Größe 176 cm 7. Gewicht 70 kg. 8. Haarfarbe blond

9. Farbe der Augen grau - blau

10. Besondere Merkmale (Narben, Schmisze, Geburtsmerkmale, Verstümmelungen, Tätowierungen) oder Entstellungen keine

11. Gegenwärtige Anschrift Kaldenkirchen Poststrasse No. 9 (Stadt, Straße und Hausnummer)

12. Ständiger Wohnsitz Kaldenkirchen Poststrasse No. 9 (Stadt, Straße und Hausnummer)

Auf Vorladung erscheint der Expedient Peter H e u ß e n, 43 Jahre alt, wohnhaft hier, Poststrasse 9 und erklärt mit dem Gegenstand seiner Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ersahnt folgendes:

Zur Person:

Ich bin geboren am 29.2.1904 in Breyell als Sohn des Lagermeisters Gerhard Heußen und seiner verstorbenen Ehefrau Gertrud geb. Görtz. Vom 6. bis zum 14. Lebensjahre besuchte ich die Volksschule in Breyell und Kaldenkirchen. Nach meiner Schulentlassung kam ich als Lehrling bei der Firma Bönninger & Sohn in Kaldenkirchen. Vom Jahre 1927 bis 1939 war ich als Expédient bei der Firma Gerlach & Co. Kaldenkirchen tätig. Im Jahre 1927 heiratete ich die ledige Elisabeth Klaps aus Kaldenkirchen. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor. Ein Sohn der heute 19 Jahre und eine Tochter die 15 Jahre ist. Am 15. April 1939 wurde ich zu einem drei monatlichen Lehrgang zur Wehrmacht eingezogen und wurde anschl. zu einem Ufa-Lehrgang dort behalten.

Zur Sache:

Ich bin am 1. Sept. 1930 in die N.S.D.A.P. und auch am gleichen Tage in die S.A. eingetreten. Funktion in der Partei hatte ich keine. Mein letzter Dienstgrad in der S.A. war Obersturmführer des Sturmes 24/40. Diesen Sturm führte ich vom Jahre 1934 bis zu meiner Einberufung zur Wehrmacht im Jahre 1939.

Wenn man mich fragt, ob ich an den Boykott der Juden im Jahre 1934 teilgenommen habe so muß ich das bejahen. Ich habe mit anderen SA-Männern die ich namentlich nicht mehr benennen kann, auf der Kirchstrasse ein Transparent mit der Aufschrift "Kauft nicht bei Juden" angebracht. Ich habe keinem SA-Mann Auftrag gegeben sich vor jüdischen Geschäften aufzustellen und Käufer zurückzuweisen oder zu notieren. Ich selbst habe nie Posten vor einem jüdischen Geschäft gestanden d.h., im Jahre 1934. Wenn der damalige Obertruppführer Fritz Lappen in seiner Vernehmung vom 10.7.46 angegeben hat, mir die Leute gemeldet zu haben die bei Juden gekauft haben, so kann ich mich darauf heute nicht mehr besinnen.

Nach der Machtübernahme im Jahre 1933 habe ich auf dem hiesigen Rathaus, auf Veranlassung der Partei, die schwarz-weiß-rote- und Hakenkreuzflagge gehisst.

Den Auftrag zur Judenaktion im Jahre 1938 wurde mir von einer höheren Dienststelle der SA in Düsseldorf telef. mitgeteilt. Wenn diese Aktion in Kaldenkirchen einen Tag später als in allen anderen Orten durchgeführt wurde, liegt es daran, weil das Abbrennen der Synagoge in Kaldenkirchen wegen der Gefahr für die Nachbarhäuser, nicht durchgeführt werden konnte. Am 9. Nov. 1938 kamen zwei SA-Männer mit dem Motorrad von Düsseldorf um das Abbrennen der Synagoge zu besorgen. Durch mein persönliches Eingreifen (wegen Gefahr der Nachbarhäuser) wurde dieses verhindert. Aus diesem Grunde wurde die ganze Judenaktion auf den 10.11.38 verlegt. Die ganze Aktion wurde unter meiner Leitung durchgeführt.

Am 10.11.38 abends gegen 18,00 Uhr wurde der Abbruch der Synagoge unter meiner Leitung durchgeführt. Hieran beteiligten sich circa 10 bis 15 SA-Leute. Nach dem diese Arbeit durchgeführt war, sammelten wir uns wieder am SA-Heim. Hier wurde von mir die einzelnen Trupps eingeteilt mit der Aufgabe, die Fensterscheiben und Geschäftseinrichtungen zu zertrümmern. Es wurde von mir den Trupps ausdrücklich aufgegeben keine Personen zu misshandeln, keine Gegenstände mitzunehmen und die Zerstörungen auf das geringste Maß zu beschränken. Wenn einzelne Übergriffe stattgefunden haben, so

lag

lag das nicht im Rahmen der Aktion und entzieht sich auch völlig
meiner Kenntnis.

.....
.....
.....

.....
.....
.....

.....
.....
.....

.....
.....
.....

.....
.....
.....

.....
.....
.....

Weiterverhandelt.

Kaldenkirchen, den 4. Juli 1947

Auf dem Wege von der Synagoge zum SA-Heim bin ich durch das
zerstörte Schaufenster der Metzgerei De Prieß in den Laden einge-
stiegen. Wenn behauptet wurde, dass ich das Schaufenster einge-
schlagen hätte, so muß ich dieses ganz entschieden bestreiten.
Auch an der Zerstörung der Ladeneinrichtung habe ich mich nicht
beteiligt, da diese bereits demoliert war. Wenn ich den Auftrag ge-
geben habe die Zerstörungen dort vorzunehmen, dessen kann ich mich
heute nicht mehr entsinnen. Auch muss ich zugeben, dass die ganzen
Aktionen in Brüggen, Amern und Waldniel auf meine telef. Durchsage
hin durchgeführt wurden. Da in diesen Gemeinden wenig oder keine
Juden wohnten, waren die Aktionen schnell abgeschlossen.

Wenn in den Akten der ehemal. SA, die von dem polit. Sachbear-
beiter Assenheimer sichergestellt worden sind, (SA-Chronik, Alarm-
pläne bzw. Ankünfte über Personen) so habe ich dazu folgendes zu
sagen:

Ein Spreng- und Stoßtrupp hat in Kaldenkirchen nicht bestanden.
Es ist richtig, dass von meinen Kameraden ein Motorflugzeug gebaut
worden ist. Unser Aufenthalt und Werkstatt war die Tönnis-Fabrik
(Nebenraum). Hier wurden auch Kameraden die keine Unterkunft oder
auf der Flucht waren, von uns verpflegt.

Die Auskunft über den damaligen Assessor Willi Küpers, wurde von
mir auf Anfrage der Kreisleitung gemacht.

Die Aufmarschpläne hatten den Zweck, die gesamte SA des Sturmes
schnell zusammenzuziehen.

Wenn mir vorgehalten wird, dass die Erklärung an den Pfarrer De-
derichs vom 1.3.39, unterzeichnet von 5 SA-Leuten, durch meine Ver-
anlassung zu Stande kam, so muß ich dieses bejahen. Desgleichen hat
ich den damaligen SA-Mann Theodor Deutges Vorhaltungen gemacht, wo-
er sich an der Fronleichnameprozession im Jahre 1937 beteiligt hat
Über eine Vernehmung des jetzigen Kriminalrates Beumer in seiner
Wohnung durch mich und den damaligen Truppenführer Lappen, kann ich
Augenblick keine Angaben machen.

.....
.....
.....

.....
.....
.....

Der Vernehmung beigewohnt:
(Rassow)
Polizei - Meister

Auf Vorladung erscheint der Herr Peter Heussen, Kaldenkirchen, Poststr. 9 und erklärt, mit dem Gegenstand seiner Vernehmung bekannt gemacht, zur Wahrheit ermahnt, zur Sache wie folgt :

Ich bin vor einigen Wochen aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden und habe mich in Kaldenkirchen, wo ich vor meiner Einberufung wohnte, wieder niedergelassen.
Ich beziehe mich auf den von mir abgegebenen Fragebogen und die mit mir durchgeführte polizeiliche Vernehmung vom 2. bzw. 4.7.1947. Dieser Vernehmung habe ich wesentlich Neues nicht hinzuzufügen.

Zum Fragebogen :

Mein Kirchenaustritt erfolgte m.W. 1934. Ich bin bis heute einer Kirche nicht wieder beigetreten und habe auch nicht Veranlassung, einer solchen wieder beizutreten. Wenn ich in meinem Fragebogen als Ende der Mitgliedschaft in der Partei den 15.4.1939 angebe, dann lediglich deswegen, weil ich zu diesem Zeitpunkt zur Wehrmacht eingetreten bin.
Reden und Veröffentlichungen sind von mir keine erfolgt. Ich habe höchstens von Zeit zu Zeit zu meinen SA-Kameraden resprochen.

Zu meiner Vernehmung :

Die Anweisung zur Zerstörung der Synagoge in Kaldenkirchen habe ich von meinem zuständigen Sturmbannführer Gass aus Viersen erhalten. Ich bin damals der Meinung gewesen, daß es sich tatsächlich um eine Volksbewegung gegen die Juden handelte. Um Schlimmeres zu vermeiden, habe ich mich dafür wirksam eingesetzt, daß die Synagoge nicht abgebrannt, sondern lediglich ihr Dach abgedeckt wurde. Es handelte sich um ein altes Bauwerk, ohne innere Werte. Auch trage ich die Verantwortung dafür, daß die Geschäftshäuser von Juden zerstört wurden. Ich habe den mir unterstellten SA-Leuten ausdrückliche Weisungen erteilt, sich nichts anzueignen und sich bei der Zerstörung lediglich auf das Einwerfen von Scheiben und das Zerstören von Einrichtungen zu beschränken. Ich mußte als örtlicher SA-Führer meiner Höheren SA-Führung gegenüber immerhin den Schein wahren, den erlassenen Befehl durchgeführt zu haben. Wer im einzelnen an der Aktion teilgenommen hat, ist mir nicht mehr bekannt, jedoch glaube ich mich erinnern zu können, daß diejenigen Leute, die hier namentlich verzeichnet werden, teils an der Zerstörung, teils als Ansperrposten teilgenommen haben.

Ich bin z.Zt. als Aushilfsarbeiter bei verschiedenen Landwirten und bei der Firma Gerlach, Spedition, Kaldenkirchen, beschäftigt. Bei dieser letztgenannten Firma habe ich auch früher gearbeitet.

v.g.u.

Heussen
Heussen
Heussen
Heussen

26.9.48

rifft:

Einreihungsbescheid vom 20.1.1948. Bescheide-No

K E/01687/G 25 /871

Gegen obigen Einreihungsbescheid lege ich hinsichtlich der unter Zff.1) auferlegten Beschäftigungsbeschränkungen--nicht gegen die Einreihung in Kategorie 3 - Berufung unter folgender Begründung ein.

Meine jetzige Beschäftigung bei der Fa. Gerlach & C erfolgt nicht in meiner früheren Stellung, vielmehr handelt es sich um ein neues Arbeitsverhältnis in niedrigerer Position als Transportarbeiter. Meine Aufgabe ist es, Eisenbahnwagons hier zu beladen, unter dauerndem Aufenthalt im Wagon zu begleiten und am Bestimmungsort zu entladen, was unter den heutigen Witterungs- und Ernährungsverhältnissen außerordentlich schwer- und entberungereich ist und an meine körperliche Leistungsfähigkeit erschöpfende Anforderungen stellt. Es dürfte damit auch der im letzten Satz der Zff.1 gestellten Forderung auf Vermittelung eines Arbeitsplatzes mit körperlichen Arbeiten durch das Arbeitsamt genüge getan sein, umso mehr, als ich durch eine Unterarmverletzung und eine mir in 3/2 jähriger russischer Kriegsgefangenschaft zugezogene Krankheit nur beschränkt arbeitsfähig bin. Auf die beiliegende Bescheinigung der Fa. Gerlach nehme ich Bezug.

Ich bitte noch zu berücksichtigen, das ich auch als Sturmführer der SA. stets bestrebt war, Gerechtigkeit walten zu lassen, und unter Außerweglassung politischer Gegensätze meinen Mitbürgern weitgehendst Hilfe angedeihen ließ, wie aus den weiteren beigefügten Bescheinigungen ersichtlich ist.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich, daß ich Beweise führen kann, daß ich nach der Machtübernahme selbst Juden meine Hilfe und Schutz angedeihen ließ um Gewalttätigkeiten und Auseinandersetzungen zu vermeiden.

Unter Berücksichtigung der vorgenannten Gründe bitte ich, die Forderung auf Entlassung aus meinem jetzigen
b.w.



Wir arbeiten auf Grund der Allgemeinen Deutschen Speditionsbedingungen ADEB., die auf Wunsch übersandt werden. Versicherungen decken wir nur auf besondere Angabe im Speditionsauftrag. Telefonische und sonstige mündliche Mitteilungen erkennen wir nur dann als rechtsverbindlich an, wenn solche unverzüglich auch schriftlich bestätigt werden.

jetzigen Arbeitsverhältnis zu streichen

Peter Heussen

Hr.

Amt für Verwaltung der Ins. Anstalt
d. St. 2. 41 Kaldenkirchen, abt. Amt
Kaldenkirchen, bei jenem folgendes ver-
bleiben

Kaldenkirchen 17. 9. 41.

Josef Beumer

Helfer in Steuersachen

Bank: Städt. Sparkasse, Kaldenkirchen Nr. 72

Fernruf 11

Kaldenkirchen (Rhld.), den 12. Sept. 1949.
Jahrg. 53

33

B e s c h e i n i g u n g .

Zwecks Vorlage bei Deutschen Entnazifizierungshauptaus-
schuss in Mörs bescheinige ich dem Herrn Peter Heussen,
geb. am 29. 2. 04, wohnhaft in Kaldenkirchen, Poststr. 9 folgendes:

Peter Heussen ist mir seit mehr als 20 Jahren persönlich
bekannt. Ich kannte schon früh seine politische Einstellung u.
seine Zuneigung zur NSDAP. Schon in den Jahren seit 1928 habe ich
oft als politische Gespräche mit ihm geführt. Er blieb hierbei
immer sachlich, trotzdem er sich zum eifrigen Verfechter des Nazi-
ideengutes bekannte. Er war ehrlich überzeugter Nationalsozia-
list. Immerhin wusste er die Schranken des politischen Anstandes
zu wahren. Wann er später Befehlen seiner SA-Führung gehorchend,
Dinge beging, die nicht mehr in den Rahmen einer anständigen po-
litischen Kampfführung gehören, dann war tat er dies aus Pflicht-
bewusstsein seiner Parteileitung gegenüber. Er kannte seine poli-
tischen Freunde und sich und er wusste, dass wir Gegner der NSDAP
waren. Trotzdem liess er uns unbehelligt.

Nach 1945, als er aus Gefangenschaft kam, hat er sich nach
kurzfristiger Inhaftnahme sofort dem Arbeitsmarkt zur Verfügung
gestellt und ununterbrochen unter erschwerten Bedingungen in ei-
ner Speditionsfirma als Vorbild seiner Kameraden gearbeitet. Das
tut er noch heute. Er ist willens sich in ein demokratisches neu-
es Deutschland einzufügen. Er war schon früher mehr Sozialist als
Nationalist.

Josef Beumer
Kaldenkirchen

WKI 025/101 g43/269

Internierter

Intern.Nr. ohne (franzö. festl. Lager)

prov. Kategorie: ohne

Frageb. eingeg.: 24. APR. 1948

Revised 1 January, 1946

Second Reprint June 1946

Revised 5 July, 1947

C.C.G. (B.E.) PUBLIC SAFETY (Special Branch)

898/19

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

Fragebogen

ACHTUNG: Der Fragebogen muß in zweifacher Ausfertigung eingereicht werden

WARNING: Read through the Fragebogen carefully before filling it in. The English text will prevail if discrepancies exist between it and the German translation. Answers must be typewritten or written clearly in block letters. Every question must be answered precisely and conscientiously and no space is to be left blank. If a question is to be answered by either "yes" or "no," write the word "yes" or "no" in the appropriate space. If the question is inapplicable, indicate this by some appropriate word or phrase such as "none" or "not applicable." Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire. Persons making false or incomplete statements are liable to prosecution by Military Government.

WARNUNG! SORGFÄLTIG DURCHLESEN! In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend. Mit Schreibmaschine oder deutlich in Druckschrift schreiben! Jede Frage genau beantworten! Fragen mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten! Falls die Frage nicht mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden kann, müssen eindeutige Angaben gemacht werden, z. B. „keine“ oder „unzutreffend“. Im Falle von Platzmangel Bogen anheften! Falsche oder unvollständige Angaben sind gemäß der Verordnungen der Militärregierung strafbar.

A. PERSONAL = A. PERSÖNLICHE ANGABEN

1. Name position you hold, or for which you are being considered (including agency or firm). 2. Name (Surname) (Christian Name/s). 3. Other names which you have used or by which you have been known. 4. Date of birth. 5. Place of birth. 6. Height. 7. Weight. 8. Colour of hair. 9. Colour of eyes. 10. Scars, marks or deformities. 11. Present address (City, street and house number). 12. Permanent residence (City, street and house number). 13. Identity card, type and number. 14. Wehrpass No. 15. Passport No. 16. Citizenship. 17. If a naturalized citizen, give date and place of naturalization. 18. Name any titles of nobility which have been held by you or your wife or your respective parents and grand parents. 19. Religion. 20. With what church are you affiliated? 21. Have you ever severed your connection with any church, officially or unofficially? 22. If so, give particulars and reason. 23. What religious preference did you give in the census of 1939? 24. Name any crimes of which you have been convicted, stating dates, place and nature of the crimes.

1. Augenblickliche oder angestrebte Stellung keine 2. Name Schmidt
Zu(Familien)name

3. Andere von Ihnen benutzte Namen oder solche, unter welchen Sie bekannt waren oder sind Richard
Vor(Tauf)name(n)

4. Geburtsdatum 13.6.1910 5. Geburtsort Spick Kr. Kleve

6. Größe 1.72 m 7. Gewicht 62 kg 8. Haarfarbe dunkelblond

9. Farbe der Augen braun

10. Besondere Merkmale (Narben, Schmisze, Geburtsmerkmale, Verstümmelungen, Tätowierungen) oder Entstellungen keine

11. Gegenwärtige Anschrift Kaldenkirchen/Rhld. Feldstr. 3a
(Stadt, Straße und Hausnummer)

12. Ständiger Wohnsitz Kaldenkirchen/Rhld. Feldstr. 3a
(Stadt, Straße und Hausnummer)

Auszug aus der Entnazifizierungs-Akte.

Richard Schmidt, NSDAP-Mitglied seit Juni 1933. Ab 15. Juli 1938 Kraftfahrer beim Grenzpolizeikommissariat Kaldenkirchen (Gestapo). Einsätze bei der SS: Lettland-Russland Juni 1941 - Februar 1944 als Kraftfahrer bei der Sicherheitspolizei, Holland Februar 1944 - August 1944, Kurland August 1944 - November 1944, Warthegau November 1944 - Februar 1945. Schmidt wurde am 21. August 1945 in Diez/L. festgenommen und bis zum 22. Dezember 1947 in ein französisches Internierungslager überführt. (354)

Abschrift

8

Der Oberstaatsanwalt
i. J. 855 / 48

Krefeld, den 30. Sept. 1948

Herrn
Richard Schmidt,

Kaldenkirchen,
Feldstr. 5a.

Es wird mitgeteilt, daß das gegen Sie schwebende Strafverfahren
wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit mangels Beweises ein-
gestellt wurde.



Beglaubigt:

Kaldenkirchen, den 8. Okt. 48

Der Stadtdirektor

J. A. *[Handwritten Signature]*
Stadtdirektor

Im Auftrage:

gez. Unterschrift

Internierter

KK/ 024931 g 257 942

1

Intern.Nr. 402 044

prov. Kategorie: KA

Fragab. eingeg: 24. APR. 1948

Revised 1 January, 1946

Second Reprint June 1946

C.C.G. (B.E.) PUBLIC SAFETY (Special Branch)

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

Fragebogen

673

4868 891

ACHTUNG: Der Fragebogen muß in zweifacher Ausfertigung eingereicht werden

WARNING: Read through the Fragebogen carefully before filling it in. The English text will prevail if discrepancies exist between it and the German translation. Answers must be typewritten or written clearly in block letters. Every question must be answered precisely and conscientiously and no space is to be left blank. If a question is to be answered by either "yes" or "no," write the word "yes" or "no" in the appropriate space. If the question is inapplicable, indicate this by some appropriate word or phrase such as "none" or "not applicable." Add supplementary sheets if there is not enough space in the questionnaire. Persons making false or incomplete statements are liable to prosecution by Military Government.

WARNUNG! SORGFALTIG DURCHLESEN! In Zweifelsfällen ist die englische Fassung maßgebend. Mit Schreibmaschine oder deutlich in Druckschrift schreiben! Jede Frage genau beantworten! Fragen mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten! Falls die Frage nicht mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden kann, müssen eindeutige Angaben gemacht werden, z. B. „keine“ oder „unzutreffend“. Im Falle von Platzmangel Bogen anheften! Falsche oder unvollständige Angaben sind gemäß der Verordnungen der Militärregierung strafbar.

A. PERSONAL - A. PERSÖNLICHE ANGABEN

1. Name position you hold, or for which you are being considered (including agency or firm). 2. Name (Surname) (Christian Name(s)). 3. Other names which you have used or by which you have been known. 4. Date of birth. 5. Place of birth. 6. Height. 7. Weight. 8. Colour of hair. 9. Colour of eyes. 10. Scars, marks or deformities. 11. Present address (City, street and house number). 12. Permanent residence (City, street and house number). 13. Identity card, type and number. 14. Wehrpass No. 15. Passport No. 16. Citizenship. 17. If a naturalized citizen, give date and place of naturalization. 18. Name any titles of nobility which have been held by you or your wife or your respective parents and grand parents. 19. Religion. 20. With what church are you affiliated? 21. Have you ever severed your connection with any church, officially or unofficially? 22. If so, give particulars and reason. 23. What religious preference did you give in the census of 1939? 24. Name any crimes of which you have been convicted, stating dates, place and nature of the crimes.

1. Augenblickliche oder angestrebte Stellung Angestellter 2. Name Faig
 Zu(Familien)name

3. Andere von Ihnen benutzte Namen oder solche, unter welchen Sie bekannt waren oder sind Helmüt
 Vor(Tauf)name(n)

4. Geburtsdatum 13. 8. 1913 5. Geburtsort Koldenkirchen

6. Größe 1.74 7. Gewicht 70.-kg. 8. Haarfarbe dunkelblond

9. Farbe der Augen grau-blau

10. Besondere Merkmale (Narben, Schmisze, Geburtsmerkmale, Verstümmelungen, Tätowierungen) oder Einstellungen keine

11. Gegenwärtige Anschrift Koldenkirchen, Feldstr. 3
 (Stadt, Straße und Hausnummer)

12. Ständiger Wohnsitz Koldenkirchen, Feldstr. 3
 (Stadt, Straße und Hausnummer)

Urteil

In Sachen des Kriminalassistenten Helmut F a i g ,

wohnhaft zu Kaldenkirchen, Feldstr. 3,

geboren am 13.8.1913 in Kaldenkirchen,

Verteidiger: ./.

hat der Entnazifizierungs-Berufungsausschuß für den Regierungsbezirk Düsseldorf, Kammer: III

unter Mitwirkung des Vorsitzenden: Dr. Haape

und der Ausschußmitglieder:

Stein

Siepmann

Köntges

König

als Beisitzer,

in der mündlichen Verhandlung vom 25. Juli 1949

für Recht erkannt:

Der Berufungsführer wird in Gruppe IV mit der Beschränkung eingestuft, dass er für die Dauer von 2 Jahren von jedem öffentlichen und halböffentlichen Dienst ausgeschlossen wird.

Die vom Berufungsführer zu tragenden Gebühren für das Verfahren werden auf

50.-- DM

festgesetzt.

Begründung

Mitgliedschaften des Berufungsführers:

NSDAP 1.5.1937 - 1945

Allgem. SS 1942 - 1945, Staffelloberscharführer

SA 1.7.1933 - 1942, Scharführer 1935

DAF 1933 - 1937

NSV 1935 - 1945

RLB 1933 - 1945

Kirchenaustritt 1942 - 1946

Bitte wenden !

Opfer des nationalsozialistischen Terrors

Bürger unserer israelitischen Gemeinde von Kaldenkirchen, Lobberich, Hinsbeck, Breyell

Name Geburtsname	Geburts- Datum	Geburts- Ort	Gestorben Ermordet/Verschollen	Deportiert, Emigriert, Beerdigt
---------------------	-------------------	-----------------	-----------------------------------	------------------------------------

Kaldenkirchen

Bonn					
Emmy (Leyens)	11.08.1888	Schwanenberg	28.05.1943	Sobibor	1938 Venlo, 1943 Westerbork-Sobibor
Walter	05.06.1912	Kaldenkirchen	21.04.1944	Auschwitz	1935 Venlo, 1943 Westerbork-Auschwitz
Hans Günther	30.07.1921	Kaldenkirchen	15.04.1948	Venlo	1936 Venlo, 1942 Westerb. -Div. KZ

Emmy Bonn war mit Alex Bonn verheiratet, der sich nach Zeugenaussagen um 1930 in Kaldenkirchen das Leben nahm.
Walter heiratete am 17.4.1942 Hermine Hertz, geb. 1918 in Rotterdam, umgekommen in Auschwitz am 30.6.1944.
Hans Günther kehrte 1945 nach Venlo zurück und heiratete 1946 Eva Hilde (Wurm).

Cohen					
Abraham	31.10.1889	Kaldenkirchen	nach 1941	Riga	1938 Dachau, 10.12.1941 Riga
Else (Levy)	08.04.1900	Breyell	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Erich Bernd (Eric)	02.04.1928	Kaldenkirchen			1939 Holland, Überlebender England

Devries (Defries)					
Simon	14.10.1855	Kaldenkirchen	02.01.1939	Kaldenkirchen	jüdischer Friedhof
Johanna (Holländer)	15.09.1865	Eschweiler	25.01.1943	Auschwitz	1939 Deventer, 1943 Westerb.-Auschwitz

Grunewald					
Sigmund	27.05.1887	Kaldenkirchen	07.12.1942	Venlo	1937 Holland, jüdischer Friedhof Venlo
Katharina (Joachim)	12.06.1888	Königs Wusterh.	02.05.1971	Buenos Aires	1942-44 Well, Montevideo, Buenos Aires
Rolf	26.02.1920	Kaldenkirchen			1942-44 Well, Montevideo, Buenos Aires

Rolf ist seit 1957 mit Sonja, geb. Strang aus Berlin verheiratet.

Ernst	05.09.1894	Kaldenkirchen	nach 1942	Sobibor/Belzec	1935 Krefeld, 15.6.1942 Izbica bei Lublin
Johanna (Servos)	02.05.1892	Krefeld	nach 1942	Sobibor/Belzec	1935 Krefeld, 15.6.1942 Izbica bei Lublin
Günther	03.03.1923	Kaldenkirchen	nach 1942	Sobibor/Belzec	1935 Krefeld, 22.4.1942 Izbica bei Lublin
Hans	13.06.1926	Kaldenkirchen	nach 1942	Sobibor/Belzec	1935 Krefeld, 15.6.1942 Izbica bei Lublin

Harf					
Simon	03.11.1905	Wickrath	nach 1941	Riga	1938 Dachau, 10.12.41 Riga, Salaspils
Lina (Sanders)	18.11.1906	Kaldenkirchen	Nov. 1943	Riga	10.12.1941 Riga
Ruth	01.03.1938	Kaldenkirchen	Nov. 1943	Riga	10.12.1941 Riga

Hoffstadt					
Moses	26.10.1868	Kaldenkirchen	23.02.1941	Kaldenkirchen	jüdischer Friedhof
Julie (Sanders)	09.09.1859	Kaldenkirchen	04.12.1938	Kaldenkirchen	jüdischer Friedhof

Jakob	26.03.1871	Kaldenkirchen	nach 1942	Theresienstadt	18.11.1938 Straelen, 1942 Theresienstadt
-------	------------	---------------	-----------	----------------	--

Name Geburtsname	Geburts- Datum	Geburts- Ort	Gestorben Ermordet/Verschollen	Deportiert, Emigriert, Beerdigt	
Keizer					
Jacques	25.03.1878	Venlo	30.01.1944	Westerbork	1939 Venlo, Westerbork, Friedhof Diemen
Regina (Bonn)	01.03.1880	Bracht	11.02.1944	Auschwitz	1939 Venlo, 1944 Westerbork-Auschwitz
Paul	29.06.1909	Kaldenkirchen	04.05.1973	Los Angeles	Zagreb, Amsterd., Westerb.-Theresienst.
Rosetta/Etty	23.07.1911	Kaldenkirchen	31.08.1942	Auschwitz	1939 Venlo, 1942 Westerbork-Auschwitz
Ilse	05.06.1914	Kaldenkirchen	Mai 1979	Kiryat-Haim	1939-1945 Holland, Überlebende Haarlem

Paul heiratete 1935 Mira in Zagreb. Paul, Mira u. Tochter Nada wurden im April 1944 von Amsterdam über Westerbork deportiert nach Theresienstadt. Nach ihrer Befreiung Emigration California/USA.
Ilse heiratete nach ihrer Befreiung 1946 in Amsterdam Shmuel Wagner. Emigration Palästina (Israel).

Lion					
Jakob	28.10.1865	Kaldenkirchen	nach 1942	Minsk	25.7.1942 Theresienstadt
Bertha (Sanders)	14.12.1861	Kaldenkirchen	nach 1942	Minsk	25.7.1942 Theresienstadt

Max	04.02.1905	Kaldenkirchen	19.03.1945	Cottzewo	1938 Dachau, 10.12.1941 Riga, Salaspils
Elisabeth/Else (Jaffé)	27.12.1909	Aachen	09.10.1996	Wiesbaden	10.12.1941 Riga, Stutthof
Hedwig/Hedi	14.05.1932	Kaldenkirchen	Nov. 1943	Riga	10.12.1941 Riga

Sanders					
Simon	27.04.1862	Kaldenkirchen	09.10.1937	Kaldenkirchen	jüdischer Friedhof
Wilhelmina (Devries)	09.05.1866	Kaldenkirchen	07.10.1959	Oakland/Calif.	1939 Deventer, 1943-1945 Amsterdam
Albert	17.06.1895	Kaldenkirchen	um 1983	New York	1938 Dachau, 1939 Haiti, 1946 New York
Julius	18.05.1898	Kaldenkirchen	27.08.1942	Auschwitz	1936 Holland, 1942 Westerbork-Auschwitz
Jakob	16.02.1900	Kaldenkirchen	14.12.1968	Köln	1938 Holl., Montevideo, jüd.Friedhof Köln
Siegfried	24.01.1903	Kaldenkirchen			1938 Dachau, 1939 Haiti, 1946 Oakland

Albert heiratete Ida (Krebs) in Haiti, Ida verstarb nach 1983 in New York.
Julius heiratete Frieda (Goldschmitt) aus Essen in Amsterdam, ermordet am 27.9.1942 in Auschwitz.
Jakob war verheiratet mit Mia (Haas) aus Köln, Mia starb 1988, Köln jüdischer Friedhof.
Siegfried heiratete 1942 in Haiti Ilse (Freimark) aus Düsseldorf.

Josef	05.04.1857	Kaldenkirchen	22.02.1941	Kaldenkirchen	verwitwet seit 1925, jüdischer Friedhof
Johanna	15.04.1887	Boxmeer/NL	nach 1942	Auschwitz	25.7.1942 Theresienstadt
Isidor (Isaak)	19.07.1895	Kaldenkirchen	08.07.1942	Chelmno	1936 Süchteln, 1939 Düsseldf., 5.11.1941 Lodz
Grete/Sofia (Baum)	26.11.1901	Süchteln	07.09.1942	Lodz	1936 Süchteln, 1939 Düsseldf., 5.11.1941 Lodz
Erich	29.05.1930	Kaldenkirchen	Sept. 1942	Chelmno	1936 Süchteln, 1939 Düsseldf., 5.11.1941 Lodz

Bernhard	30.06.1855	Kaldenkirchen	01.03.1939	Kaldenkirchen	jüdischer Friedhof
----------	------------	---------------	------------	---------------	--------------------

Gustav	03.05.1864	Kaldenkirchen	28.11.1938	Kaldenkirchen	verwitwet seit 1926, jüdischer Friedhof
Sally	18.01.1904	Kaldenkirchen	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Henny (Leven)	24.11.1904	Wickrath	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga

Simon					
Emil	16.07.1876	Krefeld	nach 1942	Sobibor/Belzec	1942 Izbica bei Lublin
Friederika (Sanders)	24.04.1878	Kaldenkirchen	nach 1942	Sobibor/Belzec	1942 Izbica bei Lublin
Sally	07.03.1907	Kaldenkirchen	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga, Salaspils

Name Geburtsname	Geburts- Datum	Geburts- Ort	Gestorben Ermordet/Verschollen		Deportiert, Emigriert, Beerdigt
---------------------	-------------------	-----------------	-----------------------------------	--	------------------------------------

Lobberich

Rosenthal					
Max	18.11.1885	Waltrop	nach 1941	Riga	1938 Dachau, 10.12.1941 Riga
Martha (Stern)	31.01.1889	Lobberich	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga

Sanders					
Eva	26.05.1851	Kaldenkirchen	23.12.1938	Lobberich	jüdischer Friedhof Kaldenkirchen

Sally	07.02.1885	Lobberich	nach 1941	Riga	1938 Dachau, 10.12.1941 Riga
Wilhelmine (Sanders)	15.04.1898	Straelen	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Walter	07.10.1925	Lobberich	03.07.2001	Mönchengladb.	1944 Auschwitz, jüd. Friedhof Krefeld
Egon	05.03.1928	Lobberich	22.10.1942	Auschwitz	1939 Holland, 19.10.1942 Westerb.-Auschwitz
Edith	05.03.1928	Lobberich	22.10.1942	Auschwitz	1939 Holland, 19.10.1942 Westerb.-Auschwitz

Zanders					
Arthur	08.01.1884	Lobberich	nach 1941	Riga	1938 Dachau, 10.12.1941 Riga
Thekla	18.10.1893	Kirchseifen	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Ilse	31.10.1921	Lobberich	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Helga	25.04.1927	Lobberich	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga

Otto	21.09.1886	Lobberich	nach 1941	Riga	1938 Dachau, 10.12.1941 Riga
Johanna (Strauß)	29.04.1891	Herschbach	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Bruno	13.04.1931	Lobberich	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga

Hinsbeck

Sanders					
Jacob	24.11.1871	Kaldenkirchen	1948-50	New York	1941 New York
Sara (Reich)	1873		08.07.1935	Hinsbeck	jüdischer Friedhof Kaldenkirchen
Else	29.04.1903	Hinsbeck	1998	New York	1941 New York
Lothar	11.11.1908	Hinsbeck	17.10.1992	New York	1936 New York
Ruth/Lieselotte (Tasche)	07.08.1911	Krefeld			26.9.1937 New York

Else war mit Arthur Landauer aus Tuttlingen verheiratet. Tochter Ursula geb. in Tuttlingen.

Philipp	27.07.1869	Kaldenkirchen	13.01.1952	Paramus/N.Yersey	1941 New York
Pauline (Schuster)	14.11.1875		20.09.1971	Paramus/N.Yersey	1941 New York
Erna	27.07.1903	Hinsbeck	12.12.1989	Paramus/N.Yersey	1941 New York
Hertha	27.04.1910	Hinsbeck	10.01.1997	Paramus/N.Yersey	1941 New York

Erna war mit Alfred Stern verheiratet. Ihre Stieftochter Hanna Stern kam mit einem Kindertransport nach England.

Hertha heiratete 1936 Hermann Kösterich in Wiesbaden.

Name Geburtsname	Geburts- Datum	Geburts- Ort	Gestorben Ermordet/Verschollen	Deportiert, Emigriert Beerdigt
Breyell				
Levy				
Josef	28.03.1866	Breyell	nach 1942	Theresienstadt
Emma (Saßen)	21.02.1869	Anrath	nach 1942	Theresienstadt
Hermann	09.12.1909	Breyell	09.04.2001	New York
Hilde (Klein)	04.01.1911	Korschenbroich	nach 1942	Stutthof
Ernst	01.08.1904	Breyell	01.08.1988	Meuderberg
Ida		Burgsteinfurt	1986	Meuderberg
Annette				Holland, Palästina, Holland
Karl	12.03.1870	Breyell	nach 1942	Theresienstadt
Bertha (Levy)	02.01.1872	Meiningen	nach 1942	Theresienstadt
Lina	20.04.1902	Breyell	unbekannt	unbekannt
Jettchen	06.03.1904	Breyell	nach 1941	Riga
Emil	07.02.1908	Breyell	1939	Dachau
				1938 Dachau, dort umgekommen
Pauline (Kleemann)	06.04.1872	Theilheim/Bay.	nach 1942	Theresienstadt
				25.7.1942 Theresienstadt Witwe von Gustav Levy, Köln
Rosina (Krebs)	24.05.1869	Reichenberg	nach 1942	Minsk
Max	27.08.1907	Breyell	nach 1941	Riga
Erna (Bloch)	06.04.1912	Dortmund	nach 1941	Stutthof
				25.7.1942 Ther.stadt,Witwe Bernhard Levy 10.12.1941 Riga 10.12.1941 Riga
Friederike	23.07.1860	Breyell	nach 1942	Theresienstadt
				25.7.1942 Theresienstadt
Abraham	25.10.1871	Breyell	nach 1942	Theresienstadt
				25.7.1942 Theresienstadt
Sibilla	02.11.1862	Breyell	06.08.1940	Breyell
				jüdischer Friedhof
Samuel	19.07.1869	Breyell	nach 1942	Theresienstadt
Ida (Krebs)	01.07.1881	Reichenberg	nach 1942	Theresienstadt
Paul			verstorben	Lansdale/PA
				25.7.1942 Theresienstadt 25.7.1942 Theresienstadt USA
Josef (Junior)	1875	Breyell	1946/47	Philadelphia/PA
Sophie/Lizetta (Hope)		Oelde	1972	Philadelphia/PA
Walter	25.08.1903	Breyell	20.05.1958	Paramus/N.J.
Karoline (Hirsch)	14.04.1905	Polch/Koblenz	06.12.1993	Paramus/N.J.
Alfred	18.09.1908	Breyell	1987	Lansdale/PA
Johanna (Salomon)		Kroft		
Richard	21.04.1910	Breyell		
				1937-1938 USA 1937-1938 USA 1938 USA August 1937 Breyell, 1938 USA 1937-1938 USA 1937-1938 USA 1937-1938 USA, Philadelphia, verh. in USA
Höflich				
Karl	01.06.1872	Breyell	nach 1942	Theresienstadt
Henriette (Levy)	01.05.1866	Bracht	nach 1939	Breyell
				25.07.1942 Theresienstadt
Lisette	23.06.1864	Bracht	nach 1942	Theresienstadt
Regina	08.06.1898	Breyell	nach 1941	Riga
				25.07.1942 Theresienstadt 10.12.1941 Riga

Name Geburtsname	Geburts- Datum	Geburts- Ort	Gestorben Ermordet/Verschollen		Deportiert, Emigriert Beerdigt
Kurt	20.09.1902	Breyell	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Babette Irma (Marx)	11.06.1906	Rachtig	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Klaber					
Babette (Lichtenfeld) Hermann	27.01.1872	Hochhausen Breyell	nach 1942 ca. 1983	Theresienstadt New York	25.7.1942 Theresienst. Witwe Jakob Klaber 1933 Holl./USA, hat sich das Leben genom. 1938 Dachau, 1939 New York
Max Felix	30.01.1917	Breyell Breyell			1933 Dachau, 1939 New York 1933 Holland, USA
Fritz Ilse (Kaufmann)	06.11.1904 29.06.1911	Breyell Kornelimünster	30.04.1986 nach 1941	Petach Tikva/Isr. Riga	1938 Dachau, Westerbork, Überleb. A'dam 10.12.1941 Riga
Werner	17.12.1936	Aachen	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga
Kaufmann					
Margarethe (Kahn)	13.11.1885	Dortmund	nach 1941	Riga	in Breyell seit Juni 1938, 10.12.1941 Riga Witwe Jakob Kaufmann
Hoffstadt					
Erich	01.04.1923	Straelen	nach 1941	Riga	10.12.1941 Riga, seit 02.06.1937 in Breyell

Opfer des NS-Terrors, geboren in Kaldenkirchen

Cohen, Henriette (Jetta) geb. Devries, geb. 08.04.1861, Tochter von Abraham und Rebekka Devries, zuletzt wohnhaft in Kleve, Düsseldorf, Cuijk und Sint Agatha/NL, umgekommen am 08.05.1943 im Durchgangslager des KZ Herzogenbusch, Vught/NL.

Cohen, Eva, geb. 20.08.1887, Tochter von Henriette und Levi Cohen, zuletzt wohnhaft in Kleve, Kaldenkirchen und Düsseldorf, deportiert am 8.11.1941 in das Ghetto Minsk/Weißrußland.

Cahn, Rosa, geb. Sanders, geb. 11.06.1891, Ehefrau von Jakob Cahn, Sohn Walter, geb. 28.09.1924 in Kaldenkirchen, zuletzt wohnhaft in Krefeld, deportiert am 10.12.1941 nach Riga.

Sanders, Hermann, geb. 17.10.1885, verheiratet mit Jenny, geb. Levy. Kinder Rolf und Helga, zuletzt wohnhaft in Grefrath und Holland, Todesdaten Auschwitz: Hermann 07.07.1944, Rolf u. Helga 30.09.1942. Schicksal von Jenny unbekannt.

Opfer des NS-Terrors, geboren in Lobberich

Zanders, Sigmund, geb. 4.8.1882, Bruder von Arthur und Otto Zanders, verheiratet mit Maria Anna, geb. Bähr, geb. 18.6.1886 in Heinsberg. Kinder Edith (21.2.1914), Kurt (4.7.1915), Helmut (21.6.1923). 1930 Umzug der Familie nach Krefeld. Die Eltern und Helmut wurden am 20.4.1942 nach Izbica deportiert und vermutlich in Sobibor oder Belzec ermordet. Edith und Kurt überlebten in Südamerika und England.

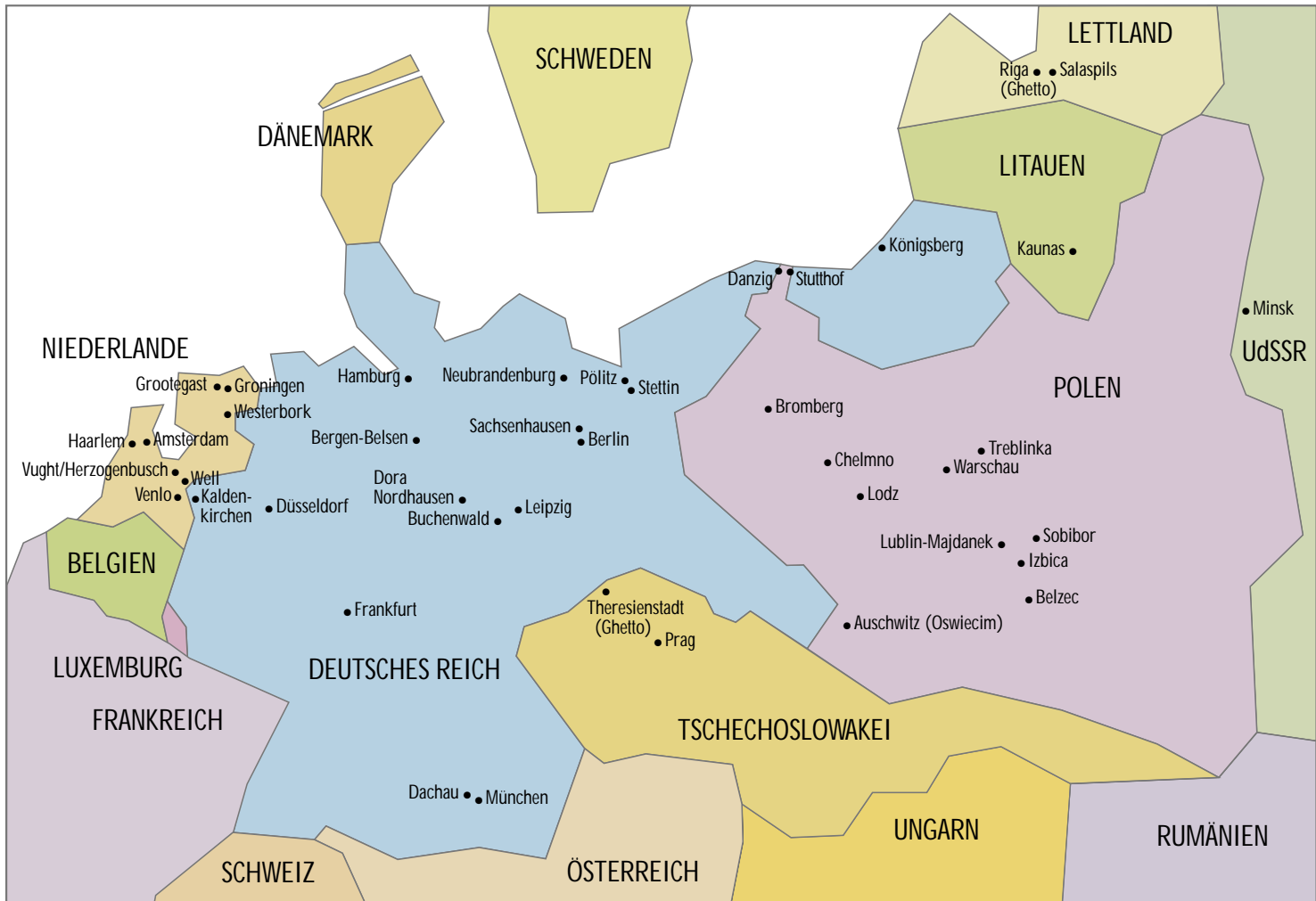
Zanders, Helene, geb. am 7.11.1892, zuletzt Köln.

Zanders, Adele, verheiratet mit Albert Harf in Wickrath, 2 Kinder.

Quellenangaben:

Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie, Amsterdam. Gemeente Venlo. Gemeente Cuijk. Kreisarchiv Viersen in Kempen. NW-Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf. Sonderstandesamt Bad Arolsen. Gedenkbuch des Bundesarchivs Koblenz. Stadt Krefeld, NS-Dokumentationsstelle. Stadtarchiv Düsseldorf, NS-Dokumentationsstelle. Herinneringscentrum Kamp Westerbork, Hooghalen. Stichting National Monument Kamp Vught, Vught. Stadt Nettetal. Stadtarchiv Straelen. Landesverband der jüdischen Gemeinden von Nordrhein, Mahn- und Gedenkstätte, Düsseldorf. Panstwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau, Oswiecim/Polen und private Auskünfte.

Europäische Staaten 1937



Lage der späteren Ghettos, Durchgangs- und Konzentrationslager, in die unsere Bürger verschleppt und in denen sie zur Zwangsarbeit eingesetzt oder ermordet wurden.

Vernichtungslager: Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Majdanek, Belzec und Chelmno in Polen.

Ghettos: Riga, Theresienstadt, Lodz (Litzmannstadt) und Minsk (Hauptstadt Weißrusslands).

Konzentrations-, Durchgangs- und Arbeitslager: Dachau, Dora Nordhausen, Stutthof, Westerbork, Vught Herzogenbusch, Bromberg, Izbica.

Bild- und Dokumenten- Nachweis

1, 82, 106, 120, 158, 167, 169, 301, 342, 344, 345, Portrait Frank Kauwertz sowie die Erstellung der meisten Farb-Reproduktionen von Original-Fotos, Dokumenten und Gemälden: Willi Faahsen, Fotostudio, Hombergen, 41334 Nettetal-Hinsbeck.

130, 338 Horst Alfken
 147 Elisabeth Backes
 131 Wilhelmine Bolten
 44 Frau Bucher-Siemes, durch Carl Meyer und Josef Dückers
 284 Erna Buscher-Nagel
 17, 45, 293 Heinz Buschmann
 249, 250 Mirjam A.C. Cliteur, Leende/NL
 94, 95 Theo und Stef Daamen, Riet Daamen-Wolff, Amsterdam
 84, 85 Edith Dahlschen
 346 Herbert Dahmen
 285, 286 Heinrich Dohmen
 54, 112 Gerd Franke
 188 Hans-Hilmar Haasen, Krefeld, Erna Kaftan
 294 Gisela Hergett
 2, 7, 42, 63, 150, 187, 208, 209. Seite 409 Gregor Herter
 56 Helene Hill-Edling
 18 Grete Huneus, Mönchengladbach, Heinz Buschmann
 145, 212 Matthias Janßen
 39 Peter-Josef Jerzewski, Neuß
 51, 148, 246, 247, 295 Erna Kaftan
 43, 144, 228,
 323 - 326, 331, 334 Josef Küppers, Straelen
 198, 199, 200, 204 Frans van Lin, Lottum/NL
 146, 241 Elisabeth und August Lommes
 61 Monika Lueb
 300, 321 Jörg Mackenbach
 Seite 3. 11, 28, 29
 205, 210 Paul Moors
 53, 105 Harts und Kitty Nijstad-de Wijze, Lochem/NL
 25, 298, 299 Johanna Opdenplatz
 309 Frieda Otten
 15, 16, 288, 289,
 290, 291 Frau Schröder durch Willi Münter
 171 Dott. Carlo Slama, Milano
 KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, Nordhausen
 190, 191, 192 Margarete Spelten
 242, 243, 303, 304 Willi Thönissen, Viersen
 201, 202 Cisca van Tegelen-Verhoeven, Belfeld/NL
 3, 297 Berti Verkoyen
 100 Elly Vyth-de Wijze, Nijmegen/NL
 19, 170 Louis de Wijze, Berg en Dal/NL

40, 307 Jahresschau Kaldenkirchen 1923-27
 52 Institut für Zeitgeschichte – Archiv, München
 93, 97 Historisch-topografische Atlas van het Gemeentearchief van Amsterdam
 115 - 118 Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie, Amsterdam
 154 Senckenbergische Bibliothek der Goethe-Universität, Frankfurt. Stadt Nürnberg, Stadtarchiv
 252 Breyell - aus der Geschichte, von Josef Funken, Breyell-Leutherheide. Herausgeber: Katholisches Pfarramt St. Lambertus, Breyell, 1980
 256, 308 NSDAP, Kreisleitung, Rückblick auf den Kreis Viersen-Kempen 1933-1938, Bert Dors
 283 Freie Universität, Berlin. Stadt Nürnberg, Stadtarchiv
 341 Sondernummer der „Heimatkundlichen Nachrichten für die Stadt Kaldenkirchen - Die Heimat“

Kreisarchiv Viersen in Kempen

258 - 282 GA Breyell 1148
 Bestand Kaldenkirchen
 109, 114 STA 1594
 310, 311, 315, 316, 317 STA 1305
 312 STA 1027
 313, 314, 339, 340 STA 127
 329, 330, 332 STA 70
 Seite 98 Fußnote 2. STA 1022
 Seite 176 Fußnote 2. STA 1022

Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf

175 NW 1008/3-4/Nr.105
 306 RW 58-10016
 347 RW 58-8052
 348 Bestand 19168
 349 RW 58-57857 und 58210
 350 Regierung Düsseldorf 50013/I
 351 NW 1008-KAT 5 1267
 352 NW 1000-EÜ 6696 und NW 1037-BI 17279
 353 NW 1000 EÜ/Nr. 1979
 354 NW 1008-Kat3-4/Nr.898
 355 NW 1023 Nr.4868 und NW 1037 BI/Nr.15577

Alle weiteren Bilder und Dokumente sind aus dem Privatbesitz von Siegfried Sanders, Jakob Sanders, Eric B. Cohen, Gisela und Bert Dors, Ursula und Hans Hoeke, Roza Zendijk, Else Heymann, Walter Sanders, Rolf Grunewald, Ruth Sanders, Hertha Kösterich, Hermann Levy, Etty Keizer Dolin, Maly Gat und Moshe Wagner, Eva Hilde Noach und Frank Kauwertz.

Personenindex

Bonn, Isaac und Henriette. Lina. Alex und Emmy, Hans Günther und Eva Hilde (Noach), Walter und Hermine 48, 52, 61, 167, 217, 237-243, 254-261, 266, 282-283, 313, 315, 331, 344, 351, 399, 509, 515

Cliteur, Anton und Tonia, Mirjam 270, 273, 286-288, 515

Cohen, Abraham und Else, Erich Bernd (Eric) und Familie. Sanders, Cohen & Co 7, 24, 32, 44, 51-53, 74, 79, 82, 90, 129-140, 148, 154, 159, 273, 296, 332, 349, 353, 509, 513, 515

Dahmen, Bernhard, Herbert, Hans und Familie. Gebrüder Dahmen 19, 21-23, 61, 80-81, 98, 303, 309-310, 404, 414, 515

de Visscher, Johannes und Maria (oom Jan en tante Mies) 106-118

de Wijze, Sam und Sybilla (geb. Devries) mit Familie. Jaap und Sara, Kitty (Nijstad), Elly (Vyth), Louis 28-29, 32, 64, 75, 91, 123, 125, 133, 200-201, 515

Dederichs, Wilhelm. 1938-1959 katholischer Pastor in Kaldenkirchen 58, 308, 330, 338, 355-363. Gestapoakte zum Schutz von Dederichs wegen „seiner loyalen Haltung zum NS-Staat“ 358-363

Devries, Abraham und Rebekka. Simon und Johanna. Sybilla (de Wijze). Devries, Weeze 13-14, 18, 24, 28, 30-31, 48, 74, 83, 85, 90-91, 131, 148, 303, 322, 353, 399, 500, 509

„Die drei Eiseiligen“, Eugen Küppers (katholisch), Paul Kauwertz (evangelisch) und Siegfried Sanders (jüdisch) 2-3, 7, 12, 19, 21, 34, 38-39, 41-43, 54, 60, 64-69, 82-83, 95-96, 99, 131, 211, 303, 307, 316, 322, 324, 340, 349, 356-357

Edling, Karl 21, 31-32, 69, 92

Faig, Helmut. Einsätze bei der Grenzpolizei (Gestapo), SA und allgem. SS 80, 283, 314, 320, 343, 444-446, 506-508

Familien der israelitischen Gemeinde in Breyell: Levy, Höflich, Klaber (siehe auch Levy, Hermann) 24, 52-53, 130, 133, 197, 289-301, 304, 352, 400, 512-513

Freimark, Bernhard und Rosa, Ilse (Sanders), Fredy 66-67, 83-86, 88-94, 131, 407, 510

Gat, Malka und Wagner, Moshe. Kinder von Ilse Wagner (geb. Keizer) 286, 515

Grunewald, Elias und Rosalie. Robert. Sigmund und Katharina, Rolf. Ernst und Johanna, Günther, Hans. Emma (Scheftel) 7, 11, 17, 24, 40, 47-50, 66, 68, 142, 150, 209-238, 273, 304, 306-308, 317, 319, 322, 329, 337-338, 342, 345-346, 348-349, 351, 399, 405, 448-462, 509, 515

Harf, Simon und Lina (geb. Sanders), Ruth 148, 154-155, 159, 183-186, 337, 345-346, 354, 509

Heussen, Peter. Obersturmführer der SA (Sturmabteilung, politische Kampftruppe der NSDAP) 9, 65, 72, 76, 95, 144, 168, 308, 314, 316, 320, 325, 327, 329-330, 340-341, 343, 346, 349-350, 353-354, 374, 393-397, 404, 480, 485, 494, 497-503. Nov. 1938 Zerstörung der Synagoge, Auftrag zu „Judenaktionen“ auch in Nachbargemeinden 499-501. Dez. 1938 Einstellung in der Polizeiabteilung 395. Abb. um 1967 im Kaldenkirchener Stadtrat 396

Heymann, Else. Verheiratet bis 1945 in 1. Ehe mit Max Lion, Tochter Hedi. (siehe auch Lion) 7, 11-12, 48, 141-176, 190, 204, 233-234, 401, 510, 515

Hoffstadt, Moses und Julchen (geb. Sanders). Jakob. Hoffstadt, Straelen 51-53, 147, 150, 155, 177, 186, 297, 308, 310-312, 317, 321, 324, 333-335, 339-341, 343-345, 348, 350-351, 399, 509

Kaldenkirchener Bürger erzählen 303-354. Abelen, Heini. Bischoff, Matthias. Buscher-Nagel, Erna. Cronen, Wilhelm. Dahmen, Herbert. Dohmen, Heini. Fiß, Gretchen. Ginditzki, Lydia. Heinen, Helene. Hergett, Gisela. Kaftan, Erna. Lenssen, Anna/Bontenackels, Leo. Lueb, Ella. Opdenplatz, Johanna. Redel, Christine. Spelten, Margarete. Thönissen, Minchen und Hans. Weber, Maria. Ein Zeitzeuge. Assenheimer, Helene. Buschmann, Heinz. Füsers, Maria. Heines, Heinrich. Küppers, Jupp. Kuhn-Terstappen, Charlotte. Stockhofs, Johanna. Tegelbeckers, Heinrich. Thelen, Gerhard. Thönissen, Willi. Wichelhaus, Karl. Verschiedene.

Kauwertz, Paul und Anny, Frank. Kauwertz & Co 12, 18-96, 99, 139, 204, 351, 373, 389, 407-408, 476, 481-482, 487, 515. Johanna 18, 33, 62, 70-71, 280, 388

Keizer Dolin, Ety. Tochter von Paul und Mira Keizer 264-273, 275, 515

Keizer, Jacques und Regina. Paul und Mira, Nada. Rosetta (Ety), Ilse 14, 52, 76, 146, 168, 185, 221, 238, 263-288, 303, 309-310, 316, 330-331, 346, 351, 397, 433-447, 510. Abb. Regina Keizer und Schwiegertochter Mira mit Judenstern in Amsterdam 270-272

Küppers (Färberei), Josef und Katharina. Eugen und Hannchen, Ursula, Gisela 12, 19-96, 99-102, 357, 420-432, 476, 481, 515

Küppers (Gastwirtschaft), Johann (Hänneske) 34-35, 57, 348-350, 379, 383

Küppers (Bäckerei), Josef und Mathilde. Willi, Matthias, Karl, Josef, Johannes und Geschwister 50, 53, 56, 61, 94, 179, 264, 280, 308, 311, 347, 350-351, 354, 372, 379-388, 478-479, 485, 487, 497, 515

Levy, Hermann 35, 290-291, 515

Lion, Jakob und Bertha (geb. Sanders). Max und Else, Hedwig (Hedi) 11, 48, 53, 141-176, 204, 233-234, 281, 304, 322, 324, 326, 332-333, 336-337, 345-347, 352, 356, 397, 510. Bertha springt aus Angst vor NS-Gewalttätern aus dem Fenster im 1. Stock 144, 146, 330, 345. Abb. von Hedi 1938/39 in der jüdischen Schule Mönchengladbach 170

Dr. Matthaei, Hermann. Evangelischer Pastor. Söhne Hans Hermann und Wolfgang 61-62, 283, 295, 330-331, 353

Noach, Eva Hilde und Sohn René (Rami). Verheiratet bis 1948 in 1. Ehe mit Hans Günther Bonn (siehe auch Bonn) 7, 243-261, 315, 509, 515

Otten, Karl. 1937-1940 Ortsgruppenleiter der NSDAP 55, 66, 69-70, 72, 99, 308-309, 316, 319-320, 324, 326, 328, 330, 335, 347-350, 353-354, 360-361, 368-374, 378, 383, 405, 420-423, 458-460, 474-497. Boykottmaßnahmen gegen Bürger und Teilnehmer an der Beerdigung von Simon Sanders 370-374. Anzeige gegen Eugen Küppers bei der Gestapo 421-423

Dr. Pauw, Bernhard. 1923-1944 Bürgermeister von Kaldenkirchen.

Sachindex

- Ab 1937 NSDAP-Mitglied 9, 11, 55-56, 72, 79, 95, 98, 132, 135, 141, 144, 168, 176, 222, 240, 304, 308, 314, 316, 326, 328-329, 332, 338, 341, 345, 349-350, 352-353, 365-378, 383-387, 405, 436-438, 442-443, 449-450, 454-455, 460, 463-473, 492, 495. Boykottmaßnahmen gegen Bürger und Teilnehmer an der Beerdigung von Simon Sanders 370-374. „Ungünstige politische Beurteilung“ des Jubelpaares Küppers 325. Verfolgung des Kaufmanns Ernst Grunewald (Gestapoakte) 450, 454, 458, 460. Katholische Beichte im „Königreich der Niederlande“ 11, 378, 471. Pauw kann „die Verantwortung nicht mehr übernehmen“ und stellt sein Amt kurz vor Kriegsende zur Verfügung 11, 463, 465, 472-473. „Persilschein“ für den früheren Ortsgruppenleiter Karl Otten 378, 495
- Peters, Moritz. 1899-1923 Bürgermeister von Kaldenkirchen 20, 25-27, 54, 210-211, 214, 344
- Sanders (Hinsbeck), Jacob und Sara, Else, Lothar und Ruth. Philipp und Pauline, Erna, Hertha 142, 144, 146-147, 150, 187-191, 305-306, 400, 511, 515
- Sanders (Lobberich), Abraham und Eva. Sally und Wilhelmina, Egon, Edith, Walter 7, 10, 12, 27, 49, 79, 154, 159, 167-168, 193-208, 511, 515. Abb. von Walter mit eintätowierter Nr. 175530 des KZ Auschwitz 199
- Sanders, Gustav und Julie. Sally und Henny. Lina (Harf) 10, 52, 76-77, 144, 146-147, 154-155, 159, 183-186, 308, 332-333, 335, 337, 346-348, 351-352, 510
- Sanders, Albert und Ida. Julius und Friedel. Jakob und Mia. Sanders, Cohen & Co 13, 24, 30-33, 50-51, 55-56, 71, 74-75, 77-78, 80, 83, 93-94, 121-128, 131, 167, 188-189, 195, 303, 312, 353, 356, 478, 483-485, 492, 510, 515
- Sanders, Josef und Rosa. Isidor und Grete, Erich. Johanna 49-50, 65, 73, 83, 148-150, 339, 405, 510
- Sanders, Salomon und Adelheid mit Familie. Bernhard 20, 27, 49, 52, 142, 151, 308, 311, 322, 328, 513, 510
- Sanders, Siegfried und Ilse (geb. Freimark) 7, 12, 13-98, 119, 131, 237, 240, 307, 309, 315, 324, 326, 328, 330, 335, 340, 342, 349, 351, 356, 397, 403-408, 422, 476, 481, 510, 515. Abb. von NS-Plakaten am Geschäft 65-66
- Sanders, Simon und Wilhelmina (geb. Devries) 11, 14-21, 25, 28-32, 37-38, 72-74, 77, 91, 93-94, 103-119, 123, 126, 138, 203, 328-329, 335, 344, 350-353, 399, 510. Beerdigung Simon 72, 370, 372, 406, 478, 481, 485, 497. Abb. Mai 1945 Befreiungstag in Amsterdam 118
- Schmidt, Richard. Einsätze bei der Gestapo und SS u.a. in Riga/Lettland 10, 38, 76, 99, 154, 159, 168, 177-181, 280, 304, 315, 504-505
- Simon, Emil und Frieda, Sally 24, 49, 83, 153-155, 313, 354, 510
- van Lin, Frans und Margarethe mit Familie 227-228, 238, 515
- van Nooy, Jan. Bis 1938 katholischer Pastor 9-10, 57-58, 215, 307, 315, 328, 330, 356, 369
- Verhoeven, Martin und Truus mit Familie 227-229, 238, 515
- Wiersma, Hessel und Jelly 267-268, 270, 272, 274-279
- Wijsmuller-Meijer, Truus 136-140
- Zanders (Lobberich), Arthur, Otto, Sigmund und Familien 194, 196, 511, 513
- Zendijk, Roza und Familie 7, 103-119, 123, 273, 515
- Amsterdam/NL 5, 11, 75, 79, 85, 91, 94, 103-119, 121-125, 135-138, 140, 197, 203, 208, 224, 229, 234, 246, 254, 257-258, 264-276, 282, 285-286, 288, 510, 513-515, 517. Abb. Mai 1945 Befreiungstag 118
- „Der Stürmer“, Herausgeber Julius Streicher 62-63, 189, 301, 305-306, 309-310, 325, 335, 410-419. Abb. Nürnberger Rassengesetz von 1935 „zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ 63
- Ghetto Riga, Lager Salaspils, Ghetto Theresienstadt 7, 10, 153-160, 167, 175-182, 196, 264, 267-269, 374, 504, 509-514
- Judenstern 11, 65, 79, 91, 93, 104-105, 148, 167, 195, 224, 226, 229, 233, 322, 324, 326, 343, 348, 354, 374. Abb. Regina Keizer und Schwiegertochter Mira mit Judenstern in Amsterdam 270-272
- Jüdische Friedhöfe in Kaldenkirchen 46-47, 72, 336, 399, 406
- „Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich“ unter Hitler 57, 98
- Konzentrationslager Dachau, Auschwitz, Sobibor, Stutthof, Majdanek, Mittelbau Dora/Nordhausen 7, 10, 77-79, 83, 125-128, 133, 144, 147-148, 177, 160-161, 193-195, 197-204, 238, 254, 256-261, 268-269, 271, 273, 282, 290-291, 307, 309, 315, 374, 403-404, 407, 509-515. Abfahrt der Deportationszüge in Westerbork/Holland, Ankunft in Auschwitz und Vergasungsaktionen der SS 125-128
- Straße der SA. Hermann-Göring-Straße. Adolf-Hitler-Platz in Kaldenkirchen 308, 314, 327, 344-345, 376
- Synagogen in Kaldenkirchen und Breyell 9, 12-14, 24, 30, 44-49, 61, 76, 96-97, 142, 144, 193, 215, 289-290, 304, 308, 314, 321-323, 326, 328, 330, 335-336, 339, 347, 349, 351, 374, 396-397, 404, 499-501. Abb. der Synagogen 45, 97, 289
- Venlo/NL, Nachbarstadt von Kaldenkirchen 14, 20, 28, 32-33, 35-36, 38, 42, 49, 52, 55, 62, 68-69, 72, 75, 85, 91, 103, 131, 141, 150, 167-170, 212, 221-228, 232-234, 243, 254-261, 263-264, 269, 282, 309-310, 313, 315, 318, 320, 334-335, 343, 346, 376, 378, 509-510, 513-514.
- Westerbork/NL, Lager (Kamp). KZ Herzogenbusch, Vught/NL 83, 103, 119, 125, 140, 196-197, 199, 238, 254, 256, 266-268, 271, 273, 282, 352, 509-514. Abfahrt der Deportationszüge, Ankunft in Auschwitz und Vergasungsaktionen der SS 125-128

SHALOM – FRIEDEN

**Wer ist geehrt?
Der die Menschen ehrt;
so heißt es:
Die mich ehren, ehre ich,
und die mich gering schätzen,
vergehen.**

(Thora, Sprüche der Väter, Abschnitt 4)

Der Herausgeber bedankt sich herzlich

bei allen bereits genannten Personen, Organisationen, Behörden, Archiven und Dokumentationsstellen, die durch ihre Geschichten, Beiträge, Fotos, Dokumente und Informationen zu dieser Dokumentation beigetragen haben, sowie bei

Hilde Bahrs
Karl-Heinz Berger
Käthe Bücking, Schliersee
Mirjam und Carlos Casali, Groenekan
Ilse Cürlis, Viersen
Inge und Paul Dengs, Tönisvorst
Edie und Charlie Fay, St. Louis/USA
Gerda Fleßner, Esens
Prof. Dr. Heike Fleßner, Oldenburg
Leo und Sybilla Friedler, Kingswood/GB
Erika Gängel, Bruchsal
Käthe und Josef Geuyen
Reiner Held, Langenfeld
Leah und Leo Heymann, Wiesbaden
Liesbeth van der Horst, Verzetsmuseum, Amsterdam
R.M.S. van Ingen, Amsterdam
Kurt Keizer, Amsterdam
Meta Kenton, Broadstone/GB (geb. Wolff aus Brüggen)

KRO Katholieke Radio Omroep, „Adres onbekend“, Hilversum
Claude Lanzmann, SHOAH, Claassen Verlag, Düsseldorf,
jetzt München, Verlagshaus Goethestrasse
Edda, Peter und Kai Liwa, Leer
Ann-Katrin Liwa, Christian Timm, Minden
Fritz Müller
Gudrun und Wilhelm Neyen, Remscheid
Drs. Jaap Nijstad, Amsterdam
Gertrud und Leo Pink, Ratingen
Hubert Rossy, Amsterdam
Edith Sanders
Conny und Egon Sanders, Kürten
Toni Terporten, Herongen
Mathilde und Willi Thelen
Elfriede Tiedemann, Viersen
Willemina und Rupert Ward, Amsterdam
Josef Welters
Leo van Wylick